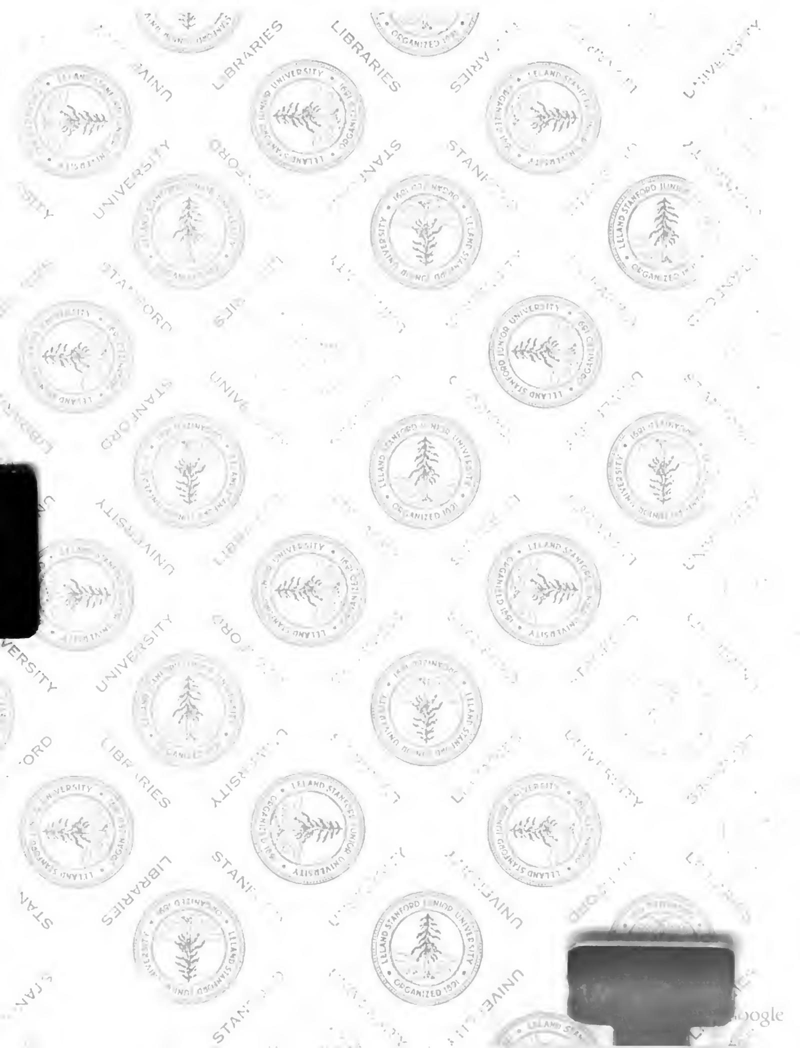











A 103

1826 April | Juni

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 29.
Lithographie in München. Von Canonicus B. Speth.
Nro. 30.
Hinterlassene Briefe von Carl Graß. — Die Madonna del Sisto in der königlichen Gallerie zu Dresden. Mort de Napoleon à St. Helène, le 5 May 1821 par ... (David?) dessiné par M. Stapleaux Elève de David, gravée par Jazet. — Johanna von Arragonien. Vicekönigin von Neapel, gemalt von Raphael, gezeichnet und gestochen von Lerour. — Carlsruhe. — Frankreich.
Nro. 31.
Hinterlassene Briefe von Carl Graß. (Fortsetzung.) — Mainz. Ehrenbezeugungen.
Nr. 32.
Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. — Kunstnachrichten aus Leipzig. — Lithographie. — Archäologische Bemerkung.
Nro. 33.
Hinterlassene Briefe von Carl Graß. (Fortsetzung.) — Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. — Nekrolog.
Nro. 34.
Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. — Kunstnachrichten aus Leipzig. (Beschluß.) — Hinterlassene Briefe von Carl Graß. (Fortsetzung.)

Literatur-Blatt.

Nro. 27.
Geschichte. Memoires du général Morillo. etc. — Dichtkunst. Virgil's Gedicht vom Landbau. Deutsch von Dr. Joseph Nürnberger.
Nro. 28.
Literatur-Geschichte. De la littérature Allemande. Deux fragmens du cours de littérature Allemande donné à Genève par Mr. Chrétien Muller, docteur de l'université d'Jena etc. — Roman. — Die Aufrührer. Eine Erzählung aus den Zeiten des Bauernkriegs, von F. Rother.
Nro. 29.
Theater-Literatur. Dramaturgische Blätter, nebst einem Anhang noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahr 1817, von Ludwig Tieck. — Aus Italien. (Fortsetzung.)
Nro. 30.
Französisches Trauerspiel. 1) Jeanne d'Arc, Tragédie en cinq actes et en vers, par M. Alexandre Soumet, de l'Academie Française. — Medicinische Polizey. Essay sur les cloaques ou égouts de la Ville de Paris par A. J. B. B. Parent Duchatelet M. D. chevalier de la légion d'honneur. — Aus Italien. (Forts.)
Nro. 31.
Französisches Trauerspiel. 1) Jeanne d'Arc, Tragédie en cinq actes et en vers, par M. Alexandre Soumet, de l'Academie Française. — Kirchengeschichte. Bemerkungen über religiöse Gesellschaften im Allgemeinen und mit besonderer Rücksicht auf die Momiers. — Statistik. An account, historical, political and statistical of the United Provinces of la Plata etc. by Don Ygnacio Nunnez. — Aus Italien. (Fortsetzung.)
Nro. 32.
Französisches Trauerspiel. 2) Léonidas. Tragédie en cinq actes, par M. Pichat, de l'Isère. — Volksschriften. — Almanach des bons conseils pour l'an de grace 1826. Publie par l. s. d. l. r. de Paris. — Statistik. The East company's records etc. etc. — Aus Italien. (Beschluß.)
Nro. 33.
Der Meßkatalog von Ostern 1826. — Dramatische Dichtkunst. Ueber Raupachs Isidor und Olga. Aus dem Tagebuch reisender Künstler. —
Nro. 34.
Der Meßkatalog von Ostern 1826. (Fortsetzung.) — Empfehlung eines vortrefflichen Buches. Kultur und Barbarey, oder Andeutungen aus und zu der Geschichte der Menschheit mit steter Beziehung auf unsere Zeit, von Johann Reinwald.

Nro. 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. April 1826.

Froh empfinde ich mich auf klassischem Boden begeistert.
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

Goethe.

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

König Ferdinand, der mit weiser Mäßigung nicht nur von der gesammten Verwaltungsart der Franzosen in diesem Theil seines Reichs dasjenige, was für lezteres taugte, beybehielt, sondern besonders auch Alles, was während seiner Entfernung zur Verbesserung der Landstraßen, so wie zur Verschönerung der Hauptstadt begonnen und gethan worden war, fleißig fortsetzen ließ, wollte den Weg auf dem Pausilipp ebenfalls vollendet sehen. Auf seinen Befehl wurde ein Ueberschlag der noch zu bestreitenden Kosten gemacht, da diese aber zu bedeutend schienen, und das General-Kommando der östreichischen Besetzungsarmee sich anerbot, für diejenige Summe, auf welche die Landesregierung sich beschränken zu müssen glaubte, die Arbeit zu übernehmen, so wurde der Vorschlag gerne genehmigt, und noch vor Ablauf des Jahrs 1823 unter der Leitung einiger tüchtigen Offiziere vom östreichischen Generalstab zur Ausführung geschritten. Nicht ohne Verwunderung sah man in Neapel das nützliche Beyspiel römischer Legionen sich erneuern: östreichische Truppen legten ihre Waffen und Uniform bey Seite, griffen zum Spaten und Steinbohrer und erprobten deutsche Kraft und deutschen Ernst auch im Strohhut und Zwilchkittel. Es war nichts Geringes, was sie hier unternahmen. Das untere Tuffsteinlager, worauf man an einigen Stellen bald stieß, konnte mit Pulver gesprengt, mit der Spitzhacke bezwungen werden, allein zuerst mußte man den obern losen Schichten eine viel sanftere Abdachung und größern Halt geben, als sie von Natur hatten, und das war auf einer so weiten Strecke und bey der geringen Anzahl von Leuten, die man dazu bestimmen konnte, eine eben so mühsame als langwierige Arbeit an einem Orte, der im Sommer eben so wenig Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen, als im Winter gegen die heftigen, alles mit fortreißenden, Regengüssen gewährt. Troß diesen Schwierigkeiten und noch andern Hindernissen, deren Aufzählung hier zu lang wäre, ward der Weg im July 1825 fertig, gerade noch, ehe die damit beschäftigt gewesenen Abtheilungen die Weisung zum Abmarsch erhielten. Man konnte nun aus dieser Stadt auf die behaglichste Art an der Morgenseite des Pausilipps hinauf und an seiner Abendseite wieder hinunter fahren bis an's Meer, dem Eiland Nisita gegenüber, und von da an dem flachen Ufer hin auf die alte Straße, welche von Puzzuoli her das Thal entlang an die Grotte und durch diese in die Stadt führt. Schreiber dieses machte selbst mehrmals diesen interessanten Ausflug mit immer neuem Vergnügen; allein leider war es nicht von langer Dauer! Früher als gewöhnlich stellten die Stürme der Tag- und Nacht-Gleiche sich ein: durch außerordentliche starke Schlagregen wurde das Erdreich noch mehr aufgelockert, und ein großer Theil der weichen Bergwand oberhalb der neuesten Straße rutschte in einer Nacht unaufhaltsam herab, diese an verschiedenen Stellen so gänzlich verschüttend, daß gar kein äußeres Merkmal mehr von ihr vorhanden ist. Dieses Unglück war

vorauszusehen, da an dem obern Rand des Hügels viel zu wenig abgetragen, ja durch den neuen Straßenbau hin und wieder noch abschüssiger geworden war und die östreichischen Soldaten, welche dazu beordert waren, vor ihrem Abmarsch nicht Zeit genug gehabt hatten, diesem Uebelstand abzuhelfen, auch war die ausgesezte Summe verhältnißmäßig gar zu unbeträchtlich, so daß sie nicht einmal zur Schadloshaltung für den Aufwand von Schießpulver und Handwerkzeug hinreichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Mariens Stolz war so aufgebracht wie der meine bey dem Gedanken, der Gegenstand von der Leidenschaft eines Negers zu seyn! Ihr Vater, den die häufigen Sitzungen der Provinzialversammlung und die zunehmende Gefahr der Stellung, in welcher die Kolonie sich befand, so wie die Geschäfte seiner Pflanzungen gänzlich hinnahmen, übertrug mir die Sorge für Mariens Sicherheit und berechtigte mich bis zu unserer Hochzeitfeyer, die auf den 22sten August festgesezt war, sie auf allen Spaziergängen zu begleiten. Da mein Nebenbuhler unzweifelhaft außerhalb seiner Plantagen wohnen mußte, gab er Befehl, deren Gränzen Tag und Nacht sorgfältiger wie je zu bewachen.

Durch diese Maßregeln beruhigt, wollte ich einen Versuch machen, schmückte die Laubhütte, in welcher Maria die erste Spur von meinem Nebenbuhler gesehen hatte, von Neuem mit den ausgesuchtesten Blumen und führte meine Geliebte, von ihrer Amme begleitet, beym Eintritt der Abendkühle dahin. Wie ergriffen mich Erstaunen und Zorn, als ich beym Eintritt in den Pavillon die Blumen von Neuem herabgerissen und auf Mariens Bank abermals einen Strauß der unglückweissagenden Todtenblume fand. Marie, welche diese Spuren der Gewaltthat noch vom gestrigen Tage herzurühren glaubte, ahnete die Wahrheit nicht, die ich ihr auch verschwieg. Kaum hatten wir Platz genommen, so vernahm ich neben dem Gemurmel des Wassers und dem Rauschen der vom Abendwind bewegten Bäume ferne traurige Töne — eben solche, wie in der vergangenen Nacht mich außer mich gesezt hatten. Bald unterschied ich eine männliche, aber klagende Stimme aus dem Innern des Gebüsches her, die nach einer bekannten Weise in Worten voll Liebe und Schmerz Mariens Anmuth und des Dichters Unglück besang. Er nannte sich darin mit Stolz einen Königssohn, verrieth, daß er ein Neger sey und sprach voll Bitterkeit von noch bevorstehender Rache. Mit Mühe hatte mich Marie bis zum Schluß dieses empörenden Gesanges zurückgehalten — jezt warf ich meine Flinte über die Schulter und stürzte in das Gebüsch. Kein Gebüsch blieb undurchsucht, kein Pfad undurchkreuzt, selbst die hohen Stauden entgingen mir nicht, aber ich fand nichts! Zu meiner Wuth gesellte sich eine gewisse Beschämung, mich also überlistet zu sehen, ich suchte wieder und fand nichts! Plötzlich hörte ich Schellengeklimper und der Zwerg Abibra stand vor mir, mit einem unerklärlichen Ausdruck von Bosheit und Triumph in seinem Gesicht, schien er meine Unruhe zu bemerken; ich fragte ihn mit Heftigkeit, ob er Niemand hier gesehen, keinen Gesang vernommen habe? — seine Antworten voll Arglist und Fratzenhaftigkeit erregten meinen Zorn in so einem Grade, daß ich den Arm hob, ihn zu züchtigen, als ich einen Angstruf vernahm — es war Mariens Stimme! ich flog dem Pavillon zu — welch ein Schauspiel fand ich hier! — ein ungeheures Krokodil, dessen halber Leib in dem Schilf und Ufergebüsch verborgen war, hatte seinen Kopf durch eine der Oeffnungen, die gegen den Fluß zu in den Laubsäulen angebracht waren, gesteckt, und öffnete seinen furchtbaren Rachen gegen einen jungen Wilden von riesenmäßiger Größe, der in seinem linken Arm das erschrockene Mädchen hielt, indeß seine Rechte das Eisen eines Wurfspießes unerschrocken quer zwischen die Kinnladen des Ungeheuers stieß. Das Krokodil widerstrebte wüthend der kühnen Hand, die es zurückhielt. — Sobald Marie mich erblickte, stieß sie einen Freudenschrey aus, entschlüpfte dem Arm des Negers und warf sich in die meinen. Bey diesem Anblick bleibt der Schwarze wie versteinert, er kreuzt die Arme auf die Brust, blickt auf uns und achtet des Krokodils nicht, das, von dem Eisen befreyt, im Begriff war, ihn zu ergreifen. Schnell lege ich Marie ihrer Amme, die der Schrecken noch immer erstarrt hatte, auf den Schooß und jage dem Unthier, den Lauf in den Rachen gesezt, die ganze Ladung meines Karabiners in Schlund. Noch ein Paar Mal öffnete es seinen blutigen Rachen, noch ein oder zwey Mal seine erlöschenden Augen, dann warf es sich mit großem Geräusch auf den Rücken und war todt. — Der Neger sah bey diesem Geräusch nach ihm um, blickte dann auf Marie, die, an meine Brust geschmiegt, sich von ihrer Rettung überzeugte, sagte mit einer Stimme voll unbeschreiblichen Schmerzes: „Warum hast du es getödtet?“ und verschwand mit eilendem Schritt in dem Gesträuch.

Wir blieben Beyde, Marie und ich, noch eine geraume Zeit in stumme Bestürzung versenkt. Bey ihr hatte der Schrecken die Oberhand, in meiner Seele stritten feindseligere, durch des Sklaven kühnen Muth, durch seine räthselhaften Worte und meinen früheren eifersüchtigen Verdacht erregte Gefühle. Endlich fragte ich Marie, auf welche Weise dieser Neger, der, seines Anzugs nach — seine groben Beinkleider bedeckten kaum seine Blöße — zu der untersten Sklavenklasse gehörte, ihr zu Hülfe gekommen sey? „Der Mann ist, sagte sie, ohne Zweifel einer der Neger meines Vaters, der hier in der Nähe arbeitete und bey dem Geschrey, das mir der Anblick des Ungeheuers ent-

preßte, herbeygeeilt war.“ Was Marie mir weiter sagen konnte, entdeckt mir nichts. Wohl drang sich mir eine Zusammenstellung der spanischen Worte, welche der Sklave so verzweiflungsvoll bey seinem Forteilen aussprach, mit den Tönen der spanischen Romanze auf, eben so zwischen der kolossalen Größe desselben und der Riesengestalt meines nächtlichen Gegners — auch die Nacktheit diente zu einer auffallenden Aehnlichkeit — er sagte in seinem Gesang, daß er schwarz sey, aber auch er sey König und seine erhabne Gestalt, der Stolz, der seine Brust schwellte, der Zorn, der in seinen Augen sprühte, hätten einem König geziemt. Aber er war ein Sklave und hatte sich erfrecht, seine Augen auf Marie zu erheben — dieser empörende Gedanke trieb mich an, ihn strafen zu lassen, doch zögerte ich noch, als einige Worte Mariens mein Ungestüm beschwichtigten. Sie erinnerte mich, daß es unsere Pflicht sey, den tapfern Neger, der ihr das Leben gerettet habe, zu belohnen. Mein besseres Gefühl siegte, ich unterrichtete meinen Oheim selbst, daß er die Erhaltung seiner Tochter einem seiner Sklaven verdanke, und erhielt von diesem das Versprechen, ihm seine Freyheit zu schenken. Obgleich ich immer den Anblick der Unglücklichen bey ihrer täglichen Arbeit, bey ihrer grausamen Behandlung gemieden hatte, bot ich mich meinem Oheim, in der Hoffnung, Mariens Retter unter ihnen zu entdecken, am folgenden Morgen zum Begleiter bey dem Besuch seiner Pflanzungen an. Welch ein trauriger Anblick bot sich mir von allen Seiten dar! Die Neger zitterten bey der Annäherung meines Oheims, sie verdoppelten ihren Fleiß; aber es war noch mehr der Haß wie die Furcht, der sie antrieb. Mein Oheim, dessen natürliche Zornmüthigkeit die Gewohnheit, sie zu äußern, noch gesteigert hatte, zürnte fast, nicht strafen zu können, als ihn der Zwerg Abibra, der ihm stets auf dem Fuße folgte, auf einen Neger aufmerksam machte, der von Ermüdung überwältigt, im Schatten eines Dattelngebüsches in Schlummer gesunken war. Mein Oheim stürzte sogleich auf ihn zu, rüttelte ihn ungestüm und gebot ihm, sich an die Arbeit zu machen. Der Sklave springt erschrocken auf und es zeigt sich, daß er sich aus Versehen auf einen bengalischen Rosenstrauch, den mein Oheim mit Vorliebe pflegte, gelegt und ihn zerknickt hatte. Jezt ward sein Herr wüthend! er reißt die unselige Peitsche aus seinem Gürtel und schwingt seinen Arm über den zu seinen Füßen liegenden Neger, als — nie vergesse ich diesen Moment — eine mächtige Hand seinen Arm festhält; ein Sklave, derselbe, den ich suchte, ruft ihn auf Französisch zu: „Strafe mich, denn ich habe dich jezt beleidigt, aber nicht meinen Bruder, der nur deinen Rosenstock geknickt hat!“ Erstaunen lähmte mich bey diesem unerwarteten Anblick, bey des Negers edelm Ausdruck, gebietenden Stimme, bey der Großmuth seines Betragens. — Auf meinen Oheim konnte dieß Alles nur nachtheilig wirken, er entwand sich zornschnaubend seinem Arm, und schwang jezt die Peitsche auf seiner Tochter Erretter, doch ein Augenblick, und die Geisel war ihm entrissen, der Sklave zerbrach den nägelbeschlagenen Stiel, wie einen Strohstengel, und trat ihn mit Füßen. Ich erstarrte vor Erstaunen, mein Oheim vor Wuth — es war für ihn etwas Unerhörtes, sein Ansehen also gehöhnt zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Ueberall und nirgends.

Um dein Bild mir abzuwehren,
Bin ich auf das Feld gegangen.
Ach, da sah ich gold'ne Aehren
Auf den Pfad herüberhangen!

Ach, da sah ich gold'ne Ranken
Sich um weiße Stämme schlingen!
Ach, da flogen die Gedanken
Heim zu deinen Lockenringen!

München, März.

(Fortsetzung.)

Ich komme nun zur interessantesten Neuigkeit. Donnerstag den 23. d. M. wurde zum ersten Mal Belisar, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Schenk, aufgeführt. Ich habe Sie schon in einem meiner lezten Berichte auf diese Erscheinung vorbereitet. Man darf behaupten, daß seit langen Jahren keine gediegenere, edlere und vollendetere dramatische Arbeit weder im Buchhandel noch auf der Bühne erschienen ist. Die Charaktere in diesem tragischen Gemälde sind groß, wahrhaft, und mit klarem, lebendigen Gemüthe und Geiste aufgefaßt, und in denselben spricht sich die reichste Fülle der Gedanken, und die Macht des Wortes in seinem köstlichsten Schmucke aus. Das Werk ist zu merkwürdig, als daß die Leser des Morgenblattes nicht wünschen sollten, seinen vollen Inhalt zu kennen. Hier ist er: Belisar träumte, es erhübe sich aus seinem Bette mit fremdem Helmbusch ein bewaffnet Haupt, er wollt' es mit Gewalt erfassen, und faßt statt des Hauptes eine Kette. Ein Zeichendeuter, den er darüber befragte, antwortete ihm, es werde ihm seine Gattin einen Sohn gebähren, der gegen ihn und sein Vaterland die Waffen tragen, und dann zum Sklavenstand niedersinken würde. Die Rede des Sehers wurde durch die Geburt eines Sohnes bekräftigt, den er, nach langem Kampfe mit Natur und vermeintlicher Pflicht gegen sein Vaterland, dem Sklaven Proclus übergab, um ihn heimlich zu tödten, während Antoninen, der trostlosen Mutter, das Schicksal ihres Kindes auf erdichtete Weise vorerzählt wurde.

Nach vielen Jahren, zur Zeit, wo Belisar in Afrika gerade gegen die Vandalen kämpfte, gestand dieser Proclus, von Gewissensbissen auf seinem Sterbelager gefoltert, Antoninen den wahren Hergang der Sache, und daß er das Kind nicht ge-

tödtet, sondern von Erbarmen plözlich ergriffen, am Meeresstrand liegen gelassen, nicht wissend, ob es daselbst von den Wellen verschlungen, oder von wilden Thieren zerrissen worden sey. Antonina, die in ihren innersten und heiligsten Gefühlen beleidigte und verrathene *Mutter*, erblickt von nun an in Belisar, der vorher der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe gewesen, nunmehr den ihres glühendsten Hasses, und wenn dieser auch so weit geht, daß sie dem Gemahle bey sich und im Bunde mit seinen unversöhnlichsten Feinden die furchtbarste Rache schwört; so ist dieß allerdings ein Zug, welcher das Bild schöner Weiblichkeit entstellen würde, hätte nicht der Dichter einen Hauptzug in diesem Charakter, den der *leidenden Mutter*, vor allen herauszuheben verstanden. Dieser Zug gibt dem Bilde seine tragische Würde, und wirkt erschütternd auf unser Herz. — Der Tag, wo Belisar aus Afrika siegprangend heimkehrt, erscheint. Festlich geschmückte Jungfrauen begrüßen mit lieblichem Gesange Irenen, seine Tochter, und wünschen ihr Glück zu der hohen Freude, den langbetrauerten Vater endlich wiederzusehen. Irene bemerkt mit Befremden die geringe Theilnahme der Mutter an dem Feste dieses Tages. Antonina entdeckt ihr die Ursache davon. Die gegen Belisar verschwornen Feldherrn Eutropius und Rufinus haben Antoninen noch mehr aus, versichern sie auf's Neue ihrer Theilnahme gegen ihren Gemahl, und geben nun, nachdem sie, Belisars Handschrift nachahmend, Briefe verrätherischen Inhalts geschmiedet, an ihr empörend Werk. *Justinian*, von Senatoren, Hofleuten rc. umgeben, betritt den Hyppodromus, um seinen ruhmvollen Feldherrn zu empfangen. Der Kaiser erscheint, wie die Geschichte ihn schildert: bey vielen großen Eigenschaften doch eifersüchtig auf jedes hervorragende Verdienst, mißtrauisch gegen Andere, und daher geneigt jeder Anklage ein williges Gehör zu verleihen. Belisar legt dem Kaiser alle seine Ehren zu Füßen, wofür er ihm die Lorbeerkrone aufsezt, und ihm die Vandalenjünglinge zum Geschenke macht, die als Sklaven seinen Siegeswagen zogen. Der Feldherr ist so großmüthig, ihnen die Freyheit zu schenken, nur Einer, Namens Alamir, dankt für diese Gnade nicht. Von Belisar darüber befragt, antwortet er, er fühle sich durch festre Bande der Liebe und Ehrfurcht an ihn gebunden, und wünsch' ihn stets Herr und Vater zu nennen, er mög' ihn als Sklave im Hause behalten. Belisar nimmt das Anerbieten des Jünglings an, den er schon früher liebgewonnen, er soll ihm die Stelle des Sohnes vertreten, den ihm der Tod als Kind entrissen, auch findet sich Alamir in Belisars Hause sehr bald einheimisch. Irene erscheint, und meldet dem Vater mit größter Bestürzung, daß ihn der Kaiser zu sich entbiete, und daß zu gleicher Zeit auch der Senat in den Pallast berufen worden. Nun folgt der imponirende Auftritt, wo Belisar vor Justinian und dem Senate erscheint, und die Feldherrn Eutropius und Rufinus seine Tugenden in Verbrechen verwandeln, ihn des Meineids und des Hochverraths anklagen. Belisars Vertheidigung ist einfach, groß und gefaßt. Mit Ruhe und Hoheit sieht er den geforderten Beweisen entgegen. Aber die Brust des geraden und arglosen Mannes entsezt sich, als sie ihm Briefe von seiner Hand an seine Gattin — durch das Gift des schändlichsten Betruges entstellt — vorhalten. Er findet neben den wohlbekannten vertraulichen Stellen seiner *wahren* Briefe, neben den unverfälschten Worten, die das Herz des Vaters und Gatten an Mutter und Tochter gerichtet, Mittheilungen über Entthronung des Kaisers, Verführung seines Heeres, von Beystand der Vandalen — woran er nie gedacht, wovon er nie geträumt! Er beruft sich, um die Falschheit dieser Schriften zu bewähren, auf das Zeugniß seiner Gattin, aber statt an ihr die Rechtfertigerin zu finden, tritt sie — als seine *Klägerin* auf. Ein Moment, wie ihn erschütternder wenige Dramen aufweisen können. Hier verläßt den Helden die Fassung, und selbst die *ergrimmte Mutter* wagt nicht den Blick zu erheben, ihre Stimme zittert, aber sie beharrt auf ihrer Aussage, und Belisar, wie vom Blitze hingeschmettert, bricht in den heftigsten Schmerz aus. Antonina tritt auf seine Frage: „Was hat Dir dein Mann gethan, das dich treibt zu solcher Unthat?“ außer sich zu ihm, und wirft ihm mit durchbohrendem Blicke vor, was ihr Proclus im Sterben vertraute. Sein Schicksal durch ein treffendes Bild mit dem Agamemnon vergleichend, um dessen Haupt die eigne Gattin, als er siegreich wiedergekehrt, das Todesnez schlang, weil er dem Vaterlande Iphigenien, seine Tochter, geopfert, gesteht er, daß er den Sohn tödten ließ, aber nicht dem Senate zieme es und nicht Rom, dem er den Sohn zu Opfer gebracht, eine That zu richten, worüber nur die Natur, deren Regung er erstickte, das Urtheil aussprechen dürfe. Nachdem er den Beweggrund seiner That erzählt, erhebt sich Justinian, und befiehlt dem Senate das Urtheil zu fällen, doch ihm selber vor der Verkündigung zu übersenden.

Der dritte Act zeigt uns den Kaiser, wie man ihm das Todesurtheil des Senats über Belisar hinterbringt, und seiner Weisheit den Vollzug derselben anheimstellt. Er sieht nun in seine Macht ein Leben gelegt, das sein Besizer für ihn und seinen Thron zu verlieren, in so vielen Schlachten Gefahr lief. Zehn Senatoren fanden die Schuld unerwiesen, dieser Umstand, und die Betrachtung, daß seine Ankläger seine Neider, sein Weib selbst die zur Rache gegen ihn gereizte *Mutter* sey, und die Briefe leicht verfälscht seyn könnten, machen den Kaiser wanken, er fleht zum Himmel, um in dieser dunkeln Sache den Ausschlag zu geben. In diesem Augenblick hört man Getümmel von außen. Man meldet, daß das Heer, vom Volke begleitet, gegen den Pallast anwoge, um Belisar zu befreyen, dessen Loos alles in Aufruhr setze. Justinian läßt die Rädelsführer vor sich erscheinen, um zu sehen, was seine eigne Person ohne Belisar vermöge. Sie *fordern* des Feldherrn Befreyung. Der Kaiser hält ihnen sein Urtheil entgegen. Sie sträuben sich gegen den Glauben an seinen Verrath, ihre Lippen werden beredt in seiner Vertheidigung. Der Kaiser zergliedert ihnen seine Schuld, was sie früher gefordert, um das *bitten* sie jezt, um Belisars Leben. Bey ihrer Rückkehr zur Pflicht zerreißt der Kaiser das Todesurtheil, und befiehlt Eutropius und Rufinus, „sie selbst, die seine Kläger waren, sollen ihm die Kunde seines Todesurtheils, und wie er, der Kaiser, es gemildert, bringen, übrigens dafür sorgen, daß Belisar sein Antliz nie mehr schaue.“ Diesen Worten legen aber diese beyden den buchstäblichen Sinn unter, nämlich daß man Belisar *blende*, damit er den Kaiser nie mehr *schaue*.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 72:

Ostern.

Zwar bin ich nur fürwahr! ein Lumpending;
Doch, wie der Herr aus Nichts die Welten schafft,
So kann, was unscheinbar und was gering,
Unschäzbar werden noch durch Geisteskraft.
Doch wollt ich's vorn und hinten dir beschreiben,
So würde Deinem Geist nichts übrig bleiben.

[redacted]

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. April 1826.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menschen erzittert nicht.

Schiller.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Der Sklave sah meinen Oheim einige Momente lang ruhig an, dann reichte er ihm die Hacke, die er in Händen hielt und sagte: „Weißer, wenn du mich strafen willst, so bediene dich wenigstens dieser Hacke.“ Mein Oheim war so aufgebracht, daß er es wahrscheinlich gethan hätte; allein ich bemächtigte mich und zwar ohne Mühe des Werkzeugs, warf es in einen nahen Schöpfbrunnen, und endlich meiner selbst wieder mächtig, sagte ich meinem Oheim, daß dieser Neger der Retter seiner Tochter, dessen Freyheit er mir versprochen habe, sey. Der Augenblick, ihn an sein Versprechen zu erinnern, war schlecht gewählt, ich steigerte vielleicht damit seinen Zorn; der Neger, welcher den Rosenstock zerknickt hatte, ward hart bestraft, und sein Vertheidiger, der des peinlichen Verbrechens, die Hand gegen seinen Herrn aufgehoben zu haben, schuldig war, in einen Kerker des Forts Galifet gebracht.

Ich bemühte mich, von diesem seltsamen Menschen weitere Nachrichten zu erhalten. Alles, was ich erfuhr, vermehrte meine Theilnahme. Er war vor wenigen Jahren mit einem Sklavenschiff nach St. Domingo gebracht; ein unerklärlicher Einfluß seiner Persönlichkeit hatte ihm das größte Ansehen unter seinen Mitkameraden erworben, selbst die Creolenneger, die, wie es bekannt ist, die Congosklaven, d. h. die aus Afrika eingeführten, auf's Aeußerste verachten, beugten sich vor ihm. Dabey war er, obgleich beständig in die tiefste Schwermuth versenkt, der rüstigste Arbeiter, seine Aufgabe übertraf immer die seiner Gefährten und oft übernahm er die von zehn Andern, um die Strafe der Faulheit oder Ermüdung von ihnen abzuwenden. Auch beteten die Sklaven ihn an — ganz verschieden von der Scheu, welche der Narr Abibra ihnen einflößte, schienen sie ihm eine Art geheimen Kultus gewidmet zu haben. War er aber das Wohl seiner Unglücksgefährten durch jede Aufopferung zu befördern geneigt, so bezeigte er um so mehr Stolz gegen ihre Treiber. — Diese Menschen, die verächtlichsten Zwischenglieder zwischen der Obermacht und Sklaverey, fanden ihre Freude daran, Pierrot — so hieß dieser Neger — mit übertriebener Arbeit und jede Quälerey zu überhäufen, dennoch schien ihnen sein kühner Stolz gegen meinen Oheim eine gewisse Ehrerbietung einzuflößen — sie hatten noch nie gewagt, ihm selbst entehrende Strafen aufzulegen, denn in dem Fall, wo er dazu verurtheilt war, drängten sich zwanzig Neger herbey, sie für ihn zu übernehmen; und er — als erfüllten sie nur ihre Pflicht — blieb ernster, aber unerschütterter Zeuge, während man sie an ihnen vollzog.

Alle diese Umstände steigerten meine und Mariens Theilnahme an diesem Neger bis zum Enthusiasmus und bestimmte mich, Alles zu seiner Rettung zu versuchen. So jung ich war, hatte man mich, als den Sohn eines der reichsten Kolonisten, doch zum Kapitän der Milizen der Gemeinde von Acul gemacht. Das Fort Galifet war der Obhut dieses Truppenkorps in Gemeinschaft mit einer Ab-

theilung gelber Dragoner anvertraut. Der Anführer der lezten war gewöhnlich ein Unteroffizier, und in diesem Augenblick Thadäus — noch jezt mein treuer Gefährte — der Sohn eines armen Pflanzers, dem ich einige Dienste zu leisten das Glück gehabt hatte. Um meines Oheims Verdacht nicht zu erregen, wählte ich die Zeit seiner Mittagsruhe, um nach Galifet zu gehen. Bey den oben erwähnten Umständen fand ich keine Schwierigkeit, den Gefangenen zu sehen, Thadäus führte mich zu ihm. Pierrot saß in gebückter Stellung in dem engen Gewölbe, das zu niedrig war, um ihm bey seiner Größe eine aufrechte Stellung zu erlauben; eine ungeheure Dogge lag neben ihm und wollte sich bey meinem Eintritt knurrend erheben. „Rask!“ rief der Neger, und das mächtige Thier legte sich zu seinen Füßen und fuhr fort, etwas elende Nahrung zu verzehren. Ich trug Uniform; die Lucke des Kerkers ließ so wenig Licht ein, daß er mich nicht erkennen konnte, er hielt mich für seinen Todesboten, und rief aufstehend mit dem ruhigsten Ton: „Ich bin bereit.“ — Erstaunt, ihn sich frey bewegen zu sehen, sagte ich mit bewegter Stimme — denn mein Gemüth war tief erschüttert: „Ich glaubte, du trügst Fesseln?“ — „Fesseln? und er stieß deren am Boden liegende Trümmer mit dem Fuße fort, die habe ich zerbrochen.“ Sein Ton dabey war unbeschreiblich! es klang, als sage er: ich bin nicht für Fesseln bestimmt. — „Man sagte mir nicht, daß du einen Hund bey dir hättest.“ — „Ich habe ihn hereingelassen.“ Da die Oertlichkeit die Möglichkeit dazu abzuschneiden schien, war ich äußerst betroffen. Er mochte es wahrnehmen, richtete sich, so weit es die Höhe des Gewölbes zuließ, auf, und hob ohne viel Anstrengung einen ungeheuern Stein aus der Mauer, dicht unter der Lucke, dann löste er die eingeschweißten Eisenstäbe derselben ab, und nun erblickte ich eine Oeffnung, groß genug, um zwey Menschen den Durchgang zu gestatten, die unmittelbar in das anstoßende Kokus- und Bananengebüsch führte. Das Erstaunen lähmte meine Sprache — ein heller Lichtstrahl fiel jezt auf meine Gestalt, Pierrot erkannte mich, er fuhr zurück, als sey er auf eine Natter getreten, erhob sein Haupt, daß seine Stirn an das Gewölbe stieß, und Haß, Wohlwollen und tiefer Schmerz wechselte in seinem Blick. Doch schnell ward er wieder Herr seiner selbst, seine Züge wurden wieder ruhig-kalt, gleichgültig wie einen Fremden blickte er mich an. „Noch zwey Tage kann ich ohne Speise leben,“ sprach er kaltblütig. Entsetzen ergriff mich, denn jezt erst nahm ich die Magerkeit des Gefangenen wahr. „Mein Hund, fuhr er fort, der sich nur von meiner Hand füttern läßt, wäre ja sonst gestorben — besser ich hungerte wie er, mit mir ist es ja doch vorbey.“ — Jezt begriff ich, was seine Worte: ich bin bereit, sagen wollten, aber es bedurfte noch eine Zeit, ehe ich den stolzen Unglücklichen überzeugte, daß ich nicht zu seinem Verderben gekommen sey, daß ich auch seinen Hund, für den er zu bitten sich herabließ, kein Leids zufügen wollte. „Weißer, sagte er endlich und reichte mir die Hand, verzeih! mein Hund ist mir so lieb — und nach einer Pause fuhr er fort: die Deinen haben mir sehr weh gethan.“ — Ich umarmte ihn und sprach ihm liebevoll zu; alles, was er sprach, drückte den lebendigsten Lebensüberdruß aus. Wie ich ihn mit vollem Herzen an die Lebensrettung Mariens, die ich meine Braut nannte, erinnerte, fuhr er krampfhaft zusammen, rief ihren Namen mit dumpfer Stimme und bedeckte sein Gesicht mit beyden Händen. Mein Verdacht erwachte von Neuem, aber ohne Eifersucht und Zorn — ich war ja dem Glück so nahe und er so elend! — endlich richtete er sich wieder auf: „Geh, sagte er, danke mir nicht. Und doch bin ich kein Geringerer als du.“ — Diese Worte regten auf's Neue meine Neugierde auf, ich bat ihn dringend, mir sein Schicksal zu erzählen, er hörte mich finster-schweigend mit sichtbarem Kampf in seinem Innern zu; meine Theilnahme, mein Dienstanerbieten schien ihn endlich zu rühren; ohne mich mit seiner Absicht bekannt zu machen, schlüpfte er mit Leichtigkeit durch die Oeffnung der Mauer, kehrte nach wenigen Minuten mit einigen Pisangs zurück und nahm Nahrung zu sich. Während des Gesprächs nahm ich wahr, daß er Französisch und Spanisch mit Leichtigkeit sprach, er hatte einige Geistesbildung, aber sein ganzes Wesen war so unerklärlich, daß mich die Reinheit seines Ausdrucks gar nicht befremdete; doch seine nähern Verhältnisse verschwieg er beharrlich, und ich verließ ihn unbefriedigt, empfahl ihn aber der treuesten Vorsorge meines Thadäus. Forthan besuchte ich ihn täglich zur gleichen Stunde, ich war sehr für ihn in Sorgen, mein Oheim versagte alle Nachsicht; wie ich mich aber darüber gegen Pierrot äußerte, hörte er es mit der größten Gleichgültigkeit an. Rask kam mehrmals, oft während ich bey ihm war, durch die erwähnte Oeffnung in's Gefängniß, er trug ein Pisangblatt im Rachen, Pierrot sah es aufmerksam an, es schien mir, als seyen befremdliche Gestalten darauf gekritzelt, dann zerriß er es, und ich wußte, daß meine Fragen mich von nichts belehren würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Die neapolitanischen Behörden müssen nun mit nahmhaften Kosten den westlichen Rücken des Vorgebirgs mehr verflächen und die natürliche Wand zur Linken der Straße mit Mauern und Strebepfeilern befestigen lassen, denn rechts ist sie offen und die am Abgrund hinlaufende gemauerte Brustwehr hinreichend. Der Weg selbst kann mit leichter Mühe wieder aufgedeckt werden, da er in den Felsen gehauen und nur mit losem Gestein und leichter

vulkanischer Asche überfüllt ist. Inzwischen wird diese neue Straße wohl nur zum Vergnügen dienen, denn so bequem sie auch für Fuhrwerke eingerichtet ist, so geht sie doch in weitgeschweiften Linien über einen, wenn gleich nicht hohen, Berg. Um diesen und den Umweg zu vermeiden, werden die Landleute von Puzzuoli und die Bewohner der westlichen Küste die Fische, den Wein und die Gartengewächse, womit sie die Hauptstadt so reichlich versehen, stets lieber wie bisher durch das Thal und die Grotte hereinbringen, welche nicht mehr so beschwerlich und eng ist, wie zu Seneca's Zeit. Uebrigens verdient noch angedeutet zu werden, daß die neueste Verbesserung der Wege am Pausilipp sich auch auf denjenigen erstreckt, der längs des Rückens dieses und des daran stoßenden Hügels nach Belvedere und S. Elmo leitet. Da, wo ihn der neue Prachtweg durchschneidet, beynahe am Ende des Pausilipps, hat man von der Höhe eine Aussicht, die sich von derjenigen, welche S. Elmo, Capo di Monte und das Marsfeld darbieten, wesentlich unterscheidet: sie ist nämlich nicht wie jene auf das Innere des Golfo beschränkt, sondern umfaßt zugleich auch die weite, mit dem blauen Aether zusammenfließende Meereslinie von Capri an bis Procida, und rechts die niedliche Bay von Puzzuoli mit ihren berühmten Gestaden, wo Alles poetisch und klassisch ist, auch die Namen der Orte bis auf diesen Tag. Welche Abwechslung von immer malerischen Formen in dem Halbzirkel jener kleinen Bucht: sie scheint von unserm Standpunkt auf dem Pausilipp beynahe geschlossen durch weit vorspringende Landzungen und Inseln, unter denen Ischia in duftiger Ferne ihre prächtige Pyramide emporhebt. Landeinwärts von jener Bucht haben wir das niedre Thal von Fuorigrotta, gegen Nordwest eingeengt durch eine Reihe erloschener Vulkane, von denen einer noch jezt Tod und Verderben verbreitet, nicht mehr durch Schwefeldämpfe und Steinregen, sondern durch den giftigen Aushauch eines den Krater füllenden See's, Lago di Agnano, merkwürdig, auch wegen der Hundsgrotte an seinem Rande.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

In der folgenden Scene sehen wir Antoninen in der peinlichsten Stimmung, sie beschäftigt sich, um sich gegen die grausamen Vorwürfe ihres Herzens zu waffnen, und jede Regung des Mitleids gegen Belisar zu tödten, mit dem blutigen Schatten ihres Sohnes — sie ruft ihn, und in diesem Augenblick tritt Alamir wie ein von seiner Mutter gerufenes Kind zu ihr ein und nennt sie bey Namen, als wollte er sagen: da bin ich! Alamir verhehlt ihr nicht, daß ihr Anblick, als er sie an Belisars Seite zum ersten Mal gesehen, sein Herz tief ergriffen, daß es ihm war, als müsse er ihr weinend zu Füßen sinken und sie liebend Mutter nennen, daß aber sein Innerstes sich von ihr wendet, seit er ihren Verrath am eignen Gemahle erfahren. Antonina zieht sich, unter milderen Gefühlen, als ihr des Jünglings Anblick in dem Momente eingeflößt, wo ihn Belisar zum Sohne aufgenommen, in ihre Gemächer zurück. Alamir aber geht ab, um den, mit welchem sie zu dulden geschworen, an der Spitze der Vandalen zu rächen. Die furchtbare Gluth, welche die Racheflamme Antoninens auf dieses tragische Gemälde warf, wird jezt von einem sanftern Strahl verdrängt. Die unschuldvolle kindliche Liebe gießt ihr mildes Licht auf die überaus rührende Scene, wo Belisars Tochter in männlicher Kleidung vor dem Kerker des Vaters erscheint und sich anbietet, des Geblendeten Führer zu seyn, und mit ihm das gleiche Schicksal der Verbannung zu theilen. Wir theilen hier eine der köstlichsten Perlen dieses Dramas unsern Lesern vollständig mit, damit sie aus diesem Muster einer an Empfindung, bildlichem Ausdrucke, süßen Wohlklänge und reinster Form so reichen Sprache erkennen mögen, in welchem hohen Grade der Dichter, dem Kunst und Natur gleich sehr zu Gebote stehen, das menschliche Gemüth schön und wahr zu schildern versteht.

Irene.

Jezt, o lang verhaltner Schmerz,
Darfst du deine Fesseln brechen;
Quill hervor in Thränenbächen,
Sonst zersprengst du mir das Herz,
Und der Augen Strom verdorrt,
Wenn nicht Zähren sie bethauen.

Augen? — darf ich denn noch schauen,
Und mein hoher Vater dort,
Dessen Adlerblick das Heer
Oft im Schlachtgewühl regierte,
Und von Sieg zu Sieg es führte,
Er — hat keine Augen mehr?

Daß auch ich geblendet wär',
Um nicht immer seyn zu müssen
Seine Blindheit, gleich bedrängt
In der Nacht, die ihn umfängt,
Mich auf ewig einzuschließen!
Wär' er nur verbannt, ihm wäre
Hoffnung noch zur Rückkehr offen;
Hätt' ihn Schmach allein getroffen,
Was ist Schmach für ihn? Wird Ehre
Durch Tyrannenmacht geraubt?
Wär' er arm nur, milde Gaben
Würd' ich ihm erbettelt haben,
Und ein Obdach für sein Haupt.
Ach nun ist er blind zugleich,
Und kein Arzt mehr kann ihn heilen,
Und ich kann mit ihm nicht theilen
Meine Augen! — Im Vergleich
Mit ihm ist der Bettler reich;
Jezt erst ist er arm, verstoßen
Aus der Schöpfung weitem Reich.

Lege nieder, o Natur!
Was an dir das Aug' entzücket,
Was dich uns verklärt und schmücket!
Welkt ihr Blumen auf der Flur,
Werdet fahl, ihr grünen Bäume!
Aether, in ein düstres Grau
Wandle dein erquickend Blau!
Werdet Nacht ihr Himmelsräume.

Werft den Sternenmantel nieder,
Tilgt des Mondes stillen Glanz.
Löscht der Sonne Strahlenkranz!
Elemente, werdet wieder
Chaos, weil der größte Mann,
Dem die Luft jezt Odem spendet,
Ach! weil Belisar geblendet,
Niemal mehr euch schauen kann!

Nach diesem Monologe tritt Belisar in Fesseln und geblendet aus dem Kerker. Er wird entfesselt. Irene fleht zum Himmel um Stärke, des Vaters jammervollen Anblick zu ertragen. Belisar fragt, woher das Stöhnen, worauf ihm der Wächter bedeutet, daß es der Knabe sey, der ihm zum Führer bestimmt ist. Jezt mit dem vermeintlichen Knaben allein, bittet er denselben, nach seinem Hause zu gehen, und dort seiner Tochter zu sagen, daß ihr Vater hier weile, um sie, kann er sie auch nicht mehr sehen, doch noch einmal zu umarmen und zu segnen. Bey diesen Worten stürzt Irene, vom höchsten Schmerz überwältigt, ihm zu Füßen, und ruft mit einem Tone, der alle Herzen durchschneidet: Vater! o mein Vater! da hebt sie der freudevoll überraschte Vater an sein Herz empor, schließt sie in seine Arme, und es erfolgt nun eine Apostrophe an Justinian, worin er sagt, wie dieses Gut, das ihm in seiner Tochter geblieben, ihm mehr sey als seine Augen, ihn reicher mache als der Kaiser mit allen seinen Schätzen nicht sey u. s. f. Diese Apostrophe, und die kurzen, schnellen, aber an Zartheit der Empfindung, an Größe der Gesinnung so reichen Gegenreden zwischen ihm und Irene steigerten die Theilnahme des Publikums auf den höchsten Grad. — Den Inhalt der beyden lezten Akte will ich, um nicht zu weitläufig zu werden, so kurz wie möglich zusammenfassen. So groß Justinians Zorn über Eutropius und Rufinus, wegen ihrer zu weit gegangnen Auslegung seines Befehls war, beruhigt er sich doch wieder über die angewandte Strenge, und sieht in Belisar wieder den schwärzesten Verbrecher, da er von jenen beyden erfährt, daß die Alanen in sein Reich eingedrungen wären, um ihn zu stürzen, daß die Vandalen-Jünglinge, welche Belisar mit aus Afrika brachte, nun als seine Rächer, mit Alanen an ihrer Spitze, sich ihnen zugesellt, und dem Kaiser Verderben geschworen hätten, ja was noch mehr, daß man in der Gegend, wo sich die Feinde zuerst gezeigt, die lezte Spur von Belisar entdeckte, der, obgleich blind, mit seinem Namen alle Herzen zum Aufruhr entzünde. Hierauf sehen wir in einer waldigen Gebirgsschlucht Belisar mit Irene, die den Ermatteten zu einem Felsensitze hinführt, worauf sie beyde einige Ruhe genießen. Hier erkennt Belisar Gottes wunderbare Fügung, und nimmt das Urtheil wegen einer That, die er nicht begangen, als Strafe für das Verbrechen hin, welches sein Gewissen belastet. Er bereut, der Mörder seines Sohnes geworden zu seyn. Während er sich so anklagt, kömmt eine Alanische Heerschaar, zur Seite ihres Führers Octar zieht Alamir, als Belisars Rächer, ihr Weg geht nach Byzanz. Belisar hört ihre Berathung, erkennt Alamirs Stimme, und tritt eben, als sie unter dem Rufe: „Belisar und Rache," vorwärts ziehen wollen, mit aufgehobnem Stabe unter sie und gebietet ihnen Halt. Man denke sich die Ueberraschung Alamirs, und den Eindruck, den der Anblick eines Bettlers auf Barbaren machen mußte, welcher sich ihnen als der einst so hochgefeyerte Feldherr zu erkennen gibt. Belisar fordert vor allen Alamir zurück, auf den er Herrscherrechte habe, er sieht in dem Werk der Liebe für ihn nur Verrath am Vaterland, und erkennt nun im Verfolge ihrer Unterredung in Alamir seinen todtgeglaubten Sohn Alexis. Die Barbaren bestehen darauf, daß Vater und Sohn ihnen folge, lezterer habe ihnen Treue geschworen. Kein Flehen will sie abbringen, bis Belisar seines Sohnes Schwert erfaßt und androht, ihn zu tödten, um ihn nicht als Empörer gegen Rom ziehen zu sehen, da schwindet ihre Wuth, und sie ziehen allein ihres Weges nach Byzanz. — Im fünften Aufzug sehen wir Antoninen, wie sie von den Furien des Gewissens getrieben, bleich wie ein Schatten, mit starrem Blick und aufgelöstem Haar zu den Füßen des Kaisers ihre Schuld bekennt. Dieser von Belisars Reinheit nun überzeugt, und von Schmerz über das demselben zu Theil gewordene unverschuldete Schicksal durchdrungen, sendet nun allenthalben aus, um den Helden aufzusuchen und ihm an sein Herz zurückzuführen. Die Feldobersten, Leo und Nicanor, mit Schaaren römischer Krieger forschen nach ihm, und erzählen dem Volke, wie seine Unschuld vor dem Kaiser und ganz Byzanz offenbar sey. Belisar, unter den Landleuten, die ihn nicht kennen, den Kriegern verborgen, tritt plözlich unter sie, und wird nun von ihnen erkannt. Die Alanen wagen sich, in der Ferne zu zeigen. Belisar empfängt wieder den Feldherrnstab, und zieht mit seinem Sohne gegen den Feind, während er Irene bey den Hirten zurückläßt. Mittlerweile erscheint Justinian, Irene tritt hervor, gibt sich ihm zu erkennen, und ertheilt ihm die trostreiche Botschaft, daß ihr Vater gerade jezt mit treuem Muthe an der Spitze des Heeres für seinen Kaiser fechte. Ihrer Mutter tragisches Ende — denn ihr Körper unterlag den Leiden der Seele — aus seinem Munde vernehmend, und sie kindlich fromm beweinend, wird ihr Schmerz von Siegesruf unterbrochen, in den sich aber zugleich auch die Klagetöne eines dumpfen Trauermarsches mischen. Der Kampf ist gewonnen, aber des Sieges Preis — der aus der Feldschlacht auf den Schilden seiner Krieger sterbend überbrachte Held. Von schimmernden Feldzeichen umgeben, haucht Belisar, seine Kinder des Kaisers Huld empfehlend, der ihnen Vater zu seyn gelobt, und Antoninen im Geist vor sich erblickend, ruhig seine edle Seele aus. Der Vorhang fällt unter klagender Musik.

Wir wissen kein Beyspiel, daß jemals ein dramatisches Werk in unserm Musentempel solch einen außerordentlichen Eindruck und solche allgemeine Theilnahme erregt habe, als unsers vaterländischen Dichters hocherhabner Belisar. — Die Zuschauer schienen von einem Rausche des Entzückens befangen zu seyn, und unablässig gaben sie die lautesten Zeichen ihres Beyfalls zu erkennen. Obgleich die Darstellung bis gegen eilf Uhr währte, hielt doch die Theilnahme alle Anwesenden festgebannt. Der unübertreffliche Tragöde Eßlair, welcher den edlen unglücklichen Helden Belisar mit der höchsten Wahrheit und Liebe darstellte, wurde schon zwey Mal in den Zwischenakten hervorgerufen, und am Schlusse mußte er noch mit dem ganzen darstellenden Kunstpersonal erscheinen. In hoher Meisterschaft standen neben diesem hochgefeyerten Künstler Mad. Fries als Antonina, Dem. Stubenrauch als Irene, Hr. Racke als Justinian, und Hr. Urban als Alamir. Der Dichter wurde am Schlusse mit Jubel hervorgerufen, Hr. Eßlair erschien an dessen Stelle, und sprach mit bescheidnem Worte und tiefer Rührung dessen Dank gegen das Publikum aus. Der königliche Hofmusik- und Theaterintendant, Freyherr von Poißl, hat Chöre und einige originelle Märsche zu dem Werke komponirt, die den größten Beyfall fanden. So hat das Publikum dem heimischen Verdienste auf eine glänzende Art gehuldigt, und der Name Eduard Schenk, schon früher durch ausgezeichnete lyrische Dichtungen vortheilhaft bekannt, ragte von nun an, zu Baierns Ehre, unter Deutschlands vorzüglichen dramatischen Dichtern glänzend hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. April 1826.

Wie vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takt's melodischer Woge;
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Schiller.

An Fräulein Marie Taglioni.

Du lieblich Bild, das in des Winters Tagen
Uns aus des Lebens flachem Kreis
Auf jene Höhen zaubernd hingetragen,
Wo dir Terpsichore den höchsten Preis
Ertheilet — laß dir schüchtern sagen
Was, außer dir, wer dich gesehen, weiß:
Dein Bild wird stets in unsern Herzen leben,
Ob andre Lüfte schmeichelnd dich umgeben.

Wer so, wie Du, die Seelen weiß zu rühren
Mit deiner Unschuld heit'rem Himmelsbild,
Verdient der Grazien Reigen anzuführen,
Die ihr Geheimniß lächelnd dir enthüllt,
Und alle Reize, die sie selber zieren,
Dir schenkten, ihrem reinen Ebenbild;
Auch fern wirst du in unsern Herzen leben,
Wenn rauschend Beyfallstöne dich umgeben.

Du hast der Liebe Glück, der Mutter Bangen
Ergreifend vor das Auge uns gebracht,
Geweckt in uns ein namenlos Verlangen
Durch Deines Bildes zaubervolle Macht,
Den armen Dank, den du dafür empfangen —
Du nahmst ihn herzlich, wie er dargebracht.
Wie auch die Horen deine Tage weben,
Dein Bild wird stets in unsern Herzen leben!

Stuttgart, im März 1826.

Schilderungen aus Neapel.

(Beschluß.)

Bey Anlegung des Wegs am steilsten Abhang des Pausilipps stießen die Oestreicher unten am Vorgebirg auf eine quer herüberlaufende, römische Wasserleitung und auf mehrere alte Gräber von bekannter Form. Eine wichtigere Entdeckung machten aber die, jene Arbeit leitenden, Offiziere vom Generalstab. Auf einem Spaziergange durch die Weingärten auf der Morgenseite des Hügels geriethen sie zufällig an eine Grube, die offenbar von Menschenhand gebildet, deren Eingang aber durch angeschwemmtes Erdreich so verstopft war, daß man kaum hineinkriechen konnte. Inwendig fanden sie eine geräumige Wölbung, den Anfang eines unterirdischen, bald durch einen Erdfall unterbrochenen Ganges. Die Offiziere ließen sogleich durch ihre Schanzgräber in den Nebenstunden den Eingang und das Innere der Höhle ausräumen, auch zwey alte Luftlöcher in der Felsenwand zur Linken wieder öffnen, und da zeigte es sich, daß das Ganze ein stattlicher Weg war, der von Morgen nach Abend quer durch die Spitze des Vorgebirgs aus der Villa des Pollio in die jenseits gelegene des Lucull hinüber oder vielmehr hinunter führte. Leztere war zur Römerzeit unter dem Namen Castrum Lucullanum bekannt, und soll mit Inbegriff Nisitas sich damals bis an die Höhen von Puzzuoli ausgedehnt haben. Der Eingang der Grotte ist hoch über dem Felsgestade, an welchem die merkwürdige Ruine, Scuola di Virgilio

liegt: der Ausgang muß, nach ungefährer Berechnung, da, wo unsere neue Prachtstraße in's Thal ausläuft, nur etwa sechs Wiener Klafter über die Meeresfläche erhaben, und die ganze Länge der Aushöhlung über vierhundert Klafter in gerader sich sehr gleichmäßig senkender Linie gewesen seyn, wovon aber blos etwas über die Hälfte von Morgen her durch die Bemühung der Entdecker neuerdings geöffnet werden konnte. Weiter konnten sie nicht vordringen, indem es ihnen an Zeit und an Geld fehlte, von Regierungs wegen aber bis jezt noch gar nichts in der Sache gethan wurde. Der Gang ist volle vier Klafter hoch und mehr als halb so breit, am Anfang in harten Tuffstein gehauen: gegen die Mitte des ausgeräumten Theils fängt das antike Mauerwerk mit einem massiven, stellenweise unbeschädigt gebliebenen Gewölbe an. Die eingeschlossene mephitische Luft war ein großes Hinderniß, welches einzig durch Wiedereröffnung der Seitenlöcher gehoben werden konnte: auch fanden sich in der Höhlung zwischen dem ersten von den Oestreichern durchbrochenen und dem zweyten Erdfall, wo sie ihre Arbeit einstellen mußten, einige menschliche Gerippe, die wohl ein Paar tausend Jahre da unten liegen mochten. Obschon diese unterirdische Straße keinen Vergleich mit der längst bekannten und stets betretenen, so wie leztere jezt ist (denn nicht immer war sie so hoch und gerade), aushält, konnte sie sich doch wohl eher zur Zeit der römischen Kaiser mit ihr messen. Es sind Gründe genug zur Muthmaßung vorhanden, daß die im verflossenen Jahr wieder aufgefundene Höhle nicht ausschließlich zur größeren Gemächlichkeit einiger wenigen Privatpersonen — freylich waren es Pollione und Luculle — und ihrer Freunde verfertigt worden, sondern dem gesammten Publikum offen und von ihm benuzt gewesen sey. Vielleicht war dieses die wahre Crypta Puteolana, jener unbequeme Durchgang, worüber Seneca in seinen Schriften so sehr klagt. Längs des Rückens des Vomero und Posilipo von S. Elmo bis in die Gegend jener zwey altrömischen Villen hat Schreiber dieses die deutlichsten Spuren und Bruchstücke einer gepflasterten Consularstraße entdeckt: es war ein Nebenzweig der Via Antiniana, welche aus dem alten Neapel über die Anhöhe nördlich von S. Elmo in's Thal von Fuori Grotta, an der Außenseite des den Agnano-See einfassenden Beckens vorbey, und über die hohen Hügel Solfatara nach Puzzoli führte. Wird unsre Vermuthung zur Gewißheit: ist der neu entdeckte Gang die eigentliche Crypta Puteolana, so müssen wir auch dort herum die bescheidene Wohnung Virgil's, in der Nähe der stolzen Landhäuser seiner vornehmen Gönner, ja auch seine Grabstelle suchen, denn daß diese nicht da war, wo man den Fremden ein Columbarium für das Grabmal Virgils zu zeigen pflegt, ist eine ausgemachte Sache.

Was dann die antiken Wasserkanäle, welche die Oestreicher beym Straßenbau der Spitze des Pausilipps aufdeckten anbetrifft, so ist zu bemerken, daß ein großer Theil des alten Neapels, und der ganze Posilipo, sogar Puzzuoli aus den großen Behältern getränkt wurde, welche auf einem Absatz des Camaldulenserberges, nur etwa eine halbe deutsche Meile oberhalb Capo di Monte, zur Aufnahme des Quell- und Regenwassers angelegt waren. Auch die Ponti rossi, am nördlichen Eingang der Stadt, weit entfernt einer Wasserleitung anzugehören, die schon zur Zeit der römischen Herrschaft Neapel mit diesem Bedarf aus den Apenninen versorgt haben soll, hingen vielmehr mit Kanälen von oben, das heißt, von den Camandoli her, zusammen. Wenn auch Puzzuoli, Bajä, und Misenum zum Theil mit Wasser aus dem zehen deutsche Meilen entlegenen Gebirg damals versehen worden sind, so muß dasselbe mitten durch die kampanische Ebene dahin geleitet worden seyn, um die Anhöhen von Neapel und Puzzuoli herum, nicht aber über diese beträchtlichen Höhen hinüber, denn das hätte einen Grad von Wasserkunst erfordert, welchen das Alterthum nie erreicht hat.

Das Vorgebirg, durch welches die neuerdings aufgefundene Grotte gehauen ist, eündet sich oben zu einem anmuthigen Rebenhügel, ist aber auf der Vorderseite fast senkrecht abgeschnitten. Unter dieser hohen Felsenwand, in der auch die beyden, dem dunkeln Gange, Licht und Luft zuführenden Seitenöffnungen angebracht sind, birgt sich ein schmaler sandiger Strand, zu beyden Seiten durch nackte Klippen begränzt. Dieser nur vom Meere her zugängliche, kaum bemerkbare Uferstreif ist ein Begräbnißplatz für Nichtkatholiken, wie wir bereits an einem andern Orte gesagt haben. Mancher englische und skandinavische Matrose, den seine Mitbrüder krank in Neapel zurücklassen mußten, dachte an jenem heimlichen Strande sein leztes Ruheplätzchen zu finden. Er fand es aber auch da nicht immer: das Meer, für welches er nun einmal geboren war, fordert an jenem Ort im Winter bisweilen mit Ungestüm die Leiche des anderswo als auf seinem Element Gestorbenen zurück.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Eines Tages trat ich zu ihm ein, er saß, den Rücken gegen die Thür gewendet, und sang mit schwermüthigem Ton das spanische Liedchen: Yo que soy contrabandita. — Wie es zu Ende war, wendete er sich mit den Worten zu mir um: „Bruder, versprich mir, daß, wenn du je an mir zweifelst, du mir vertrauen willst, wenn du dieses

Lied von mir hörst." Sein Blick war gebietend. Ich versprach es, ohne ihn zu verstehen; er ergriff darauf eine Kokusnußschaale und füllte sie mit Palmwein, ich mußte sie an meinen Mund heben, dann trank er sie aus und von diesem Tage an nannte er mich nicht anders wie Bruder.

Fast verzweifelte ich, meinem Oheim des Negers Begnadigung zu entreißen, selbst der Eigennutz mochte ihn nicht erweichen, da ich ihm vorstellte, daß er, wie alle Sklaventreiber das Zeugniß gaben, den besten seiner Sklaven, den, der zehn Andrer Arbeit zu thun im Stande sey, an ihm verlöre. Doch Mariens liebendes Gemüth wußte seine Hartnäckigkeit zu überlisten. Ihr Vater ließ ihr, wenige Tage vor dem zu unserer Verbindung bestimmten, die Wahl eines Hochzeitgeschenks. Ein glücklicher Gedanke blitzt in ihr auf, sie fordert von ihm sein Ehrenwort, ihr das erbetene Geschenk nicht zu verweigern, und nun eilte sie freudeglühend zu mir, um mir des Negers Begnadigung zu verkündigen. Ich flog nach Galife. „Bruder, dein Leben ist in Sicherheit, rief ich, in das Gefängniß tretend, ihm zu, Marie hat es von ihrem Vater sich zum Hochzeitgeschenk erbeten." — — — „Marie und Hochzeit, fragte Pierrot schaudernd, was haben diese beysammen zu thun?" — „Hast du es denn vergessen? sagte ich gerührt, sie ist ja meine Braut." Er beruhigte sich. „Ja, es ist ja wahr. Wann ist die Hochzeit?" — „In drey Tagen, den zwey-und-zwanzigsten." — „Bist du rasend? den zwey-und-zwanzigsten?" rief er mit dem Ausdruck des Entsetzens und der Angst. Ich starrte ihn an. „Bruder, sprach er von neuem und drückte meine Hand, ich bin dir so viel schuldig, daß ich dich berathen muß. Glaube mir, begib dich in die Kapstadt und heirathe sogleich." — Vergeblich fragte ich ihn, er drang in mich, zu eilen und schwieg.

Mein Oheim schlug noch an demselben Tage seine Klage nieder; ich eilte am folgenden Morgen, Pierrot aus dem Kerker zu holen. Wie ich mit Thadäus eintrat, war er leer, Rask allein war darin, er kam mir schmeichelnd entgegen, ein Palmenblatt hing an seinem Hals; ich ahnete, was es bedeute, nahm es ihm ab und las: „Dank! du hast mein Leben zum dritten Mal gerettet. Bruder, sey deines Versprechens eingedenk!" — und unter diesen französisch gesprochenen Worten stand Yo que soy contrabandista — — gleichsam als solle es die Unterschrift seyn.

Thadäus war noch erstaunter wie ich, er schien zu glauben, daß der Sklave in einen Hund verwandelt worden sey, ich befaßte mich damit nicht, sondern befahl ihm nur das unverbrüchlichste Stillschweigen, und verließ mit dem Hunde das Fort. Doch sobald wir uns im Freyen befanden, entwischte dieser in das nächste Gehäg. Mein Oheim erzürnte sich auf das Heftigste über seines Sklaven Flucht, er entdeckte die Sache dem Gouverneur und überließ denselben, im Fall er eingebracht werde, unbedingt der Strafe des Gesetzes.

Meine Hochzeit ward mit Gepränge gefeyert. Wie glücklich war der Tag, dem alle meine Unfälle folgten! Die Gäste zogen sich zurück, Marie begab sich in das uns bestimmte Gemach, ich durfte ihr aber noch nicht sogleich folgen, eine lästige Pflicht nöthigte mich, als Hauptmann der Milizen, die Runde auf dem Posten von Acul zu machen. Die Spannung, welche in der Kolonie herrschte, die theilweisen Empörungen der Neger machte die größte Aufmerksamkeit nöthig, sie wurde durch die üble Stimmung der freyen Mulatten, die durch des Rebellen Ogés Hinrichtung neuerdings erbittert waren, noch dringender. Mein Oheim, als einer der größten Landeigenthümer der Gegend, mußte die Pünktlichkeit im Dienst mehr wie jeder Andere befördern, und forderte selbst von mir, mich dessen, selbst an diesem Abend, nicht zu entziehen. Ich hatte die ersten Posten visitirt, ohne daß irgend etwas meine Aufmerksamkeit hätte erregen können, doch gegen Mitternacht, wie ich längs der Batterien der Bay hinging, erblickte ich eine Röthe am Horizont über Limonado, St. Louis und Morin, in der ich, und bald darauf meine Soldaten, eine Feuersbrunst erkannten. Anfangs hielt ich sie für zufällig und wenig bedeutend, schnell nahmen Rauch und Flamme und zwar so furchtbar überhand, daß ich nach dem Fort eilte, um Lärm zu machen, und Hülfe zu senden. Indem ich neben den Hütten unserer Sklaven vorbeyeilte, befremdete es mich, Alles dort in einer seltsamen Bewegung zu erblicken, die Sklaven sprachen mit Lebhaftigkeit unter einander, und ich vernahm oft den seltsamen Namen: Bug Jargal, den sie, mit Ehrfurcht ausgesprochen, in ihr unverständliches Geschwätz mengten. So viel verstand ich jedoch, daß die Sklaven nach Norden zu sich empört und alle Pflanzungen jenseits des Kaps von ihnen eingeäschert würden. Ueber einen sumpfigen Boden schreitend, stieß ich an einen Haufen im Schilf versteckter Hacken und Beile, und mit Recht auf's äußerste beunruhigt, rief ich alle Milizen von Acul unter die Waffen, befahl die Sklaven scharf zu beobachten — und Alles ward wieder ruhig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Dreyerley Rosen.

Warum guckt ihr kleinen Röschen
Dunkelroth aus euren Knospen?
Weil ihr seht der Lüfte Kosen
Mit den blassen ältern Schwestern.

Und euch schämt vor solchem Treiben
Unter Gottes freyem Himmel?
Warum seyd ihr gelb geworden,
Ihr, die ältesten im Garten?
Wär' es wohl des Neides Farbe,
Weil die Lüftchen, eure Buhler
Schon an euch vorüberflattern
Und die dummen kleinen suchen?

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Von fremden Virtuosen hörten wir seit dem neuen Jahr Dem. Krings aus Heidelberg, eine wackere Harfenspielerin, Hrn. Troplong aus Paris, einen tüchtigen Violinspieler aus guter Schule, daß er auch ein berühmter sey, hat er selbst uns auf der Affiche kund gethan, und endlich den trefflichen Violoncellisten, Hrn. Joseph Merk aus Wien, der mit Romberg und Bohrer das Dreyblatt bildet.

Am Anfange dieses Monats verstarb hier, im Alter von 73 Jahren, der bekannte Schriftsteller Franz von Spaun. Die frühern Schicksale dieses Mannes sind in mancher Hinsicht merkwürdig, es ist darum zu wünschen, daß sich in seinem literarischen Nachlaß ein Abriß seines Lebens vorfinde. Was ich, einer seiner langjährigen Bekannten, von ihm selbst darüber vernommen, will ich hier mittheilen:

Spaun war bis zum Jahre 1788 vorderösterreichischer Regierungsrath und Landvogt im Breisgau, in diesem Jahre wurde er zum Reichskammergerichtsassessor ernannt, als er aber zu seiner neuen Bestimmung nach Wezlar abgehen wollte, ward er als überwiesener Verfasser einer für staatsgefährlich gehaltenen Schrift in Verhaft genommen, und Anfangs in Munkatsch, später aber in Kufstein als Staatsgefangener festgehalten. Zehn Jahre, gerade die schönsten für den thätigkräftigen Mann, brachte er im Gefängnisse zu, und dieser Umstand erklärt wohl so manches Harte, Schroffe und Bittere, was sich in seinen Schriften findet. So wie aber aus dem Unglück des Menschen nicht selten ein Vortheil für ihn hervorgeht, so wurde Spaun in seinem einsamen Kerker, wo ihm Bücher und Schreibezeug versagt waren, ein bedeutender Mathematiker, der selbst noch im vorgerückten Alter die schwierigsten Probleme ohne Ansaz im Kopfe zu lösen vermochte. Eine Episode aus den lezten Jahren seiner Gefangenschaft ist zu interessant, um sie hier unerwähnt zu lassen. Spaun bekam nämlich einen Unglücksgefährten zum Nachbar, von dem ihn jedoch eine dicke Mauer schied, die jede mündliche Mittheilung unmöglich machte. Da fiel er auf den glücklichen Gedanken, sich durch Pochen verständlich zu machen, und erfand zu diesem Behufe eine Pochzeichensprache, die überaus sinnreich ist; das Schwierigste blieb aber hier immer dem Nachbar, der vielleicht gar nicht der deutschen Sprache kundig war, den Schlüssel mitzutheilen. Spaun fing damit an, vier-und-zwanzig Mal an die Mauer zu klopfen, und sezte dieses Manöuver so lange unverdrossen fort, bis der Unbekannte endlich merkte, daß die vier-und-zwanzig Buchstaben damit gemeynt seyen, und zum Zeichen seines Verständnisses das Klopfen erwiederte. Es würde mich zu weit führen, in diese Lehrmethode umständlich einzugehen, genug, in wenigen Wochen konnten sie sich schnell und fertig mittheilen, und sich gegenseitig ihre Schicksale erzählen. Spaun erfuhr hier auch von seinem Nachbar den Ausbruch und Fortgang der französischen Revolution, von der er natürlich noch nichts wußte. Es war aber dieser Nachbar Hr. M*, nachmals französischer Staatssekretär und Herzog von B*, der auch edel genug war, seinen Unglücksgefährten nicht zu vergessen, und früher, wie dieser, in Freyheit gesezt, ihm eine Pension auswirkte, von der Spaun bis zu seinem Tode lebte. „C'est Spaun ou le diable!" schrie der Minister zehn Jahre später, als bey seiner Anwesenheit in München Spaun ihn zu besuchen kam, und an der Zimmerthür das alte Manöuver begann.

Spaun genoß hier allgemeine Achtung. Den minder Begabten, die selbst keine Meynung haben, und sich gern bequem und wohlfeil eine aneignen, imponirte sein Verstand und seine Gescheidtheit. Andere erblickten in ihm einen Apostel und Märtyrer des Liberalismus, und jede Beschlagnahme einer neuen Flugschrift stellte ihn in ihrer Meynung höher, und wenn auch Manchen das Gottlieb Coockartige seiner Erscheinung, seine Tadelsucht und der Umstand abstieß, daß er immer einer andern Meynung war wie die Uebrigen, so ehrten doch Alle den strengrechtlichen Charakter und den biedern Freymuth des Mannes, der sich in jedem Verhältnisse des Lebens gleich blieb. Spaun besaß unstreitig umfassende und gründliche Kenntnisse, zumal in allen Fächern des praktischen Lebens, aber im Bereiche der schönen Wissenschaften und Künste, überhaupt da, wo der Maaßstab des Verstandes und einer nüchternen Spekulation nicht mehr ausreicht, waren seine Ansichten gewöhnlich verkehrt, und sein Urtheil nicht selten ungereimt und unwillenerregend. Ich erinnere hier an seine Bekenntnisse über Goethe, die an Seltsamkeit alles überbieten, was der Engländer Glower und der Pastor von Lieme über den Altmeister vorgebracht haben. — Spaun, nie verehelicht, wiewohl dreymal Bräutigam, erfreute sich noch im hohen Alter einer ungeschwächten Geisteskraft, obgleich seine körperliche in den lezten Jahren sichtbar abnahm. Noch wenige Tage vor seinem Hintritte schrieb er an einer Broschüre, die er aber nicht mehr vollendete. Er starb bey vollem Bewußtseyn mit der Ruhe und Fassung des Weisen, dem der Tod kein Uebel ist. Friede seiner Asche!

— v.

Druckfehler.

In Nr. 37. S. 146, Sp. 2, Z. 30, st. Fluthstraße l. Fluthstraß'. Z. 32 und 33. st. Wenn l. Wann. S. 147. Sp. 2, Z. 1, st. Meer l. Meere. Nr. 38, S. 49, Sp. 2, Z. 17, st. trockner l. trockener. S. 155, Sp. 1, Z. 19. st. gemischt l. gemischet. Z. 22, st. die Sonnenschmelz l. die mit Sonnenschmelz. Z. 10, v. u. st. Stein l. Steine. Z. 5, v. u. st. derselben. l. denselben. S. 155. Sp. 2. Z. 16, st. zurückgekehrt l. zurückegekehrt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mitwoch, 5. April 1826.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Goethe.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

Im Auszuge mitgetheilt von Pius Alexander Wolff.

Vorwort.

Die folgenden Betrachtungen Talma's über die Schauspielkunst hat mein hochverehrter Freund, Herr P. A. Wolff, jüngst bey seinem Aufenthalt in Nizza übersezt; doch nur, um Stunden der Muße und Einsamkeit mit einem ihm befreundeten Meister seiner Kunst zu verleben, und trostreiche Beschäftigung in einer Zeit zu finden, während welcher, zum Leidwesen einer großen und gebildeten Stadt, die Wiederherstellung seiner Gesundheit ihn von der Bühne entfernt hält. Daß diese Uebersetzung aber hier im Druck erscheint, geschieht (Herr Wolff will, daß ich es sage) auf meine inständige Bitte darum; und ich setze, selbst auf die Gefahr für anmaßend und eitel gehalten zu werden, eine Ehre darein und ein Verdienst. — Ein Verdienst, weil diese interessanten Betrachtungen des größten französischen Schauspielers über sich selbst, Lekain, und die Kunst, als Vorrede, einem Buche (memoires de Lekain) beygegeben sind, das wohl nicht so rasch als politische Broschüren und Romane einen Uebersetzer finden dürfte; — weil Talma hier über dramatische Darstellung ganz anders spricht, als es die übliche deutsche Ansicht von einem französischen Tragöden vermuthet; — und endlich, weil diese geistreiche Abhandlung nicht nur, wie der Uebersetzer sagt, den Genossen und Freunden seiner Kunst willkommen seyn werde; sondern weil Künstler, Kritiker und Publikum aus derselben etwas lernen können. Ja, in jener Stelle, wo Talma über die Auffassung und Darstellung grund-böser Charaktere spricht, werden selbst die frömmelnden Gegner der Bühne über Dinge Belehrung finden, wovon ihre Hellseherey sich nichts träumen läßt. Sie werden, wenn sie diese noch nie entwickelten Thatsachen lesen, die ihnen völlig unbekannt sind, weil sie aus den innersten Tiefen eines schönen Künstlergemüths geschöpft sind — sie werden, sage ich, wenn sie diese Thatsachen lesen, von ihren ängstlichen Sorgen um die Moralität der Schauspieler befreyt werden — vorausgesezt nämlich, daß sie es in der Frömmeley noch nicht bis zu jener Stufe gebracht haben, auf welcher der Mensch eine Todsünde begeht, wann er mit Verstand liest.

Karlsruhe, 8. März 1826.

Ludwig Robert.

* * *

Lekain hatte am Anfange seiner Laufbahn großen Beyfall; seine Debüts währeten siebzehn Monate. Eines Tages, als er bey Hof vor Ludwig XV. spielte, sagte der König nach der Vorstellung: „Dieser Mensch hat mir Thränen entlockt, mir, der ich niemals geweint habe.“ Dieses rühmliche Zeugniß bewirkte seine Anstellung bey der königlichen Bühne. Ehe er auf derselben erschien, hatte er sich bereits auf Liebhabertheatern einigen Ruf erworben; dort hatte ihn Voltaire gesehen und seiner Aufmerk-

samkeit werth gehalten, und von dort schreibt sich die Verbindung Lekains mit diesem großen Manne her.

Das System der Deklamation war damals eine Art Psalmgesang. Lekain, wider Willen dem Einflusse des Beyspiels unterwürfig, fühlte das Bedürfniß, sich von diesem einförmigen Vortrage loszumachen und die konventionellen Fesseln abzuschütteln, die sein feuriges Genie, das sich zu entwickeln strebte, auf alle Weise beengten; und ungeachtet des Zwanges, den er fühlte, war es doch endlich sein Mund, aus dem zum ersten Male die wahre Sprache der Natur auf der französischen Bühne ertönte. Sein Spiel voll starken, tiefen Gefühls und mittheilenden Feuers, zwar Anfangs wild und regellos, gefiel der Jugend, hingerissen durch die Heftigkeit seiner Bewegungen, durch die Wärme seines Vortrags und vor allem gerührt durch den Ausdruck einer tief tragischen Stimme. Die Verehrer des gewohnten Psalmgesangs, ihren veralteten Ansichten getreu, tadelten ihn bitter; sie nannten ihn den Stier. Sie fanden bey ihm nicht jene breite prächtige Deklamation, jenen singenden, hämmernden Vortrag, wo die tiefe Achtung für Cäsur und Reim die Verse in regelmäßigem Takte hielt. Sein Gang, seine Bewegungen, seine Stellung, seine Gebärden waren nicht edel, sie hatten nicht die Grazie unserer Väter, welche, an die Schönheiten der Menuet erinnernd, zu jener Zeit den vollkommenen Schauspieler beurkundete. Lekain, ein einfacher Mann aus dem Volke, der Werkstätte eines Goldschmidts entsprungen, war freylich nicht auf den Knieen der Königinnen erzogen, wie Baron behauptete, daß die Schauspieler es seyn sollten; aber die Natur, eine noch edlere Erzieherin, hatte sich bestimmt, ihm ihre Geheimnisse zu offenbaren.

Mit der Zeit gelang es Lekain alle die Unordnung aus seinem Spiele zu verbannen, welche Unerfahrenheit Anfangs in seine Darstellungen brachte. Er lernte seine Wildheit dämpfen, seine Bewegungen berechnen; doch wollte er es nicht, jenen taktmäßigen Gesang ganz aufzugeben, welcher damals als das Ideal der Deklamation betrachtet wurde, und welchen der Schauspieler selbst in dem Aufbrausen der Leidenschaft noch beybehielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Die Flammen schienen indeß immer mehr um sich zu greifen, mein Oheim, der als Mitglied der Provinzialversammlung dazu befugt war, gebot mir, einen Theil meiner Truppen unter Befehl des Lieutenants in Acul zu lassen und mich mit den Uebrigen nach dem Kap zu begeben. Welch einen Anblick bot mir diese Stadt! Es war nach zwey Uhr nach Mitternacht. — die schon nahen Flammen der brennenden Pflanzungen warfen eine furchtbare Helle in die Straßen der Stadt, der Wind trieb Wolken von brennendem Zuckerrohr und andern leichten Körpern über die Dächer, die bald das einzige Eigenthum der Menschen seyn sollten, die draußen ihre Güter zerstören sahen: die Schiffe im Hafen, gleicher Gefahr wie die Stadt ausgesezt, lichteten die Anker und steuerten seeeinwärts, von dem Winde begünstigt, welcher die Stadt mit Verderben bedrohte. Die Kanonen des Forts, das Geschrey der Fliehenden, das Krachen der einstürzenden Gebäude betäubte mich; ich sann peinlich auf den Weg, den ich einzuschlagen habe, als ich den Kapitän der gelben Dragoner erblickte, unter dessen Anführung ich mich begab. Das Verderben hatte schon weit um sich gegriffen, jezt nahte es Limbé und dessen Nähe von Acul verdoppelte meine Angst. Ich eilte zu dem Gouverneur G. v. Blanchelande, um ihn um Befehle zu bitten, welche so schnell als möglich die Sicherheit von Acul bewerkstelligen könnten. Die vorzüglichsten königlichen Beamten und mehrere Mitglieder der Kolonialversammlung befanden sich bei ihm: man berathschlagte unter Gezank und Geschrey. Die unseelige Verschiedenheit der Farben trennte die Versammlung; durch Hochmuth der Weißen, Anmaßung der Farbigen artete jede Erörterung in Schmähung und Vorwürfe aus; der Sachbestand, den der Gouverneur aufzustellen suchte, überzeugte mich, daß die reichen Einwohner des Kaps zum Theil schon die grausamsten Maßregeln genommen hatten, sich ihrer Sklaven zu versichern: mehrere hatten sie alle ermordet, die mildesten hielten sie in festem Gewahrsam; die Maßregeln, welche jeder Einzelne vorschlug, waren eben so zwecklos als unzeitig, und mancher zeichnete sich durch scheußliche Grausamkeit aus. Ein reicher Pflanzer, C., der sich, weil er einigen blutigen Strafgerichten beygewohnt hatte, Bürgergeneral nennen ließ, rief: „ich habe die Empörung im Juni und Juli wohl zu dämpfen gewußt, indem ich auf die Staketen meiner Anfahrt fünfzig Negerköpfe statt Palmenbäumen aufpflanzen ließ. Laßt uns eine Uebereinkunft treffen und mit den Sklaven, die wir noch in Händen haben, die Stadt auf gleiche Weise vertheidigen.“ Man verstand den Unmenschen nicht gleich. Er sezte seinen Plan ohne Scheu auseinander: er wollte die ganze Ringmauer der Stadt mit den Köpfen der noch unterwürfigen Sklaven bepflanzen, und durch diese die Empörer von ihr zurückschrecken. Der Vorschlag ward mit Abscheu verworfen, eben so verächtlich wiesen die Erstern in der Berathung die rachsüchtigen Meinungen des Farbigen zurück, mit dem ich einst einen Zweykampf gehabt hatte. Nach ganz nutzlosem Geschrey gewann des alten Herrn v. Rouvray Stimme die Oberhand; er war Marschall de Camp und einer der reichsten Besitzer der Kolonie, sein Rath ging dahin, die besten Truppen mit schwerem Geschütz ungesäumt gegen den größten Haufen der rebellischen Neger zu schicken, und in andern Kantonen, wo die Empörung noch nicht erklärt sey, sogleich Feldwächter zu errichten. Herr von Blanchelande nahm diesen Rath an und ertheilte

unvorzüglich die zu dessen Vollziehung nöthigen Befehle, denen auch alle Partheyen, da sie den Andrang der Gefahr einsahen, gehorchten.

Endlich fand ich den Augenblick, vom Gouverneur die so ängstlich gewünschten Befehle für die Sicherheit von Acul zu erhalten, und eilte dann, obgleich die Müdigkeit einen Jeden, mich ausgenommen, niederdrückte, auf meine Heimath zu. Der Tag fing an zu grauen, es war mir kaum gelungen, meine Leute in Bewegung zu setzen, als ein gelber Dragoner den Weg daher sprengte und athemlos mir die furchtbare Nachricht brachte, daß meine Hülfe zu spät kumme. Die Empörung war auf der Ebene von Acul schon ausgebrochen, die Milizen und Kolonisten hatten sich in das Fort Galifet geflüchtet und dieses ward jezt von den Negern umringt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte ich mit meinen Leuten dahin. Dieses Fort hatte nur eine elende Verschanzung von Erdwällen, und für die Flüchtlinge war alles zu fürchten. Die Besitzungen meines Oheims standen schon alle in Flammen; das Feuer wogte über die Ebene, der Wind führte brennende Baumzweige über die glühenden Felder, das Knistern der Flamme, das Krachen der einstürzenden Gebäude ward von dem Geheul der wüthenden Sklaven übertönt. Ich hatte nur einen Gedanken, der den Untergang aller dieser Besitzungen ganz aus meiner Vorstellung verbannte — ich dachte nur an Maria — und mit welcher Angst, welchen Qualen, wäre ja unmöglich zu sagen! Zu ihrer Hülfe früh genug zu dem Fort zu gelangen, flehte ich zu Gott. Endlich bogen wir um eine Ecke des Weges, und sahen es vor uns. Die dreyfarbige Fahne wehte noch auf ihm, ein wohlunterhaltenes Feuer ward rund um von seiner Brustwehr unterhalten, ich schrie auf vor Freude, ermuthigte meine Gefährten, und wir sprengten neben dem Wohnhaus meines Oheims, das nahe dabey lag, auf dasselbe zu. Dieses Haus, das über dem Winde lag, war von den Flammen verschont, aber ein Blick dahin belehrte mich, daß es der Gewalt erlegen war, denn Thüren und Fenster waren zerstört, und aus ihren, so wie von dessen Dach beschossen die Neger das Fort, dessen Wälle zu erstürmen, sich stolz abwechselnde Haufen der empörten Sklaven bemüht waren. Kaum an die erste Vertheidigungslinie angelangt, ordnete ich meinen kleinen Haufen, ermahnte ihn im Namen seiner Geliebten, die so wie die Meinen im Fort eingeschlossen waren, und war im Begriff das Zeichen zum Angriff der schwarzen Heerde zu geben — in diesem Augenblick erschallte ein lautes Geschrey im Fort, eine Rauchwolke hüllte urplötzlich dessen Mauern ein, sie wälzte sich eine Weile rund um sie her, indeß man ein Geräusch wie in einem Hafen vernahm, und wie diese Wolke sich zerstreute, sah man die rothe Fahne auf dem Fort wehen! — Es war Alles dahin! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 12. Februar.

Der Carneval ist aus. Man hat ihn dieses Jahr glänzender, das heißt mit mehr Lichtern, zu Grabe getragen, als vor zwey Jahren. In der That ist das Wachskerzenspiel, mit welchem der lezte Maskentag auf dem Corso geschlossen wird, das reizendste Schauspiel, welches man sehen kann. Angenommen, daß wenigstens die Hälfte der ganzen Bevölkerung Roms, das heißt, etwa achtzigtausend Menschen, auf dem Corso versammelt sind; so brennten hier wenigstens hunderttausend Lichter. Denn sehr viele Personen halten deren zwey, und ohnedem wird aus jeder Wohnung einer wohlhabenden Familie, abgerechnet die Lichter, welche die einzelnen Mitglieder anzünden, noch eine Art von Rad mit sechs, zwölf und mehrern stark, in die Fenster, oder auf die Balkons gestellt. Diese hunderttausend Lichter in der ganzen Länge der Gasse, welche fast eine halbe Stunde beträgt, und in den Fenstern der Häuser in steter Bewegung zu sehen, gewährt einen Anblick, der sich nicht mit Worten beschreiben läßt. Die Wuth, sich einander die Lichter auszublasen, die Kniffe, welche dabey angewandt werden, die allgemeine Freude, welche an diesem Spiele gewonnen wird, besonders, die reitzenden weiblichen Gesichter, welche, in der Nähe beleuchtet, doppelt schön erscheinen, alles dieß muß gesehen werden, damit man sich einen Begriff davon machen kann. Sonderbar, daß Niemand den Ursprung und die Bedeutung dieses Kerzenspiels kennt. Einige finden darin eine satyrische Anspielung auf die Gelegenheitsmacherey, worin, wie versichert wird, die Römer den übrigen Großstädtern Europa's nichts nachgeben; wirklich wird dieß Talent in der römischen Sprache durch die Ausdrücke: Sener (morzare) il lume, la candela, il moccolo, bezeichnet. Ich habe diese Erklärung schon früher angeführt. Jezt scheint mir jedoch, daß die Bedeutung weniger gesucht und natürlicher sey: wie, wenn dadurch nichts anders, als das Begräbniß des Carnevals angedeutet werden sollte? Dieß dünkt mich, um so wahrscheinlicher, als ich dieses Jahr von allen Seiten: E morto, e sepellito il Carnovale, habe ertönen hören. In andern Städten, zum Beyspiele in Neapel, wird er wirklich in Gestalt einer Puppe, von Fackeln umgeben, begraben. Auffallend ist noch der Umstand, daß mit dem Schlage ein Uhr (eine Stunde nach Untergang der Sonne) alle Lichter verlöschen, und daß die Personen, welche deren etwa noch brennend erhalten haben, durch Pfeiffen und Tumult aller Art, gezwungen werden, sie auszublasen, so, daß in weniger denn zwey oder drey Minuten auf die glänzende Beleuchtung eine absolute Finsterniß folgt. Vielleicht ist hieran keine Polizeyverordnung, sondern die stillschweigende Uebereinkunft des Publikums Schuld; das Spiel ist zu tumultuarisch und zu anstrengend, als daß es über eine Stunde ausgehalten werden könnte. Man sieht mehr denn eine Frau, welche sich den ganzen folgenden Tag über Schmerzen in den Armen beklagt. Während der französischen Okkupation ist das Kerzenspiel verboten, bey der Rückkehr Pius VII. aber sogleich wieder erlaubt worden.

Die Theaterunternehmer sollen, versichert man, gute Geschäfte gemacht haben. Daran ist keineswegs der Werth der Leistungen, sondern der Umstand Schuld, daß im ganzen vorigen Jahre kein Schauspiel Statt gefunden hat. Mit den Festini (den öffentlichen Bällen, wo maskirte und unmaskirte Personen zugelassen werden) hat es in beyden Theatern (Alberti und Argentina) nicht recht fort wollen: durchaus leere Logen, dagegen ein erstickendes Gedränge, meistens vom Pöbel, im Parterre. Der niedrige Preis (für die ersten Male dreyßig und hernach zwanzig Bajocchi) ist diesen Belustigungen nicht günstig. Die Beleuchtung war vortrefflich, ja verschwenderisch.

das Publikum hat sie auf den Kleidern mit nach Hause getragen. Die verdammliche Sitte, bey dergleichen Festen das allerschlechteste Wachs zu nehmen, ist in ganz Italien üblich.

Besonders tumultuarisch ist es am lezten Carnevalstage, dem sogenannten feilen Dienstage, die ganze Nacht hindurch, selbst in den öffentlichen Speisehäusern, hergegangen. Freylich sollen diese Punkt zwölf Uhr, wo die Fasten anheben, geschlossen werden. Dieß geschieht auch. Wer aber einmal darin sizt, geht vor dem folgenden Morgen nicht wieder hinaus. Es scheint, als ob die Polizey dieß Jahr, der Kürze des Carnevals wegen, dem Unwesen durch die Finger gesehen habe. Wie sehr sticht der folgende Mittwoch gegen den Dienstag ab! Das Volk, welches während des Carnevals seine ganze Habe und Gut verzehrt hat, schleicht mit hohlen Wangen, leeren Taschen und nackten Leibern (denn die Kleider sind entweder verkauft oder auf's Leihhaus getragen) wie ein Bild der Verzweiflung einher. Haufenweise stellen sie sich vor die Trattorien, und gaffen mit langen Hälsen hinein, um noch einmal die Pläze zu beschauen, wo sie sich in den vorhergehenden Tagen so gütlich gethan. Ein dicker Seufzer entquillt ihrer Brust, und hastig gehen sie von dannen, um einen Ort aus dem Gesichte zu verlieren, der ihnen noch gestern so viel Entzücken gewährt hat, sie aber heut mit Jammer erfüllt. Der spanische Plaz, und die unmittelbar angrenzenden Straßen gewährten am Mittwoch ein nicht minder trauriges Ansehn. Was von Fremden, während des Carnevals in Rom anwesend gewesen war, ließ aufpacken und fuhr von dannen. Die Wirthe und die Boutitenbesizer standen in den Thüren und sahen traurig nach.

Unter den Häuserbesizern ist eine wahre Verschwörung gegen den Advokaten Fea, hinsichtlich seiner Brochüre über den übertriebenen Hauszins, welchen sie nehmen, ausgebrochen. Wo man hinhört und hinsieht, erschallen Deklamationen gegen diesen muthigen Inquilinentribunen. Man fragt, ob er vielleicht, nach Art der alten lex agraria, eine legem domesticam in Vorschlag bringen wolle, nach welcher die Hausbesizer ihre Häuser, wenn auch nicht geradezu mit denen, welche keine haben, theilen, doch sie ihnen gratis vermiethen sollen, welches auf ein's hinaus liefe? Man fragt ferner, was ein Präsident der Alterthümer (diese Charge bekleidet nämlich der Advokat Fea nebenbey) mit dem Miethzinse zu schaffen habe? Auf lezteres antwortet Hr. Fea sehr wizig: Eben weil die Prellerey, welche die Hausbesizer an den Inquilinen verüben, ein alterthümlicher Mißbrauch sey, habe er sich für verpflichtet gehalten, zu der Abschaffung, oder wenigstens Aufdeckung desselben, das Seinige beyzutragen. Es steht nun zu erwarten, welche Wirkung die Schrift des Hrn. Fea, welche übrigens von Citaten aller Art strozt, ob sie gleich den Leuten hin und wieder in's Gewissen redet, hervorbringen wird. Eine Stelle in derselben verdient alle Beherzigung: Hr. Fea sagt, die christlichste aller Städte, diejenige, in welcher die meiste Religion gelehrt werde, solle und müsse sich schämen, so viele Wucherey, Betrug und Habsucht in ihrem Schoße zu nähren. Amen! Uebrigens hat der Verfasser, wie ich schon in meinem lezten Schreiben angeführt habe, den Ertrag seiner Schrift zum Wiederaufbauen der Paulskirche bestimmt.

Berlin, 4. März.

Was bisher nur in Privatgesellschaften dargestellt und in Romanen besprochen ward, ist uns nun auch von unserer Bühne herab gezeigt worden: lebende Bilder. Bild zu seyn, muß von jedem Mimen gefordert werden, und gefällige mannichfache Gruppirung wird nur zu sehr, besonders in Lustspielen, bey uns vernachlässigt. Sieht man nun ferner darauf, daß durch Lichteffekt, durch Hintergrund rc. auch der Dekorateur sein Amt bey jenen lebenden Bildern zu verwalten hat, so möchte man sie nicht ganz von der Bühne verweisen können, und als Einschiebsel gelten lassen. Als solches wurden sie vorgestern auch durch ein Vorspiel angekündigt, in welchem ein Regisseur sich in lokalen Wizen über Krankheit der Schauspieler rc., und der Theaterzettelträger über die Aeußerlichkeit des Publikumsgeschmacks nur an Dekorationen und dergleichen Freude und Unterhaltung zu finden, des Breitesten ergoß, bis ein Quidam, ein Unbekannter, und wie es sich nachher zeigte, ein Arrangeur von lebendigen Bildern sich herzufand, und seine Dienste anbot. Es ward gelächelt, weil zum Lachen wenig Gelegenheit war. Bey den Bildern selbst ist zunächst die einsichtige Wahl der Gegenstände zu loben: Wandgemälde aus Herkulanum, raphaelische größere, auch von neueren Künstlern, Cornelius und Wegener, alles mehr plastische Gestalten; ferner ein rembrandtischer Lichteffekt, gleichfalls zweckmäßig, wenn er auch nicht vollendet gelang; zulezt ein van Steen, Darstellung unmittelbarer Natürlichkeit. Aber das lezte Bild, Rekruten nach H. Vernet, verdarb den Eindruck aller früheren, weil hier immer plözlich die Stellungen sich änderten, und dadurch solch ein Automatenwesen hereinkam, daß es, wie sehr auch das Publikum darüber lachte, dennoch widerlich blieb. Denn gerade bey diesen Darstellungen ist außer der Treue der Gruppirung, des Kostüms, des Faltenwurfs, die höchste Ruhe nothwendig. Das kleinste Zittern oder Schwanken bringt Angst und Schrecken im Zuschauer hervor, als würde plözlich sich alles zerstören; die geringste Bewegung macht das Ganze zu gespenstiger Erscheinung. Daher waren die Goldfranzen der Gewänder höchst unzweckmäßig, denn die zitternden hellsten Lichtreflexe bewirkten außer der Bewegung noch falsche Lichteffekte, und störten auf jede Weise. Auch der begleitende Gesang hätte reiner zu dem Zuhörer herüberthönen sollen; bey ruhiger Betrachtung muß nicht das Mindeste störend herzukommen. Nahesizende wollten sich auch über einige häßlichere Gesichter unserer Tänzerinnen, die als Musen dastanden, entsezen; zu Nuzen dieser Scharfsichtigen sollte doch ein Tausch vorgenommen werden. Stellung, Gruppirung, Faltenwurf der Gewänder, alles Plastische gelang vollkommen; nur das Licht war nicht überall richtig, was freylich in einem großen Hause, wo der Lampenschimmer von allen Seiten durchbricht, von höchster Schwierigkeit ist. Außerdem möchten wir noch bemerken, daß bey der Farbenlebendigkeit der Figuren auch die hintere Landschaft mehr hervortreten, und in lebhafterem, glänzenderem Kolorit gemalt seyn muß. In diesem Sinne war der Abschied vom Chrimhilden (v. Cornelius) die gelungenste Darstellung, außer den Wandgemälden aus Herkulanum, wo keine Landschaft seyn konnte. Von dem Picot'schen Raphael mit seiner Geliebten ward die Wiederholung verlangt, und das Bild machte durch seine Einfachheit und ungestörte Stille auch den meisten Eindruck.

Bey dem folgenden Stück: Der Unschuldige muß viel leiden; Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen von Theodor Hell, war es unbillig, daß das Publikum der unschuldig Leidende wurde. Herr Blume war, um es passend auszudrücken, ordinär; alle Uebrigen dehnten und zogen und schleppten und zerrten an dem französischen Lustspiel umher, wie es nur deutsche, und besonders unsere gewöhnlichen Schauspieler im Stande sind, die vom französischen Lustspiel gerade so viel verstehen als die Franzosen von der deutschen Tragödie.

Heute Abend gibt der Tänzer Hognet einen Wiener Maskenball. Daß doch alle andre Sitten in Berlin zum Vorschein kommen!

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. April 1826.

Die Lustgeben und Güter, die ich hatte,
Verlassen mich; von allen Länderei'n
Bleibt nichts mehr übrig, als des Leibes Länge.
Was ist Pomp, Hoheit, Macht, als Erd und Staub?
Lebt, wie ihr könnt, ihr seyd des Todes Raub.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Ich schweige von dem Gefühl, was mich zerfleischte. Hätte ich meines Oheims Befehl, nach dem Kap zu geben, abgewehrt, so wäre ich bey Marien geblieben, ich hätte sie vertheidigt, ich wäre für sie gestorben — meine Verzweiflung hatte das Peinliche der Reue. — Wir hatten uns bey dem Anblick der feindlichen Fahne mit Rachegeschrey unter die Negerhaufen geworfen, die, obschon Sieger und bey weitem zahlreicher wie wir, auf allen Seiten wichen, doch immer die Weißen, die sie mit sich schleppten, mordend, und ein Haufen von ihnen das Fort in Brand zu stecken bemüht.

An einem von dessen Eingangsthüren fand ich Thadäus von Wunden bedeckt, er sagte mir, daß sie sich bey der Annäherung meines Haufens für gerettet gehalten, als plötzlich Pierrot auf eine unbegreifliche Weise mitten im Fort erschien.... Und Maria? fragte ich mit brennender Ungeduld — und in diesem Augenblick schritt ein Neger hinter den brennenden Pallisaden hervor, er trug ein junges Weib, das in seinen Armen schrie und sich sträubte, ich erkannte Maria; es war Pierrot! — Ich schoß, ihm nacheilend, mein Pistol auf ihn ab, aber ein andrer Schwarzer hatte meine Bewegung wahrgenommen, er stürzte meiner Kugel entgegen, er sank entseelt und Pierrot entkam, mir einige unverständliche Worte zurufend, in das Dickicht des halbverbrannten Gehölzes. Fast zu gleicher Zeit sprang Rask über den Weg, er trug eine Wiege *) mit einem Kinde im Rachen — es war meines Oheims Jüngstgeborner — vor Wuth außer mir schoß ich ein zweytes Pistol auf ihn ab, verfehlte ihn und der Hund verschwand im Gehäge.

Meiner selbst nicht mehr bewußt, eilte ich der Spur des Negers nach, aber meine Kräfte waren erschöpft, Ermüdung, Rache, Angst, Verzweiflung hatte mich aufgerieben, ich stürzte sinnlos zu Boden. Wie ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in Thadäus Armen, in meines Oheims zerstörtem Wohnhaus. „Sieg!“ rief der treue Mensch, wie er mich wieder aufleben sah, „die Sklaven fliehen und der Kapitän lebt!“ — „Wo ist Marie?“ unterbrach ich, mich auffassend, sein Freudengeschrey, denn mit meinen Kräften kehrte die Erinnerung meines Unglücks zurück. Ich wußte Maria von Pierrot geraubt, aller Edelmuth, den ich in diesem Neger hatte kennen lernen, alle Treueschwüre, die wir gewechselt, waren in meinem Gedächtniß vernichtet, ich sah in ihm nur einen Empörer, einen Nebenbuhler, einen Todfeind. — Thadäus gestand mir, daß er vergeblich versucht habe, dem Hunde, der unzweifelhaft auf der Spur seines Herrn war, zu folgen, daß sich die Neger, so weit überlegen an der Zahl sie meinen Haufen gewesen, sich dennoch zerstreut hätten, daß aber der Brand auf meines Oheims Feldern ohne Rettung

*) Diese Wiege ist so klein, daß die Amme sie wie eine Laute mit einem Band um den Hals hängend trägt.

fortwüthete. Ich fragte nach meinem Oheim; schweigend führte er mich in sein Schlafzimmer — dort lag er im Schlaf ermordet auf seinem Lager, das Lager Abibra's, das sich beständig zu den Füßen seines Herrn befand, war ebenfalls mit Blut befleckt, und blutbesudelt lag die Gold besezte Jacke des armen Narren daneben auf dem Boden.

Ich glaubte, der Zwerg sey als ein Opfer der Treue für seinen Herrn unter den Dolchen seiner, über sein besseres Loos neidischen, Mitsklaven gefallen; seine Leiche war nicht zu finden — sie konnte von den Empörern in die brennenden Felder geschleudert worden seyn, und reuig über den Widerwillen, den ich dem armen Geschöpf hatte in seinen Lebzeiten bewiesen, befahl ich bey dem Begräbniß meines Oheims auch für die Seele des treuen Abibras eine Messe zu lesen.

Das Fort Galifet war zerstört, unsre Pflanzungen verschwunden, diese Trümmer nicht länger bewohnbar, wir kehrten demnach nach der Kapstadt zurück. Gleich bey meiner Ankunft überfiel mich ein hitziges Fieber, das die natürliche Folge der gewaltthätigen Anstrengung war, mit der ich meine Gefühle im Zaum gehalten hatte. Meine Fantasien waren fürchterlich! Die blutigen Auftritte, die ich gesehen hatte, Mariens Entführung, das noch Schrecklichere, was ihr gefolgt seyn konnte, zermarterten mein Gehirn. Allein die Kunst der Aerzte, die Pflege des treuen Thadäus, die Kraft der Jugend siegten ob; ich genaß und sobald es meine Kräfte erlaubten, eilte ich, den Gouverneur um Dienste zu bitten. Er wollte mir die Vertheidigung eines Postens übergeben, allein ich flehte um die Erlaubniß, als Freywilliger in eine der Kolonnen zu treten, die zur Reinigung des Landes von Zeit zu Zeit gegen die Neger ausgeschickt wurden.

Das Kap war in der Eile befestigt, die Empörung machte furchtbare Fortschritte, die Neger von Port au Prince begannen sich zu bewegen, Biassou führte die von Limbé, London und Acul an, Jean François und Boukmann, der späterhin durch seinen tragischen Tod so bezeichnet wurde, standen an der Spitze andrer Kantone, und die Banden des Morne rouge hatten einen Anführer, der Bug Jargal genannt wurde — derselbe Name, den ich in der unseeligen Nacht des zweyundzwanzigsten Augusts von den Sklaven meines Oheims gehört hatte. Was man sich von diesem Bug Jargal erzählte, stach auf das Wunderbarste mit den Grausamkeiten der andern Negerhäuptlinge ab; während jene tausend Qualen ersannen, um ihre Gefangnen zu tödten, suchte dieser, sie zu retten und verschaffte ihnen Mittel, die Insel zu verlassen; die Andern verhandelten an spanische Fahrzeuge, die an dem Ufer kreuzten, die Habseligkeiten der geplünderten Flüchtlinge, Bug Jargal bohrte mehrere dieser Corsaren in Grund, mehrere auf Boukmann's Befehl schon auf das Rad geflochtene Kolonisten ließ er befreyen — und das Alles war nur der geringste Theil alle der schönen Züge, die ich von ihm hörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Mademoiselle Clairon, Granval und andere Künstler jener Zeit folgten, so wie er, dem System dieser schwülstigen und stark accentuirten Deklamation, die sie als anerkannt vorfanden. Sie brachten selbst in die Gesellschaft jenen feierlichen Ton mit, zu dem sie sich auf der Bühne verpflichtet hatten, gleichsam als fürchteten sie die Uebung darin zu verlieren; aber bey Lekain verloren sich dieser Schwulst, diese Vorrichtung, diese Feyerlichkeit in einem Spiel voll Wärme, in einem erhabenen, ergreifenden, die Seele erschütternden Ausdrucke. Mademoiselle Dumenil allein überließ sich ohne Rückhalt den Regungen einer Natur, welche die Kunst sich nicht unterwerfe konnte. Gleich Lekain mit jener herrlichen und seltenen Fähigkeit ausgestattet, sich lebhaft von den Leidenschaften der verschiedenen Charakteren durchdringen zu lassen, mit jenem tiefen Gefühle begabt, welches das wahre Talent bewährt, gab sie sich regellos den Regungen ihrer Seele hin. Unempfindlich für die Schönheiten der Konvention, sich zurückziehend vor der Kälte der Bewegungen, war sie unfähig, sich in das Joch der Gewohnheit und des Beyspiels zu fügen: obgleich fast immer bewundernswerth, wie vielen Tadel hatte sie deßhalb nicht zu ertragen! wie viele Blöße gab sie nicht der Eifersucht ihrer Nebenbuhlerin, deren Spiel, obgleich es immer eine große Künstlerin bewährte, ganz berechnet und bedacht, deren Deklamation, ganz taktgemäß, bey den Anhängern des alten Systems bey weitem größeren Beyfall erhielt! Hat der Neid nicht sogar zu behaupten gewagt, diese kunstlose Hingebung der Dumenil sey eine Wirkung der Trunkenheit! Elende Verläumdung, die es nicht einmal verdient, daß man sich die Mühe gibt, sie zu widerlegen.

Die Schauspieler jener Zeit, und Lekain selbst, welche einem Publikum gefallen wollten, das seit der Entstehung des Theaters an jenen schwülstigen Vortrag gewöhnt war, wie hätten sie durch eine allzukühne Neuerung wagen können, mit einem Male ohne Zwischengrade zu einer großen erhabenen, aber einfachen und wahren Natur zu gelangen? Der Erfolg dieser zu hastigen Versuche wäre sehr zweifelhaft gewesen, und hätte sie allzu großer Gefahr ausgesezt: sie zogen es daher vor, lieber in der gewohnten Straße zu bleiben, als sich auf ungebahnten Wegen zu versuchen. Die Widersprüche, der Tadel, welche Madame Dumenil zu tragen hatte, erschreckten sie, und, obgleich sie

dieselbe bewunderten, wagten sie es doch nicht, ihre Kühnheit nachzuahmen.

Diese hergebrachten Regeln lasteten damals auf allen Gattungen der Talente; wie hätten sich die Schauspieler derselben eher entziehen können, als die Dichter selbst? Sieht man nicht die größten unter ihnen sich unter dem Einflusse ihrer Zeit beugen, und Racine selbst die Größe seines Genies derselben unterwerfen? Viele seiner Helden tragen das Gepräge des Zeitalters Ludwigs des Vierzehnten und nicht jenes ihres Jahrhunderts. *)

Auch ist zu bemerken, wie wenig Fortschritte das Kostüm zu Lekains Zeit gemacht hatte. Ohne Zweifel hielt er die Treue desselben für sehr wichtig; man sieht dieß aus seinen Bemühungen, es weniger lächerlich zu machen: und gewiß, die Wahrheit in den Kleidern und Dekorationen vermehrt die theatralische Täuschung und versezt den Zuschauer in das Zeitalter und das Land, wo die dargestellten Personen lebten. Diese Treue gibt selbst dem Schauspieler die Mittel in die Hand, jeder seiner Rollen ihre besondern Züge zu leihen. Aber ein noch viel wichtigerer Grund läßt mich diejenigen für wahrhaft strafbar betrachten, die diesen Theil ihrer Kunst vernachlässigen. Die Bühne soll der Jugend gewissermaßen ein lebendiges Bild der Geschichte darbieten, und jede Vernachlässigung des Kostüms entstellt sie nicht dieselbe vor ihren Augen? Ich erinnere mich sehr wohl, daß in meiner Jugend, als ich die Geschichte las, meine Einbildungskraft mir die Fürsten und Helden stets so darstellte, wie ich sie auf der Bühne gesehen hatte. Ich malte mir Bayard in einem fleischfarbenen Rocke, ohne Bart, gepudert, frisirt wie ein Stutzer des achtzehnten Jahrhunderts. Ich sah Cäsar in ein weiß seidenes Kleid gepreßt, sein langes Haar mit Bändern und Schleifen geknüpft. An die Stelle der Einfachheit des antiken Kostüms trat ein Ueberfluß von lächerlichen Stickereyen, und ich glaubte, daß das Gewebe von Sammet und Seide in Athen und Rom so gewöhnlich sey, als in Paris und London. Es gelang Lekain nur zum Theil, das Lächerliche dieser Kleidung zu entfernen, ohne das Kostüm einführen zu können, dessen man sich hätte bedienen sollen. Zu jener Zeit war diese Wissenschaft ganz unbekannt, selbst den Malern. Die Statuen, die alten mit Bildern verzierten Handschriften, die Denkmäler waren wie jezt vorhanden, aber man zog sie nicht zu Rathe. Es war die Zeit der Bouchers und Vanloos, die sich hüteten, in der Anordnung der Gewänder dem Beyspiele Raphaels und Poussins zu folgen. Erst als unser berühmter David erschien, beschäftigten sich die Maler und Bildhauer, und vorzüglich die jungen Leute unter ihnen, mit diesen Nachforschungen. Da ich mit den meisten derselben in Verbindung lebte, und von dem Nutzen überzeugt war, den dieses Studium der Bühne bringen könnte, legte ich mich mit einem ungewöhnlichen Fleiß darauf. Ich wurde auf meine Weise Maler. Ich hatte viele Hindernisse und Vorurtheile zu besiegen, weniger von Seiten des Publikums, als von Seiten der Schauspieler, aber der Erfolg krönte meine Anstrengung, und ohne zu fürchten, daß man mich des Eigendünkels beschuldig, kann ich behaupten, daß mein Beyspiel einen großen Einfluß auf alle Theater in Europa ausgeübt hat. Lekain hätte so viele Schwierigkeiten nicht überwinden können, der Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Wie hätte er es wagen dürfen, nackte Arme auf der Bühne zu zeigen, die antike Fußbekleidung, Haare ohne Puder, lange Gewänder, wollene Kleider? Wie hätte er es gewagt, den Begriff von Schicklichkeit zu jener Zeit so zu verletzen? Diese ernste Tracht wäre damals als unsauber, und vor allem als unsittlich betrachtet worden. Lekain that also alles, was er vermochte, und die Bühne ist ihm deßhalb Dank schuldig. Er hat den ersten Schritt gethan, und das, was er gewagt hat, hat uns den Muth gegeben, mehr zu wagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

In das Stammbuch eines jungen Dichters.

Wohl ist es schön, des Liedes Perlen reih'n;
Doch ächte müssen es, nicht falsche seyn.
Soll Welt und Nachwelt deines Sangs sich freu'n,
Der Wahrheit folg', und nicht der Mode Schein.

E z.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs März.

Ich habe Sie so oft über den traurigen Zustand unserer Handelswelt unterhalten, daß ich mir jezt auch das Vergnügen machen muß, Ihnen zu melden, daß derselbe sich gottlob zu bessern scheint. Die Bank von England hat es seit Kurzem unternommen auf Waaren, aber noch öfter auf persönliche Sicherheit, Vorschüsse zu machen; diese Maßregel, welche natürlich mehr Geld unter das Publikum gebracht, hat auch etwas von dem verlorenen Zutrauen zurückgeführt, und man fängt wieder, zu glauben an das Schlimmste sey überstanden. Die meisten neulichen Fallimente haben in dem Seidenhandel Statt gefunden; doch fangen die Seidenfabrikanten wieder an Muth zu fassen, und zwar vorzüglich deßwegen, weil sie das Parlament so fest sehen, und nicht mehr hoffen dürfen, der Nation eine Entschädigung abzuzwacken, und sie gestehen ganz leise, daß es gewisse Gegenstände in der Seidenmanufaktur gäbe, mit welchen sie, selbst bey einer niedrigeren Abgabe, mit den Franzosen wetteifern könnten. Freylich stehen noch immer viele Fabriken still, und die Arbeiter, welche gewiß sehr große Noth zu leiden haben, sind hier und da offenbar zum Aufruhr ge-

*) Ein merkwürdiges Geständniß aus dem Munde des ersten französischen Schauspielers: Talma führt hier schlagende Beyspiele an, wie Pylades z. B. den Orest mit „Herr und „Ihr" respektvoll anreden muß, während dieser seinen Freund duzen darf — und wie Nero zu Junia im Tone jener fäßlichen Galanterie spricht, die den Hof Ludwigs des XIV. charakterisirt.

Rt.

neigt, aber die Regierung hat solche starke Truppenabtheilungen in die bedroheten Gegenden einrücken lassen, daß es wohl zu keinem Ausbruche kommen dürfte.

Vor wenigen Tagen wurde plötzlich die Einförmigkeit von „schlechten Zeiten,“ „Bankrotten“ und „Seidenwebern,“ die Thematen des Tages, durch einen außerordentlichen Vorfall unterbrochen, welcher unsere neuigkeitsüchtigen Cockneys (badaud) in Bewegung brachte. Der große Elephant nämlich, in der sogenannten Exeter Exchange (ein altes schwerfälliges Gebäude, worin unsere größte und auserlesenste Thier- und Vögelsammlung in Großbritannien, und diese noch dazu Privateigenthum, im ersten und zweyten Stocke eingezwängt ist, der ohne Weibchen schon seit 17 Jahren in einem Behälter eingesperrt gewesen, in dem er sich kaum umdrehen konnte, und wo er wirklich vor Kurzem bey einer raschen Wendung seinen Aufseher, einen Deutschen, gegen die Wand zerdrückte, dieser Elephant nun wurde rasend wild, fing an mit Vorderfüßen und Rüssel gegen die drey Fuß im Umfange haltenden und stark mit Eisen beschlagenen Balken seines Behälters zu schlagen, bis einer derselben wirklich zu weichen anfing, und der Eigenthümer besorgend, daß das Unthier sich endlich befreyen, und dann die übrigen Behälter im Saale zertrümmernd, auch die dort eingesperrten Löwen, Tiger, Panther, Hyänen u. s. w. freysetzen möchte, beschloß, es erschießen zu lassen. Vierzehn Personen fingen hierauf zu feuern an, und thaten 152 Schüsse (so wenigstens versichert man), ehe sie das Thier zu Boden bringen, und ihm dann mit einem an einer Flinte gebundenen Säbel den Garaus machen konnten. Sie mögen sich denken, welch ein Aufsehen eine solcher Lärm in einer der besuchtesten Straßen in London, mitten am Tage, machen mußte; es hatte sich wirklich ein solche Menge Menschen zusammengezogen, daß kein Fuhrwerk mehr passiren konnte, und mehrere Polizeydiener die größte Mühe hatten, die Zudringlichen zu verhindern, die Thüre zu der Thiersammlung, die man aus Vorsorge verschlossen hatte, einzubrechen und gewaltsam hinaufzudringen. Denn troß dem daß sich das Gerücht verbreitet hatte, alle die Thiere wären losgekommen, und man hätte eine ganze Kompagnie Soldaten herbeygeholt (zwey Mann hatte man wirklich vom nahen Sommersethaus gerufen!) die sie erschießen müßten, und folglich das Hineingehen mit der größten Lebensgefahr verbunden gewesen wäre, siegte doch die Neugierde sehr über die Lust zum Leben, daß viele eine und zwey Guineen boten, wenn man sie nur hinauf ließe. Dieß gestattete man aber erst, nachdem das Thier schon todt war, und, obgleich nur zu dem gewöhnlichen Einlaßpreis von einem Schilling muß der Eigenthümer doch so viel gelöst haben, daß er für seinen Verlust wohl hinlänglich entschädigt ist. Anfangs mußten es sich die Neugierigen gefallen lassen, im Blute zu waten; dieß ward aber bald an den Schuhen weggetragen, und der Zudrang dauerte von Mittwoch bis Samstag Abend fort, wo der Gestank unerträglich ward, und die Polizey die Hinwegschaffung des Aases anbefahl. Dieß geschah am Sonntage, wo man, wie man versichert, an 8000 Pfund Fleisch wegführte, ohne die Haut, welche an 2000 Pfund gewogen haben soll, und für fünfzig Pfund Sterling verkauft worden ist. Die Hinwegschaffung mußte natürlich stückweise geschehen, und fand erst nach einer wissenschaftlichen Zergliederung Statt, welche in Gegenwart vieler Aerzte und Wundärzte, worunter auch Dr. Spurzheim, gehalten wurde. Er war ungefähr zwey-und-zwanzig Jahre alt, und wurde immer um diese Jahreszeit unruhig, man pflegte ihn dann hungern zu lassen, und zu laxiren, welches leztere, wie man sagt, durch die Eingebung von 100 Pfund Salz in einem Tage bewerkstelligt wurde. Nach der Hinwegschaffung des Fleisches wurden die Knochen dem Publikum gezeigt, und da diese jezt weggeschafft sind, um gereinigt und gehörig zum Gerippe zusammengesezt zu werden, begnügen sich die Neugierigen den zerschlagenen und blutigen Behälter des Thieres zu beschauen.

Einen anderen Gegenstand der Anziehung hat während zweyer Abende der berühmte Künstler des Freyschützen im Coventgarden Schauspielhause bey den Oratorien gebildet, wo mehrere Stücke aus dem Freyschützen, und andere seiner Arbeiten unter seiner Leitung aufgeführt wurden. Der große Meister ward mit dem schmeichelhaftesten Beyfall von dem Publikum aufgenommen, und man glaubte unter seiner Leitung, in den so oft gehörten Stücken, neue Schönheiten zu erkennen. Hr. von Weber arbeitet jezt an einer neuen Oper, die sich auf die Fabel vom Oberon gründet, die zuerst in Coventgarden gegeben werden soll, und wir sehen ihr mit Sehnsucht entgegen.

Ich fürchte immer mehr, daß es Hrn. Heilbronn nicht gelingen werde, die Steiner'sche Sammlung zu verkaufen, wenigstens nicht zusammen. Für die Linnéische und Agricultural-Gesellschaften ist sie nicht wissenschaftlich genug, und anderen Gesellschaften, oder Privatpersonen fehlt es entweder an dem nöthigen Geschmack oder Gelde, um sie an sich zu bringen. Auch hält es hier so schwer, das Daseyn einer solchen Sache bekannt zu machen, besonders ohne eine öffentliche Ausstellung, wozu Hr. Heilbronn sich nicht gern entschließen mag. Er schickte demnach Rundschreiben an die vornehmsten Personen in der Stadt, und lud sie zu einer freyen Besichtigung der Zeichnungen; er verfehlte es aber dabey in drey Punkten: erstens schickte er die Briefe durch die Zweypfennig (oder kleine Stadtpost für London und die Umgegend), damit sie um so sicherer ankommen möchten, und nicht durch einen Lohnlakai. Aber er hätte wissen sollen — und jeder Ausländer, der hierher kömmt, sollte es wissen und sich darnach richten — daß die meisten der hiesigen Vornehmen keine Briefe von dieser Post annehmen oder ihre Bedienten hatten!! zweytens schöpft der Engländer Verdacht, daß etwas gegen seine Börse im Hinterhalt liege, wenn ihm ein Fremder etwas umsonst anbietet; und drittens verlangte Hr. Heilbronn, da sein Zimmer nicht sehr groß wäre, daß sich die Herrschaften einen Tag vorher anmelden lassen möchten, ein Zumuthen, das entweder ihren Stolz oder ihre Bequemlichkeitsliebe beleidigt hat — und die Folge von allem war, daß ihm mehrere Briefe zurückgeschickt worden, und sehr wenige Personen von den höheren Klassen gekommen sind. Diejenigen aber, welche kamen, waren von der Schönheit der Zeichnungen entzückt, wie es auch nicht anders zu erwarten war.

Die artige Geschichte des jungen Feldjägers, wozu Goethe eine Einleitung geschrieben, ist bey Kolburn übersezt erschienen. Die Uebersetzung aber ist schlecht, und der Uebersetzer ist nicht so ehrlich gewesen, daß er Goethe genannt, oder auch nur angegeben, daß das Büchlein Uebersetzung ist, obgleich ein jeder Literaturkenner das an den ersten zwey Zeilen ausfinden muß.

Eine indische Zeitung erwähnt als einen neuen Beweis von der Zuverlässigkeit des Einimpfens, daß während fünf Monate in einer Gegend, wo die Blattern seuchenartig wütheten und viele Menschen wegrafften, unter 33000 Soldaten, theils Europäer, welche gewöhnlich schon zu Hause geimpft worden, und theils Seypoys, welchen die Pocken eingeimpft werden, sobald sie zum Regimente kommen, nicht mehr als einer aus 400 von der Krankheit ergriffen worden, und nicht mehr als einer aus 2,600 starben. Eine andere dortige Zeitung, daß in einer Woche in und um Calcutta sieben Wittwen sich den Flammen überliefert, und unter diesen drey Frauen eines Mannes!

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. April 1826.

Erweitert jezt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.

Schiller.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Die Natur muß stets das Vorbild des Schauspielers seyn, der beständige Gegenstand aller seiner Studien. Lekain fühlte, daß die glänzenden Farben der Poesie nur dazu dienen, den Schönheiten der Natur mehr Größe und Majestät zu verleihen. Es war ihm nicht unbekannt, daß Gemüther von gewaltigen Leidenschaften bewegt, solche, die von großen Schmerzen gedrückt sind, oder welche ein großes politisches Interesse bewegt, eine erhabenere idealere Sprache führen, aber daß diese Sprache immer die Sprache der Natur ist; und diese edle, beseelte, erhöhte und doch zugleich einfache Natur muß das Studium des Schauspielers wie des Dichters seyn. Unter der großen Zahl der Schauspieler aller Länder haben nur wenige dieser Natur, dieser Wahrheit nachgestrebt, und doch hat Molière in seinem Impromptu de Versailles und in den Fourberies de Scapin, und vor ihm schon Shakspeare, durch Hamlets Mund, den Schauspielern ihrer Zeit treffliche Lehren gegeben. Wie kommt es denn, daß ungeachtet der Lehren dieser beyden großen Maler, und gewiß ungeachtet der Meynung vieler ihrer Zeitgenossen, dieses falsche System einer hochtrabenden Deklamation sich auf den meisten Theatern Europas festgesezt hat, und als das einzige Vorbild theatralischer Nachahmung ausgerufen wurde? Weil in allen Künsten die Wahrheit zu finden und zu erreichen das Schwerste ist *). Der Marmorblock enthält die Bildsäule der Minerva, aber nur der Meißel des Phidias konnte sie entdecken. Weil diese Fähigkeit nur wenigen Schauspielern verliehen ist, und die Mittelmäßigkeit die Mehrzahl einnimmt, so hat sie ein Gesetz daraus gemacht, und diese falsche Nachahmung ihrer Schwäche mit der Zeit als einziges Vorbild aufgestellt.

Man erlaube mir, hier eine Beobachtung aufzuzeichnen, welche mir die großen Begebenheiten der Revolution geliefert haben, deren gewaltige Krisen mir oft zum Studium dienten.

Der feine Weltmann, wie der Mann aus dem Volke, so verschieden sie in der Wahl ihrer Ausdrücke seyn mögen, haben oft in den großen Aufregungen des Gemüths nur einerley Sprache. Der eine vergißt seine gesellschaftlichen Manieren, der andere verläßt seine gemeinen Formen; der eine steigt zur Natur herab, der andere hinauf; Beyde legen den künstlichen Menschen ab, um nur wahre Menschen zu seyn. In der Stärke gleicher Leidenschaften oder

*) Vielleicht auch, weil diese transitorische Kunst, die allen festen Anhalt entbehrt, nach einem solchen das unabweisbare Bedürfniß fühlt; um nur nicht ganz und gar der Willkür der einzelnen Ausübenden preisgegeben zu seyn. Daher darf auch in Frankreich ein Schauspieler vom zweyten Range seine Rolle nicht kreiren. Wir Deutsche seyen in dieser Maxime die Erniedrigung der Kunst; aber bis zu dem negativ-feststehenden sollten wir es doch auch bringen!

Rt.

gleicher Schmerzen werden die Ausdrücke des einen wie des andern häufig die nämlichen seyn.

Stellen wir uns eine Mutter vor, deren Blicke auf die Wiege eines Kindes gerichtet sind, das sie so eben verlor: starre Gedankenlosigkeit in den Zügen, einzelne Thränen, die über ihre Wangen herabrollen, ein herzzerreißender Schrey, ein krampfhafter Seufzer, der ihr von Zeit zu Zeit entfährt, werden den Schmerz des Bürgerweibes wie der Herzogin bezeichnen. Eben so der Bürger wie der Hofmann, Beyde in einem gewaltsamen Ausbruche der Eifersucht oder der Rache; so verschieden sie in ihren Gewohnheiten seyn mögen, sie gleichen sich in ihrer Wuth. Ihre Blicke, ihre Züge, ihre Geberden, ihre Stellungen, ihre Bewegungen erhalten plötzlich einen großartigen feyerlichen Charakter, Beyde des Pinsels des Malers wie des Studiums des Schauspielers gleich würdig; der Wahnsinn ihrer Leidenschaft legt vielleicht einem wie dem andern sogar Worte in den Mund, Ausdrücke von solcher Erhabenheit, die es verdienen, von dem Dichter beachtet und gesammelt zu werden.

Große Bewegungen der Seele erheben den Menschen zu einer idealern Natur, welchen Stand ihm das Schicksal auch angewiesen haben mag. Die Revolution, die so viele Leidenschaften in Bewegung sezte, hatte sie nicht Volksredner geschaffen, die durch erhabne Züge, durch ungesuchte Beredtsamkeit in Erstaunen sezten, durch einen Ausdruck und Vortrag, den Lekain selbst nicht verläugnet haben würde?

Lekain fühlte, daß die Kunst des Schauspielers nicht darin bestehe, die Verse mit mehr oder weniger Wärme und Nachdruck vorzutragen; daß diese Kunst, wenn sie sich in allen ihren Theilen vervollkommnet, die Dichtungen der Scene verwirklichen könne. Um aber zu diesem Ziele zu gelangen, muß der Schauspieler von der Natur ein zartes Gefühl, und einen tiefen Verstand erhalten haben; und Lekain besaß Beydes in hohem Grade.

Das Gefühl ist nicht blos jene Gabe, wodurch sich der Schauspieler selbst leicht bewegt, sein ganzes Wesen auf eine Weise erschüttert, daß der Ausdruck, die Accente des Schmerzes, welche die Theilnahme der Herzen erwecken, und dem Zuhörer Thränen entlocken, sich seinen Zügen, und vor allem seiner Stimme einprägen; ich verstehe unter Gefühl auch die Wirkung, die es erzeugt, die Einbildungskraft, deren Quelle es ist; — nicht jene Einbildungskraft, die darin besteht, Erinnerungen zu bewahren, die den Gegenständen in der Gegenwart gleichen, dieß ist eigentlich nur Gedächtniß; aber jene Einbildungskraft, die schaffend, handelnd, waltend die Eigenschaften verschiedener wirklicher Gegenstände in einen erdichteten Gegenstande zu versammeln vermag; die den Schauspieler zu der Begeisterung des Dichters erhebt, ihn in vergangene Zeiten versezt, dem Leben geschichtlicher oder erdichteter Personen beygesellt, die wie durch einen Zauberschlag ihm ihre Züge, ihre Gestalt, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten, alle Schattirungen ihres Charakters, alle Bewegungen der Seele, bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten offenbart. Ich verstehe unter Gefühl auch noch jene Gabe der Geisteserhebung, die den Künstler durchlodert, sich seiner Sinne bemächtigt, bis in den Grund der Seele erschüttert, und ihn in die tief tragischen Auftritte, in die fürchterlichsten Leidenschaften eingehen läßt, als wären sie seine eigenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Bug Jargal war es, den der Gouverneur vor Allen in seine Gewalt zu bringen wünschte. Dreymal waren schon ansehnliche Truppenabtheilungen gegen ihn ausgeschickt worden, und jedesmal hatten sie eine vollständige Niederlage erlitten; bald ward dem Gouverneur die Nachricht gebracht, Bug Jargal habe den Morneronge verlassen und führe seine Hansen durch das Gebirg, um sich mit Biassou zu vereinigen. „Jezt ist er in unserer Gewalt!“ rief Herr von Blanchelande voll Freude, und den andern Morgen rückte die Kolonialarmee gegen ihn aus. Die Rebellen zogen sich bey unserer Annäherung schleunig von Port Margot und Fort Galifet, welches sie auf's neue befestigt und mit schwerem Geschütz versehen hatten, zurück, alle ihre Banden zogen in das Gebirg. Der Gouverneur glaubte sich seines Siegs gewiß, wir schritten durch die versengten Ebnen, auf denen ehedem unser Wohlstand geblüht hatte, und wo jezt keiner von uns — nicht einmal mehr eine Spur seines Wohnplatzes antraf.

Durch Urwälder und Felsengewinde gelangten wir den dritten Tag in das Thal der Grande Rivière, und glaubten, der empfangenen Kunde gemäß, die Neger zwanzig Meilen tiefer in den Gebirgen entfernt. Unser Lager ward auf einer Uferhöhe aufgeschlagen, wo es freylich nicht sehr sicher stand, aber wir glaubten, nichts besorgen zu dürfen. Der Platz war von allen Seiten von mauersteilen, mit Wäldern bedeckten Felsen beherrscht, die Grande Rivière strömte, in ein tiefes Bett eingezwängt, hinter unserm Lager, seine steilen Ufer waren mit Gebüschen bedeckt, ja selbst seine Wellen hie und da durch Rankengewächse und Gezweige dem Auge entzogen. Die Nacht sank herab, nichts als das Geschrey der Kraniche und der feste Schritt der Schildwache unterbrach das tiefe Schweigen um uns her; plötzlich drang der furchtbare Schlachtgesang der Wilden oberhalb unsrer Häupter in unser Ohr, in eben dem

Augenblick loderten die Bäume der Felsgipfel in Flammen auf und ihr falbes Licht zeigte die benachbarten Höhen von Negern und Mulatten bedeckt. — Biassous Bande hatte uns überfallen. Wir eilten zu den Waffen, unsere Offiziere bemühten sich, die Reihen zu ordnen, und die Neger, ohne die Unordnung, in der sie uns überraschten, zu benutzen, standen unbeweglich und sangen ihren furchtbaren Gesang.

Ein einzelner Wilder von riesenmäßiger Größe erschien allein auf dem höchsten Gipfel der vordern Felsspitzen, eine rothe Feder hing über seinem Haupte, er hielt eine rothe Fahne in der Hand — ich erkannte Pierrot! Hätte ich eine Flinte zur Hand gehabt, würde mich die Wuth vielleicht zu einer Niederträchtigkeit hingerissen haben — der Wilde wiederholte die Schlußworte des Schlachtliedes, pflanzte seine Fahne auf den Felsen, schleuderte sein Beil mitten unter uns und stürzte sich in den Fluß, in dem er verschwand. Ich schrie laut auf, denn ich glaubte, sein Tod habe mich um meine Rache betrogen. Nun begannen die Wilden den Angriff. Felsstücke wurden auf uns herabgerollt, ihre Kugeln, ihre Pfeile trafen uns, unfähig zur Vertheidigung, unfähig zum Angriff, und richteten unter meinen, aus Wuth heulenden Gefährten eine grauenvolle Niederlage an. Und jezt erscholl hinter uns vom Fluß her ein furchtbar Getöse. Die gelben Dragoner, die sich durch ihre Stellung den rollenden Felsblöcken am meisten ausgesezt sahen, waren durch meines getreuen Thadäus Vorschlag auf den Einfall gekommen, sich unter das überhangende Buschwerk des Ufers zu begeben. Kaum hatte sich der Erste unter das Laubdach herabgelassen, so sah er sich angegriffen und ihren Kameraden nacheilend, fanden sich unsere Krieger von einem Schwarm im Flusse unter den belaubten Ranken verborgenen Wilden umringt. Das seltsamste Gefecht fand hier Statt. Bald schwimmend, wo die Tiefe des Flusses es erlaubte, bald festen Fußes auf dem felsigen Strombett, kämpften beyde Theile mit wüthendem Grimme; mein guter Thadäus — denn von ihm weiß ich die Umstände dieses blutigen Auftritts — erblickte mitten im Fluß einen mächtig großen Neger, der sich wie ein Dämon gegen einen ganzen Haufen der Unsrigen vertheidigte, beym Schimmer des Waldbrandes erkennt er Pierrot, er eilt auf ihn zu, meiner Rache gedenkend; der Wilde hebt den Dolch gegen ihn, sieht ihn an und ergibt sich ihm, statt ihn zu durchbohren — zugleich rief er den Seinen einige unverständliche Worte zu, diese tauchten in einem Nu in die Wellen und waren vor den Augen unserer Streiter verschwunden. Während dieser seltsame Auftritt vorging, war es mir mit einigen meiner Gefährten gelungen, von Busch zu Busch so hoch in den Felsen hinanzuklettern, daß wir uns in gleicher Höhe mit den Schwarzen befanden; die Unsrigen folgen unserer Spur, bald war die Höhe von unsern Milizen bedeckt, und wir begannen lebhaft zu feuern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Der neue Ikarus.

In dem goldnen Labyrinthe deiner Locken eingefangen,
Hab' ich meine arme Freyheit in den Schlingen aufgehangen.
Denn wie sollt' ich es versuchen, aus den holden Irrgewinden
In dem Dämmerlicht der Träume wieder mich herauszufinden?
Könnt' ich auch aus Wachs mir Flügel, wie ein Dädalus, bereiten,
Wohin anders würd' ich diese, als nach deinen Sonnen breiten?
Bis die Federn mir zerschmölzen an den allzunahen Strahlen,
Und ich stürzt' aus meinem Himmel in das dunkle Meer der Qualen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfang März.

(Beschluß.)

Am 24sten Juli wurde zu Arracan im burman'schen Reiche von den brittischen Offizieren eine Freymaurerversammlung gehalten, wohl der erste Strahl des Lichts in jenen trüben Gegenden des Aberglaubens und der Unwissenheit. Passende Sinnbilder und Sprüche sollen dabey den Saal geziert haben, und wie es scheint haben die dort liegenden Brüder um die Erlaubniß angesucht, eine Loge dort bilden zu dürfen unter dem Titel: Licht und Sieg! Es gibt in Indien ein Geschlecht, Nuts oder Luftspringer, welches in Vielem unseren Zigeunern zu gleichen scheint. Die Mitglieder desselben bekennen sich gewöhnlich zur mahomedanischen Religion, haben aber so wenig von gottesdienstlichen Gebräuchen, daß man sie für nicht viel besser als Gottesleugner. Sie begraben ihre Todten sehr nachläßig, und man findet sie oft betrunken auf den frischen Gräbern ihrer Verwandten liegen. Wenn sie sich verheirathen wollen, so zeichnen der Bräutigam und die Braut einander die Stirne mit Röthel, schlingen ihre kleinen Finger in einander, und das Bündniß ist geschlossen. Wenige von diesen Menschen leben über vierzig Jahren, ja die meisten sterben vor ihrem dreißigsten Jahre, welches theils von ihrer zwanglosen Ausschweifung, theils von der Mühe und Anstrengung, der sie in ihrer Jugend unterworfen, herrührt. Die Weiber sterben gewöhnlich, nachdem sie vier oder fünf Kinder zur Welt gebracht.

Das zweyte Heft von den Verhandlungen der königlichen Asiatischen Gesellschaft von Großbritannien und Irland, enthält unter andern sehr gelehrten und wichtigen Aufsätzen eine Nachricht von dem verstorbenen Dr. Milne über eine chinesische Carbonari-Sekte, die aber ihr Geheimniß so wohl zu bewahren gewußt hat, daß man von ihren Gebräuchen sehr wenig, und selbst ihren Namen nicht mit Gewißheit weiß. Man glaubt sie nennen sich San-hō-hwuy, d. h. die Gesellschaft der vereinigten drey, nämlich Tien, Te und Jin,

Himmel, Erde und Mensch, die drey Kräfte der Natur, nach der chinesischen Weltansicht; und die Zahl drey, und überhaupt ungleiche Zahlen scheinen eine große Rolle bey ihr zu spielen. Die Gesellschaft macht auf ein sehr hohes Alter Anspruch, wie dem aber sey, so ist es doch zum wenigsten gewiß, daß zur Zeit des Kea King eine solche Gesellschaft bestand, die, nach einer Staatsumwälzung strebend, von diesem Monarchen verfolgt und ihrer Häupter beraubt wurde. Dennoch hat sie sich nicht nur in China erhalten, (obgleich jezt noch die Todesstrafe darauf steht, ein Mitglied derselben zu seyn), sondern auch überall hin verbreitet, wo sich Chinesen angesiedelt haben, und so oft ein Landsmann dorthin kommt, muß er entweder ihrer Habsucht zollen, oder sich ihren Verfolgungen aussetzen. Die Leitung der Gesellschaft ist dreyen Personen anvertraut, die sich Ko, d. h. ältere Brüder, nennen, und die Mitglieder heißen Heungite, oder Brüder. Die ursprüngliche Absicht dieses Vereins, gegenseitiger Beystand, scheint in Dieberey und Meuterey ausgeartet zu seyn; er zählt den schlechteren Theil des Volkes zu seinen Mitgliedern, die sich einander in ihren Schurkereyen und von der verdienten Strafe helfen; und was durch Raub und Betrug erhalten worden, wird unter alle in gleichen Theilen vertheilt. Hr. M. will eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dieser Gesellschaft und den Freymaurern finden, die mir aber gar nicht so einleuchtend vorkommt, als wie sie ihm schien.

Man hat oft der ostindischen Gesellschaft vorgeworfen, daß sie die Erziehung unter ihren eingeborenen Unterthanen nicht nur nicht befördere, sondern auch zu verhindern suche. Freylich ist es wahr, daß ihre Beamten sich oft dem unzeitigen Eifer der Sektirer im Wege gestellt, die in ihren Lehranstalten den Hindus ihre Religionsmeynung gewaltsam aufbringen wollten, und dadurch das Volk in Gährung, und die Regierung in Gefahr brachten; daß sie aber dem Unterricht überhaupt, wenn man ihn den täglichen Hindus nur mit Umsicht beyzubringen sucht, und die religiösen Begriffe derselben unangetastet läßt, nicht entgegen ist, beweisen nicht nur die vielen Lehranstalten im Lande, die sie duldet, sondern noch mehr die sie mit ihrem Gelde und Ansehen unterstüzt, oder selbst errichtet hat. Ein, im vorigen Jahre zu Calcutta erschienenes Werkchen, The History, Design etc., d. h. die Geschichte, Absicht und jetziger Zustand der religiösen, wohlthätigen und milden Stiftungen gestiftet von den Britten in und um Calcutta, von C. Lushington, gibt hierüber einen erfreulichen Aufschluß; und ich glaube eine kurze Anzeige von den darin enthaltenen Angaben über bestehende Schulen dürfte auch dem deutschen Leser angenehm seyn. — Schon im Jahr 1780 wurde durch Hrn. Hastings das Madrissa, ein mahomedan'sches Seminarium, gestiftet, welches von der Regierung ein jährliches Einkommen von 30,000 Rupien erhält, und worin die Wissenschaften in der arabischen und persischen Sprache gelehrt werden, und das seit Kurzem auch eine englische Klasse besizt. Im Jahr 1794 ward das Hindu'sche Kollegium zu Benares gestiftet, welches die Regierung jährlich 20,000 Rupien kostet. Nach dem Plane dieser Schule stiftete die Regierung im Jahr 1821 zu Calcutta ein Sanscrit-Kollegium, wozu sie 120,000 Rupien hergegeben, und 30,000 Rupien jährlich ausgesezt hat. In dieser Anstalt werden die meisten Wissenschaften, und auch Englisch, aber besonders das Sanscrit und die Brahmin'sche Literatur gelehrt. Ein ähnliches Kollegium, aber in Hinsicht der Volksklassen weniger beschränkt, ist im Jahr 1823 zu Agra gegründet. Zu der Schule zu Benares, welche von zwey Eingebornen gestiftet, und worin, dem Willen dieser edlen Männer gemäß, das neue Testament sowohl im Englischen als Persischen als Lesebuch dient, trägt die Regierung monatlich 252 Rupien bey. Zu der Freyschule zu Cawnpore, in welcher hindusche, mahomedanische und englische Knaben zusammen Unterricht empfangen, bezahlt die Regierung monatlich 400 Rupien. In dem Lande der Radjputs hat man vier Schulen angelegt, die jezt von 300 Kindern besucht werden. Anfangs kamen fast gar keine, weil der Aufseher die Bibel als Lesebuch eingeführt hatte, sobald man ihn aber diesen Plan aufgeben sah, stellten sich auch Zöglinge ein. Zu Baghulpore hat die Regierung eine Schule anlegen lassen, um die Rekruten des Gebirgskorps, und die Kinder der Gebirgsbewohner zu unterrichten, welche monatlich 400 Rupien kostet. In Chinsurah gibt es über vierzig Schulen, worin mehr als 3000 mahomedanische und hindusche Kinder Unterricht erhalten, und zu deren Erhaltung die Regierung monatlich 800 Rupien beyträgt, und welche ganz allein dem Eifer und der schonenden Verfahrungsweise eines nicht reichen Geistlichen, Namens May, ihr Daseyn zu verdanken haben. Im Jahr 1822 errichtete die Regierung zu Calcutta eine Arzneyschule für Eingeborene, und im Jahr 1823 ein Kollegium für den öffentlichen Unterricht, und Lord Amherst sagte in einer öffentlichen Rede, daß es die Absicht sey, die Belehrung der Eingebornen, mittelst Schulen nach und nach in ganz Indien allgemein zu machen. Seit Kurzem ist von dem Bischof Middleton eine Art von Universität zu Calcutta errichtet worden, von der man sich viel Gutes verspricht. Auch hat man hier und da Mädchenschulen angelegt, und mit gutem Erfolg; so daß man ohne Uebertreibung hoffen darf, daß die Zeit nicht mehr sehr ferne ist, wo auch Hindostan zum Lichte und zur Wahrheit erwachen werde.

Bey Hrn. Arrowsmith ist neulich eine neue Karte von Guatimala herausgekommen, und zwar nach Originalangaben, wodurch wir mit neuen Ortsnamen bekannt werden, von denen bis jezt kein Erdbeschreiber etwas gewußt hat, obgleich die allgemeine geographische Darstellung des Landes auffallend falsch ist, indem der Herausgeber, um größere Irrthümer in der gegenseitigen Lage der Orte zu vermeiden, nichts an der Originalzeichnung zu ändern gewagt.

Hrn. Murray's Zeitung: The Representative, ist das nicht, was man davon erwartet hatte. Hr. Murray scheint weder Mühe noch Geld gespart zu haben, um gute Korrespondenten und Mitarbeiter zu erhalten, aber in der Wahl seiner Redakteurs ist er sehr unglücklich gewesen; denn seit dem 25sten November hat er deren drey oder vier gehabt, und einen immer schlechtern als den andern, denn die Ansichten dieser Herren sind nicht nur immer engherzig und dem Zeitgeiste zuwider laufend, sondern auch auf's unziemlichste ausgedrückt. Für eine gutgeschriebene Zeitung auf der Tory-Seite, aber im freysinnigen Geiste des jezigen Ministeriums, wenigstens eines Theils derselben, wäre durch diese Zeitung ein Mittel da, aber schlechtgeschriebene, antiliberale Toryzeitungen haben wir schon genug, und der Repräsentative geht gewiß zu Grunde, wenn er sich nicht bald bessert.

Die deutsche Literatur kommt hier immer mehr in Aufnahme im Verhältniß, wie ihre Meisterwerke von fähigen Händen in's Englische übertragen werden, von Männern, welche selbst beynahe fähig wären dergleichen zu schreiben, und nicht wie sonst, von Deutschen, die des Englischen unkundig, für geizige Buchhändler um's liebe Brod stumperten. Ein Beweis aber, wie viel noch vom Besseren und Besten aus unserer Literatur zurück ist, beweißt, daß Engels Meisterwerk, Lorenz Stark, erst jezt übersezt worden ist, und nächstens bey Hrn. Treuttel und Comp. erscheinen wird. — Auch Hrn. von Hammers neue arabische Mährchen sind so eben übersezt, und zwar sehr gut übersezt erschienen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 84.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 8. April 1826.

Und was dem Brand entging, das wird des Würgers Raub.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Die Neger, die bey weitem nicht so gut bewaffnet waren wie wir, wurden entmuthigt, wir verstärkten unser Feuer und sie verließen die nächsten Hügel, nachdem sie ihre Leichen die Felsen herab auf den Theil unserer Truppen gerollt hatten, der noch auf dem Uferrand in Schlachtordnung stand. Plötzlich hörten wir Klaggeschrey in dem Heere Biassous, unter welchem der Name Bug Jargal ertönte; mehrere Neger erschienen auf der Felshöhe, auf der die rothe Fahne gepflanzt war, sie warfen sich vor ihr auf den Boden, trugen sie hinweg und stürzten sich mit ihr in die Fluten des Flusses. Daraus schlossen wir, daß ihr Anführer gefallen seyn müsse. Diese Vermuthung verdoppelte meine Kühnheit, ich bahnte mir vermittelst gefällter Baumstämme, einen Uebergang über den nächsten Felsenschlund, um die Neger mit dem Bajonnet zu verfolgen, jenseits warf ich mich mitten unter sie, aber mit Blitzesschnelle stießen die unerschrockenen Empörer die wankende Brücke in Felsschlund, ich war von meinen Gefährten, die mir nicht mehr nachkommen konnten, getrennt, von der Menge umringt, und obgleich ich mich wie ein Verzweifelter wehrte, entwaffnet und mit Stricken gebunden. Von Wuth verzehrt hatte ich noch die Freude, das Siegsgeschrey der Meinigen zu hören, die Neger kletterten aus allen Schluchten herauf, in die Wälder zu entfliehen, mich ergriff ein Starker unter ihnen, lud mich auf seine Schultern und eilte mit mir in das Gebirg. Durch Gebüsch und Felsklüfte, über Schluchten und Waldbäche gelangten wir in eine Gegend, die mir ganz unbekannt war. Ich sah mich in einem großen grünen, von steilen Felsen umgebenen, Thal, die angränzenden Höhen waren nacktes Gestein mit einzelnen Gebüschen geziert; die Kälte, welche diesen Höhen eigen ist, ward noch durch die frühe Stunde erhöht, denn kaum graute der Morgen und bezeichnete schwach die obersten Felshöhen, indeß das Thal noch in Finsterniß lag. Zahlreiche Feuer blitzten aus ihr, wie die Augen der Tieger in der nachtverhüllten Savanne hervor. Ich befand mich auf dem Sammelplatz von Biassous Heer, und von allen Seiten eilten die geschlagenen Haufen, Angst und Wuth heulend, herbey. Der Neger, welcher mich auf seine Schultern getragen hatte, setzte mich bey einem Eichstamme nieder, band mich, an Händen und Füßen gefesselt, wie ich war, an den Baum, setzte mir seine rothe Mütze auf das Haupt, und sicher, daß ich ihm jetzt nicht entfliehen könne und daß seine Kappe mich als seine Beute der Raubgier seiner Landsleute bezeichne, war er sich zu entfernen im Begriff. Ich hatte dem ganzen Vorgang gleichgültig zugesehen; doch jetzt beschloß ich, ihn anzureden und fragte ihn in kreolischer Mundart: ob er zur Bande von Dondon oder von Mornerouge gehöre? er blieb stehen und antwortete stolz: „zur Mornerouge.“ Der Tod war mir willkommen, aber der menschlichen Natur ist ein instinktmäßiger Abscheu vor den Qualen des Fleisches zugesellt, und ich schauderte vor denen, mit den

Biassou seine Todesurtheile vollziehen ließ. Die Hoffnung, daß Bug Jargal, den man als großmüthig rühmte, mir einen qualenlosen Tod, den Tod eines Soldaten zugestehen werde, blizte in meiner Seele auf, und ich forderte von dem Neger, er solle mich zu diesem Anführer geleiten. „Zu Bug Jargal?“ rief er in verzweiflungsvollem Ton und schlug an seine Stirn, dann ging er plötzlich zum wüthenden Zorn über, ballte die Faust gegen mich und schrie drohend: „Biassou, Biassou!“ — Die Heftigkeit des Negers rief mir die Umstände während des Gefechtes zurück, weßhalb wir den Anführer von Morneronge für gefangen oder todt gehalten hatten; jezt zweifelte ich nicht mehr daran und ergab mich in mein Verhängniß.

Noch immer zögerte der Aufgang der Sonne, und der Hintergrund des Thals blieb in Schatten verhüllt; bald kam eine Anzahl Negerweiber, die, wie ihr Aufzug mir zeigte, zu den Griotten gehörten, und zündete in der Nähe des Baumes, an dem ich gefesselt war, ein Feuer an. Diese Griotten bilden unter den afrikanischen Negerstämmen Banden herumziehender Bänkelsänger, deren Weiber ihre rohen Lieder mit unzüchtigen Tänzen — gleichsam als verzerrte Aehnlichkeit der indischen Bayaderen — begleiten. Sobald die Flamme loderte, schlossen sie den Reihen um sie her, und begannen ihre Zauberformeln und Ceremonien, die in halbem Dämmerlichte des Morgens und bey dem Flackern der Flamme eine so scheußliche Possierlichkeit hatten, daß mich ein konvulsivisches Lachen, vor dem mein Inneres selbst schauderte, ergriff. Die schwarzen Weiber, die mich im Baumdunkel nicht wahrgenommen hatten, fuhren zusammen und stürzten dann heulend auf mich zu. Ihr Geschrey ward von dem Ansehen der ältesten und scheußlichsten von ihnen durch Worte und Geberden beschwichtigt, die wahrscheinlich meinen Mord verabredeten, denn sie begannen einen wilden, unsittlichen Tanz, nach welchem sie das Feuer von Neuem aufschürten und allerley eiserne Werkzeuge, Messer, Nägel, Zangen und Sägen hinein legten, wie es schien, um sie glühend zu machen. Ich erinnerte mich jezt, daß viele wilde Völker um ihre Gefangenen her tanzen, ehe sie sie schlachten, und sah mit Entsetzen dem Martertod entgegen, den diese Furien mir, nach meiner Vermuthung, bereiteten. Der Tanz, den sie während des Erglühens ihrer Mordwerkzeuge von Neuem begonnen hatten, ging zu Ende, und ich erwartete mein Schicksal, als die Stimme des Negers, der mich als seinen Gefangenen ansahe, erscholl, er eilte — und jezt war der Tag gänzlich angebrochen — mit zornigen Worten auf die Weiber zu, die aber weniger über seine Drohungen erschrocken als durch die Gegenwart einer seltsamen Gestalt, die ihn begleitete, betroffen zu seyn schienen. Es war ein sehr kleiner dicker Mann, dessen Angesicht mit einem dichten bis auf seine Brust herabgehenden Schleyer bedeckt war; in diesem befanden sich drey Löcher für die Augen und den Mund; auf seiner Brust trug an einer goldnen Kette hängend er eine silberne Sonne von einer zertrümmerten Monstranz, in seinem scharlachrothen Gürtel, der einen farbig gestreiften Weiberrock, der ihm bis an die ungestalteten Füße herabging, zusammenhielt, stak ein roh gearbeiteter Dolch, dessen Griff die Gestalt eines Kreuzes hatte. Neben ihm hing ein großer Rosenkranz und in seiner Hand hielt er einen weißen Stab — doch am meisten fiel mir sein Kopfputz auf, der Habibra's Schellenkappe glich, ich sah Blutflecken an ihr, und vermuthete von Neuem, daß die Neger meines Oheims Zwerg, nachdem sie ihn neben seinem Herrn erschlagen, ausgeplündert hätten. Sobald die Griotten den Hauptschmuck dieses Menschen erblickten, riefen sie: „der Obi,“ und warfen sich an den Boden. Er sagte gebietend, aber mit dumpfer Stimme: „Laßt Biassou's Gefangenen in Ruh,“ und sogleich sprangen die Weiber auf, rafften ihre Waffen zusammen, legten ihre Schürzen, die sie während ihres Tanzes abgeworfen hatten, wieder an, und zerstreuten sich in den Wald.

Erst jezt richtete der Obi seine Blicke auf mich und schien zu erschrecken; er wendete sich schnell auf die Seite, wohin die Weiber sich entfernt hatten und schien ihnen mit seinem Stabe winken zu wollen, dann sagte er aber dem Neger einige leise Worte und entfernte sich, wie in Nachdenken vertieft. Mein Neger sagte mir, daß Biassou mich in einer Stunde zu sehen verlange; so lange war also mein Leben gefristet, und ich hatte Zeit, die Gegenstände um mich her zu übersehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Der immer wache Verstand beurtheilt die Eindrücke, welche das Gefühl bey uns hervorbrachte, er wählt sie aus, er ist ihr Befehlshaber, und unterwirft sie seinen Berechnungen. Wenn das Gefühl uns die Gegenstände liefert, sezt sie der Verstand in's Werk. Er steht uns bey, die Anwendung unserer körperlichen und geistigen Kräfte zu leiten, die Verhältnisse und die Verbindung zu beurtheilen, welche zwischen den Worten des Dichters, der Situation und dem darzustellenden Charakter Statt finden; indem er uns nöthigt, hier manchmal Schattirungen und Züge beyzufügen, die fehlen, oder welche die Worte nicht deutlich zu machen vermögen: kurz, er hilft uns ihren Ausdruck durch Gesicht und Geberde ergänzen.

Man begreift, daß ein solches Individuum eine ganz besondere Organisation von der Natur erhalten haben muß;

denn Gefühl, dieses Eigenthum unsers Wesens, besitzt jeder Mensch in einem höheren oder geringeren Grade von Stärke; aber bey demjenigen, den die Natur bestimmt hat, die Leidenschaften in ihrem ganzen Uebermaße zu malen, ihre ganze Gewalt zu zeigen, sie bis in ihrem Wahnsinne wiederzugeben, begreift man, daß dieses Gefühl von ungewöhnlicher Stärke seyn muß; und da alle unsere Gemüthsbewegungen mit unsern Nerven in enger Verbindung stehen, so muß das Nervensystem des Schauspielers dermaßen beweglich und eindrucksfähig seyn, daß es durch den Zauber der Dichtung eben so leicht erschüttert wird, als die Aeolsharfe, die bey dem leisesten Lüftchen ertönt, das an ihr vorüberstreift.

Wenn der Schauspieler nicht mit einer Reizbarkeit begabt ist, die zum mindesten dem zartesten Gefühle seiner Zuhörer gleicht, so wird er ihre Herzen nur in geringem Grade bewegen; nur durch ein Uebermaß von Gefühl wird es ihm gelingen, tiefe Eindrücke hervorzubringen, und selbst die kältesten Seelen zu rühren. Die Kraft, die sich auflehnt, muß sie nicht mehr Gewalt besitzen, als diejenige, die erschüttert werden soll? Diese Fähigkeit muß sogar bey dem Schauspieler, ich will nicht sagen stärker und größer als bey dem Dichter seyn, aber doch lebhafter, plötzlicher, in ihren Organen mächtiger. Der Dichter, der Maler kann die Augenblicke der Begeisterung abwarten; dem Schauspieler muß sie jeden Augenblick zu Gebote stehen; und damit sie stets bereit sey, damit sie stets rasch, lebhaft und pünktlich erscheine, muß sie nicht deßhalb übermäßig seyn? Außerdem muß der Verstand stets Wache halten, in Uebereinstimmung mit dem Gefühle handeln, die Bewegungen und Wirkungen ordnen, denn der Schauspieler kann nicht, wie der Maler oder Dichter wieder auslöschen, was er hervorgebracht hat.

Wenn also unter zwey Personen, welche für die Bühne bestimmt sind, die eine jenes reizbare Gefühl besäße, welches ich vorhin beschrieben habe, und die andere jenen durchdringenden Verstand, so würde ich ohne Frage erstere vorziehen. Ein solcher Schauspieler wird vielleicht zuweilen auf Abwege gerathen, aber das Gefühl wird ihm jene erhabenen Bewegungen der Seele einhauchen, die den Zuhörer ergreifen, und sein Herz in Entzückung hinreißen. Der Verstand wird das Spiel des anderen vollkommen regelrecht leiten, aber ihn auch kalt lassen. Der eine wird über eure Erwartung hinausgehen, der andere wird sie erfüllen. Eure Seele wird durch den begeisterten Schauspieler tief gerührt werden, der Verstand allein wird durch den blos denkenden Schauspieler befriedigt seyn. Jener wird euch seine eigenen Gemüthsbewegungen auf eine Weise mittheilen, daß er euch nicht die Freyheit eines Urtheils läßt; dieser wird durch ein weises, tadelloses Spiel euch vollkommen euch selbst überlassen, und ihr werdet ihn mit Bequemlichkeit beurtheilen können. Der erste wird die Person selbst seyn, der andere nur ein Schauspieler, der die Person vorstellt. Die Begeisterung des einen wird oft den Verstand des anderen ersetzen, während die Berechnungen und der Verstand des anderen uns für die Wirkungen der Begeisterung nur spärlich entschädigen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. März.

In Ermanglung einer andern Tagesbegebenheit war die Aufnahme des Vicomte de Montmorency in die Académie française zu einer geworden, an welcher der ganze müßige Theil des Beau monde Theil nahm. Die kleineren Tagesblätter hatten seit seiner Ernennung, das heißt seit zwey Monaten täglich einige Epigramme auf die akademischen Ehren eines Hofherrn aufgetischt, der nichts schriftstellerisches geliefert hat; statt eines Hofherrn hätte man lieber Lamartine zum Akademiker ernennen sollen; allein Lamartine befindet sich bey der französischen Gesandtschaft in Florenz, und hat dort Duelle; nach den dummen Gebräuchen der Akademie muß sich aber der Kandidat selbst als solchen persönlich darstellen, den Herren Akademikern seine Aufwartung machen, um sie um ihre Stimme zu bitten. Das französische Sprichwort: les absens ont tort, gilt vorzüglich bey der Académie française; da also Lamartine nicht da war, so wurde auch nicht an ihn gedacht, und um nicht in Gefahr zu gerathen, einen liberalen Schriftsteller zum Akademiker zu ernennen, fiel der aristokratische Theil der Akademie auf den Gedanken, dem Staatsminister Matthieu de Montmorency, von dessen Person und Namen Frau von Stael so eingenommen war, die akademischen Ehren anzutragen; dafür ist dann die Akademie sowohl, als der neue Akademiker zwey Monate lang die Zielscheibe des Witzes der Tagesblätter gewesen; eins derselben behauptete, er habe sich bereits die Rede verlesen lassen, die er bey seinem Antritte halten solle; ein andres frug an, ob er auch sein Akademikerdiplom verbrennen werde, eine Anspielung auf Montmorency's Betragen beym Anfange der Revolution, da er zu denjenigen gehörte, welche das Beyspiel der Verzichtleistung auf alle Adelstitel und Vorrechte gaben, und ihre Adelsdiplome verbrannten. Damals war er einer der freysinnigsten Männer der alten französischen Aristokratie. Seitdem hat er sich bekehrt, und ist, wie Neubekehrte zu seyn pflegen, sehr eifrig in seinem aristokratischen Glauben. Die Adelstitel hat er wieder hervorgesucht, und weiß sie recht gut geltend zu machen. Es geht ihm hiemit ungefähr wie dem französischen Schriftsteller Laharpe, der ein Trauerspiel, das er seinen Freunden vorgelesen hatte, und welches von diesen sehr getadelt worden war, in's Kaminfeuer warf, mit dem heldenmüthigen Ausrufe: so sey es auf ewig vernichtet! Allein er hatte eine Abschrift davon behalten, und das Stück erschien hernach doch im Drucke. Der Herr v. Montmorency meynte es jedoch immer redlich; er war freysinnig zu der Zeit, als der Freysinn die ausgezeichnetesten Köpfe Frankreichs erwärmte; jezt ist der Mann andächtig und erz-monarchisch gesinnt, wie so viele andre, die mit ihm gealtert haben, es auch geworden sind; freysinnig in der Jugend, und frömmelnd im Alter, ist

keine seltene Erscheinung, besonders in Frankreich. Seit seiner Anwesenheit auf dem Kongresse zu Verona, von woher er so frömmelnd zurückkam, daß man ihn zu einem Minister nicht mehr tauglich hielt, und ihm die Stelle abnahm, scheint dieser Hang zum Pietismus bey ihm noch zugenommen zu haben. Einen solchen Mann die akademische Antrittsrede vortragen zu hören, war für die müßigen Pariser etwas Anziehendes, zumal, da zu gleicher Zeit zwey andre Staatsminister, Chateaubriand und Daru, Reden halten sollten; es war daher sehr schwer Eintrittskarten zu bekommen. Mathieu de Montmorency sprach, wie man es erwartet hatte, mit Würde und Nachdruck, und erbaulich wie ein Prediger auf der Kanzel. Der gute Mann ist so überzeugt, daß er den rechten Weg eingeschlagen hat, daß er auch gern andre auf diesen Weg hinziehen möchte. Daru, ein Staatsminister, aus einer andern Zeit, hatte ihm zu antworten; dieß that er mit allgemeinem Beyfalle. Daru hat zwar nicht eingeschlagen wie Montmorency; die Obskurantenparthey wird ihn wahrscheinlich nie zu den ihrigen zählen; dazu hat er allzufeste Grundsätze, und einen allzu aufgeklärten Geist. Aber zu Napoleons Zeiten spielte er den kleinen Despoten, und solche weiland Unterdespoten sind jezt die lieberalsten Männer, und bekommen gewaltig viel Popularität. Mit einer besondern Gewandtheit ließ er verlauten, daß die Akademie zwar Männer von großem Ansehen gern aufnehme, daß aber doch die literarischen Ansprüche die ächtesten seyen, und daß sie sich keinen Akademiker aufdringen lasse, und nur den König für ihren Beschützer anerkenne; dieß sollte sich auf einige Umtriebe der Ministerialbeamten beziehen, welche mehrmals versucht haben, die Wahlen zu lenken, und ihre Protégés zu Akademikern zu machen. Dann trat Chateaubriand auf, und las ein Stück aus seiner noch ungedruckten, und vielleicht noch ungeschriebenen Geschichte Frankreichs vor. Es war sonderbar, hier hinter Montmorency denselben Minister hertreten zu sehen, der ihn vor einigen Jahren ersezt hatte, und der seitdem dasselbe Schicksal erlebt hat wie sein Vorgänger. Chateaubriand hat auch seinen Pietismus, aber bey ihm ist die Frömmeley mit einer sonderbaren Rittergröße, und obendrein mit einem kräftigen Freyheitssinn vermischt. Er hatte eben im Journal des Débats die so großes Aufsehen erregten Aufsäze über die russischen Angelegenheiten geschrieben; die Zuhörer empfingen ihn mit rauschendem Beyfallsklatschen. Er las nun das versprochene Bruchstück aus seinen geschichtlichen Ansichten vor; es war in Bossuets Geschmacke geschrieben. Aber Bossuet war ein Priester; für ihn war das Priesterthum die Hauptsache, daher seine vorgebliche Universalgeschichte, die aber weit von der Universalität entfernt ist, fast nur eine Theokratie darstellt. Chateaubriand macht es zwar nicht eben so; allein den religiösen Ton in der Weltgeschichte scheint er doch angenommen zu haben, was in dem Munde eines solchen Layen sonderbar klingt. Zudem hat er zu viel Phantasie für einen Geschichtschreiber, weßhalb auch sein Beruf dazu sehr zweifelhaft scheint; aber im Darstellen und Schildern ist er ein Meister; hierin thut es ihm keiner der lebenden französischen Schriftsteller zuvor. Obschon manches an seinem Bruchstücke auszusetzen war, so wurde es doch mit vielem Beyfalle aufgenommen, und auch gedruckt wird es mit Vergnügen gelesen. Chateaubriands Schriftstellerarbeiten werden immer bessern Erfolg haben als seine ministeriellen Leistungen, die ziemlich dürftig ausgefallen sind, weil Phantasie bey einem Minister manchmal mehr hinderlich als beförderlich ist. Wie wenig sie auch einer Magistratsperson zu statten komme, hat das Beyspiel des vor vierzehn Tagen verstorbenen Generaladvokaten Marchangy gezeigt. Dieser königliche Anwalt schrieb seine Anklageakten, als ob es Bruchstücke aus Nabellschen Romanen wären. Vor einigen Jahren, bey dem Kriminalprozesse der vier unglücklichen Unteroffiziere, die des Hochverraths beschuldigt worden waren, stellte er ein so schreckliches Gemälde von dem moralischen und politischen Zustande Frankreichs auf, daß einem beym Lesen die Haare zu Berge standen. Der für die Staatsruhe so besorgte Mann hatte nicht weniger als 30,000 Verschwörer im Reiche aufgezählt. Glücklicherweise waren sie nur in seiner Einbildungskraft vorhanden, und Niemand anders als er hat die Existenz der furchtbaren 30,000 je wahrgenommen. Aber so schwarz die Gegenwart dem phantastischen Manne vorkam, so reizend schien ihm die Vergangenheit zu seyn; seine Romane waren eine Lobpreisung des lieben Faustrechts und seine Requisitorien eine Anklageakte wider die jezige Zeit. Hätte der Herr Generaladvokat doch immer nur Romane geschrieben! An demselben Kassationshofe, an welchem Marchangy als Generaladvokat angestellt war, befand sich ein Gerichtsrath, Namens Brillet Savarin; dieser starb zwey Tage zuvor. Das war ein ganz anders gesinnter Mann als Marchangy; Br. Savarin lebte nicht in der Vergangenheit, und sah keine 30,000 Carbonari um sich her, sondern er genoß der Gegenwart so gut und so viel er konnte, und war in der Theorie sowohl als der Praxis eines der größten Leckermäuler von Paris, wo bekanntlich die ächter Gourmands zu Hause sind, und von wo aus alle gelehrten Werke über den haut gout sich in die ganze Welt verbreiten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 78:
Papier.

Charade.

Mein erstes Paar, wen hat es nicht schon angestralt?
Wer nennt die Kehlen all, die ihm schon zugesungen?
Wer zählt die Pinsel auf, die's schon gemalt?
Aus wessen Brust ist nicht sein Lob erklungen?
O schöner Wechsel in dem tausendfachen Streben:
Die Nacht wird Licht, der Tod wird Leben!

Mein Zweytes triffst du in verschiedener Gestalt –
Hier in der Flora Kleid, da bey den Frauen
An Schurz und Rock, und dort, durch Guß und Schlaggewalt,
An Ofen, Säg' und Schild. Auch kannst du's schauen
An Kraut und Kohl, im Kartenspiel, im Tuche,
Am Dorngesträuch, im Buch und an der Buche.

Mein Ganzes, ich gesteh's, macht mich verlegen,
Wie ich's, in Räthseldunkel eingehüllt,
Beschreiben soll? — Die Bühne, wo mit Kraft erfüllt,
So manche Weise sich in Scherz und Ernst bewegen?
Das Panorama, wo Natur und Leben
In holdem Abglanz' uns des Geistes Streben
Als bunten Kranz zum Hochgenusse geben?

F. A. Schaller.

Beylage: Monatsregister März.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. April 1826.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister,
Stehe, sprach er, und ich steh' ihm mit Kraft und mit Lust.

Schiller.

Die Hängebrücke über die Meerenge Menay.

Dieses erstaunenswürdige Werk ward den 30sten Januar Nachts um ein Uhr zum Gebrauch für das Publikum eröffnet. Mit Menschen bedeckt und angefüllt fuhr die Diligence von London nach Bangor über die erleuchtete Brücke unter dem Jubelgeschrey der versammelten Menge, das noch durch das Gebrüll des Meeres übertönt wurde, was sich gleichsam in ohnmächtiger Wuth tief unten schäumend erhob. Die Zahl der Fuhrwerke, Reiter und Fußgänger, welche an demselben Tag über die Brücke gingen, war ungeheuer. Folgendes sind die näheren Angaben über dieses Werk, was seinem Erbauer, Herrn Telford, unsterblichen Ruhm sichern muß. — Die größte Länge der Ketten, von der Stelle an, wo sie in dem Fels befestigt sind, beträgt 1600 Fuß. Die Höhe der Pfeiler (suspending piers) beträgt 52 Fuß von der Straße an. Die Straße selbst und die Brücke hängt 100 Fuß über dem höchsten Wasserstand; sie hat zwey Fahrwege, damit die kommenden und zurückkehrenden Fuhrwerke sich nicht hindern, jeder von zwölf Fuß Breite, mit einem vier Fuß breiten Fußweg in der Mitte. Die Fahrwege führen durch zwey Bogen in den Pfeilern von 9 Fuß Breite und 15 Fuß Höhe. Die Ketten der Brücke sind sechzehn an der Zahl und ihre Stärke ist berechnet, daß sie ein Gewicht von 2016 Tonnen tragen können. Das Gewicht, was das Werk wirklich trägt, beläuft sich auf 342 Tonnen, so daß also noch 1674 Tonnen hinzukommen dürften. Das Gewicht der ganzen Brücke beträgt 489 Tonnen. — Diese Brücke ist nicht blos als Kunstwerk eine der merkwürdigsten großen Schöpfungen unserer Zeit, der man vielleicht nur die Simplonstraße an die Seite setzen kann, sondern auch in politischer Hinsicht ist sie von großer Wichtigkeit, da sie die Kommunikation zwischen England und Irland so sehr erleichtert. Bis dahin mußte man, um von Bangor nach Holyhead zu gelangen, sich auf einer Fähre über die Meerenge von Menay setzen lassen, welches immer mit großen Kosten und Zeitverlust, und häufig mit Gefahr verbunden war, da in dieser engen Felsenschlucht das Meer bey dem geringsten Winde sich mit furchtbarer Wuth erhebt. Von Holyhead beträgt die Ueberfahrt nach Dublin nur noch 65 englische Meilen. *)

*) Das Edinburg Philos. Journal gibt die Abbildung einer Brücke von 123 Fuß Länge, welche über den Fluß Mayypo, nicht fern von St. Jago, der Hauptstadt von Chili, führt, und die den Kettenbrücken bis auf's geringste Detail ähnlich ist, nur daß sie von starken Riemen von Büffelleder getragen wird. — Dergleichen Riemenbrücken bedienten sich die Spanier schon zur Zeit der Eroberung jener amerikanischen Staaten, ihre Veränderung in Kettenbrücken lag so nahe, und doch fand dieses erst seit Kurzem Statt.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Indessen, um einen großen Künstler wie Lekain zu bilden, bedarf es der Vereinigung beyder Eigenschaften, des Gefühls und des Verstandes. Der Schauspie-

ler, welcher diese zwiefache Gabe von der Natur erhalten hat, geht in seiner Arbeit auf ganz besondere Weise zu Werk. — Zuerst versucht er seine Seele und seinen Vortrag den Gemüthsbewegungen und der Situation des darzustellenden Charakters anzumessen. Hiernach betritt er die Bühne, nicht allein um die ersten Versuche seiner Studien auszuführen, sondern um sich noch allen freywilligen Regungen seines Gefühls zu überlassen. Was macht er denn? Damit die Früchte seiner Begeisterungen nicht verloren gehen, wiederholt er sich dieselben in der Ruhe in seinem Gedächtnisse; er ruft sich die Töne, die Accente seiner Stimme zurück; den Ausdruck seiner Züge, die Geberden, den Grad der Hingebung, dem er sich überlassen hat, endlich Alles, was in jenen Augenblicken der Begeisterung zu der Wirkung beygetragen hat, die er hervorbrachte. Sein Verstand unterwirft sodann alle diese Mittel einer genauern Untersuchung, reinigt sie, stellt sie im Gedächtnisse fest, und hält sie dort in Verwahrung, um sie nach seiner Willkür in den folgenden Darstellungen wiederschaffen zu können. Diese Eindrücke sind oft so flüchtig, daß es für den Schauspieler, wenn er von der Bühne abtritt, vortheilhafter ist, sich die Scene, die er eben gespielt hat, im Gedächtnisse zu wiederholen, als die, welche ihm zu spielen bevorsteht. Auf diese Weise sammelt der Verstand alle Schöpfungen des Gefühls und bewahrt sie; und auf diese Weise nur kommt ein Künstler, der mit einem schönen Talente begabt ist, nach Verlauf von zwanzig Jahren (dieser Zeitraum ist der geringste) endlich dahin, daß er dem Publikum Darstellungen bieten kann, die, bis auf ein Weniges, vollkommen gedacht und in allen ihren Theilen ausgeführt sind. Dieß war die Bahn Lekains, der er beständig folgte, und der Alle folgen müssen, welche den Ehrgeiz besitzen, in seine Fußstapfen zu treten. Sein ganzes Leben war einer solchen Arbeit geweiht, und erst in seinen fünf oder sechs letzten Jahren hat er vollkommen die Früchte seiner Studien geerntet. Dann erst ließ ihn sein schöpferisches Gefühl nicht mehr unter den tragischen Situationen, die er zu malen hatte, dann erst entwickelte sein Verstand den ganzen Reichthum, den er gesammelt hatte, dann erst hatte sein Spiel eine solche Sicherheit gewonnen, war seinem Willen so untergeben, daß er stets die nämlichen Kombinationen, stets die nämlichen Effekte hervorbrachte; Accente und Biegung der Stimme, Geberde, Stellung und Blick, alles wiederholte sich bey ihm in jeder Vorstellung mit derselben Genauigkeit, demselben Feuer, derselben Hingebung, und wenn zwischen einer und der andern Darstellung ein Unterschied herrschte, so war es stets zum Vortheil der letzten.

Gefühl und Verstand sind also die Haupteigenschaften des Schauspielers, aber außerdem bedarf er unumgänglich ein gutes Gedächtniß; dieß ist sein unentbehrliches Instrument, Gestalt und Züge, die wenigstens einigermaßen den Rollen angemessen sind, zu denen er berufen ist; er bedarf einer leicht zu modulirenden Stimme, und ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, daß eine gute Erziehung, Studium der Geschichte, weniger der Begebenheiten als der Sitten der Völker, und der besonderen Charaktere geschichtlicher Personen, selbst etwas Malerkunst, die Gaben der Natur bey dem Schauspieler vervollkommnen müssen.

Ich spreche hier nur von der Tragödie. Ohne mich in einen Streit einzulassen, was schwerer darzustellen sey, das Trauer- oder das Lustspiel, behaupte ich, daß, um in einem wie in dem andern zur Vollkommenheit zu gelangen, man stets die nämlichen physischen und geistigen Anlagen besitzen müsse; nur glaube ich, daß sie bey dem tragischen Schauspieler in höherm Grade vorhanden seyn müssen. Das Gefühl und die Begeisterung bedürfen bey dem komischen Schauspieler nicht derselben Stärke; die Einbildungskraft ist weniger beschäftigt. Er stellt Gegenstände dar, die er täglich vor Augen hat, Wesen aus einem Leben, an dem er Theil nimmt. Bis auf wenige Ausnahmen besteht seine Verrichtung nur darin, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten nachzubilden, Seelenzustände zu zeichnen, die aus des Schauspielers eigener Sphäre genommen, und folglich auch viel gemäßigter als jene aus dem Reich der Tragödie sind. Seine eigene Natur spricht und handelt gewissermaßen in seinen Nachahmungen, während der tragische Künstler den Kreis verlassen muß, in dem er zu leben gewohnt ist, um sich in jene höhere Region zu schwingen, in welche der Dichter seine idealen Gebilde gestellt und gekleidet hat. Wesen, die aus dem Geiste entsprungen sind, oder welche ihm die Geschichte schon durch sich selbst oder durch den großen Zwischenraum der Zeit in vergrößertem Maßstabe geliefert hat. Er muß diesen Gestalten ihre großen Verhältnisse erhalten, während er ihre, über die natürlichen Accente erhobene, Sprache einem wahren natürlichen Ausdrucke unterwirft; und diese Mischung von Größe ohne Aufgeblasenheit von Natur, ohne Trivialität, dieser Verein von Idealität und Wahrheit ist das schwer zu erreichende Ziel in der Tragödie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Die Morgensonne erhellte nun das ganze Thal, das Lager der Rebellen lag vor mir — der wunderbarste Anblick in seinen vielfältigen barbarischen Gestalten! Menschen verschiedener Farben, alle verschieden bekleidet, oft kaum nothdürftig bedeckt, aber bey der abgeschmackten Eitelkeit der Neger, immer mit den buntesten Lumpen, dem glänzendsten Putze aus dem Raube der Erschlagenen geschmückt. Oft sah man den Ringkragen eines Offiziers unter einem Abbé-Bäffchen glänzen, und Epaulets auf ein Meßgewand geheftet. Jetzt lagen sie in Trägheit vor ih-

ren aus Zweigen geflochtenen Hütten ausgestreckt, die rückkehrende Sonnenwärme genießend, oder sangen auf den Fersen hockend ihre eintönigen Lieder. Ihre Weiber und Kinder, in kleinen Haufen um große Kessel versammelt, bereiteten die Nahrung dieses Tages, und an den äußersten Gränzen des Lagers erkannte ich die Griotten, welche mit ihren Weibern in großen Kreisen um das Feuer saßen, und einzelne Luftstöße führten die Töne ihres wilden Gesanges, von der Guitarre und dem Balafo begleitet, an mein Ohr. Einige Wachtposten waren in der Nähe von Biassou's Aufenthalt aufgestellt, und die einzige Befestigung des ganzen Lagers bestand in einer Reihe von Kanonen, mit dem Raube der Ebene beladen. Sonderbar saßen gegen das reine Blau des Himmels die schwarzen Gestalten der einzelnen Wachtposten auf den getrennt stehenden Felszacken aus! Auf einen kleinen Raum beschränkt, drehten sie sich oft wie die Wetterfahnen um sich selbst herum und schrieen ihr Nada! Nada! zur Beruhigung des Lagers herab.

Endlich erschien ein Trupp ziemlich gut bewaffneter farbiger Soldaten, mit ihnen der Neger, für dessen Gefangenen ich mich hielt; dieser band mich vom Baum los und übergab mich den Kriegern, deren einer ihm zu gleicher Zeit einen ziemlich ansehnlichen Sack mit Piastern überreichte. Der Neger begann sogleich, im Grase knieend, sie zu zählen und mich führte man fort. Nach vielerley Umwegen durch das Gehölz gelangten wir an eine natürliche Höhle, deren gewölbähnlicher Eingang mit einem vielfarbigen tibetanischen Teppich verhängt war. Er ward von einer doppelten Reihe Soldaten bewacht, und jezt erkannte ich an der Gleichheit ihrer beyderseitigen Uniformen, daß ich von einer Abtheilung von Biassou's Leibwache abgeholt worden war. Auf die gewechselte Parole hob der Offizier den Teppich und ich trat in die Höhle, die von einer kupfernen Lampe mit fünf Dochten erleuchtet war.

Am Ende von zwey Reihen Mulattensoldaten saß ein Farbiger auf einem großen Klotz Mahagonyholz, über den eine Decke von Papageyenfedern ausgebreitet war. Seine Haut wich nur wenig von der Negerschwärze ab, er war höchst lächerlich gekleidet, man möchte vielmehr sagen vermummt; hatte sich ein Ludwigskreuz am Gürtel gehangen, einen runden Hut mit der rothen (spanischen) Kokarde, eine französische Marechal des Champs-Epaulette, und eine gelbe wollene von einem Sergenten, auf die er aber, um sie glänzender zu machen, einige wohl abgeriebene Sporenrädchen geheftet hatte. Ein Säbel und reich damascirte Pistolen lagen neben ihm auf dem Teppich. Hinter ihm standen zwey Sklavenkinder mit Federfächern, neben ihm, auf beyden Seiten, bezeichneten zwey rothsammtne, wahrscheinlich in einer Kirche geraubte, Kissen ein Paar Ehrenplätze — denn auf deren einen saß mit untergeschlagenen Beinen, stumm und unbeweglich und noch immer in seinen dichten Schleyer verhüllt, der Obi, welcher mich aus den Händen der Griottenweiber befreyt hatte. Hinter diesen Sitzen war die Feldwand mit vielen Standarten, Feldzeichen und Fahnen, der dreyfarbigen, der weißen, der spanischen, geschmückt, und unter ihnen ragte eine sehr hohe, ganz schwarze Fahne hervor.

Ich ward dicht vor den Negerhäuptling geführt, er sah mich eine Weile starr an und sagte dann mit boshaftem Grinsen: „Ich bin Biassou." Diesen Namen hatte ich erwartet, in dieser Umgebung hörte ich ihn aber doch mit einem Schauder. Ich schwieg. Nun begann ein Verhör, in dem seine Wuth sichtbar ward, und Rache und Verachtung meine Todesverachtung mit jedem Augenblick steigerte; endlich verkündigte er mir, ich solle — den Grund davon sah ich nicht ein — noch vier-und-zwanzig Stunden leben, und befahl mir, in einem Winkel der Höhle zwischen zwey Wachen sitzen zu bleiben. Darauf gebot er, die Truppen zur Heerschau zu versammeln, und hieß dem Obi, sich mit den heiligen Gewändern zum Meßopfer zu bekleiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 29. März.

Die Osterfeyertage sind mit allen ihren vorausgehenden Geschäfts- und Vergnügensunterbrechungen glücklich vorüber. Die lezte Zeit war so trüb, regnicht und voll Nebel, daß das Aufhören der Thätigkeit im betriebsamen Leben doppelt lastend ward. Denn die jezige Zeit mit ihren gegenwärtigen Bankerotten und künftigen unklaren Aussichten stimmt auch nicht gerade sehr zu rauschenden Vergnügungen, Gastereyen u. s. w., die überhaupt in Dresden nicht an der Tagesordnung sind. Bey Hofe gab es nichts als ein großes Konzert am zweyten Feyertage, wobey sich der treffliche Hummel aus Weimar hören ließ, und den allgemeinsten Beyfall einerntete. Man hofft, daß er auch noch ein öffentliches Konzert geben wird, das gewiß sehr besucht seyn dürfte. Dieß war auch das der Sängerin Veltheim, welche jedoch darin nicht als solche, sondern mit einem zweyten ausgezeichneten Talente, nämlich als meisterhafte Pianofortespielerin auftrat. Auch als Tonsetzerin hat sie sich in den öffentlichen Blättern angekündigt, und es ist allerdings so vielfache musikalische Ausbildung bey so vieler Bescheidenheit etwas sehr lobenswerthes. In einem Konzerte, das der kleine Pianofortespieler Ogulski gab, war ich nicht zugegen, höre aber, daß er für sein Alter von acht Jahren das Außerordentlichste geleistet haben soll. Dafür habe ich jedoch den beyden Improvisationen des Doktor und nunmehrigen Professor in Weimar, B. Wolff, beygewohnt, und kann in der That nicht begreifen, wie die Stimmen von verschiednen Orten her so verschieden über ihn lauten können. Er leistet auf sehr anspruchlose und angenehme Weise, was er verspricht. man muß sich nur aber selbst von einer Improvisation, und noch dazu in deutscher Sprache nicht mehr versprechen, als wozu man berechtigt ist. Es ist stets ein erster und deßhalb schon ein sehr achtbarer Versuch, den er gemacht hat, und ich fürchte sehr, daß er sobald nicht überboten, oder auch nur erreicht werden dürfte. Er hat hier zwey öffentliche Abendunterhaltungen, am 7. und 15. März gegeben, und besonders in der leztern ein sehr zahlreiches und geistvolles Auditorium um sich vereint, auch mit vielem Beyfalle an dem Hofe der königlichen Prinzen und Prinzessinnen und in mehrern Privatkreisen un-

provisirt. Die Gegenstände der ersten öffentlichen Improvisation waren: Belisar. Marius auf Karthago's Trümmern. Camoens lezte Stunden, und eine Doppelscherz-Aufgabe mit Anfangsworte und bestimmten Endreimen. Bey der zweyten trug er die Annäherung des erschaffnen Wesens zum Unerschaffnen, den Wettstreit zwischen Tonkunst, Dichtkunst und Malerey, und den Sturz eines Bergmanns in einen Kohlenschacht, und seine Rettung daraus, nebst einer gleichen Scherzaufgabe wie die erst bezeichnete. und einem ernsten und einem komischen Sonette vor. Ein eigentlicher hochpoetischer Aufschwung war seltener bey seinen Improvisationen zu bemerken, gab ihm aber der Stoff Gelegenheit dazu, wie dieß besonders in der zweyten Unterhaltung bey den zwey ersten Aufgaben der Fall war, so trat er wohl auch ein. und einzelne Stellen darin waren in der That sehr gelungen lyrisch. In der Regel ist aber der Vortrag mehr didaktisch und betrachtend. wozu auch das im Ganzen gewählte Metrum — das freylich nicht stets dasselbe bleibt — sich am besten eignet. Aber zu bewundern ist der Fluß der Rede, in dem ich nie eine Stockung oder Störung bemerkte, das schnelle Ordnen des Plans, wie der einzelnen Gedanken und das anmuthige Kolorit, das doch meist dem Ganzen gegeben wird. Dabey zeigen sich bey mehreren Aufgaben sehr achtbare Kenntnisse in Geschichte und Literatur, und der Vortrag selbst ist so warm und lebhaft, daß man wohl sieht, der Improvisator sey selbst von seinem Stoffe durchdrungen und entzündet, und es sey nicht blos leeres Formelwerk und Wortgeklingel, was er uns gebe, wie es ja sogar manchem sogenannten Dichter beym Niederschreiben seiner Reimerzeugnisse zu geschehen pflegt. Sein persönlicher Anstand ist ein zweckmäßiger und einnehmender, sein Ton nicht melodisch, aber auch nicht störend, und der Dialekt ein vollkommen reiner, da ein dann und wann zu bemerkendes längeres Verweilen auf den Endsylben weniger von einem Fehler des Dialekts, als von der nothwendigen Aufmerksamkeit auf den Reim abzuleiten seyn dürfte. Bey beyden Improvisationen sprach sich der Beyfall sehr deutlich aus, doch schien es fast, als ob auch hier, wie so oft, der Scherz über den Ernst den Sieg davon trage.

Durch das Wegfallen des großen italienischen Oratoriums, welches bisher am Sonnabende vor Ostern in der katholischen Hofkirche Statt fand, verlieren Kunstkenner einen sehr großen Genuß, da ähnliche Ausführungen von einem musikalischen Institute, das in seiner Art so außerordentlich hoch steht, während des ganzen Jahres nicht mehr zu hören sind. Um so größer war das Zuströmen zu dem Passions-Oratorium in der Kreuzkirche am Charfreytag. Es war eine neue Komposition des verdienstvollen Musikdirektors an derselben F. W. Agthe, welche mit dem Schülerchor der Kreuzschule und den hiesigen Stadtmusikern ausgeführt ward, doch sollen mehrere Mitglieder der königlichen musikalischen Kapelle, aus Achtung für den Kompositeur, dabey mitgewirkt haben. Mir hat besonders die wahrhaft geniale und großartig aufgefaßte Einleitung zum ersten Theile, und mehreres aus dem zweyten gefallen. Hie und da war der Tonsezer wohl etwas durch den bunt zusammengewürfelten Text beschränkt. Die Einwirkungen anderer großen Meister, namentlich Webers und Winters, waren wohl nicht zu verkennen, und ein Arioso hatte ganz das Motiv aus Josephs bekannter Arie von Mehul. Das Ganze kann jedoch, und besonders das achtenswerthe Streben des fleißigen Agthe nur mit Anerkennung und Dank erwähnt werden, es gewährte unter der verständigen Leitung des braven Komponisten einen sehr eindringenden Genuß, und bezeugte jedenfalls, daß derselbe seinen ruhmvollen Vorgängern, Weinlig und Homilius, würdig nachstrebe.

Vor vierzehn Tagen hat in der Nachbarschaft Dresdens ein unglücklicher Brand das kleine Städtchen Dippoldiswalde fast ganz eingeäschert. Es brannten über hundert Häuser und eine große Menge Scheuern ab, auch verunglückte ein Kaufmann dabey, welcher, um einiges von seiner Habe zu retten, sich zu kühn in sein bereits brennendes Haus wagte. Troz der Ungunst der Zeit laufen von allen Seiten bedeutende Unterstüzungen für die Abgebrannten ein, und bey der Trefflichkeit der hiesigen Verwaltung werden sie gewiß zweckmäßiger vertheilt werden, als es nach französischen Blättern mit den Hunderttausenden geschah, die für das arme Salins einkamen.

Die hiesige Kunstakademie und das Theater verloren auch in diesem Monate, erstere einen wackern Lehrer und leztres einen ausgezeichneten Dekorationsmaler an dem Hofmaler Jentzsch, welcher zu früh für die Kunst und seine dankbaren Zöglinge starb. In Italien ausgebildet, lieferte er besonders im Fache der Landschaft sehr geniale Arbeiten für die königliche Bühne, und ich erinnere mich noch besonders seiner Dekorationen zu Wilhelm Tell, welche eben so naturtreu als künstlerischfrey waren, und vortreffliche Wirkung hervorbrachten. Dem Vernehmen nach ist der bekannte Dekorationsmaler Arrigoni beym Theater in Jentzsch Stelle eingetreten, und es steht auch von ihm sehr vieles Gelungene zu erwarten, wie er dieses schon auf andern Bühnen, besonders des südlichen Deutschlands, hervorgebracht hat.

Guido.

Paris, 1. März.

(Beschluß.)

Von seinen Küchenkenntnissen hat dieser Bon Vivant (Brillet Savarin) ein sonderbares Denkmal hinterlassen, nämlich die Physiologie du gout, ein Buch, das er kurz vor seinem Tode herausgab, und das halb scherzend und halb ernsthaft von der Leckermäulerey handelt. Der Herr Gerichtsrath sprach aus Erfahrung, denn er suchte sich selbst auf dem großen Markt des innocens die leckersten Fische aus, und bereitete die wohlschmeckendsten Speisen selbst zu. Natürlich kömmt man in diesem Fache mit der bloßen Theorie nicht weit, sondern man muß selbst prakticirt haben; Brillet Savarin war daher völlig zum Schriftsteller über die Gourmandise geeignet; denn er hatte selbst gekocht und gebraten, das Gesottene und Gebratene vielfältig geprüft, lange darüber nachgedacht, und sogar Modulationen darüber angestellt. Um aber diesen Bericht mit der Akademie zu beschließen, womit er anhebt, so muß ich noch hinzufügen, daß seit Kurzem wieder eine Akademikerstelle leer geworden ist, welches dann die Dichter und schöngeistigen Prosaiker wieder in gewaltige Bewegung sezt. Der nun erledigte Plaz war von dem Hrn. v. Aguesseau, einem Abkömmlinge des berühmten Kanzlers, besezt; er selbst hat sich eben nicht berühmt gemacht, und vermuthlich war er in die Akademie hineingerathen, blos weil sein Vorfahr ein guter Redner gewesen war. Als Napoleon im Anfange seiner Regierung daran dachte, die alten Familien hervorzuziehen, und sie durch Würden und Aemter an seine Dynastie zu fesseln, hatte er diesen Herrn v. Aguesseau zum Gerichtspräsidenten gemacht. Allein man erzählt, der Hr. Präsident sey oft eingeschlafen; das ist ein Unglück, das einem bey einer Gerichtssizung so gut ereignen kann als bey einer langweiligen akademischen Vorlesung oder Predigt; Napoleon aber sey über den schläferigen Präsidenten böse geworden, und habe ausgerufen: Nun, wenn er sich des Schlafes nicht erwehren kann, so muß er in die Kälte gehen, um wach zu werden! worauf Hr. d'Aguesseau dann als Gesandter nach Schweden geschickt wurde, und daselbst einige Jahre verblieb. Ob er auch dort geschlafen habe, weiß ich nicht genau; übrigens war er ein rechtlicher Mann.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. April 1826.

O Welt! wie schamlos und boshaft bist du!
Du nährst, und verzehrst und tödtest zugleich.

Ferdusi.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

In wenig Minuten war auf Biassou's Befehl die Höhle zu der Parodie des erhabensten Geheimnisses umgestaltet. Der Altar bestand in einigen Zuckerkisten mit einem weißen Tuche bedeckt, ich erkannte das Kirchengeräth für dasselbige, was in dem Tempel von Acul bey meiner Trauung mit Marie gedient hatte — nur das Kruzifix fehlte, und statt diesem stieß der Obi seinen eisernen Dolch aufgerichtet in die Kiste. Nachdem der Altar fertig war, hing der dämonische Zwerg die Meßgewänder der Kirche von Acul um — dieselben, welche der Priester, da Marie an meiner Seite stand, trug — dann verbeugte er sich tief gegen Biassou, um ihm, daß Alles bereitet sey, zu bedeuten.

Auf ein Zeichen des Anführers wurde der Teppich am Eingang der Höhle emporgehoben, und zeigte das ganze vielfarbige Heer. Biassou sank auf die Knie, rief mit donnernder Stimme: „Auf die Knie!" — „Auf die Knie!" riefen die Hauptleute jedes Haufens, und in einem Augenblicke lag die unübersehliche Menschenmenge am Boden. — Ich allein, empört von der Entweihung, die ich begehen sah, blieb sitzen, doch meine beyden Mulattenwächter rissen mich nieder und ich mußte diesem nachgeäfften Gottesdienst mit nachgeäffter Andacht beywohnen. Der Obi waltete seines Amts mit Ernst, die Neger begingen die Feyer mit Andacht; wie der Spottpriester das Heiligste emporhub, rief er mit starker Stimme, die von dem Gewölbe der Höhle zurück tönte: „Ihr kennt den lieben Gott; ihn zeige ich euch; die Weißen haben ihn getödtet, tödtet die Weißen!" Nach beendigter Ceremonie hielt Biassou eine Anrede an sein Heer, welche es mit wilder Begeisterung zur Rache aufforderte, indem sie die Leiden seiner Landsleute, ihre Rechte als Menschen, und ihre schon über ihren Unterdrücker erhaltenen Vortheile mit flammenden Farben schilderte. Die Menge schien wie von Zauberformeln bewegt, Geheul, Thränen, Geschrey erschallten in fürchterlichem Gewirr, bis auf ein Zeichen, das Biassou mit der Hand gab, ein tiefes Schweigen erfolgte und ein Jeder trat in seine Reihen zurück. So eine ungeheure Gewalt hatte dieser Sklave allein durch die Macht des Verstandes über seine barbarischen Landsleute erlangt.

Ein anderes Schauspiel öffnete sich jezt vor meinem Blicke: das Verbinden der Verwundeten. Der Obi, welcher für dieses Negerheer Priester und Wundarzt zugleich war, hatte sein Meßgewand abgelegt und, einen Kasten mit Heilmitteln und Wundwerkzeugen neben sich, verband er die Wunden, welche seine Landsleute von dem gestrigen Gefecht nach Hause gebracht hatten. Seine Heilmittel waren einfach, seine Operationen geringfügig und ungeschickt; er half sich mit Zaubersprüchen, Amuleten und Fetischen — denn bey diesen Negern ist der alte heidnische Aberglaube noch überall mit dem neuen katholischen Glauben gepaart. Nachdem dieses Geschäft beendigt war, und die armen Verwundeten viel mehr gläubig wie erleichtert Platz gemacht

hatten, sprang der Obi mit unglaublicher Leichtigkeit auf den Altar, sezte sich mit untergeschlagenen Beinen nieder, und plötzlich die Rolle des Heilkundigen mit der des Propheten vertauschend, berief er mit prahlerischen Worten alle diejenigen herbey, welche ihr zukünftiges Schicksal zu wissen begehrten. Eine Menge Mulatten und Neger stürzten herbey; der Obi begann sein phantastisches Gewäsch, als ein Farbiger in weißer Jacke und Pantalon, mit einem Madrastuch, wie die reichen Kolonisten sie tragen, um den Kopf, hereintrat, um Biassou eine Botschaft zu bringen. Es war der, später unter dem Namen des General Rigaud bekannte Mulattenanführer der Empörten aux Cayes. „General, sagte er leise, aber ich befand mich so nahe, daß ich ihn verstand, ein Bote Jean François meldet, daß Boukmann in einem Gefecht gegen Herrn von Touzard das Leben verlor, und daß die Weißen sein Haupt in ihrer Stadt als Siegeszeichen aufgepflanzt haben.“ — „Sonst nichts?“ erwiederte Biassou, mit kaum unterdrückter Freude, denn der Tod eines Anführers war seiner eifersüchtigen Herrschbegier willkommen. „Aber bedenkt die Wirkung der Nachricht auf das Heer,“ nahm Rigaud abermals das Wort. „Ihr seyd einfältiger, wie ich es glaubte,“ sprach Biassou und sagte dem Obi, der indeß ungestört fortgesprochen hatte, einige Worte in's Ohr, dann befahl er Rigaud, einen Boten, den er ihm ebenfalls angemeldet hatte, eine Viertelstunde aufzuhalten, und fuhr, dem Anschein nach, ruhig fort, auf das Geschwätz des Obi zu horchen.

Dieser hatte indeß angefangen, seine Weissagungen auf die Linien der Hand, die Furchen der Stirne zu begründen. Er verhieß Wunder, Reichthum, Tod oder Sieg mit der gemeinen Frechheit der Menschen dieser Art, und die armen Betrogenen schlichen, hoffend oder ergeben, alle gläubig davon. Jezt erklärte er mit unverschämter Zuversicht: „Wer zwischen beyden Augenbraunen auf der Linie des Mondes die Gestalt zweyer Pfeile hat, fällt in der Schlacht. Wessen Lebenslinie aber am Ende durch ein Kreuz durchschnitten ist, kommt auf das Blutgerüst — und hier muß ich euch nun sagen, meine Freunde, daß Boukmann, eine der mächtigsten Stützen der Freyheit, diese drey drohenden Zeichen an sich trägt.“ Die Neger verschlangen den Gaukler beynahe mit ihren Blicken, sie waren ganz Ohr; Biassou aber sagte seinem Adjutanten einige Worte in's Ohr, und indeß sich dieser hinweg begab, fuhr der Obi in seinem Geschwätz fort. Bald kam der Adjutant zurück und führte den angekündigten Boten mit sich; es war ein Neger, mit Staub bedeckt, seine blutigen, von Dornen und Kieseln zerrissenen, Füße zeigten, was für beschwerliche Wege er hatte zurücklegen müssen. Er überreichte dem Anführer eine Depesche, die dieser eifrig öffnete und las, dann die Aufmerksamkeit der Versammlung aufforderte und sie ihr mittheilte. Sie enthielt die Nachricht von Boukmanns Tod und wie die Sieger sein Haupt aufgepflanzt hätten — dieses Schreiben war mit den Aeußerungen der größten Erbitterung und dem heftigsten Geschrey um Rache verfaßt. Eine Todtenstille verbreitete sich über die Menge; der Obi richtete sich aber stehend auf dem Altar empor, schüttelte seinen weißen Stab, rief unzusammenhängende, unsinnige Zauberworte und bewies, jauchzend über die Untrüglichkeit seiner Wissenschaft, daß er vor kaum einer Viertelstunde Boukmanns Tod und mit den nun eingetroffenen Umständen geweissagt habe; den Tod in der Schlacht und das Erscheinen auf dem Blutgerüst — denn sein Haupt sey, vom Rumpfe getrennt, aufgesteckt worden. Die Entmuthigung der Neger machte nach diesen Worten einer Art wundervollem Schauder Platz; der Zauberer, seine Macht genießend, schritt auf dem Altar hin und her. Biassou forderte ihn auf, jezt auch sein, des Anführers, Zukunft zu verkünden, und reichte ihm mit wenig verhehltem Spott seine Hand. Der Obi kramte alle Fratzen seiner Meisterschaft aus, prophezeihte seinem Herrscher alle Herrlichkeiten der Erde, Sieg, Reichthum und Macht, mischte aber, und deutlich nahm ich wahr, daß sein Blick sich auf mich heftete, einige Ermahnung zur Wachsamkeit und heilsamen Strenge mit bey. Der widrige Auftritt erreichte sein Ende, die Menge entfernte sich, der Obi, in tiefe Betrachtungen versenkt, saß wieder auf seinem Polster, Rigaud hatte das zweyte derselben eingenommen und Biassou, auf seinem Federteppich sitzend, kaute Tabak.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Man wird mir vielleicht einwenden, der tragische Schauspieler habe viel mehr Freyheit in der Wahl seiner Mittel, dem Urtheil des Publikums Gegenstände zu bieten, deren Urbilder in der Gesellschaft nicht vorhanden sind, während bey dem komischen Schauspieler dasselbe Publikum leicht beurtheilen kann, ob die Nachahmung dem Originale gleicht, das unter seinen Augen wandelt. Aber ich antworte, daß Leidenschaften zu allen Zeiten Statt finden, die Gesellschaft kann ihre Stärke mindern, aber sie leben deßhalb nicht weniger in dem Grund der Seele, und jeder Zuschauer kann durch sich selbst sie wohl beurtheilen. Was aber die großen geschichtlichen Charaktere betrifft, so kann das gebildete Publikum, welches allein den Ruf des Künstlers gründet, und mit der Geschichte vertraut ist, leicht über die Wahrheit der Nachbildung entscheiden, und so sieht man aus dem Gesagten, daß die physischen Eigenschaften des tragischen Schauspielers mehr Kraft und innere Stärke besitzen müssen, als die des komischen. In Betreff der körperlichen begreift man, daß bey dem tragischen Schauspieler die Gesichtszüge mehr ausgesprochen und be-

weglicher, daß seine Stimme voller und klingender, eines tieferen Ausdrucks fähiger seyn müsse, daß er gewisser Kombinationen und einer ungewöhnlichen Kraft bedarf, um mit gleicher Energie eine Rolle von Anfang bis Ende auszuführen, in welcher der Dichter oft in einen engen Rahmen, in den Zeitraum von zwey Stunden alle Gemüthsbewegungen, alle Aufregungen der Seele gedrängt hat, die ein leidenschaftliches Wesen oft nur in einem großen Theile seines Lebens empfinden kann. Uebrigens wiederhole ich, der große komische Schauspieler bedarf nicht weniger Fähigkeiten als der große tragische Künstler, nur von verschiedener Art, und einer wie der andere muß in die Geheimnisse der menschlichen Natur eingeweiht seyn, in ihre Neigungen, in ihre Schwächen, ja selbst in die Sonderbarkeiten des menschlichen Herzens*).

Wenn man bedenkt, wie vieler Eigenschaften, wie vieler Naturgaben es bedarf, um einen wahren tragischen Schauspieler zu bilden, muß man sich verwundern, daß sie so selten sind? Unter den meisten, die sich diesem Stande widmen, hat der eine Geist, und seine Seele ist von Eis; der andere hat Gefühl und keinen Verstand. Dieser besizt Beydes, aber in so geringem Maße, als ob er es nicht besäße, sein Spiel ist ohne Wirkung, sein Ausdruck weichlich, ungewiß, farblos; er spricht bald hoch, bald tief, schnell, langsam, wie es der Zufall gibt. Jener hat von der Natur alle glücklichen Gaben der Seele und des Geistes erhalten, und seine rauhe, trockne, klanglose Stimme versagt ihm, die Gemüthsbewegungen auszudrücken; er weint, und kann keine Thränen entlocken, er ist gerührt und vermag nicht zu rühren. Dieser besizt eine wohlklingende, gefühlvolle Stimme; aber seine Züge sind unangenehm, seine Gestalt, seine Formen unedel. Kurz, die Summe glücklicher Zufälligkeiten, die der Mensch vereinigen soll, ein vollkommner Schauspieler zu seyn, ist so groß, daß man sich nicht verwundern soll, wenn man nur nach langen Zeiträumen einen solchen erscheinen sieht.

Es ist nicht zu läugnen, Lekain hatte einige Mängel; aber in der Literatur und den Künsten ist das Genie nur der Schönheiten wegen geschäzt, die es hervorbringt, seine Unvollkommenheiten haben keinen Theil an seinem Ruf; dieß ist die grobe Materie, die ohne die Vortrefflichkeit seiner edelsten Begeisterungen in Vergessenheit gefallen wäre, und die Erinnerung an seine Fehler verewigt sich nur in der Celebrität, die ihm seine Vollkommenheiten gewährt haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Kenner wird bemerkt haben, wie der große Künstler hier weder zu der Erhabenheit des Komischen sich emporgeschwungen, noch in seine Tiefen eingedrungen ist; weder jenes, das an das Phantastische, noch dieses, das an's Tragische gränzt, bemerkt; — und doch ist Talma ein Kenner und Anbeter Shakespears. Rt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt. a. M. im März.

Ueber die Reisen unseres kühnen Landsmanns Rüppell in Nordafrika sind nun in der hiesigen Iris Mittheilungen bis vom Juli vorigen Jahres enthalten, woraus ich Ihnen wieder einen gedrängten Auszug, in Verbindung mit einigen mündlichen und andern Nachrichten, geben kann.

Unter fortwährenden kriegerischen Bewegungen faßte Rüppell den Entschluß einen Lieblingsplan auszuführen, die große Oase im westlichen Nubien, das von Negern und angesiedelten Arabern bewohnte Land Kordofan zu bereisen. Zu dieser schwierigen Unternehmung bahnte ihm die Freundschaft des Statthalters von Nubien, Abdim Bey, und des Schwiegersohnes des Pascha von Egypten, Mehmed Bey, der Feldherrn gegen die aufrührerischen Provinzen, den Weg. Von diesem lezteren merkwürdigen Mann erhielt Rüppell zu seinem Erstaunen und nicht geringer Freude eine von ihm selbst entworfene Karte des Kordofan und der umliegenden Gegenden, die er alsbald ausführte, und damit einen wichtigen Beytrag zur Geographie Nordafrika's lieferte. Rüppell schreibt über die Persönlichkeit von Mehmed Bey folgendes: „Er ist einer von den wenigen Türken, von denen die Wissenschaften geschäzt und geehrt werden; er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Geographie, und weiß den Werth neuer Entdeckungen zu würdigen. Er führt stets einen großen Atlas bey sich, der zu Konstantinopel erschienen ist, und mehrere neue türkische Werke über Geographie, Astronomie und Physik. Er hat einige Kenntnisse in den genannten Wissenschaften, und legt sie gern, mit einer Art von Stolz oder Eitelkeit, vor denen zur Schau, die gleichen Geschmack mit ihm haben. Ich war sehr verwundert, als ich ihn, mit vieler Klarheit und Bestimmtheit, die Phänomene der Refraction und Attraction erklären hörte. Er fragte mich nach der wahren Ursache der Deklination und Abweichung der Magnetnadel; ich gestehe Ihnen, kein Schulknabe mag je mehr in Verlegenheit gewesen seyn als ich bey dieser Frage. — Dieß ist die lobenswerthe Seite dieses seltsamen Mannes, der, auf der andern Seite, über alle Beschreibung grausam ist, und dessen Blutdurst alles übertrifft, was man nur in der Geschichte von der Wildheit der ärgsten Tyrannen des Alterthums erzählt findet. Es gehört eine eigne Art dazu, mit Leuten von solchem Charakter umzugehen, und besonders, wenn man in ihrer Gewalt ist.“ — Auf seinen Zügen mit der türkischen Armee lernte Rüppell die sehr merkwürdigen Ruinen von Kurgos und von Solib kennen, die in den Briefen genau beschrieben werden, so weit es die kurze Zeit seiner Untersuchungen zuließ. —

(Die Fortsetzung folgt.)

London, 24. März.

Ich glaube Ihnen schon vor einiger Zeit einige Umstände über den Mord eines Kindes durch einen katholischen Priester in Irland mitgetheilt zu haben; und gebe Ihnen jezt die Geschichte seines Prozesses, wie sie von einem Augenzeugen beschrieben worden, in der Ueberzeugung, daß sie Ihren Lesern eben so merkwürdig erscheinen werde wie mir. „Dieser Unglückliche hatte von seiner Kindheit an einen gewissen Hang zur Geistesverwirrung; und es war mit großer Mühe, daß er die Weihe erhielt. Seine Lieblingstheorie, ehe er ganz wahnsinnig geworden, war das Teufelaustreiben, und alle, die ihn über diesen Gegenstand gehört haben, bewunderten den Scharfsinn, womit er aus falschen Grundsätzen seine Schlüsse zog. Ein Arzt, mit dem er befreundet war, hatte längst die Annäherung des Wahnsinns bey ihm bemerkt, und ihn darnach behandelt;

aber seit einiger Zeit hatte Vater Caroll die Vorschriften seines Freundes vernachläßigt, und die Geisteskrankheit brach in ihrer ganzen Furchtbarkeit aus. Eines Tages kam ihm mitten in der Feyer der Messe der wahnsinnige Gedanke, er sey vom Himmel beauftragt, böse Geister auszutreiben; unter den wildesten Geberden endigte er den Gottesdienst, und rannte dann hinaus auf die Straße, um einen Gegenstand zu finden, an dem er seine Macht beweisen könnte. Als er erfuhr, daß ein gewisser Taglöhner, Namens Neill, bettlägerig sey, bestand er darauf, er wäre vom Teufel besessen, und machte sogleich Anstalt den Feind auszutreiben. Von einer Menge Menschen begleitet, begab er sich in des armen Mannes Hütte, sprang auf ihn los, und fing an, ihn aus Leibeskräften zu kneipen, ein Mittel, welches er zu seinem Zwecke für unwiderstehlich erklärte, und welches sich der Kranke mit frommer Ergebung gefallen ließ. Nachdem er ziemlich lange in dieser Arbeit fortgefahren, erklärte er endlich den erstaunten Zuschauern, er habe den Teufel in seiner Gewalt, und wolle ihn ohne Gnade in's rothe Meer stürzen. Dieß that er, nach der Beschreibung eines Zeugen, auf folgende Weise. Zuerst sprach er einige geheimnißvolle Wörter, drehte sich dann mit ausgestreckten Armen schnell im Kreise herum, blieb dann, gab sich ein wichtiges Ansehen, stemmte einen Arm in die Seite und hielt den anderen ausgestreckt, als wenn er, nach dem Ausdruck des Zeugen „den Teufel beym Schwanze trüge, er näherte sich mit feyerlichem Anstande einer Brücke, die über den Fluß Slaney führt, wo er den Teufel dem Wasser übergab, das er das rothe Meer nannte. Hiermit aber noch nicht zufrieden, erklärte er, Neill habe noch sieben andere Teufel in sich, die er alle austreiben müßte, und sogleich fing er das Kneipen auf's Neue an, bis der Patient zulezt aus dem Bette sprang, und sich für vollkommen hergestellt erklärte. Dieser Umstand machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther aller Gegenwärtigen, worunter sich auch mehrere Protestanten befanden; unter andern eine gewisse Frau Winter mit ihrer Tochter, welche beyde niederknieeten und zum Herrn fleheten, er möchte doch dem Pater auch in der Wirkung des nächsten Wunders seine Hülfe angedeihen lassen. Durch diesen Glauben ermuntert, fiel der Wahnsinnige über eine alte Frau her, die zufällig des Weges kam, schlug sie nieder, und zerarbeitete sie so kräftig, daß endlich einer der Zuschauer den Uebrigen zurief, sie sollten aus dem Wege gehen, denn er sähe den Teufel herauskommen. Dieser Erfolg trieb den Unglücklichen bis zur unbändigsten Raserey; und da er sich plötzlich erinnerte, daß das Kind eines Mannes, Namens Sinot, Zuckungen habe, und die Mutter ihn ersucht hatte, über demselben zu beten, so war es gleich bey ihm ausgemacht, auch dieses Kind sey besessen, und eilte sogleich zu Sinots Wohnung hin. Diese bestand aus zwey Gemächern zur ebnen Erde, und in dem kleinsten derselben lag das arme Kind, welches das Opfer seiner Raserey werden sollte. Das Gemach war so klein, daß nicht über zwey oder drey Personen hinein konnten, so daß der Haufe, welcher draußen blieb, durchaus nicht sehen konnte, was er vorhatte. Auch der Vater des Kindes, welcher bey der Ankunft des Priesters nicht in der Hütte war, wurde hernach durch das Gedränge zurückgehalten, und das Kind war schon einige Zeit todt, ehe er dessen Schicksal erfuhr. Indessen hatte ihn doch Niemand verhindert, sein Kind zu beschützen; aber er sagte bey dem Verhör, wo er als Zeuge erschien, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen der Priester könnte dem Kinde etwas zu Leide thun; er konnte, wie er sagte, nicht einmal den Priester sehen. Es ist nicht nöthig zu beschreiben, auf welche Art das Kind umgekommen, genug, man hörte es ein paar Mal schwach schreyen und Mutter rufen, und dann war Alles stille. Der Wahnsinnige hatte das Kind unter einen Zuber gesteckt, unter welchem man es todt fand. Es läßt sich denken, daß der Prozeß in einer Grafschaft, wo die Rebellion am wüthendsten geraßt, und ihre Greuel noch lange nicht im Gedächtniß der Einwohner erloschen sind, großes Aufsehen machen mußte. Die protestantische Parthey vergessend, daß einige von ihrer Sekte in gewisser Hinsicht an der unglücklichen That Theil genommen, oder zum wenigsten sich leidend dabey verhalten, zeigten einen stolzen und verachtungsvollen Triumph über den tiefen geistigen Verfall der Katholiken, den sie durch diese Begebenheit als bewiesen ansahen, während diese eine schmerzhafte Empfindlichkeit an den Tag legten, welche zeigte, daß sie es tief empfanden, welch einen Vortheil die Gegner dadurch für den Augenblick erlangt hatten. Der Gerichtshof war bis zum Dache mit Menschen angefüllt, worunter die Geistlichkeit beyder Religionen durch ihre Anzahl sich auszeichnete. Ungeachtet beyde dieselbe Art von Kleidung trugen, so war es doch nicht schwer, bey dem ersten Blick den protestantischen Pfarrer und den katholischen Priester zu unterscheiden. Ein Ausdruck lächeln der Verachtung, und ein frohblickender Blick bezeichnete die heiteren Gesichter der Pfarrer, während die leidenschaftliche Zuckung in den Zügen der Priester das bittere Gefühl einer unverdienten Demüthigung zu erkennen gab. Eben so auffallend unterschieden sie sich in der Art des Anzuges, grob und nachläßig bey den unterdrückten und verarmten Priestern, und fein und zierlich bey den Pfarrern der reichen herrschenden Kirche. Die Gesichter der Priester waren feurig von der stärkenden Gebirgsluft, während das schwache Roth auf des Pfarrers Wange es zweifelhaft machte, ob es ein Ueberbleibsel der Natur, oder ein Werk der Kunst wäre. Dabey saßen die ersteren in der Nähe des Armensünderstuhles, und die lezteren neben dem Richter. Aber eine dritte Parthie zeichnete sich von beyden aus, diese bestand aus den sogenannten „Predigern des Wortes.“ und machte sich durch ihre trübseligen calvinistischen Gesichter, ihr langes strackes Haar, und dem wilden Blick, mit dem sie die sie umgebenden Katholiken ansehen, und worinn Spott und Haß sich zu paaren schienen. Es dauerte einige Zeit, ehe der Prozeß seinen Anfang, und diese Pause steigerte die Erwartung noch mehr. Endlich erschien der Gefangene — seine Gestalt war groß und würdevoll. Ein großer schwarzer Mantel mit scharlachnem Kragen war mit einem Schlosse um seinen Hals befestigt, aber nicht so dicht daß man nicht hätte die breite Brust sehen können, über welche er mit stiller Ergebung die Arme gefaltet hielt. Sein starkes schwarzes Haar war mit einem Sammetband umwunden, welches die Einschnitte verbarg, die kurz vorher von einem Wundarzte ihm im Kopf gemacht worden waren. Sein Gesicht war wohl gebildet, und es ward von mehreren bemerkt, daß seine Züge, obgleich kleiner, den Gesichtszügen Napoleons ähnlich waren. Seine Gesichtsfarbe war todtenbleich, und sein offener, aschfarbener Mund blieb unbeweglich offen. Auf die wiederholte Frage, ob er sich für schuldig oder unschuldig erkenne, gab er nicht das geringste Zeichen der Anerkennung, und eben wurde die Jury beauftragt zu untersuchen, ob er absichtlich verstumme oder nicht antworten könne, als er zu bemerken schien was vorging, und auf die Weisung seines Anwaldes sich für nicht schuldig erklärte. Während des ganzen Prozesses beharrte er in seiner unbeweglichen Stellung, und obgleich die Hitze sehr groß war, erlitt doch die Farbe von seinem Gesichte und Lippen nicht die geringste Veränderung. Die Jury fand, daß er den Mord unter dem Einfluße eines wahnsinnigen Anfalles verübt. Der Richter hielt hierauf eine kräftige Rede an ihn, wobey er aber vergaß, daß es auch in der Kirche von England noch eine Formel zum Geisteraustreiben gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. April 1826.

Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen.

Goethe.

Der Maler David und Napoleon *).

Kurz vor dem 18ten Fruktidor, zu einer Zeit, wo die Patrioten von einer Reaktion der Royalisten bedroht wurden, suchte Napoleon, damals an der Spitze des Heeres in Italien, den Künstler dieser Gefahr zu entreißen und einer seiner aides de camps, Jülien, soll den Auftrag erhalten haben, David eine sichere Zuflucht und reichen Stoff für seine Kunst unter dem Schutz der Adler des siegreichen Heeres anzubieten. David schlug jedoch den Antrag aus und blieb in Paris. Nach dem Frieden von Campo Formio kehrte Napoleon nach Paris zurück, das er fast unbekannt verlassen hatte und, mit unermeßlichem Ruhm bedeckt, wieder betrat. Als Mitglied des Instituts hatte er Umgang mit einem Kreis von ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern. Er wünschte auch David kennen zu lernen, und als ihn einst Lagarde zu Tisch einlud, antwortete er: „Ich werde kommen unter der Bedingung, daß Sie auch David einladen." David nahm die Einladung an, da er eben so begierig war, den Sieger von Italien zu sehen, und ihm für seine freundliche Vorsorge zu danken hatte. Sobald Napoleon David erblickte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein. Es war die Rede davon, ihn zu malen. „Ich werde Sie, sagte David, mit dem Degen in der Hand auf dem Schlachtfelde malen." — „Nein, antwortete Napoleon, man gewinnt heut zu Tage die Schlachten nicht mehr mit dem Degen. Malen sie mich ruhig auf einem brausenden Rosse (je veux être peint calme sur un cheval fougeux)." Sowohl David als Napoleon waren damals zu beschäftigt, um sogleich an die Ausführung dieser Idee denken zu können.

Nachdem Napoleon erster Konsul geworden war, hatte er mehrere Unterredungen mit David. Als die Behörden in Gemäßheit der neuen Verfassung organisirt wurden, sagte ihm der erste Konsul, er habe ihn lieber bey seinen Pinseln lassen, als ihm eine Stelle geben wollen. „Sie haben vollkommen Recht, antwortete David. Die Zeit und die Ereignisse haben mich belehrt, daß mein Platz in meinem Atelier ist. Ich habe immer eine große Liebe für meine Kunst empfunden und treibe sie mit Leidenschaft; ich will mich ihr ganz hingeben. Uebrigens die Aemter sind vergänglich und ich hoffe, meine Werke sollen bleiben."

Bey seiner Rückkehr von Marengo dachte Napoleon daran, sich malen zu lassen, er ließ daher David rufen und empfing ihn im Beyseyn Lucian Bonaparte's. „Was arbeiten Sie in diesem Augenblick?" fragte er den Maler. „Ich male die Schlacht bey den Thermopylen." — „Desto schlimmer; Sie haben Unrecht, sich so viele Mühe zu geben, um Besiegte zu malen." — „Aber, Bürgerkonsul, diese Besiegten sind Helden, die für die Freyheit ihres Vaterlandes starben, und die, trotz ihrer Niederlage, die Perser aus Griechenland vertrieben haben." — „Das ist

*) Aus Vie de David, premier peintre de Napoleon par M. A. Th. Bruxelles 1826. p. 155.

einerley; nur der Name des Leonidas ist bis auf uns gekommen. Alles andere ist für die Geschichte verloren." — „Alles! — — außer dieser edle Widerstand gegen zahllose Heere, Alles . . . außer ihre Hingebung, die ihr Name nicht verherrlichen kann.. Alles! — außer die Sitten die strenge Freyheit der Lacedämonier, die man mit Nutzen unsern Kriegern in's Gedächtniß rufen könnte." — Doch unterbrach David für den Augenblick diese Arbeit, die er indeß später vollendete. Napoleon verlangte nun von ihm, er solle ihn malen. David versprach, sogleich damit anzufangen und bat ihn, ihm zu sitzen. „Wozu das?" rief Napoleon, dem ein solcher Zwang unerträglich gewesen wäre. „Glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, deren Bildnisse wir besitzen, gesessen sind." — „Aber ich male Sie für Ihr Jahrhundert, damit die Menschen, die Sie gesehen haben, Sie wieder erkennen; sie möchten Sie ähnlich finden." — „Aehnlich! es ist nicht die genaue Nachahmung der Züge, ein kleiner Fleck auf der Nase, der die Aehnlichkeit ausmacht. Es ist der Charakter der Gesichtszüge, den man malen muß, das, was sie belebt."— „Das eine schließt das andere nicht aus." — „Gewiß hat Alexander dem Apelles nie gesessen. Niemand frägt danach, ob die Bildnisse großer Männer ähnlich sind, wenn nur ihr Geist darin lebt." — „Sie lehren mich die Kunst, zu malen." — „Sie scherzen; wie das?" — „Wirklich, ich hatte die Sache noch nie von der Seite angesehen. Sie haben Recht. Wohlan! Sie sollen mir nicht sitzen. Lassen Sie mich machen, ich will Sie ohne dies malen." Als sie Napoleons Kabinet verließen, kam Lucian auf das Gemälde von den Thermopylen zurück und sagte zu David: „Mein Lieber, er liebt blos nationelle Gegenstände, er erhält seinen Theil davon. Es ist seine Schwäche, er läßt gerne von sich sprechen."

David begann nun das bekannte Gemälde, den Uebergang über den St. Bernhard, zu malen. Als das Werk fertig war, und dem ersten Konsul gezeigt wurde, sah dieser es lange schweigend an; dann wandte er sich zu dem Künstler und überhäufte ihn mit Lobsprüchen. Als er jedoch die Soldaten erblickte, welche man in großer Entfernung den Berg ersteigen sieht, rief er lachend: „Aber Bürger David, was machen die kleinen Leutchen da drunten, so groß wie der Huf meines Pferdes? Es wird sie mit einem Tritt zertreten." — Die Bemerkung war nicht ganz ungegründet.

David machte noch drey Kopien von diesem Gemälde. Eine für den König von Spanien (Joseph), eine für das Nationalmuseum und die dritte für sich selbst.

Das Original ward 1814 von den Preußen aus St. Cloud nach Berlin gebracht (?).

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Die Natur hatte Lekain einige körperliche Vorzüge versagt, welche die Bühne erheischt. Seine Züge hatten nichts Edles, seine Gesichtsbildung schien gemein, seine Gestalt war zu klein; aber sein auserlesenes Gefühl, seine glühende Seele, die Fähigkeit sich ganz in die Situation des darzustellenden Charakters zu versetzen, der feine zarte Verstand, der ihm alle Schattirungen eines solchen Charakters errathen und wiedergeben ließ, verschönerten seine unregelmäßigen Züge, und gaben ihnen einen unaussprechlichen Zauber. Seine Stimme war von Natur schwerfällig und unbiegsam, sie war sogar etwas heiser; aber selbst diese Heiserkeit gab seiner Stimme, ich weiß nicht welche melancholische durchdringende Schwingung, die uns bis in den tiefsten Grund der Seele bewegte. Durch unermüdete Uebung gelang es ihm auch ihre Härte zu dämpfen, sie mit allen Accenten der Leidenschaft zu bereichern, und sie den zartesten Biegungen seiner Empfindung gehorsam zu machen. Er hatte seine Stimme wie ein Instrument studirt; er kannte alle ihre Eigenschaften und Mängel, er glitt leicht über die undankbaren Saiten hinweg, um nur die wohlklingenden ertönen zu lassen; seine Stimme, deren Ausdruck er auf alle Weise versucht hatte, war für ihn wie ein reiches Clavier, dessen Register er nach seiner Willkür ziehen konnte; und so groß ist die Macht einer gefühlvollen Stimme, welche Natur oder Kunst gebildet hat, daß sie selbst den Fremden bewegt, dem die Worte unverständlich sind. Die Stimme Lekains hatte diesen Vorzug. — Die Talente der Damen Gaussin und Desgarcins bestanden hauptsächlich in dieser glücklichen Naturgabe, und ich habe in London Franzosen gesehen, die kein Wort englisch verstanden und durch die rührende Stimme der Miß O'Neil bis zu Thränen bewegt wurden.

Lekain that am Anfang seiner Laufbahn wie alle junge Schauspieler; er überließ sich den gewaltigsten Ausbrüchen seiner Stimme, denn in der Jugend zieht man sich stets auf diese Weise aus allen Schwierigkeiten. Aber mit der Zeit fühlte er, daß unter allen Einförmigkeiten die Monotonie der Kraft die unerträglichste sey, daß man die Tragödie sprechen, aber nicht heulen müsse, daß eine beständige Explosion ermüdet, aber nicht ergreift, daß sie nur selten und unerwartet Erstaunen und Rührung hervorbringen kann, daß der Zuschauer endlich durch das unaufhörliche Geschrey des Schauspielers die Person selbst vergißt, und das Unglück des einen mitzufühlen aufhört, um die Ermüdung des andern zu bejammern.

Man warf Lekain auch ein wenig Schwerfälligkeit in seinem Vortrage vor; aber dieser Fehler entsprang erstlich aus seinem Wesen, das von Natur langsam gesezt und über-

legt war; anderntheils hätte Voltaire, dem Lekain besonders zugethan war, nicht leicht zugegeben, daß der Pomp und der Wohllaut seiner Verse einem allzunatürlichen und wahren Vortrage aufgeopfert würden. Er wollte, man soll stark treffen, wenn auch nicht richtig; und da er die Tragödie etwas aufgeblasen hatte, mußte der Schauspieler wohl dem Systeme folgen, das der Dichter angenommen hatte. Uebrigens waren in der Zeit, wo Lekain lebte, eine durch das Genie ihrer Dichter und Philosophen so glänzenden Zeit, alle Künste in das Falsche und Manierirte gefallen; und Lekain fühlte vielleicht, daß er durch seine vielen Vollkommenheiten reich genug sey, ein kleines Opfer dem schlechten Geschmack der Zeit zu bringen; übrigens belebte sich sein Vortrag allmählig, und wenn er erst die höheren Regionen der Leidenschaft erreicht hatte, sezte er durch die Erhabenheit seines Spiels in Erstaunen.

Troz der Ueberschwemmung des schlechten Geschmacks in den Künsten lebte zu jener Zeit in der guten Gesellschaft und unter den Freunden Voltaire's eine große Anzahl Personen, welche dem wahren Geschmacke huldigten, und deren Lehren Lekain den größten Nutzen brachten; und auch Voltaire, obgleich ein sehr mittelmäßiger Schauspieler, selbst wenn er in seinen eigenen Dichtungen auftrat, hatte sehr weise Intentionen, die er Lekain mittheilte, und welche dieser leicht ausführte. — Auf einer Reise nach Ferney veranlaßte Voltaire den Lekain, die gewohnte Art, den Gengiskan darzustellen, ganz und gar zu ändern, und bey seiner Rückkehr nach Paris trat er in dieser Rolle auf. Das Publikum, über diese Veränderung erstaunt, blieb lange Zeit ungewiß, ob es dieselbe anerkennen oder verwerfen sollte. Man glaubte, Lekain wäre unpäßlich; nichts von dem Lärm, von den Handwerkshülfsmitteln, die ihm früher so viel Beyfall in dieser Rolle gewannen. Erst nachdem der Vorhang gefallen und das Publikum die ganze Vorstellung hindurch unbeweglich geblieben war, fühlte dasselbe in der That, daß Lekain ein leeres Geschrey, eine hohle Aufgeblasenheit, gemeine Effekte mit einem einfachen, edlen und erschütternden Spiele vertauscht habe; es war, wie Voltaire sich ausdrückte, ein Löwe, der, indem er sein Weibchen liebkost, ihm die Klauen in die Seite bohrt. Das Urtheil bildete sich auf der Stelle, und wie durch einen elektrischen Schlag folgte ein anhaltendes zahlreiches Beyfallklatschen. Lekain, der eben in seine Garderobe zurückkehrte, hörte diese Zeichen der Anerkennung, und indem er sich über das Geländer der Treppe bog, frug er einen unten stehenden Theaterdiener, „Rougeot, was bedeutet denn das?" — „Ey Herr Lekain, antwortete Rougeot, das gilt Ihnen; man hat Sie endlich wieder erkannt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im März.

Alle Erkundigungen, welche Rüppell mittlerweile über das merkwürdige und seltsame Land Kordofan einzog, entflammten seinen Eifer und seinen Muth immer mehr. So die Nachricht, daß eine Reihe halb erloschener Vulkane dort angetroffen werde, namentlich bey Gebel Kolbagi, wo ein kegelförmiger Gipfel, der sehr hoch ist, beständig raucht und unaufhörlich heiße Asche auswirft. — Die Neger, welche den gebirgigen Theil von Kordofan bewohnen, nennen sich Nuba's; sie sind in verschiedene Stämme oder Völkerschaften getheilt, von denen jede den Gipfel eines hohen Berges inne hat. Die meisten dieser Stämme reden eine ihnen eigenthümliche Mundart. Sie sind größtentheils Heiden oder Götzendiener, sie beten, wie man sagt, den Mond an, wenigstens richten sie an ihn ihre Gebete. Alle Nuba's von Kordofan bestellen den Acker, besonders bauen sie in den Ebenen Durrha; die meisten weben Baumwollenzeuge. In mehreren Stämmen versteht man, Mineralien auszuschmelzen und das Eisen zu schmieden. Im Allgemeinen sind diese Völkerschaften sanft, freundlich und arbeitsam; nur die von Koljan sollen diebisch seyn. Man behauptet, daß südlich von Kordofan Menschenfresser wohnen. — Ehe Rüppell seine Reise in das Wunderland antreten konnte, erlebte er noch viele Besorgniß. Er war am 19. Sept. 1824 von einer wiederholten langwierigen Reise nach Cairo, die er zur Sicherheit eines neuen reichhaltigen Transportes von Naturalien machte, glücklich zurückgekehrt, und fand zu seinem Entsetzen seinen Begleiter Hey erkrankt. Troz großer Erschöpfung hatte dieser während der Regenzeit noch immer unermüdlich Thierbälge und Skelete bearbeitet, unter andern ein Nilpferd und zwey Krokodile. Hey hatte auch auf der Insel Argo 144 Stück Vögel gesammelt, aber leider das Unglück, daß seine Barke mit allen Effekten in einer Nacht untersank, welches nicht allein alle Vögel verderbte, sondern auch viele andere Effekten beschädigte und zerstörte.

Erfreulicher lauteten die Nachrichten vom 18. Dec. 1824, wiewohl Rüppell sich entschließen mußte, ohne Hey in dem Kordofan zu reisen, da dessen Kräfte zu sehr erschöpft waren. Sie hatten unterdessen, noch immer durch widrige Ereignisse aufgehalten, einen Ausflug nach Sukot gemacht. Dort hatten sie das Glück, mit Beyhülfe der dazu abgerichteten Eingebornen, im Zeitlauf von neun Tagen drey Nilpferde und ein Krokodil mit eigner Hand zu erlegen. Der eine Hippopotamus ist dreyzehn französische Fuß lang. Seine Spitzzähne messen von der Wurzel bis an das Ende achtzehn französische Zoll jeder. Nur nachdem ihm fünf Standrohrkugeln, in der Entfernung von zwey Schritten geschossen, beynahe den Kopf zerschmettert hatten, gab der Koloß seinen Geist auf. dieser schreckliche Kampf dauerte fünf Stunden, und geschah in der Nacht. 180 Menschen konnten den Körper kaum aus dem Wasser heben (dieses kolossale Thier, ein's der schönsten und seltensten Exemplare, ist bereits seit mehreren Monaten im Skelet und ausgestopft in unserem naturhistorischen Museum aufgestellt), die drey Nilpferde hat Hey mit Rüppell ganz allein vortrefflich zu Balg und noch von zweyen auch das Skelet bearbeitet. (Nur wer mit diesen Arbeiten vertraut ist, oder die Anstrengung der vielen Menschen bey der Aufstellung des einen Thieres in Frankfurt gesehen hat, kann sich einen Begriff von der außerordentlichen Kraftanstrengung der beyden wackern Naturforscher machen.) Da Hey durch diese Arbeiten sich ganz erschöpft hatte, so ließ ihn Rüppell in Begleitung eines neuen Transportes von Naturalien nach Cairo zurückgehen, und brach allein, nur von einem Sklaven und zwey Bedienten begleitet, nach dem Kordofan auf. Sein Hauptaugenmerk war eine Giraffe zu erlangen; dem Statthalter Abdim Bey, der

ihm dieses Thier im Voraus zusagte, nöthigte er das Versprechen ab, eine Flinte und ein Paar Pistolen, die er aus Europa kommen lassen werde, von ihm als Andenken anzunehmen. — Seine Hoffnung ging bald auf's Schönste in Erfüllung. Am 22. Dec. 1824 hatte er Dongola verlassen, fuhr zu Wasser nach Dabbe und ließ seine 10 Kameele dahin zu Lande nachfolgen. Durch ein sonderbares Mißverständniß mußte er von Dabbe, statt mit einer Karawane von 300 Kaufleuten wie Abdim Bey bestellt hatte, beynahe ganz allein reisen, aber die Vorsehung bewahrte unseren Reisenden auch hier wie bey vielen anderen Gelegenheiten vor Unglück. Ohne widrigen Zufall kam er am 13. Januar 1825 in Obeid (Jbeid) an, indem er unterwegs nur zwey Kameele eingebüßt hatte. Gleich nach Ankunft in diesem Hauptort des Kordofan erkrankte er in Folge des salzigen Brunnenwassers; nach zwey Wochen hatte er sich von einer charakterisirten Gelbsucht durch den Gebrauch bitterer Extrakte, etwas Kalomel und gehörige Diät glücklich kurirt. Durch Empfehlungen Mehmed Bey's gelangte er an den vornehmsten Scheik der Araber Hammer, welche sich vorzugsweise auf die Giraffenjagd legen, die mit Pferden betrieben wird. Feindliche Einfälle zogen auch hier seine Hoffnungen hinaus; endlich aber wurden in Zeit von 11 Tagen zwey schöne Giraffen erlegt, außerdem noch viele Thierarten dortiger Gegend. „Sie wissen, schreibt Rüppell, daß ich in Kordofan gar keinen Gehülfen hatte; alles wurde von mir allein eingesammelt und bearbeitet: es muß Sie daher gewiß erfreuen, wenn ich Ihnen berichte, daß ich in Zeit von 35 Tagen zusammenbrachte: 65 Stück Säugethiere und 11 Skelete derselben, 160 Vögel und 12 Skelete, 5 Amphibien und 1 Skelet, Mollusken und andere Thierarten nicht zu rechnen. Hätte ich Körperkräfte genug gehabt, um einen afrikanischen Elephanten allein zu bearbeiten, so würde dieses seltene Thier eine ewige Zierde des Frankfurter Museums geworden seyn; die Araber Batara wollten mir einen solchen für 100 Speciesthaler erlegen. Hätte ich Zeit gehabt, um 5 Monate im Kordofan zu verweilen, so würde ich die allerseltensten Sachen erhalten haben, von welchen ich jezt nur mangelhafte Notizen mittheilen kann. Erst nach und nach lernten mich die Araber im Kordofan kennen und wurden zu meinen Gunsten eingenommen — indem ich das Geld in Strömen fließen ließ; und nur so war es mir möglich in so kurzer Zeit die vor mir liegende reichhaltige Sammlung aufzutreiben." —

(Der Beschluß folgt.)

London, 24. März.

Künftige Woche wird man im Schauspielhause von Coventgarden Webers neue Oper, Oberon, aufführen, auf welche die Erwartung aufs Höchste gespannt ist. Inzwischen hat Drury-Lane mit einem nicht sehr lobenswürdigen Nacheifer, für jene Woche auch ein romantisch-musikalisches Schauspiel angekündigt, das gleichfalls Oberon, oder das Zauberhorn heißen soll, freylich nur mit „ausgesuchter" und „angepaßter" Musik, aber das ohne Zweifel nur, weil die Direktion keine Originalmusik bekommen oder bezahlen konnte. In diesem Theater gibt man inzwischen ein musikalisches Melodrama, Benyowsky genannt, welches mit Ausnahme von wenigen Abänderungen und Zusätzen Kotzebue's Graf Benjowsky ist. Es erhält ziemlichen Beifall.

Wir haben seit Kurzem viele Privat- und öffentliche Konzerte gehabt, in welchen unsere hier anwesenden deutschen Künstler glänzten. Hr. Moschelles hat ein Konzert für den 7. April angekündigt, in welchem, nebst mehreren der besten englischen und italiänischen Musiker, Sänger und Sängerinnen, Mad. Cornega, die beiden Hrn. Schunk, die Hrn. Kiesewetter und Fürstenau erscheinen werden.

Es lassen sich eben jezt nicht weniger als 6 musikalische Wunderkinder hören, ein Mädchen unter dem Namen The Infant Lyra, vier andere unter dem Titel: die vier musikalischen jungen Schwestern, und ein Knabe unter der Benennung des jungen Apollo, welche alle mehr oder weniger Verdienst besitzen, dem Geiste aber doch wenig Genuß gewähren.

Unsere National-Gallerie ist durch drey Meisterwerke von Poussin, A. Carrain und Tizian bereichert worden, welche die Regierung für 9000 Pfund an sich gebracht hat. Auch die Sammlung des Sir Georg Beaumont, welche derselbe früher an das brittische Museum geschenkt hatte, ist mit derselben vereinigt worden, indem die Regierung weislich beschlossen, die Gallerie unter derselben Aufsicht als das Museum zu stellen, aber ein Gebäude dafür in dem großen Plaze, welcher jezt bey Charing-Croß, der berühmten Reiterstatue Karls I. gebaut wird, aufzuführen. Dieser Plaz, welcher mehrere andere öffentliche Prachtgebäude enthalten wird, und wovon Northumberland-Haus und das prächtige Portal der St. Martinskirche einen Theil ausmachen, wird in Pracht wohl einer der ersten in der Welt werden; nur ist es noch nicht entschieden, ob der innere Raum offen bleiben, oder ein tempelartiges Gebäude, zum Gebrauch der königlichen Akademie der schönen Künste darauf errichtet werden soll. Auf jeden Fall ist es entschieden, daß die Akademie nicht lange mehr in ihrem für Kunstausstellungen so unbequemen Lokal bleiben wird.

Der Bau des neuen königlichen Pallastes in St. James-Park geht rasch von Statten; und es ist entschieden, den so übel angebrachten Karlton-Pallast niederzureißen, an der Stelle theils eine große schöne Oeffnung in den Park zu bilden, und theils mit prachtvollen Häusern zu bebauen; und da zu gleicher Zeit auf der Ostseite des Parks sehr schöne Gebäude für Kanzeleien und Ministerwohnungen errichtet werden, so wird diese Gegend von London in wenigen Jahren eine der schönsten werden, die man vielleicht in Europa finden könnte.

Hrn. Heilbronns schöne Sammlung ist noch immer unverkauft, obgleich alle, die sie gesehen haben, für das Vollendetste in der Blumen- und Blättermalerey, das noch je hervorgebracht worden, erklären. Aber leider hat sich bis jezt noch keiner von den Großen eingefunden, die entweder selbst große Kunstsammler sind, oder sie dem Könige, oder einer der Nationalanstalten zum Ankauf empfehlen könnten; und damit hausiren zu gehen, oder die Aufseher der öffentlichen Anstalten zu bestechen, wie wohl manche mögen gethan haben, dazu ist der Besizer zu stolz auf den Schaz, der sich in seinen Händen befindet, und er hat sich daher entschlossen, wenn er die Sammlung vor dem 8ten April nicht verkauft, sie entweder nach Frankreich oder nach Deutschland zurückzunehmen. Was indessen dem Verkauf entgegenstehet, ist, daß Hr. H. entschlossen ist, die Sammlung nicht zu trennen, denn einzeln würde er sie gewiß sehr bald verkaufen, und weit mehr dafür bekommen als er jezt dafür fordert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Nr. 76. Seite 301. Spalte 2. Zeile 8. von unten, statt Neger in Peru, lies: Neger-Empörung. Nr. 81. S. 322. Sp. 2. Z. 2. v. u., statt Feldwächter, lies: Feldlager. Ebend. S. 323. Sp. 1. Z. 14. v. u., statt ihren, lies: denselben. Ebend. S. 323. Sp. 1. Z. 10. v. u., statt stolz, lies: stets. Ebend. S. 323. Sp. 1. Z. 3., v. u., lies: in einem siedenden Hafen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. April 1826.

Schrecklich ist der Tod,
Und schmachvoll Leben ist ein Gräu'l.

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Plötzlich zeigten sich drey Negerhaufen, die mit vielem Geschrey: den Tod! den Tod! ein jeder einen Gefangenen herbey schleppten; ihnen lag nicht sowohl daran, sie ihrem Anführer darzustellen, als die Art des Todes von ihm zu vernehmen. Biassou gebot ihnen Stillschweigen und befahl den Unglücklichen, sich zu nahen. Ich erkannte in dem ersten den Bürgergeneral C., der in dem Gouvernementsrath den unmenschlichen Vorschlag gethan, die Mauern der Stadt mit lauter Negerköpfen zu pallisadiren, der andere war mein Gegner im Zweykampf, der Feind der Mulatten, und selbst des gemischten Bluts mehr wie verdächtig; der dritte schien unter die Zahl der kleinen Weißen, wie man sie nannte, zu gehören, er trug eine weiße Schürze und aufgestreifte Hemdärmel. Alle drey waren einzeln in dem Gebirge eingefangen worden. Dieser letzte wurde zuerst von dem Anführer verhört. Zu meinem Erstaunen gab er sich mit Unerschrockenheit als Biassous ehemaligen Herrn zu erkennen, und der furchtbare Haß, der sich seit der Negerempörung in dem Herzen der Weißen gegen ihre Sklaven entwickelt hatte, spannte dieses Mannes Muth — ein Zimmermann aus dem Kap — auf eine solche Höhe, daß er seinen ehemaligen Sklaven mit Hohn und Verspottung bedeckte. Biassou ward im Tiefsten der Seele gekränkt, aber er beherrschte seine Wuth und befahl nach kurzem Verhör mit kalter Verachtung, den Unglücklichen zwischen zwey Baumstämmen zu durchsägen. Ich schauderte, aber der unerschütterl che Weiße begab sich festen Schrittes mit seinen Henkern hinweg.

Die beyden andern Gefangenen hatten schaudernd dieses Vorspiel ihres eigenen Schicksals mit angehört; jezt starrte sie Biassou mit seinem lauernden Blicke an; gleichsam um ihre Angst noch länger zu genießen, begann er mit Rigaud ein gleichgültiges Gespräch über die Güte der verschiedenen Tabaksarten, äußerte seine Meynung und wendete sich dann unverhofft zu dem Bürgergeneral C. mit der Frage: „Was meynt Ihr davon?" —

Und nun begann ein langer Auftritt, dessen Erinnerung allein eine trübe Wolke auf ein ganzes Leben verbreiten muß. Nie erschien die Erniedrigung des Menschen tiefer als in diesem Haschen nach jeder Möglichkeit, dem Tod zu entgehen; keine Lüge, keine Falschheit, keine Schändlichkeit blieb unversucht, die zermalmendste Demüthigung schien wie Erquickung auf des Elenden angstgedorrten Lippen zu träufeln, wenn sie eine Ahnung der Begnadigung erregte — und der unbarmherzige Mulatte gefiel sich, dem gefangenen Weißen jede Laster seines verworfenen Herzens zu zeigen; er erinnerte ihn an seinen blutdurstigen Vorschlag im Gouvernementsrath des Kaps, führte ihn durch eine Hölle von Demüthigungen durch und rief endlich: „Das freut mich, daß ich nun erfahren habe, wie weit die Niederträchtigkeit eines Weißen zu gehen vermag! — ihre Grausamkeit kannte ich schon lange. Dir, Bürgergeneral C., danke ich das doppelte Beyspiel. Dich kenne ich

schon lange; hast du es denn nicht gemerkt?" — Und nun rechnete er ihm seine gegen die Neger verübte Grausamkeiten vor, und endete mit den Worten: „Bereite dich zum Tod." —

Er winkte, und zwey Neger schleppten den Unglücklichen, der bey diesem Ausspruch wie vom Blitz getroffen vor ihm niedergestürzt war, an meine Seite.

„Jezt kommst du an die Reihe," rief Biassou darauf dem Kolonisten zu, mit dem ich einen Zweykampf gehabt und der, obschon selbst des gemischten Blutes verdächtig, die Farbigen mit Gehässigkeit verfolgt hatte. Ein allgemeines Geschrey der Rebellen forderte seinen Tod. „Er hat seine Neger mißhandelt — er hat die Farbigen verfolgt — er ist ein Kolonist, er gehört zu unsern Henkern" — so schrieen bald die Schwarzen, bald die Mulatten, indeß der Angeklagte mit Todesangst zu behaupten bestrebt war, was er bis jezt selbst mit Gefahr seines Lebens abgeläugnet hatte; denn nach den heiligsten Betheuerungen, stets das Wohl der Mulatten vor Augen gehabt zu haben, reichte er Biassou seine zitternde Hand hin, um durch den schwarzen Kreis, der bis im lezten Grad der Blutsverwandtschaft noch die Nägel der Farbigen umgibt, seine Abstammung von den Negern zu beweisen. Biassou stieß sie mit Verachtung zurück. „Das reinigt dich vor unsern Augen nicht," rief er ihm zu; um dein Leben zu retten und unser Vertrauen zu gewinnen, bleibt dir nur ein Weg." — „Welcher?" rief aufathmend der Pflanzer. „Nimm diesen Dolch und morde eigenhändig jene beyden weißen Gefangenen," sprach Biassou, indem er auf mich und C. deutete, besonnen und kalt. Der Pflanzer schauderte zurück, Todesfurcht und Furcht vor dem Verbrechen, das Erliegen aller Kraft beym Gedanken an die ihn erwartenden Qualen, das Gefühl mangelnder Kraft, um die von ihm geforderte Gewaltthat zu vollstrecken, kämpften in ihm, während Biassou ihn zum Entschlusse drängte. Endlich sagte dieser ruhig: „Gut, ich sehe, daß du ein Weißer bist. Soldaten, führt ihn zum Tode." — Hier ergriff den Unseligen die Entschlossenheit der Verzweiflung, er entriß Biassou den Dolch, stürzte auf Herrn C., der in halber Betäubung neben mir lag, zu, und erfüllte, troz der hartnäckigsten Gegenwehr des unbewaffneten Schlachtopfers, die Bedingung seines elenden Lebens.

Biassou hatte diesen scheußlichen Auftritt mit verächtlichem Lächeln zugesehen, die umstehenden Rebellen schienen aber selbst Entsetzen dabey zu empfinden. Der Kolonist stand athemlos, blutig, mit irrem Blick und schaute auf sein noch zuckendes Opfer. Ich erwartete meinen Tod, und sann nur auf die Art, der zitternden Hand meines Henkers ihr Amt zu erleichtern. „Es ist genug," rief der Anführer diesem zu, ich bin zufrieden mit dir, geh, du sollst fortan Nachrichter bey meinem Heere seyn."

Die Stunde der Mahlzeit war indeß gekommen, es ward aufgetragen, Rigaud nahm an des Häuptlings Seite Platz, und das Wohlgefallen, mit dem Biassou die Speisen verschlang, hatte in diesem Augenblick etwas schaudervoll abscheuliches für mich. Der Obi nahm an diesem Mahle keinen Theil. Ich begriff, daß er in der Würde seines Amtes nicht öffentlich Nahrung zu sich nehmen dürfe, da der große Haufen im Wahn gehalten wird, daß ihr Prophet einem so menschlichen Bedürfniß nicht unterworfen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Die Erfahrung hatte Lekain belehrt, daß all das unsinnige Toben der Mittelmäßigkeit, all dieß Ueberbieten der Stimme, all dieses Geschrey wohl Beyfallklatschen und Bravo's hervorbringen, aber keinen Ruf verschaffen könne. Während in einem Schauspielsaale die Liebhaber dieses unmäßigen Lärms sich überreden, daß ihre Seelen erweicht seyen, wenn ihre Ohren zerrissen sind, und über die Maße Beyfall klatschen, gibt es eine gewisse Anzahl Künstler, Kenner, Leute von Geschmack und Bildung, die nur für das Wahre und der Natur Gemäße empfänglich sind; diese machen nicht viel Lärm, aber sie gründen den Ruf des Schauspielers. Lekain entsagte also diesem Hang nach Beyfallszeichen, der den größten Theil der Schauspieler quält, und sie zu Verirrungen führt; er wollte nur dem gesunden Theile des Publikums gefallen. Er verwarf alle Spiegelfechterey des Handwerks, und, um die wahre Wirkung hervorzubringen, haschte er nicht nach falschen Effekten; auch war er vielleicht unter den Schauspielern seiner Zeit der am wenigsten Beklatschte, besonders in den lezten Jahren seiner Laufbahn, aber er war der am meisten Bewunderte. Er brachte uns die Tragödie näher, ohne sie in ihren großartigen Verhältnissen zu stören. Er wußte seine Bewegungen und Geberden mit weiser Oekonomie zu brauchen; er betrachtete diesen Theil der Kunst als eine Hauptsache; denn die Geberden sind auch eine Sprache, aber ihre Menge schadet dem edeln Anstande, und während die andern Schauspieler nur Theaterkönige waren, so schien bey ihm die Würde nicht eine Frucht der Anstrengung, sondern die einfache Wirkung der Gewohnheit; er bließ sich nicht auf, er steigerte seine Stimme nicht, um zu befehlen oder eine Ordre zu geben. Er wußte, daß der Machthaber solcher Anstrengungen nicht bedarf, um Gehorsam zu heischen, und daß in einem solchen Range alle Worte Gewicht und alle Bewegungen Autorität haben.

Lekain entfaltete einen hohen Verstand und eine wahre und seltene Geschicklichkeit in den verschiedenen Bewegungen seines Vortrags, den er mehr oder weniger beschleunigte, mehr oder weniger anhielt, nachdem es die Situation des Charakters heischte, und den er oft durch studirte Pausen unterbrach.

Es gibt gewisse Momente, wo man sich erst sammeln muß, ehe man dem Worte vertraut, was die Seele empfindet, oder der Verstand berechnet. In diesem Falle muß der Schauspieler zu denken scheinen, ehe er spricht; durch eine Pause sich die Zeit nehmen, das zu überlegen, was er sagen will; dann muß aber auch das Gesicht dieses Schweigen ergänzen, seine Stellung, seine Züge müssen es anzeigen, daß während dieser Momente des Schweigens seine Seele beschäftigt ist; ohne das wären diese Zwischenräume nur kalte Lücken, die man weniger für ein Nachdenken, als für einen Gedächtnißfehler halten würde.

Auch gibt es Situationen, wo ein lebhaft bewegtes Gemüth mit zu großer Energie empfindet, als daß es die langsame Kombination der Worte erwarten könnte. Das Gefühl, von dem es erfüllt ist, entwischt ihm durch eine schnelle, stumme Bewegung, ehe die Stimme es auszudrücken vermag. Die Geberde, die Stellung, der Blick müssen dann dem Worte vorangehen wie der Blitz dem Donnerschlag. Dieses Mittel erhöht die Wirkung auf besondere Weise, indem es eine so tief durchdrungene Seele verräth, die, ungeduldig sich zu erklären, die schnellsten Zeichen wählt.

Diesen wesentlichen Theil der Schauspielkunst, der schwer zu erreichen, zu besitzen und gut auszuführen ist, nennt man das stumme Spiel. Dadurch gibt der Schauspieler seinem Vortrage Natur und Wahrheit, indem der Schein auswendig gelernter und nur hergesagter Phrasen verschwindet.

Indessen gibt es wieder andere Fälle, wo eine durch die Heftigkeit ihres Gefühls aufgeregte Person schnell die Ausdrücke findet, deren sie bedarf. Die Worte kommen so rasch auf ihre Lippen, als die Gedanken in ihre Seele, sie entstehen miteinander und folgen sich ohne Unterbrechung; der Vortrag des Schauspielers muß alsdann hastig, dringend, gleichsam geworfen seyn. Dem Publikum muß sogar die Anstrengung eines zu starken und langen Athemholens verborgen bleiben; denn Athemholen ist eine Art Ruhe, ein Stillstand, der, so gering er auch sey, die Wärme des Vortrags mindert, und die nothwendige Wirkung aufhebt, weil er die Seele an dieser Erleichterung, an dieser Ruhe Theil nehmen zu lassen scheint *). Auch ist der Gang der Leidenschaft nicht der der Grammatik. jene hält sich nicht immer auf, wo diese es verlangt, und gewöhnlich hat sie wenig Achtung für ein Komma oder einen Punkt, und überspringt oder versezt sie nach der Willkür ihrer Heftigkeit und ihres Aufbrausens.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Talma gibt hier in einer Anmerkung dem Schauspieler treffliche Regeln, um das hörbare pfeifende Athemholen zu vermeiden. Da er aber diese Regeln mit Beyspielen aus französischen Stellen belegt, so waren sie von dem verehrlichen deutschen Uebersezer nicht beyzubringen. Rt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. im März.

(Beschluß.)

Auf meiner Rückreise aus Kordofan, die ich gleichfalls ganz allein antreten mußte, hatte ich einige Widerwärtigkeiten; ich verlor unterwegs sechs Kameele und erkrankte nebst Sklave und Bedienten in Haraga in Folge des verdorbenen Wassers an einer eigenthümlichen Dissenterie. Glücklich kurirte uns nach Verlauf von acht Tagen der Genuß des Gummi Arabicum und das verbesserte Wasser von Simrie. Aber alle diese Anfechtungen meiner Gesundheit zerrütten immer mehr meinen ganzen Körper; ich leide schon wieder an einer chronischen Diarrhoe, bloß in Folge der ganz veränderten Nahrungsmittel; meiner physischen Maschine gibt noch die meiste Anregung der Gedanke, daß ich recht bald auf immer den hiesigen afrikanischen Provinzen Lebewohl sagen werde. Egyptens nördliche Fluren werden hoffentlich körperstärkend auf mich wirken. So lange noch die Nerven meinen Muskeln zu gebieten im Stande sind, werde ich thätig wirken zum Aufklären unserer Gesellschaft; meine Blicke richten sich jezt nach dem rothen Meere; und über meine dießfallsigen Reisepläne hoffe ich Ihnen von Cairo aus ein Mehreres mitzutheilen." (Rüppell ist den neuesten Nachrichten zufolge gegenwärtig auf der Reise am rothen Meere begriffen).

Die Iris theilt nun noch einen Brief aus Cairo vom 24. Juli 1825 mit, bevor sie schließt; und in der nächsten Jahresversammlung der Senkenbergischen Gesellschaft im Mai wird Hr. Dr. Cretzschmar von da wieder anknüpfen, zu erzählen. — Jener lezte Brief enthält Details über eine Exkursion in die südlich von Korti gelegene Bergwüste, wo das Glück unseren Reisenden wieder außerordentlich begünstigte. Um dieses Mal in seinen Plänen durch feindliche arabische Streifzüge nicht gestört zu werden, nahm er zwey-und-zwanzig arabische Reiter und gegen vierzig Fußgänger mit. Durch diese zahlreiche Jagdgesellschaft wurde viel Wild erlegt, das seine unermüdlichen Hände ganz allein bearbeiteten; es waren darunter drey Giraffen, mehrere schöne Antilopen, drey Strauße, einige Füchse und Katzen, eine Landschildkröte rc. Ueber eine der Giraffen verfügte er zu Gunsten des Berliner naturhistorischen Kabinets, aus Dank gegen seinen Beschützer Abdim Bey, der dem seligen Dr. Hemprich ein solches Thier versprochen hatte. Ein anderes Exemplar bestimmte er für das Universitätsmuseum von Pavia, ein drittes für Hrn. Temminck in Brüssel, und die zwey größten, ein Männchen von kolossaler Größe, und ein ausgewachsenes Weibchen, dem naturhistorischen Museum seiner Vaterstadt. — Die große Sendung, wobey sich diese Giraffen befinden, ist unterwegs, und wird in diesen Tagen eintreffen. Neben vielen außerordentlichen Seltenheiten wird doch das Nilpferd und die Giraffe das hiesige Senkenbergische Museum auf eine der ersten Stufen unter den naturhistorischen Sammlungen stellen.

Ich nehme von dem mit der leztgenannten Nummer der Iris erschienenen Chärtchen des Kordofan und der umliegenden Gegend hier nochmals Veranlassung, von dem Laufe des weiße-

schen Nilarms, Bahhar Abbiad, zu reden, dessen ich in einem früheren Berichte nur kurz erwähnte. Die Entdeckung ist für die Geographie Nordafrika's von großer Wichtigkeit. Hr. Dr. Cretzschmar trug in der lezten Jahresversammlung, und darauf vor den im verflossenen Herbst hier anwesenden deutschen Naturforschern folgende Data vor: „Durfte Rüppell auch nicht hoffen, die sich vorgesezte große Aufgabe genügend zu lösen, so konnte er doch aufklärende Beyträge liefern, um die Fragen zur Beantwortung zu fördern: ob der Niger und der Nil einer und derselbe Fluß sey, ob diese beyden großen Ströme Afrika's einem und demselben großen Wassersystem angehören? Ritter, der scharfsinnige Geograph Afrika's, hat folgende Belege als Gründe für die Identität aufgestellt. 1) Herodots Beschreibungen von dem Laufe des Nils und des Nigers deuten dahin, daß beyde Flüsse ganz identisch sind. 2) Alle Aussagen der arabischen Reisenden, der Sklaven, welche aus dem tiefen Binnenlande gebracht werden, und von vielen alten und neuen Schriftstellern aufgezeichnet sind, stimmen darin überein, daß die Bezeichnungen Niger und Nil ganz gleichbedeutend sind, und einem und demselben Strome angehören. 3) Es ist erwiesen, daß im Jahr 1780 eine Karawane von siebenzehn Kaufleuten aus Jinnie am Joliba oder Niger ausfuhren, im weiteren Verfolgen des Stromes an den vorzüglichsten, sehr bevölkerten Handelsplätzen ihre Waaren oftmals gegen andere umtauschten, und nach vierzehn Monaten wohlbehalten zu Sanff in Cairo ankamen. — Diesen und so vielen andern Anzeichen, die für die Identität beyder Flüsse sprechen, werden erhebliche Einwürfe von Bruce, Rennel und Alexander von Humboldt entgegen gesezt. Bruce, der sich in seinem Eifer einbildete, die Quellen des Nils und seiner Hauptarme im Lande der Agows aufgefunden zu haben, stellt die Terasse, auf welcher der Senaar liegt, 4000 Fuß über die Meerfläche, und dieser Angabe zufolge schließen sich Rennels und v. Humboldts Gründen um so mehr der Meynung Bruce's an, da laut Berichten das ganze Land der Kulla (angeblich zwischen dem Nil- und Negerlauf gelegen) eine eben so absolute Tiefe als Senaar Höhe darbietet, und stellen demzufolge die Unmöglichkeit der Verbindung beyder Ströme auf. Ritter, der hellsehende in den Wüsten und auf den Terassen, spricht sich nach den ängstlichsten Untersuchungen und Zusammenstellungen aller Quellen und Aussagen für den Zusammenhang des Nils und des Nigers aus, hoffend, daß mit der Zeit kühne Reisende den westlichen Nilarm Bahhar Abbiad befahren, und die mangelnde Aufklärung verschaffen werden." — Diesen Bahhar Abbiad nun hat Hey, der Gefährte Rüppells, bis zum zwölften Grade befahren, der erste Europäer, der so weit vorgedrungen ist, und Kunde davon gebracht hat. Er ist noch in jener Gegend so breit, daß er von viel weiter herströmen muß. „Es fällt," spricht Dr. Cretzschmar, „gleich bey der Betrachtung der von Bruce entworfenen Nilkarte in die Augen, daß ein Strom, der in der Nähe, und gleichsam zur Seite der Gebirge läuft, von denen er entsprungen seyn soll, unmöglich ein so großes Flußbett haben kann, zumal in der heißen Jahrszeit, wo er von Hey befahren worden ist. Ungeachtet nun diese Beobachtungen den Schlüssen Ritters viele Wahrscheinlichkeit verleihen, so läßt sich dennoch nicht der Zusammenhang des Nils und des Nigers unbedingt daraus folgern, zumal da neuerdings Engländer den Gambia als den Ausfluß des Nigers verkünden, welche Angaben ebenfalls der Bestätigung noch bedürfen." — Im Mai von Rüppells Reisen ein Mehreres.

London, 24. März.

(Fortsezung.)

Es sind seit Kurzem zu Oxford sowohl als zu Cambridge mehrere Scharmüzel zwischen den Studenten und Philistern vorgefallen, welches besonders wegen Oxford Erstaunen erregt, indem dergleichen dort seit mehreren Jahren nicht Statt gefunden. Da die Häupter der Kollegen dergleichen Vorfälle nicht gern laut werden lassen, so ist man bis jezt über die eigentlichen Ursachen der Störung in den beyden Musensizen noch ungewiß.

Ich habe Ihnen oft von dem Schlendrian unseres Kanzleygerichtshofes geschrieben, und unter anderen, daß im vorigen Jahre eine Kommission niedergesezt worden, um zu erforschen, ob die Prozeduren in demselben nicht abgekürzt werden könnten. Diese hat endlich ihren Bericht eingegeben; er ist sehr lang, und macht viele Vorschläge, deren Anwendung nüzlich genug werden dürfte, aber in Folge der eigenthümlichen Anhänglichkeit englischer Rechtsgelehrte, und besonders des jezigen Kanzlers, an das Alte und Herkömmliche, nicht durchgreifend genug. Um Ihnen einen Begriff von der ausgedehnten Gerichtsbarkeit dieses Gerichtshofes, und von der Nothwendigkeit der Verbesserung desselben zu geben, ist es genug zu wissen, daß nicht weniger als 39 Millionen Pfund Sterling, oder ungefähr 450 Millionen Gulden, theils Pupillengelder, theils solche, welche zwischen Prozessirende streitig sind, unter dem hierzu bestimmten Beamten des Gerichtshofes auf Zinsen ausgestellt sind.

In ein Paar Tagen wird Hr. Jakob, welcher zur Sammlung von Nachrichten über den Zustand des Ackerbaues in Polen und Deutschland für unsere Regierung gesandt worden war, und im vorigen Sommer jene Länder mit seinen liebenswürdigen Töchtern durchreiste, wird in ein Paar Tagen seinen Bericht für's Parlament im Drucke vollendet haben. Nach Hrn. J's Ansichten würden, wenn man auswärtiges Getreide unter einem beständigen Zolle zuließe, unsere Landeigenthümer nicht nur nichts verlieren, sondern am Ende dabey gewinnen. Er beweist nämlich, daß man nirgends auf dem festen Lande einen so großen Ueberfluß an Getreide hat, daß das Einfließen desselben in unseren Markt die hiesigen Getreidepreise sehr herabbringen würde; daß dasselbe dort viel wohlfeiler ist, nicht weil man es leichter erzielt, sondern weil der Geldmangel den Bauer zwingt, es zu irgend einem Preise loszuschlagen, daß zwar durch die Ausfuhr nach England die Getreidepreise dort steigen würden, aber nicht genug, um den Anbau, der bey der jezigen nachläßigen Methode, und dem unbedeutenden Viehstand, welche beynahe allenthalben dort Statt finden, sehr schlecht betrieben werde, bedeutend vermehren könnte. Zugleich aber würde das nach Deutschland und Polen fließende Geld für brittische Manufakturwaaren zurückkommen, ja noch mehr, da der dort steigende Preis des Getreides den Arbeitslohn so vermehren müßte, daß manche der dortigen jezt bestehenden Fabriken nicht würden gegen die englische Mitbewerbung bestehen können; und da alsdann um so mehr Arbeiter in England Beschäftigung finden würden, so könnten unsere Pächter sich noch mehr der Viehzucht widmen als sie jezt thun (Hr. J. behauptet, daß es, verhältnißmäßig mit dem Lande, vier Mal mehr Vieh gäbe als in den Ländern, die er durchreist, wenigstens im Durchschnitt) wodurch am Ende bey wohlfeilerem Brode, wohlfeilerem Fleische, Beschäftigung einer größeren Anzahl Menschen, die Grundeigenthümer entweder nicht weniger Grundzins erhalten, oder doch für das, was sie weniger erhielten, alles was sie einzukaufen hätten, um so wohlfeiler würden einkaufen können. Unter diesen Umständen ist es höchst wahrscheinlich, daß in der nächsten Session das Parlament in den freyen Getreidehandel willigen werde, wozu inzwischen Hrn. J's Bericht durch die Hinwegräumung vieler herrschenden Vorurtheile den Weg bahnen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. April 1826.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Schiller.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Einige Jahre vor seinem Tode überstand Lekain eine langwierige Krankheit, und dieser ist er die vollkommne Entwicklung und Reife seines Talentes schuldig. Dieß kann sonderbar klingen, ist aber deßhalb nicht minder wahr. Es gibt gewaltige Krisen in der menschlichen Organisation, die das Nervensystem steigern und der Einbildungskraft eine unbegreifliche Wirksamkeit geben. Der Körper leidet und der Geist wird hell. Man hat Kranke gesehen, die durch die Lebhaftigkeit ihrer Ideen Erstaunen erregten, und andere, bey denen das Gedächtniß seine neue Thätigkeit erlangte, und ihnen Umstände, Begebenheiten zurückrief, die sie längst vergessen hatten; endlich wieder andere, die mit einer Art von Prophetengeist die Zukunft voraussagten. Nach einem solchen Zustande bleibt immer etwas von jener Aufregung dem Nervensysteme eingedrückt. Das Gemüth ist empfänglicher, seine Bewegungen tiefer, und alle unsere Empfindungen erhalten einen höheren Grad von Zartheit. Es scheint, daß solche Erschütterungen unser Wesen reinigen und erneuen, und dieß empfand Lekain nach seiner Krankheit. Die Unthätigkeit selbst, wozu ihn seine langsame Genesung zwang, wurde ihm nützlich. Er war nicht unthätig in seiner Ruhe, denn das Genie will nicht immer beschäftigt seyn, es bildet und vervollkommnet sich wie die Goldmine geräusch- und bewegungslos.

Nach einer langen Abwesenheit erschien er endlich auf der Bühne wieder. Wie groß war das Erstaunen des Publikums, das sich für einen, durch anhaltendes Leiden geschwächten, Mann mit Nachsicht bewaffnet hatte, als es ihn im Gegentheil in Vollkommenheit und neuer Klarheit des Geistes glänzend aus dem Grabe steigen sah. Sein ganzes Wesen hatte sich noch reiner, vollkommner ausgebildet. Jezt war die Zeit gekommen, wo sein Verstand alles verwarf, was die Vernunft nicht billigen konnte. Kein Geschrey, keine Anstrengung der Lunge mehr, nichts von jenen gewöhnlichen Aeußerungen des Schmerzes, von jenen gemeinen Thränen, die die Würde eines edeln Charakters schmälern und ihn herabsetzen. Seine Stimme, gebrochen und doch wohlklingend, hatte einen Ausdruck gewonnen, eine Schwingung, die in allen Herzen wieder hallte; die Thränen, mit denen er sie erweichte, waren ergreifend und eines Helden würdig. Sein rundes, tiefes, erhabenes, erschütterndes, von allen lärmenden Effekten gereinigtes Spiel grub sich in das Gedächtniß Aller, die ihn gesehen und gehört hatten, ja es folgte ihnen bis in ihre Träume.

In dieser lezten Epoche seines Lebens war es, nachdem er noch mehr Kenntniß der menschlichen Leidenschaften erlangt hatte, vielleicht selbst Zeuge der größten Schmerzen gewesen war, wo er Beydes am besten malte. Wenn er dann die Leiden der Seele ausdrückte, und seine melancholische, schmerzerfüllte Stimme sich in Seufzern und Thränen überschlug, so hatte auch oft in den lezten Graden

eines moralischen Schmerzes seine bewegte, wie mit einem Schleyer bedeckte Stimme nur noch erstickte, dumpfe, schwach artikulirte Töne; aus seinen halberloschenen Augen quollen keine Thränen mehr, sie schienen alle in sein Herz zurückzufallen. Bewundernswerthes Kunstwerk! unmittelbar aus der Natur geschöpft und rührender als alle Thränen. Denn wenn wir im wirklichen Leben das leidende Wesen beklagen, das sich in Thränen auflöst, so fühlen wir wenigstens, daß es weinend Erleichterung findet; aber um wie viel mehr wird unser Mitleid durch den Anblick eines Unglücklichen in Anspruch genommen, der in tiefer, gränzenloser Verzweiflung erstarrt, ohne Stimme, seine Leiden auszudrücken, wie ohne Zähren, sie zu erleichtern!

Lekain war sehr leidenschaftlich. Wenn er liebte, war es stets mit einer Art von Wuth. Noch in der lezten Zeit seines Lebens ergriff ihn die heftigste Neigung zu einer Dame Beroit, mit der er sich vermählen wollte; jedesmal, wenn er die Bühne betrat, wählte er ihr einen Platz zwischen den vordersten Koulissen und richtete alle die Stellen seiner Rolle, wo von Zärtlichkeit und Liebe die Rede war, und die er gegen seine Mitspielerin zu sprechen hatte, an seine Geliebte. Sein Haß, sagt man, soll seiner Liebe ähnlich gewesen seyn; und derjenige wird stets nur ein mittelmäßiger Schauspieler bleiben, dessen Seele nicht für die äußersten Leidenschaften empfänglich ist. Es gibt in ihrem Ausdrucke so viele Schattirungen, die sich nicht errathen lassen, und die der Künstler nicht wiederzugeben vermag, wenn er sie nicht selbst empfunden hat! Reich an Beobachtungen, die er an seiner eigenen Natur gemacht hat, dient er sich selbst alsdann zum Studium und zum Beyspiel. Er befragt sich über die Eindrücke, die seine eigene Seele empfangen, über den Ausdruck, den seine Züge erhalten, über den Ton, den seine Stimme in den verschiedenen Anfällen der Leidenschaften erlangt hat; er stellt über diese Erinnerungen Betrachtungen an, und verwirklicht dadurch alle die erdichteten Leidenschaften, die er darzustellen hat. Kaum wage ich es zu gestehen, wie ich selbst in einem Zeitpunkt meines Lebens, wo ich den tiefsten Kummer empfand, von der Liebe zu meiner Kunst so erfüllt war, daß ich, von dem ungeheuersten Schmerze durchdrungen, mitten unter den Thränen, die ich vergoß, unwillkürlich eine rasche, flüchtige Beobachtung über den gesteigerten Ausdruck meiner Stimme, und eine gewisse krampfhafte Schwingung derselben anstellte, welche durch meine Thränen hervorgebracht wurde; und, ich sag' es nicht ohne Scham, maschinenmäßig faßte ich den Gedanken, mich bey Gelegenheit dessen zu bedienen; und diese Erfahrung an mir selbst ist mir in der That sehr nützlich gewesen *). So hat der Schauspieler das Privilegium, sogar aus seinen Schmerzen noch einen reellen Vortheil zu ziehen, und aus ihnen noch Mittel zu seiner Vervollkommnung zu schöpfen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Eine bemerkenswerthe und höchst liebenswürdige Konfession! Talma macht hier in einer Anmerkung einen belehrenden Unterschied zwischen gemeinen Thränen und tragischen. Die leztern edeln sollen in den Mitteltönen bleiben, die erstern sind spitz-, hoch-, sauer- und scharftönend, durchaus nicht großartig und erschütternd.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Nach beendigtem Mahl fuhr das Heer fort, vor der Höhle vorbeyzuziehen; ich erstaunte über die Anzahl der Rebellen, und knirschte vor Wuth, daß es diesem halb nackten, schlecht bewaffneten Haufen gelungen sey, unsern Wohlstand zu zerstören, unsere Krieger zu schlagen, unsere Angehörigen zu morden. Nachdem die lezten Reihen vorübergeschritten waren, schien Biassou eine Zeit lang in Nachdenken vertieft, dann sagte er zu mir: „Junger Mann, du bist nun Zeuge meiner Macht gewesen, und die Stunde, wo auch du sie fühlen sollst, ist gekommen.“ — „Ich sehne mich schon lange darnach,“ antwortete ich mit Troz. „Sie wird nicht weilen, fuhr er kaltblütig fort, allein es gibt ein Mittel, dein Leben zu retten. . . .“ Hier fuhr der Obi aus seiner anscheinenden Ekstase auf, trat vor Biassou und rief mit einer Stimme, die unbeschreibliches Entsetzen in mir erregte: „Herr, du bedenkst nicht — ich habe dein Wort, dieses Gefangenen Leben gehört mein!“ — Diese Stimme hatte ich schon ehemals gehört, ich wollte die Erinnerung verfolgen, aber die Umstände rissen mich fort, sie verschwand in meinem Gehirn. Biassou sagte dem Obi einige Worte in's Ohr, dieser beruhigte sich, nickte beyfällig mit dem Kopf, und der Anführer wendete sich wieder zu mir und machte mich mit großer Ordnung der Gedanken und klarer Rede mit den Bedingungen, die mir das Leben zusichern sollten, bekannt. Er gestand, daß die Empörer mehrere Niederlagen erlitten, daß sie die günstige Gelegenheit, sich des Kaps zu bemächtigen, versäumt hätten, bewies mir aber prahlerisch die noch übrigen Streitkräfte und Hülfsmittel, die sie aber nicht anwenden wollten, bevor sie nicht den Versuch eines Vergleichs mit der Kolonialregierung gemacht hätten. Diesen wollten sie auf die Rechte, die ihnen die Nationalversammlung des Mutterlandes ertheilt hatte, gründen, und hatten eine Denkschrift aufgesezt, welche ihre Vorschläge enthielt. „Diese Schrift, fuhr Biassou, nachdem er mir dieselbe vorgelesen hatte, fort, drückt unsere Willensmeynung deutlich aus, aber es mag ihr die Zierlichkeit fehlen, sie mag gegen die Regeln sündigen, die ihr eurer Sprache vorgeschrieben habt. Da wir nun nicht wollen, daß diese Weißen, die unsern Arm haben fürchten lernen, unser Sendschreiben

verlachen, so fordere ich dich — der du diese schnöden Künste mußt erlernt haben — auf, denselben die Form zu geben, die ihr von einem solchen verlangt. Thust du dieses treulich, so soll dir dein Leben geschenkt seyn."

Diese Rolle, der Nachhelfer von Biassons diplomatischen Schreibfehlern zu seyn, empörte meinen Stolz, das Leben war mir zum Ekel geworden; ich besann mich keinen Augenblick und schlug das Anerbieten ab. Der Anführer schien erstaunt. „Wie, rief er, du willst lieber sterben, wie einen Bogen Papier beschreiben?" — „Lieber." — „Du bist ein Narr, rief Biasson, und schien sich zu bedenken, du dauerst mich fast. Geh, besinne dich, ich gebe dir vier- und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Aber vergiß nicht, daß der Tod bey uns nicht allein im Sterben besteht." Diese lezten Worte begleitete er mit einem Gelächter, das mich an die Qualen, die er mir zudachte, erinnerte, und ich folgte meiner Wache, der er befahl, mich einem Kriegerhaufen von Morne-rouge zu übergeben, weil diese allein, so sezte er hinzu, dem Befehl, mein Leben noch vier- und zwanzig Stunden zu fristen, nachkommen würden. Ich ward, an Händen und Füßen gebunden, den Negern von Morne-rouge übergeben, sie befestigten mich an einen Baumstamm, und reichten mir etwas Nahrung, die ich, dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, genoß.

Die Nacht war gekommen, die Neger vertheilten sich in ihre Hütten, der Baum, an dem ich gebunden war, stand ziemlich weit vom Lager entfernt, die sechs Neger, die mich bewachten, lagen schweigend am Boden, tiefe Stille herrschte um mich her. Ich kann den Zustand, in den ich versank, keinen Schlummer nennen; es war die schmerzvolle Erschöpfung der physischen Kräfte, bey denen der Geist die Bilder der Vergangenheit nicht mehr mit Willkür zu ordnen vermag. Alle Schrecknisse, die mich betroffen hatten, gingen vor meinen innern Augen vorüber, aber sie alle beherrschte Mariens Gestalt, und dieses geliebte Bild schreckte die ermatteten Kräfte wieder auf zu neuen, unnennbaren Qualen. Ihr Tod wie ihr Leben erschien mir in gleich furchtbarer Gestalt; ja ihr Leben, so wie ich sie zulezt sah, in den Armen dieses treulosen Negers, schien mir das Schrecklichere, und meine gefesselte Brust hob sich gewaltsam, der Athem gebrach mir bey dem Gedanken, ich erwachte aus meinen fieberischen Träumen — und in diesem Moment vernahm ich in weiter Ferne, aber auf das Deutlichste, eine männliche Stimme, die Yo que soy contrabantista sang. Ich öffnete die Augen, Finsterniß umgab mich, das Feuer neben meiner Wache flackerte unstät und sie selbst lag in Schlaf versenkt. Die verhallenden Töne schienen mir nur ein Traum und ich sank in meine Betäubung zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 7. März.

Des Abstiches wegen war der dießjährige Carneval in Paris sonderbar. Die Ultrablätter, besonders die der sogenannten Parthey (sie sind aber meistens von dieser) und die Prediger auf der Kanzel bey dem Jubiläum, schrieen aus allen Kräften wider die Preßfreyheit, und ihnen wurde bey diesem Zetergeschrey von einigen auswärtigen Zeitungen weidlich nachgeholfen. Die fromme Parthey, die aus Frankreich gern ein Kloster oder ein Seminarium machen möchte, haßt nichts so sehr als eine Freyheit, welche jedwedem erlaubt, alle Morgen Mängel und Schliche aufzudecken; sie möchten gern Frankreich einer Einrichtung berauben, welche den Buchhandel und die Staatskasse bereichert, und dem Ministerium noch dazu dient, die gegen dasselbe aufstrebenden Partheyen, und die Jesuiten selbst, in Schranken zu halten, und verhindert jeden, etwas Unheimliches wider Frankreich zu unternehmen. Indeß nun aus jenen Blättern und von der Kanzel herab wider den Zeitgeist gepoltert wurde, waren Bälle und Schauspiele recht lebhaft im Gange. Ein Missionär rief aus, Paris werde wie Ninive mit Untergang bedroht, wenn es nicht Voltaire's und Rousseau's Schriften verbrennte, und die bösen Zeitungen abschaffte; allein die neuen Niniviten machten sich des nahen Untergangs ungeachtet recht lustig, bekrittelten den Missionär in den Tagesblättern, behielten Rousseau's und Voltaire's Schriften als ein Gegengift gegen die Priesterherrschaft, und auch die bösen Zeitungen wurden nach wie vor gehalten. Der Constitutionel und das Journal des Débats haben nie mehr Abonnenten und Leser gehabt, als seitdem die Jubiläumsprediger und die besoldeten Schreiber in und außer Frankreich ihren Untergang verlangen. Zwar fahren die Reichen in weich gepolsterten Kutschen von einer Kirche zur andern, um die Jubiläumsgnaden zu verdienen, und die Armen drängen sich um die Missionarien, die mit einer furchtbaren Lungenanstrengung vier bis sechs Stunden jeden Tag im Volks-Tone predigen, und sich wie zu Neapel gern auf den Marktplatz stellten, um auch da das Volk herbeyzuziehen, wenn man es ihnen nur verstattete; aber Alles dieses hat nicht den mindesten Einfluß auf den gewöhnlichen Gang der Lustbarkeiten, besonders am Ende des Winters, wenn Tanz und Schauspiel recht in Thätigkeit sind. Die Bälle hatten dießmal nichts von ihrem gewöhnlichen Glanze verloren, und die industrielle Welt stand hierin der müssigen Welt nicht im geringsten nach. Sehr besucht waren Ternaux Bälle, bey denen sich ausgezeichnete Leute aus allen Ständen einfanden. Ternaux ist der wahre Repräsentant der jetzigen industriellen Klasse in Frankreich; er verdankt sein großes Vermögen seinem Fleiße und seinen wohlüberlegten Unternehmungen; mehrere der größten Fabrikanstalten gehören ihm zu; in Paris findet man ihn stets bereit, gemeinnützige, freysinnige Vorschläge zu unterstützen. Solch ein Mann hat das Baronsdiplom sehr wohl ausschlagen können, denn er ist mehr als ein Baron, er ist einer der angesehensten und einflußreichsten Bürger Frankreichs. In einer Gegend des Reichs besizt er eine Tuchfabrik, anderswo eine Shawlmanufaktur, in andern Gegenden werden auf seine Rechnung Heerden von Merinos-Schaafen oder tibetanischen Ziegen unterhalten. Die Draperien, womit die Säle seines Hotels geschmückt sind, kommen aus seinen Fabrikanstalten her; vielleicht ist ein großer Theil der Versammlung, die sich auf seinen Bällen in seinen Sälen einfindet, mit seinen Fabrikaten bekleidet oder geputzt. Ist ein solcher Mann, der hundert Familien Brod verschafft, und den französischen Gewerbfleiß befördert, nicht zehnmal achtungswerther als gewisse hochbetitelte Herren, welche Frankreich wieder mit dem Vorrechte der Erstgeburt und manchen andern Mißbräuchen der alten Zeit bedrohen!! Zwar hat

der vorgebliche Herr v. Stendahl, der rüstige Verfechter der deutschen Romantik wider das französische Klassische, neulich einen Ausfall wider die Industriellen gethan, und seinen Unmuth besonders wider diejenigen ausgelassen, welche sich in den liberalen Zeitungen loben lassen, weil sie sich durch den Handel bereichern, und welche, indeß sie in Paris wegen ihrer philantropischen Gesinnungen hochgepriesen werden, Waffen und Schiffe an die Türken verkaufen, und diesen die Mittel erleichtern, die Griechen zu unterjochen. Solcher Industriemänner gibt es gewiß; aber in Frankreich ist ihre Anzahl doch geringe, und ihrentwegen sollte man doch nicht den ganzen industriellen Stand angreifen, denn er ist bey gegenwärtigen Umständen sicher derjenige Theil der Nation, bey welchem man, wie ich schon früher angemerkt habe, die aufgeklärteste Vaterlandsliebe antrifft. Daß die Industriellen zuweilen aber auch fehlschießen, soll damit keineswegs geleugnet werden. Sie haben zwar keine so tollen Spekulationen gemacht wie die englischen, und empfinden daher auch gegenwärtig keine so bittern Folgen davon wie jene; indessen hat es doch auch hier an dergleichen weitaussehenden Spekulanten nicht gefehlt; in London waren es die Handelskompagnien, worauf Alles hinspielte, in Paris sind es Bauten; man sollte glauben, es wären auf ein Mal hunderttausend Menschen aus den Wolken gefallen, die alle versorgt werden sollten, so emsig wird in allen Stadttheilen noch immer an neuen Häusern und Wohnungen gebaut. Neulich hat ein Baumeister, der zugleich auch ein Unternehmer von Bauten war, Namens Reppen, sich in die Seine gestürzt, um sich der ihm bevorstehenden Verlegenheit und Noth zu entreißen. Er war verschwunden, und hatte seiner Familie ein Billet hinterlassen, mit dem Inhalte, sie würden seinen Leichnam in den Filets de St. Cloud wieder finden, was sich dann auch bestätigte. Die Filets de St. Cloud sind Fischernetze, welche unter der Brücke zu St. Cloud beständig ausgebreitet hängen, und wo man die Unglücklichen wieder findet, welche zu Paris in der Seine ertrinken. Auch in dem Buchhandel lassen die mißlungenen Unternehmungen jezt ihre Folgen spüren. Ich habe nochmals auf die Wichtigkeit dieses Zweiges des Gewerbfleißes in Frankreich aufmerksam gemacht, seitdem kein Preßzwang mehr dessen Aufflug hemmt. Nach sichern Berechnungen beträgt der Buchhandel jezt jährlich 72 Millionen Franken in Frankreich, oder eigentlich in der Hauptstadt, denn was im übrigen Frankreich an Büchern fabrizirt wird, ist unbedeutend. Blos an Kirchenbüchern geht jezt über 300,000 Franken Waare nach Südamerika; die Engländer würden diesen Zweig nicht fahren lassen, wenn sie den Bücherdruck so wohlfeil veranstalten könnten als Frankreich. Eben so geben sich mehrere Buchhändler damit ab, freysinnige Schriften in's Spanische übersetzen zu lassen, und die gesammten Auflagen nach dem neuen Welttheile zu versenden. Welchen beträchtlichen Zweig des Gewerbfleißes machen jezt nicht die Pariser Tagesblätter aus, da keine streichende Hand mehr über sie schwebt! Alles Schimpfens aus- und inwärtiger besoldeter Zeitungen ungeachtet, werden die Hauptjournale in Paris, das heißt die unabhängigen, zu zwölf bis achtzehn tausend Exemplaren gedruckt, und durchlaufen alle Länder, wo man gern etwas Freymüthiges liebt. Verschließt man ihnen die Mauth irgendwo, so werden sie desto emsiger nachgesucht. Die nichtpolitischen Blätter, deren eine große Menge vorhanden ist, sind nicht so glücklich; diese haben bey weitem keinen solchen Leserzirkel, und beschränken sich auf ein kleines Publikum, wenigstens in Vergleich mit demjenigen der politischen Blätter. Da ist ein Opinion, ein Frondeur, ein Spectateur, eine Nouveauté, eine Lorgnette, ein Corsaire u. a., die alle manchen Witz anbringen, aber doch außer Paris kaum bekannt sind, weil sie alle eine und dieselbe Manier haben, und wenig Originalität. Der Globe zeichnet sich vor andern durch seinen ernsten und höhern Gesichtspunkt aus; dieser behandelt kühn, aber mit Mäßigung, und zuweilen etwas schwerfällig, wenigstens für Pariser, wichtige Gegenstände, als Philosophie, Religion, Geschichte, dabey Tagesbegebenheiten, Schauspiele, akademische Sitzungen u. dgl. Um hier Beyfall zu finden, sollte alles dieses auf eine leichtere, gefälligere Art behandelt werden; gehaltreicher ist aber schwerlich irgend ein anderes literarisches Pariser Tageblatt. Die Anzahl der gesammten Tagesblätter und Zeitschriften in Frankreich beläuft sich jezt gewiß über hundert. Welcher Unterschied zwischen Frankreich und dem armen Spanien, von welchem man kaum weiß, ob dort irgend eine Zeitschrift zu Tage gefördert wird, und aus welchem nicht mehr literarische Neuigkeiten hier ankommen als aus Siam.

D g.

London, 24. März.

(Beschluß.)

Vor Kurzem ließ ein Edelmann in der Nähe von Brighton folgenden Versuch anstellen, um auszumitteln, ob die schwedischen weißen Rüben oder die Runkelrüben für's Vieh am nahrhaftesten seyen. Am vergangenen 26sten Dezember wurden zwey Ochsen angebunden und ihr Futter gewogen, so wie die Ochsen selbst. Im ersten Monat verzehrte Nr. 1, 1624 Pfd. weiße Rüben, und nahm 34 Pfd. im Gewichte zu; Nr. 2 fraß 1848 Pfd. Runkelrüben, und nahm 32 Pfd. im Gewicht zu. Im zweyten Monat gab man dem ersten Runkelrüben und dem zweyten weiße Rüben; Nr. 1 fraß dann 1848 Pfd. Runkelrüben, und nahm 32 Pfd. im Gewichte zu, und Nr. 2 fraß 1880 Pfd. schwedische Rüben, und nahm 14 Pfd. zu. Auf diese Weise sucht man in England immer das Nützliche, und wenn man es gefunden, macht es der schnelle Zeitungsumlauf bekannt.

Man hatte richtig vorhergesehen, daß der Krieg der Engländer mit den Burmanen unsere Länder- und Völkerkenntniß vermehren müßte; eine Frucht davon ist die Auffindung der Quelle des Burramputer-Flusses durch einen brittischen Offizier, nämlich in einem Schneegebirge im 28 Gr. n. Br., und in 96° 10″ östlicher Länge von Greenwich, und demnach 1000 englische Meilen von der Stelle, wo man sie zu setzen pflegte.

In Calcutta wüthete gegen Ende Augusts die Cholera Morbus so sehr, daß in einem Tage bey 400 Menschen zu sterben pflegten, bis der häufig fallende Regen der Krankheit Einhalt that. Man will indessen ein unfehlbares Mittel dagegen entdeckt haben, bestehend aus Campheröl, Laudanum und Franzbranntwein.

Die brittischen Truppen im burman'schen Reich haben im vergangenen Sommer schrecklich zu leiden gehabt: das äußerst fruchtbare Land ist fast gar nicht angebaut, überall dichter Wald oder Sumpf, verlassene und sogar verbrannte Dörfer und Städte, und keine Lebensmittel, als was auf dem Flusse oder dem Rücken nachgeschleppt wurde; dabey ein grausamer, hartnäckiger Feind, entweder auf jedem Schritt im stark verschanzten Lager, oder im Dickicht lauernd, um jeden Zurückbleibenden auf's Gräßlichste zu ermorden. Ueberdieß so häufiger Regen, daß man im August zu Prome in Böten von Haus zu Haus fahren mußte, wodurch denn Krankheiten erzeugt wurden, die viele Menschen und Pferde wegrafften, und diese wurden noch vermehrt, als beym Ablaufen der Wasser ein stickender Dunst sich entwickelte, der die Hospitäler mit Kranken füllte. Im Oktober sollte die Hauptarmee von Prome aus marschiren, und man zweifelte nicht, daß sie im Januar die Hauptstadt erreichen würde; aber man versicherte auch zugleich, daß der König entschlossen sey, sich beym Vorrücken der Engländer immer weiter zurückzuziehen, und sich endlich nach China zu flüchten; unter solchen Umständen wäre diesem verderblichen Kriege kein Ende abzusehen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. April 1826.

Das Endeziel von Allem ist, o Sohn,
Bey'm hohen Zeus, der stellt's wohin er will.
Der Mensch ist sinnlos. Immer leben wir
Nur Einen Tag und wissen nicht, wie Gott
Mit einem Sterblichen es enden werde.

Simonides.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Nicht lange in meiner Betäubung versunken, ertönte der Gesang von Neuem, traurig und klagend, und immer näher — es war Pierrot's Stimme, ein Hund stürzte aus dem Gebüsch und wälzte sich liebkosend zu meinen Füßen — es war Rask, und Pierrot stand vor mir. — Rache und Erstaunen lähmten meine Zunge. Jezt träumte ich ja nicht, die Todten kamen wieder; ich sah Geister — ich wendete mit Entsetzen das Gesicht ab. . . . Pierrot nahm es wahr und sagte leise: „Bruder, du hattest versprochen, wenn du dieses Lied hörtest, nie an mir zu zweifeln; hast du das vergessen?“ — „Ungeheuer, rief ich jezt, indem mir der Zorn die Zunge lößte, Henker meines Oheims, Räuber meiner Marie, du wagst es, dich meinen Bruder zu nennen? fort, nah' dich mir nicht!“ — „Nein, sagte er bewegt, ich will dir nicht nahen. Du bist unglücklich, du hast viel verloren — aber ich auch!“ — Unsere Stimmen und das Freudengeheul Rask's hatte indeß die Neger erweckt, sie stürzten auf den Neuangekommenen zu, wie sie aber ihre Blicke auf ihn hefteten, stießen sie einen Schrey des Erstaunens und der Freude aus, fielen vor ihm nieder und berührten mit ihren Stirnen den Staub. Aber weder dieser Ausdruck anbetender Ehrfurcht, noch des Hundes Liebkosungen, die er an mich und seinen Herrn verschwendete, dämpften den Rachedurst, der immer mächtiger in mir ward und bey dem unerträglichen Gefühl meiner Ohnmacht, meiner gefesselten Kraft mich zur Raserey trieb. Mit Thränen der Wuth warf ich dem Neger vor, durch seine Gegenwart meines Zustandes zu spotten und flehte die Gottheit an, meine Bande zu brechen. „Gefährten, rief Pierrot den noch immer knieenden Negern zu, bindet den Gefangenen los!“ Es geschah unverzüglich, ich richtete mich auf. „Das ist nicht genug,“ begann Pierrot von Neuem, entriß einem der Neger seinen Dolch, reichte ihn mir und sagte: „Du kannst deiner Lust genügen. Es sey fern von mir, dir dein Recht über mein Leben streitig zu machen! du hast es mir dreymal gerettet — es gehört dein — stoße zu!“ In seiner Stimme war weder Groll noch Vorwurf, sie war nur traurig und ergeben. Dieses Verhältniß zu meinem Feind hatte ich mir nie gedacht, mein ganzer Haß gegen Pierrot, meine ganze Liebe für Marie konnte mich nicht vermögen, ein Mörder zu werden und im Innern meiner Brust sagte mir eine Stimme, ein Verräther, ein Feind handle nicht also! ja dieser räthselhafte Mensch machte einen so zauberischen Eindruck, daß er mich selbst damit überwältigte. — Ich stieß den Dolch von mir. „Unseliger! rief ich, ich will mit dir kämpfen, nicht dich morden. Vertheidige dich!“ — „Mich vertheidigen? gegen wen? fragte er erstaunt. „Gegen mich!“ — „Gegen dich? darin allein gehorche ich dir nicht. Sieh hier den Rask! tödten läßt er sich von meiner Hand, aber beföhle ich ihm mit mir zu ringen, so würde er mich nicht verstehen. So verstehe ich dich auch nicht. Ich bin Rask gegen dich.“ Nach einer Weile fuhr er fort: „Dein Auge brennt von

Zorn, ich seh' es wohl! du hast Vieles gelitten! dein Oheim ward ermordet, deine Güter verwüstet, dein Erbe zerstört, aber ich that es nicht, die Meinigen thaten es. Gedenkst du des Tages, wo ich dir sagte: die Deinigen haben mich sehr gequält, und du antwortetest: ich that es nicht. — Was that ich damals?" — Sein Gesicht klärte sich auf, er hoffte mich erweicht zu haben, ich aber sah ihn mit wilden Blicken an. „Du beschuldigst die Deinigen, und was du mir gethan hast, willst du läugnen? rief ich drohend. Wo ist Marie, sag' mir, wo ist Marie?" Eine Wolke zog über seine Stirne, aber er rief: „Ja, Marie! aber hier hört man uns . . ." und er blickte mir offen in's Auge und sagte tief bewegt: „hege keinen Verdacht gegen mich, ich beschwöre dich! Ich werde dir Alles erklären; liebe mich mit Vertrauen, wie ich dich liebe." Hier hielt er inne, um meine Antwort zu erwarten und fuhr dann gerührt fort: „Darf ich dir nun nahen, Bruder?" Mein Herz war zu zerrissen, ich konnte diesen Edelmuth nicht fassen, ich hielt ihn für Heucheley, und wies ihn mit dem Vorwurf der Undankbarkeit zurück. Große Thränen sammelten sich in seinen Augen: „Undankbar bin ich nicht! aber hier kann ich mich nicht erklären, man hört uns, ich muß auch eilen, dich von hier zu entfernen. Da du an mir zweifelst, ist für mich Alles vorbey, und du könntest mich eben so gut nun tödten. Warte aber noch eine Weile, bis ich dich befreyt habe. Begleite mich jezt zu Biassou." Ich erstaunte über dieses Betragen, es tönte in meinem Herzen wieder, aber mein Gefühl war noch zu empört, das Geheimniß, was in Pierrot's Betragen sichtbar war, zerstreute mich, ich folgte ihm in das Lager. Wie sonderbar kam es mir vor, jezt frey in Mitte dieser Menschen zu wandeln, die gestern alle nach meinem Blut lechzten; meines Begleiters Anblick erregte allenthalben Erstaunen und Freude, selbst Candi, der Oberste von Biassou's Leibwache, beugte sich bis zur Erde, und eilte ohne Verzug den Teppich vor Biassou's Höhle zu heben. Zu meinem höchsten Befremden sah ich aber diesen übermüthigen Häuptling selbst, obgleich ich deutlich wahrnahm, daß eine gehässige Empfindung in ihm stritt, bey Pierrot's Eintritt die größte Ehrerbietung beweisen, so daß er ihm sogar seinen eigenen Sitz einzunehmen bat. „Jean Biassou, sagte mein Begleiter, ich bin nicht gekommen, um deinen Sitz einzunehmen, sondern dich um eine Gnade zu bitten." Der Negeranführer erschöpfte sich in unterwürfigen Formeln, und wie Pierrot mein Leben und meine Freyheit von ihm forderte, bemühte er sich, seine Weigerung in die schonendsten Ausdrücke zu kleiden. Endlich schüzte er die Furcht, daß sein Heer sich empören möchte, wenn man ihnen dieses Racheopfer für Boukmann's Hinrichtung entzöge, als dringende Nothwendigkeit vor. Pierrot bewies ihm mit Stolz, daß seine Soldaten nie seine Herrn seyn dürften. Während dem trat Rigaud herein, grüßte Pierrot auf das Ehrerbietigste und sagte Biassou einige Worte in's Ohr, und ich vernahm eine lebhafte Bewegung unter den Kriegsleuten vor der Höhle. Pierrot hatte mit Begeisterung von der Lage seiner Gefährten, aller Neger, der Sache der Freyheit, wie er ihre Empörung nannte, gesprochen. Er bewies seinen barbarischen Spießgesellen, daß ihre Parthey durch die unmenschliche Behandlung der Gefangenen nur immer Abscheulichkeiten durch Abscheulichkeiten hervorriefen. Biassou war sich Schuld bewußt und stand ihm gegenüber mit gesenktem schielenden Blick, wie ein gefangener Fuchs, der lauert, einen Vortheil zum Entkommen zu erspähen. Pierrot schwieg jezt — sein Auge glänzte, seine Stimme hatte eine Kraft, einen Ton, die seinen Worten unwiderstehliche Eindringlichkeit gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Beschluß.)

Was die hassenswerthen und niedrigen Charaktere betrifft, von denen das Urbild nicht in Lekain's Gemüthe lag, denn es gab keinen ehrenwertheren Mann als ihn, diese wußte er durch Analogie zu zeichnen. Unter den schlechten Leidenschaften, welche die menschliche Natur herabsetzen, gibt es in der That mehrere, welche sich in einigen Punkten den reinen und erhabensten Empfindungen der Seele nähern. So läßt uns das Gefühl eines edeln Wetteifers errathen, was der Neid empfindet; die gerechte Empfindlichkeit, die unser Herz bey einer Beleidigung erfüllt, zeigt uns von ferne das Uebermaß des Hasses und der Rache. Kluge Zurückhaltung und Vorsicht lehrt uns die Hülfsmittel der Verstellung. Die Begierden, die Qualen, die Unruhen der Eifersucht in der Liebe, lehren uns ihren ganzen Wahnsinn begreifen, und eröffnen uns die tiefsten Geheimnisse ihrer Verbrechen. Diese Kombinationen, diese Zusammenstellungen sind das Resultat einer raschen plötzlichen Arbeit des Gefühls in Verbindung mit dem Verstande, welche insgeheim in dem Innern des Schauspielers wie des Dichters vorgeht, und die ihnen, so weit auch ihre eigene Natur davon entfernt seyn mag, die schwarzen und verbrecherischen Neigungen lasterhafter und verdorbener Seelen offenbart. So hat Milton, ein Mann von geprüfter Redlichkeit, dessen Seele ganz von der göttlichen Allmacht erfüllt war, das Bild des Satans geschaffen; Corneille, der einfachste und rechtlichste aller Menschen, schuf Phocas und Felix; Racine schrieb den Nero, Narciß und Nalban; Voltaire hat die Folgen des Fanatismus mit einer schrecklichen Wahrheit gemalt; und Ducis, dessen Geschmack einfach, dessen Leben ganz religiös war, zeichnete in

seinem Unfer mit dem glühendsten Pinsel die ganze Heftigkeit einer blutschänderischen Liebe.

Hier schließt Talma seine Betrachtungen mit den Worten: daß er sich das Vergnügen nicht versagen konnte, dem Andenken des größten Künstlers, der die französische Bühne verherrlicht hat, seine Achtung zu bezeigen, und bey dieser Gelegenheit einige Gedanken über die Schauspielkunst auszusprechen, welche ihm eine Erfahrung von sieben-und-dreyßig Jahren geliefert hat. Ich habe diese Betrachtungen Talma's mit Auslassung dessen, was mir der französischen Bühne eigens anzugehören schien, dem Raume dieser Blätter gemäß in einem gedrängten Auszuge mitgetheilt. Ich durfte wohl voraussetzen, daß dieser geistreiche, tiefgedachte, umfassende Aufsatz, obgleich ich nicht allen darin enthaltenen Ansichten beystimmen kann, den Freunden und Genossen meiner Kunst willkommen, nützlich und interessant seyn werde, und erlaube mir schließlich nur noch des merkwürdigen Mannes zu gedenken, aus dessen Händen ich ihn erhielt, und dessen Andenken zu feyern sich hier eine würdige Gelegenheit findet.

Herr von Chateauneuf, ein Schüler Lekain's, und wie er sich selbst nannte, ein Lehrer Talma's und Demarini's, lebte vergangenen Herbst in Nizza. Alle diejenigen, welche das Glück hatten, seine Darstellungen auf der Bühne zu bewundern, kamen darin überein, daß er das ausgezeichnetste und ausgebildetste Schauspielertalent besaß, das seit Lekain's Tode auf dem französischen Theater erschienen ist, und ich konnte, nach dem trefflichen Vortrage mehrerer Scenen und der ächt-künstlerischen Weise zu schließen, wie er mir in einigen Bruchstücken Lekain's Darstellungen zu vergegenwärtigen sich bemühte, dem enthusiastischen Lobe seiner Verehrer nicht entgegen seyn. Unvergeßlich aber wird mir die Stunde bleiben, wo dieser bey einem so sehr vorgerückten Alter für unsere Kunst noch leidenschaftlich glühende Mann mich vor das mit Blumenkränzen behangene Bild Lekain's führte. Hier plötzlich von einem Feuer belebt, das ihn um die Hälfte seiner Jahre verjüngte, stellte er mir, Stimme und Geberden Lekain's nachahmend, die Scene des Orosman dar, in welcher der berühmte Künstler abgebildet war, und übergab mir sodann, mit Thränen der Erinnerung an seinen längst entschlafenen Lehrer und Worten einer höchst eigenthümlichen Rührung, Lekain's Memoiren, denen obige Betrachtungen Talma's als Vorwort beygedruckt worden sind. Das Feyerliche dieser Stunde wurde durch den traurigen Zufall noch vermehrt, daß Herr von Chateauneuf, von dem in Nizza herrschenden Fieber bereits ergriffen, an demselben Abend die Besinnung verlor, und wenige Tage nachher bedeckte seinen Leichnam schon die Erde.

Merkwürdiger See im Innern von Nordamerika.

In einer Reise zur Entdeckung der Quellen des Missisippi und des blutigen Stromes (Rivière sanglante) von J. C. Beltrami (Neu-Orleans 1824) findet sich eine Nachricht von einem See, der ungefähr unter 48° 45' der Breite und 98° Länge vom Pariser Meridian liegen soll. Er liegt auf dem Gipfel eines einzelnen Hügels, der sich ganz isolirt mitten in einer ungeheuern Ebene erhebt, und von welchem aus das Auge nirgends einen höhern Punkt erblickt. Rings am Fuß dieses Hügels entspringen Quellen, die ihren Lauf nach dem merikanischen Meerbusen, nach dem Eismeer, dem stillen Ozean und dem atlantischen Ozean nehmen. Herr Beltrami glaubt, dieser See sey der Krater eines ausgebrannten Vulkans.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. März.

Geheime Rache für geheimen Schimpf. Trauerspiel in drey Aufzügen, nach dem Spanischen des Calderon.

Obgleich zum ersten Male wiederholt, wurde das Stück vor leerem Hause aufgeführt. Die Schuld dieser Leere ist dem Stück wie dem Publikum zuzurechnen; dem Stück, weil es spanisch, dem Publikum, weil es deutsch blieb. Nur wer die Kraft in sich fühlt, aus dem Reichthum modernster Interessen, aus diesem lauten bunten Gewühl mannichfachster Verschlingungen von Staat, von Familie, von bürgerlicher Gesellschaft und geselligen Kreisen herauszutreten, und von allen Anforderungen solchen volleren Inhalt vor sich zu sehn befreyt, sich in die Leere eines spanischen Ehrenstreits zu vertiefen, vermag an diesem ernsthaften Spiele Freude zu finden. Der Kreis erfreuter und befriedigter Zuschauer wird daher immer nur klein seyn können. Denn unser Stück entbehrt zwar auch nicht eines reichen Hintergrundes, wir sehen den edlen christlichen König von Portugal, Sebastian, im Begriff nach Afrika zu ziehn, wir hören von Indien, von kastilianischer und portugiesischen Ritterlichkeit, von Liebe, von Hochzeit, von Ehe, von wechselnden Glücksfällen, von Freundschaft, von vielfachen Kriegen, die sich bis in die Niederlande erstrecken, aber dieser Hintergrund, der bey dem englischen oder deutschen Trauerspiel der eigentliche inhaltsvolle Stoff werden würde, bleibt bey dem spanischen Dichter der ferne verschleyerte Hintergrund; denn diesen Dichter interessirt nur die Ehre, wie sie sich aus dem Spiegel jener reichen Welt ihr Bild zurückwerfen läßt. Jene Gegenstände selbst kommen nie zum Vorschein, sie dürfen kein Interesse gewähren, sondern zeigen sich als bloße Mittel darzustellen, was Ehre sey. Dieß macht das eigentlich Spanische des Stücks aus, was dem Publikum spanisch genug vorkam. Erst der Christ hat Ehre: weil Gott selber Mensch geworden, hat der Mensch als Mensch, als ganz inhaltlose Person, rein schon als Einzelner, unendlichste Berechtigung, und wenn sich das neue Weltprinzip noch nicht durch den ganzen Inhalt des menschlichen Geistes, noch nicht durch Familie, durch Verhältnisse des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft durchgebildet, oder die Kunst diese Durchbildung noch nicht dargestellt hat, so

wird der Inhalt der Darstellung diese unendliche Berechtigung des Einzelnen, seine leere reine Ehre bleiben. Sie ist ihm das Höchste, der Gehalt seines Lebens, er sieht Alles nur in ihrem Lichte, Alles dient nur dazu ihren Glanz zu erhöhen, ist dieser Glanz befleckt, so kann nur das Lebensblut des Gegners den Flecken abwaschen. Solche Ehrenritter sind die Helden unseres Stückes, der eine dient dem Andern nothwendig zur Folie. Don Lope de Almeida, portugiesischer Ritter, altadlichen Geschlechts, ruhmgekrönt in den Kriegen gegen die Mohren, will nun auch seinen Heldennamen fortpflanzen; er vermählt sich durch Vollmacht mit Donna Leonore de Mendoza, um von aller Welt geehrt und gepriesen, von seinem Fürsten gerühmt, im Sonnenstrahl dieses allgemeinen Preises ein glückliches Leben zu beenden. Denn der Genuß dieser anerkannten Ehre ist das spanische Glück. Eben will er zu seinem angetrauten Weibe, das er noch nicht kennt, herüberschiffen, als er einem Freunde, Don Juan de Silva begegnet, der eben, ein armer Flüchtling, aus Indien kommt. Oeffentlich ein Lügner gescholten, hatte er dort diesen höchsten *öffentlichen* Schimpf durch den Tod des Gegners *öffentlich* gerächt, und war dadurch in Noth und Bedrängniß und in Gefahr des Lebens gekommen. An dieser Erzählung macht Don Lope die Erfahrung, welchen Schmerz, welches Unglück öffentliche Rache für öffentlichen Schimpf bereite. Noch weiß er nicht, daß ihm *geheimer* Schimpf das Glück seines Lebens rauben solle.

Seine angetraute Gattin Leonora liebte in Toledo in früheren Jahren Don Luis de Benavides; der Geliebte mußte fort nach den Niederlanden, die Nachricht seines Todes ließ die Trauernde eine neue liebeleere Ehe eingehen. Aber durch diese tritt sie nicht an den Heerd der Sittlichkeit, sondern nur an den Altar der Ehre. Denn der Spanier stellt noch nicht in seinem Drama die Handlungen, die Kämpfe des sittlichen Geistes dar, sondern Ehe, brüderliches, kindliches Verhältniß sind ihm nur Vorwürfe der Ehre, Treubruch, nicht Sittenlosigkeit, sondern nur Entehrung. Gerade diese Leerheit ist das Bezeichnende des spanischen Dichters, und sie erfüllt sich nur durch die Pracht der Form, durch den Gesang des Reimes, durch die pomphafte Bildnerey der glänzendsten Diction, und durch die mannichfachsten Verwicklungen und Intriguen, die sich hier in's Unendliche hin unterscheiden, alle Seiten dieses leeren Inhalts aufdecken, ihn in seine feinsten Unterschiede zersplittern, und dadurch in diese Poesie die verständigsten, spitzfindigsten Klügeleyen und Grübeleyen hereinbringen. Dergleichen sehn wir jezt in unserem Stücke. Denn Don Luis ist nicht todt, sondern er ist lebend nach Castilien zurückgekehrt. Dort erfährt er die Verlobung der treulos Geglaubten; er eilt sie zu finden — zu spät, sie ist schon durch Vollmacht vermählt. Da naht er sich ihr verkleidet als Juwelenhändler, er spricht im Bilde funkelnder Demanten sein Innres aus, er überhäuft sie mit Vorwürfen, er erfährt ihre dauernde Liebe, und nun kann ihn nichts mehr hindern, da er ohne diese Liebe nicht leben kann, wenigstens in ihrem Genusse, wenn er dennoch sterben muß, zu sterben. So endigt der erste Aufzug. Der zweyte ist die Darstellung des geheimen Schimpfes und des Entschlusses geheimer Rache. Man hat den Ausdruck „geheimer Schimpf" getadelt, weil Schimpf nicht geheim seyn könne. Aber die Entehrung, wenn auch noch so geheim, ist für den Entehrten selber, wenn auch noch für keinen Andern, schon Beschimpfung, er kann sich, beleidigt, selber nicht mehr ehren, ehe er sich nicht gerächt, und in diesem Sinne möchte der Ausdruck wohl gerechtfertigt genug werden, denn jede Beschimpfung, sey sie öffentlich oder geheim, muß den Beleidigten selbst innerlich entehren, und er muß sich nicht nur in der Achtung der Welt, sondern vornehmlich seiner selbst herstellen. Sonst ist die Ehre nicht ächter, ritterlicher Art. — Don Lope ist mit Don Juan und Donna Leonore nach Lisboa gezogen; Don Luis folgt seinem Stern, und sucht sich, wo er es nur vermag, von dessen glänzenden Strahlen sein Leben erleuchten zu lassen. In Donna Leonore streiten Liebe und Ehre, bis die Liebe den Sieg gewinnt, und sie den edlen Gatten, der seinem König im neubeginnenden Kriege kräftig will zur Seite stehn, frohen Muthes entläßt. Aber Don Juan mit dem Falkenblicke der Ehre ihr Verhältniß durchschauend, räth dem Don Lope zu bleiben. Da schöpft dieser zum ersten Male Verdacht, schwankend zwischen Zweifel und Glauben, fühlt er sich als den unglückseligsten Menschen, aber durch des Freundes Loos belehrt, beschließt er, sollte er entehrt seyn, vorsichtige Rache. Nur zu bald erhält er Gelegenheit, sie zu üben. Denn Don Luis kommt, scheinbar um Abschied zu nehmen, mit ihrer Erlaubniß in Donna Leonorens Gemach. Ihre Liebesklagen unterbricht Geräusch. Leonore enteilt; der Saal ist dunkel; Don Luis soll sich fortschleichen. Da naht Don Juan, er hört Tritte, er zieht das Schwert, die Ritter entfernen sich kämpfend; Don Juan kehrt allein zurück und stößt auf Don Lope; beym Schein herzukommender Fackeln erkennen sich die Freunde, Don Juan erzählt, was er gesehn, und der stärkste Verdacht flammt in Lope's Seele auf. Aber was thut er? Er schickt die Diener fort, er bittet auch den Freund sich zu entfernen, und durchsucht nun selbst das Haus. Als er Don Luis findet, und dieser ihm ein Mährchen zur Entschuldigung vorlügt, scheint er Alles zu glauben, er bemüht sich auf seine Gattin auch nicht den Schatten des Verdachtes fallen zu lassen, und verhilft dem fremden Kavalier selbst zur Flucht. Der Dienerin befiehlt er tiefstes Stillschweigen, dem Freunde macht er glaublich, er selbst sey vorhin der mit ihm Fechtende gewesen — genug er thut Alles, um seinem Schimpfe (denn er ist für sich selbst beschimpft) wenigstens den tiefsten Schleyer des Geheimnisses umzuhängen. Der Entschluß eben so geheimer Rache beschließt den Akt.

Der Grund dieser Heimlichkeit ist noch nicht ausgesprochen, er liegt aber schon in der ersten Erzählung Don Juans. Daß er weiter hervortrete, und dadurch zugleich die geheime Rache herbeyführe, ist der Inhalt des dritten Aufzuges.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 84:
Morgenblatt.

Räthsel.

Ich blinde mehr mit meinem matten Scheine,
Als Sonnenlicht am blauen Himmel dort;
Ich lauf, als hätt' ich tausend Beine,
Kaum hat man mich, so bin ich fort.
Es wieget schwer auch Weniges von mir,
Und doch wird Vieles selbst dir nicht zur Last.
Zur sauren Bürde werd' ich dann erst dir,
Wenn du dich ganz von mir entledigt hast.
Selbst stumm, sprech' ich doch Alle mächtig an,
Und treib im Staat mich ewig her und hin,
Verführ den Bürger oft und Bauersmann,
Allein mein Umtrieb wird mir gern verziehn.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. April 1826.

Der Adler so, der Wüsteneyen König,
Verschmäht wie du, die Ebne, nistet nur
Auf schroffen Felsen, die der Schnee gebleicht,
Der Blitz getroffen.

Lamartine, Ode an Byron.

Ein Besuch bey Lord Byron in Genua,

von J. J. Coulmann.

(Mercure du 19. siècle N. 151.)

Mit dem sehnlichen Wunsche, den größten Dichter Englands kennen zu lernen, unternahm ich im Anfang des Jahrs 1823 eine Reise nach Italien. Da ich wußte, daß Lord Byron öfters sich geweigert hatte, Fremde anzunehmen, auch wenn sie ihm von seinen besten Freunden in England empfohlen waren, so war ich nicht ohne Furcht, daß auch mir dasselbe wiederfahren würde. In Genua angelangt, in dessen Nähe Byron ein Landhaus bewohnte, schrieb ich ein ganz einfaches Billet an den edlen Lord, worin ich ihm sagte: daß ein junger Franzose, der keine andern Ansprüche an diese Ehre habe als seine Bewunderung für sein Genie, sich glücklich schätzen würde, wenn er ihn annehmen wollte. Nicht ohne große Unruhe erwartete ich den Erfolg dieses Schrittes. Bald erhielt ich die Antwort mit einem großen Siegel, dem Wappen der Byrons und ihrem Motto: crede Byron, versiegelt; sie war italienisch und lautete folgendermaßen: „Mein Herr! es wird mir angenehm seyn, Ihre Bekanntschaft zu machen; allein es thut mir sehr leid, Ihnen gestehen zu müssen, daß, da ich keine Uebung in der französischen Sprache besitze, ich viel von dem Vergnügen Ihrer Unterhaltung werde entbehren müssen, und Ihnen auch nicht in Ihrer Sprache werde antworten können. Wenn deßungeachtet diese Erklärung Sie nicht abschrecken sollte, so wird es mir sehr angenehm seyn, Ihren Besuch morgen um zwey Uhr anzunehmen. Ich habe die Ehre u. s. w.

Noel Byron,
Pair von England.

Den folgenden Morgen (den 7ten Januar) ließ ich mich nach Albaro führen, einem Dorfe oberhalb Genua, wo das von Lord Byron bewohnte Landhaus Casa Saluzzo mit der schönsten Aussicht auf die Stadt, das Meer und die Apenninen liegt. Der Hof ist von Cypressen umgeben, die in verschiedenen Gestalten zugeschnitten sind. Ein Bedienter, in einer eben so reichen als schmutzigen Livree, meldete mich an. Lord Byron spielte eben mit dem Grafen Giuliani Billard. Er empfing mich in einem großen Saale neben an, der ihm als Bibliothek diente. Ein junger Mensch, ein Albaneser von ausgezeichneter Schönheit, in der orientalischen Tracht, führte mich ein. Der Dichter trat mir mit einem Ausdruck von Wohlwollen und Liebenswürdigkeit entgegen, welcher mir bald alle Verlegenheit benahm. Er war schwarz gekleidet und trug sehr lange, weite Beinkleider, die es mir unmöglich machten, zu unterscheiden, ob einer seiner Füße wirklich verunstaltet sey. Er war in seinen besten Jahren, doch war der Eindruck der Leidenschaften auf seinem blassen Gesicht nicht zu verkennen; sie haben einen Theil seiner kastanienbraunen Haare gebleicht, die in natürlichen Locken seine hohe Stirn beschatteten. Sein Mund ist etwas groß mit weißen Zähnen besezt, und hat einen Ausdruck, der an des Dichters Beschreibung von Konrad erinnert: dessen Lippen stolze

Gedanken verriethen, die sie kaum zurückhalten konnten." — Einen wahrhaft göttlichen Ausdruck hatten seine Augen. Sein ganzes Genie glühte in ihnen, wenn er sie wie begeistert gen Himmel erhob, als suche er dort Worte für seine Gedanken, und sie dann mit hinreißendem Wohlwollen wieder senkte. Wenn man Lord Byron sah, so begriff man den Zauber, den er auf die Frauen ausübte, durch den Adel seiner Züge, die träumerisch ideale Schönheit seines Gesichtes, und die Mischung von Begeisterung und Spott, die eben so geschickt war, Gefühle anzuregen als sie zu zerstören.

In seine Unterhaltung mit mir, einem unbedeutenden jungen Fremden, legte er eben so viel Anmuth als Koketterie und Hingebung. Er schien in mir allen meinen Landsleuten die üble Meynung benehmen zu wollen, die man so allgemein über seinen Stolz, seine eigensinnige Ungefälligkeit hegte.

Ich glaubte anfangs mich wegen der Unbescheidenheit des Schrittes entschuldigen zu müssen, den ich gewagt hatte; Lord Byron versicherte mich, wie angenehm es ihm sey, mich zu sehen, und bedauerte nochmals in sehr gutem Französisch, daß er diese Sprache nicht besser rede. Wir sprachen von Venedig, wohin ich glaubte, daß er nach seinem Abenteuer in Pisa zurückgekehrt sey.

„Nein, sagte er, ich bin hierher gekommen, wo ich der vollkommensten Freyheit genieße. Ich habe fünf Jahre in Venedig gewohnt, ohne eben zu wissen warum; wie man bey einer alten Geliebten bleibt, mehr aus Gewohnheit als aus Neigung. Sie kommen aus Paris; haben Sie Thomas Moore gesehen?" Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Ein kleiner Mann . . . was für einen Eindruck hat er dort gemacht?" — „Weniger als man erwartete. Er sang recht angenehm seine irländischen Melodien, das war aber auch Alles." — B. Das ist auch seine Sache. Seine Gedichte sind aber bewundernswürdig. Und welches sind denn gegenwärtig Ihre ausgezeichneten Schriftsteller?" — „Als politischer Schriftsteller Benjamin Constant. . . ." — „B. Benjamin Constant ohne Vergleich. Was machen seine Prozesse, seine Beine? Ich habe ihn in Copet bey der Frau von Staël gesehen, die mir viel von ihm sprach bey Gelegenheit des Romans Adolphe. Ihre Freundschaft war etwas stürmisch. In Copet war Frau von Staël sehr liebenswürdig, aber in London hat sie mir einmal zwey Stunden lang Moral gepredigt. Sie hatte überhaupt den Fehler, sich zu sehr des Gesprächs zu bemächtigen." — „Sie müssen, Mylord, einen unserer jungen Dichter kennen, der eine Ode an Sie gerichtet hat, Lamartine." — „B. Ich habe sie in einer italienischen Uebersetzung gelesen, er behandelt mich auch wie eine Art von Ungeheuer, doch ganz höflich." — „Man erfindet viele Mährchen über Sie, weil man sich viel mit Ihnen beschäftigt. Sie und Walter Scott."

B. „Und was schätzt man besonders an Walter Scott?" — „Nun seine Romane." — B. „Sie sind vortrefflich. Da ich Schottland kenne, so kann ich die Treue seiner Schilderungen beurtheilen." — „Sein Bildniß, was neben dem Ihrigen unsere Boulevards bedeckt, schien mir nicht, seinen Werken zu gleichen." — B. „Nicht wenn er schweigt; wenn er aber spricht, so hat sein Gesicht Adel und Ausdruck. Dann erräth man ihn. Man hat mir lezthin einen Steindruck geschickt, der mich vorstellen soll, wo ich mit einem allerliebsten Gesichtchen in die Wolken sehe. Ich habe mich nur einmal malen lassen, von dem Amerikaner West." Ich wunderte mich, daß er nicht seine Büste von Canova habe machen lassen. B. „Thorwaldson hat sie gemacht. Halten Sie viel auf Gemälde?" — „Ich weiß nicht warum, aber ich ziehe die Bildhauerkunst vor. Dabey fällt mir Schlegel ein, vor dem man einmal Canova rühmte und der sagte: „„Und meine Büste von Tieck; haben Sie sie gesehen?"" — Haben Sie jemals etwas von Tieck gehört *)?" Ich erzählte ihm, daß die Königin von Sardinien, als ihr Herr von Chateaubriand vorgestellt wurde, ihn fragte: Sind Sie vielleicht mit einem gewissen Chateaubriand verwandt, der etwas geschrieben hat?" — B. „Mir ist etwas Aehnliches begegnet, man hat mir einmal in England etwas, was ich eingekauft hatte, in ein Blatt von einem meiner Werke eingewickelt geschickt."

(Der Beschluß folgt.)

*) So steht es mit unsern meisten deutschen Berühmtheiten; übrigens verlieren beyde Theile dabey.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Der Lärm außerhalb der Höhle nahm indessen zu; die Banden des Morneronge, welche die Ankunft meines Befreyers vernommen hatten, drangen darauf, ihn zu sehen, und aus seinem Verweilen bey Biassou schließend, daß dieser ihm Hindernisse in den Weg legte, forderten sie drohend seine Gegenwart. Diese Nachricht hatte Rigaud dem Anführer gebracht, und die Furcht, Spaltungen im Heere entstehen zu sehen, bewog diesen, schnell bedingungsweise in Pierrot's Bitte zu willigen. Er erklärte meinem Begleiter, daß er ihm meine Befreyung als einen Beweis seiner Ehrerbietung nicht länger streitig machen wolle und nur um die Erlaubniß bäte, mir noch einige Worte in Geheim sagen zu dürfen. Pierrot gestand sie ihm zu und entfernte sich gegen den Ausgang der Höhle, Biassou führte mich aber in deren Hintergrund, und hier trug er mir noch einmal an, das schon einmal geforderte Schreiben an das Kolonialgouvernement zu verfassen. Ich befand

mich in einer Verstimmung und Spannung der Seelenkräfte, die mir das Leben verhaßt machten, und jedes Mittel, das mir meine Feinde zu dessen Rettung anbieten konnten, verächtlich. Nur um über Mariens Schicksal Licht zu erhalten, wünschte ich es eine kurze Zeit noch zu fristen, denn Pierrot's Schweigen über sie und einzelne Züge, die ich in seinen Reden gegen Biassou wahrgenommen haben wollte, erhielten mein Mißtrauen gegen ihn wach. Aber durch meine Einwilligung in Biassou's Vorschlag wollte ich es nicht erkaufen — ich wies ihn von mir. Der elende Barbar fragte mich spöttisch: ob ich denn so gar sicher auf meines Beschützers Allmacht vertraue, um seiner gar nicht zu achten? Der Sklave meines Oheims mein Beschützer! der Räuber Mariens — ich drückte ihm meine ganze Verachtung aus, ich sagte ihm, daß ich von jenem und ihm nichts weiter verlange, als noch vier und zwanzig Stunden zu leben, dann könne er seine Mordlust an mir stillen. Das Ungeheuer nahm mich grinsend beym Wort, und mit seltsamer Arglist suchte er durch die Forderung meines Ehrenworts als Franzose, so wie durch die Drohung, meine Wortbrüchigkeit an meinen gefangenen Landsleuten zu rächen, mich zu binden. Ich gab ihm mein Wort: den folgenden Tag, zwey Stunden, ehe die Sonne sänke, wiederzukehren. „Der Gefangene ist bereit, euch zu folgen," rief Biassou jezt, auf den Ausgang der Höhle zugehend, meinem Befreyer zu. — Nie sah ich einen Ausdruck seligerer Freude wie jezt in Pierrot's Gesicht! „Habe Dank, sagte er zu Biassou, ich bleibe dir ewig verbunden; meine Brüder vom Morne-rouge bleiben bis zu meiner Rückkehr zu deinem Befehl. — Nun du frey bist, komm mit mir," rief er mir dann freudig zu und zog mich fort.

Kaum waren uns die lezten Wachtposten des Lagers, wo Alles meinem Führer freudevoll zujauchzte, im Rücken, als ich still stand und mit einer Stimme, die von Leidenschaft zitterte, ihm sagte, nun würden wir von Niemand behorcht und ich fordere Rechenschaft von Marien. Er blickte mich traurig an und sagte sanft: „Du bist also nicht fähig, mir zu trauen? warte noch eine Stunde! komm mit mir! du siehst ja, daß ich in deiner Gewalt bin, da! nimm meinen Dolch — noch eine Stunde in Mariens Namen! sezte er mit gefalteten Händen und gepreßter Stimme hinzu, im Namen deines Weibes, verschiebe deine Rache." — Seine Stimme hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck von Ueberredung und Schmerz. Ich fing an, auf eine Möglichkeit, wie er es treu meynen könne, zu sinnen, wollte ihm den Dolch zurückgeben und versprach ihm, zu warten. Er nahm ihn nicht und beschleunigte seine Schritte; Rask, der bey unserm Zögern ungeduldig hin und her gelaufen war, eilte uns nun mit frohen Sprüngen voran, er zeigte uns den Weg durch ein dichtes, noch nie von der Art berührtes Gehölz, nach einer Stunde kamen wir in ein reizendes, von einem Bach gewässertes kleines Thal, an das eine Felsengrotte stieß, Rask wollte bellen, Pierrot winkte ihm, zu schweigen, faßte mich bey der Hand und zog mich hinein. Ein Weib saß dort auf einer Binsenmatte, den Rücken gegen mich gekehrt — es war Marie! — Bey dem Freudengeschrey, mit welchem wir einander in die Arme flogen, kam eine alte Frau mit einem Kinde auf dem Arm aus einer zweyten anstoßenden Höhle — ich erkannte Mariens Amme und meines unglücklichen Oheims jüngstgebornen Sohn. Pierrot, der Marie erbleichen gesehen hatte, war hinausgeeilt, um frisches Quellwasser zu holen, er reichte es ihr, wie sie aber, erholt, mich von Neuem an ihre Brust schloß, rief er schmerzhaft: „O doch nicht vor meinen Augen!" und stürzte hinweg.

„O Gott, Leopold, sagte Marie erschrocken, unsere Seligkeit thut ihm weh! Leopold, sollte er mich lieben?" Pierrot's Ausruf hatte es mir deutlich gesagt, Marien's Erschrecken bewies, daß er sein trauriges Geheimniß getreulich bewahrt hatte. Marie sagte mir nun, mit welcher Kühnheit und List dieser großmüthige Mensch meine Gattin und den lezten Sprossen von seiner Familie, diesen kleinen Knaben mit der Amme bey der Erstürmung des Forts Galifet gerettet hatte. Er hatte sie in diese, nur ihm allein bekannte Höhle geführt, für ihre Bequemlichkeit gesorgt, hatte sie besucht und getröstet, hatte versprochen mir, so bald es die Möglichkeit gestattete, Nachricht von ihr zu geben. Aber es schien ihm lange nicht gelungen zu seyn. Seit drey Tagen war er nicht bey den armen Geretteten gewesen, Marie hatte vor der Zukunft gezittert — da führte er mich ihr zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. März.

(Beschluß.)

Ist nun aber auch die Beschimpfung geheim gewesen, und kann das genaue Wissen derselben nur in Don Lope lebendig seyn, so bleibt doch immer noch der schlangenzüngige, ehrenlästernde Verdacht als neuer Schimpf, und diesen muß Don Lope erfahren. Aber dieser Verdacht, weil Verdacht überhaupt nur das Heimliche, Unoffenbare ist, kommt an Don Lope selbst nicht offenbar und öffentlich, sondern selbst nur geheim; er erhält nur Verdacht, daß man Verdacht schöpfe. Und zunächst zwar durch Don Juan. Wie spitzfindig sucht dieser herauszubringen, ob er dem Don Lope den allgemeinen Verdacht entdecken müsse. Er wagt es nicht, weil diese Entdeckung selbst eine neue Beleidigung seyn würde, so versteckt er die wahre Erzählung in das Kleid einer fremden. Aber Don Lope schöpft Verdacht und erwiedert, er würde in ähnlichem Falle dem Freunde jenen Verdacht nicht bekannt machen. Doch auch der Fürst spricht in dunklen Worten gegen Lope ähnlichen Verdacht aus. Da glaubt dieser denn seinen Schimpf öffentlich, und will ihn öffentlich aufs Ungemessenste zum Spiegel aller Zeiten rächen. Wie er nun aber auf solche Weise mit dem Freunde jezt auf gleichem Standpunkt steht, muß nun auch, was früher, ehe der geheime Schimpf noch in Don Lope da war, nur Erzählung blieb, jezt lebendig werden. Lope muß in frischer Gegenwart erfahren, wie mit öffentlicher Rache der

Schimpf erst nicht öffentlich werde. Denn die Rache ist gerade die Bekanntmachung, das Eingeständniß, daß man beschimpft sey. Bey öffentlicher Beschimpfung heiße auch öffentliche Rache nicht, denn es sey zufällig, ob denn auch die Rache wie die Beschimpfung kundig werde; die Erfahrung dieser Lehren macht Lope an Don Juan, indem dieser mit einem Haufen sich herumkämpfend, vorbeystürzt, und dann rückkehrend erzählt, jene hätten von seinem Schimpfe erzählt, ohne seiner Rache zu erwähnen, dieß sey neuer Schimpf, und er habe neuer Rache bedurft, aber vergeblich, denn diese neue Rache offenbare wieder neu den vergrößerten Schimpf. Das Richtige ist darin, daß der Schimpf, gewußt, nun der Zufälligkeit mannichfachster Verbreitung anheimfalle, und bey der Zufälligkeit der übereinstimmend gleichgewußten Rache, neue Rache fordere, welche aber, ohne dieser Zufälligkeit zu entgehn, Schimpf und Rache nur mehr und mehr der Gewalt dieses Zufalls überliefre. Was muß sich nun Lope aus diesen Erfahrungen für eine Lehre ziehn? Sein Schimpf ist nur von ihm und den Beschimpfenden gewußt, der Schimpf also ist geheim, nicht aber der Verdacht, beydes hat er von sich abzuwälzen. Was thut er also? Er beschließt geheimste Rache, die aber nur als Rache geheim bleibt wie seine Beschimpfung, doch den Verdacht, daß es Rache für Beschimpfung sey, hindurchschimmern läßt. Er selbst muß also mit Bewußtseyn die Beschimpfenden tödten, jedoch mit dem Scheine, als habe der bewußtlose Zufall diesen Todtschlag begangen, und zwar muß er dieß auf die Weise bewerkstelligen, daß zugleich der Schein hereinkommt, als habe er es nur so scheinen lassen, daß nicht er, sondern der Zufall nur jene Verdächtigen getödtet. Den Buhlen seines Weibes stürzt er daher beym Ueberschiffen zum Landhause seiner Gattin in's Meer, und läßt den Nachen zerscheitern; sein Weib begräbt er in den Flammen des Pallastes, und läutert so seine befleckte Ehre vor den Augen des Königs, dessen Verdacht er einerseits dadurch niederschlägt, daß er sein Weib als Bild der Unschuld und Treue rühmt, anderseits aber ihm eben so zeigt, daß er jenen Verdacht wohl kenne, und ahnen läßt, wie er sie gerächt. Und wie Lope dem Zuschauer in Monologen sagt, was er gethan, so Don Juan dem König, der ausruft: Und er hat wohlgethan! Geheime Rache für geheimen Schimpf.

Diese Erzählung des Inhaltes muß zugleich die Kritik des Stückes seyn, wenn sie zeigt wie konsequent, wie richtig, wie verständig, wie genau dieser Ehrenstreit durchgeführt ist, und wie wenig daher einem modernen deutschen Publikum, das von der Bühne herab ein Spiegelbild seines eigenen gegenwärtigen Lebens will auf sich zukommen sehn, dieß ächt spanische Gemälde befriedigen kann, zumal da durch die Bearbeitung, zum Zweck der Deutlichkeit und platten Faßlichkeit, der Glanz der Form verwischt ist, und die wechselnden Versmaße in den einfachen Jambus sich ausglätten, die Reime verstummen, die Fülle lieblichster Bilder verarmt, während auch durch die Darstellung der romantische Rittergeist aus diesen Gestalten entflieht, und nur Barett und Mantel, und Hose und Stiefeln und Sporen, und Sammt und Seide und Goldfranzen übrig läßt. Auch die Schnurrbärte waren nicht vergessen. Aber Herr Krüger (Don Lope) hat solches pausbäckiges Pathos, und käut und wiederkäut, und verschlingt die Worte, indeß er die Augen verdreht und die Augenbrauen zusammenzieht, als wollte er immer weiter nichts sagen als: „seht einmal, jezt deklamirt Herr Krüger, aber er thut nur so, und ist froh, wenn das saure Stückchen Arbeit erst herunter gepredigt ist.“ Herr Krüsemann (Don Juan) hat den entgegengesezten Fehler, Alles zu zerstückeln und dann herauszuschreyn, zu stoßen und zu poltern. Nur Mad. Stich (Donna Leonore) und Herr Beschort (Don Sebastian) bewiesen sich als Künstler; Herr Rebenstein war wie immer eine Amphibie von Kunst und Natur. Glücklich, daß Calderon seine hiesige Auferstehung nicht sah; er hätte sie aber dreist sehen können, erkannt hätte er sich gewiß nicht! — Die zweyte Dekoration des ersten Aufzugs war von ausgezeichneter Schönheit. —

London, 3. April.

So eben ist die Beschreibung der Entdeckung der englischen Mission in Afrika bey Hrn. Murray erschienen. Es ist ein dicker Quartband, mit einer Menge schön ausgeführter Kupfer, und einer vortrefflichen Karte. Preis 4 Pfd. 14. 6. Die Entdeckungen sind in mannichfaltiger Hinsicht wichtig, indem sie uns die genaue geographische Lage der vornehmsten Städte und Dörfer der Staaten Bornou und Howsa, die wichtigsten im inneren Afrika, des Sees Tschad und zweyer in denselben fallenden Flüsse geben, und uns zum wenigsten zeigen, wo der Niger nicht läuft, und dabey eine große Bereicherung des Naturgebietes und der Menschen- und Völkerkunde. Sie erinnern sich wohl der Nachrichten über diese Entdeckungen, die ich Ihnen aus dem Quarterly Review mitgetheilt. Nach dem lezten Bericht war Major Denham, nachdem er einen seiner Mitreisenden beerdigt, auf dem Wege, den See Tschad zu umreisen. Dieß gelang ihm aber nicht, theils wegen der feindseligen Stimmung der wilden Stämme, welche auf der Ostseite dieses See's wohnen, theils wegen des morastigen Bodens; und so bleibt uns die nordöstliche Küste auf einer bedeutenden Strecke noch immer unbekannt, gerade die Gegend, aus welcher, der örtlichen Aussage nach, ehemals ein Fluß nach Süden hin ergossen, der aber jezt gänzlich ausgetrocknet seyn soll, welches den See, welcher allen Anzeigen nach ehemals weit ausgedehnter gewesen, ganz ohne Ausfluß läßt. Die zwey Flüsse, wovon der eine vom Süden und der andere, obgleich, wie es scheint, auch vom Süden herkommend, sind nicht der Niger. Dieser wendet sich, nach dem vom Major gesammelten Nachrichten, nachdem er von Timbuktu nach Niefu, oder Nufie, nach Süden zu geflossen, von dieser Stadt an (ungefähr in 10° nördlicher Breite und 5° der Länge) gegen Süden, krümmt sich zwischen dem 13ten und 14ten Längengrade, dem Tschad gegenüber nach Norden, und fällt entweder unter dem Namen Schary in diesen See, oder fließt, wie Andere wollen, ungefähr im 11ten Breitengrade gegen Süden. Nach einer, vom Kapitän Clapperton vom Sultan von Howsa erhaltenen Karte ist die Wendung des Flusses, den man dort Kowara (Kanara) nennt, weiter im Süden; wenn diesem aber wirklich so ist, so kann es nur ein Arm des Flusses seyn; denn nach allen in Howsa gesammelten Nachrichten, selbst die des Sultans, ergießt sich der Fluß, von Nufie aus, beynahe in gerader Richtung laufend, zwischen dem 4ten und 5ten Längengrade, bey einer Stadt Lagos in die Bucht von Benin. Clapperton kam nicht weiter als nach Sackatu, der Hauptstadt von Haussa; denn obgleich der Sultan dieses Landes, Bello, sich sehr freundschaftlich gegen ihn erwies, ward er doch durch Vorstellungen von Gefahr, welche alle seine Diener von ihm zu treiben droheten, verhindert, weiter zu reisen. Da aber der Sultan sehr geneigt war, mit den Engländern in Handelsverbindungen zu treten, und sogar den Sklavenhandel von seiner Seite unterdrücken zu helfen, so ist dieser unternehmende Reisende aufs Neue mit der Expedition nach der Bucht von Benin abgegangen, wohin ihm der Sultan eine Bedeckung entgegenschicken will, um ihn und den versprochenen Arzt und die Geschenke, besonders Kanonen, nach seiner Hauptstadt geleiten zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. April 1826.

Wahrhaft groß seyn, heißt:
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen.

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Mariens Erzählung entzückte mich und durchdrang mich mit Schmerz. In welchem Lichte sah ich nun meine hochmüthige Härte, meinen Verdacht, meine Rachsucht gegen ihn an. Er kehrte bald in die Grotte zurück, finster, matt, entstellt wie ein Gefolterter, der über die Marter gesiegt hat. „Nun, Bruder, sagte er sanft, aber ernst, die Stunde ist verflossen, willst du meinen Tod?“ — Ich stürzte zu seinen Füßen — ja ich sagte Alles, was Dank, Bewundrung, was tiefe Beschämung eingeben können. Auf seinem Gesicht schilderte sich der Kampf seiner Seele, Selbstgefühl, Schmerz und ein Feuer in seinem Blick, als wenn er auch Rache zu fühlen im Stande seyn würde. — Aber nur einen Moment, dann breitete er seine Arme aus: „Also nun bist du mein Bruder?“ rief er entzückt. Ich schloß ihn in meine Arme. „O du bist gut, sagte er sanft, aber das Unglück hatte dich sehr ungerecht gemacht!“ — „Nun bin ich nicht mehr unglücklich, aber strafbar bin ich sehr!“ — „Ich war es auch, Bruder, und unglücklich werde ich immer bleiben. O Bruder, wen man zum Sklaven machte, wer die Peitsche der Weißen empfand — für den gibt es kein Glück mehr. Wie ich in dem Keller von Galiffa stak, wolltest du immer wissen, welches mein früheres Schicksal gewesen, was mir, wie du es nanntest, meine Bildung gegeben — eines Königs Sohn bin ich. Weißer, mein Vater war ein guter Fürst, sein Volk liebte ihn und war glücklich. Da kamen die Europäer in unsre Hütten, ich gefiel ihnen und sie lehrten mich die elenden Dinge, die dich an mir verwunderten, sie beschwatzten meinen Vater durch Versprechungen großer Reichthümer, mit seiner Familie an die Küste zu ziehen und verkauften ihn, und man führte uns nach St. Domingo. Man trennte den Sohn von dem Vater, man entriß mir mein junges Weib, um, sie einem andern gebend, mehr Vortheil von ihr zu ziehen.“ — Der Schmerz hob seine Brust, seine Stimme erstickte, nur mühselig fuhr er fort: „Bruder, hörst du? man verkaufte mich wieder und wieder, immer theurer, weil ich aus Abscheu, den Königssohn gepeitscht zu sehen, mehr arbeitete, wie zehn meiner gemeinen Gefährten . . . endlich sah ich meinen Vater wieder — hier faßte er krampfhaft meinen Arm. — Am Tage, da ihr Ogé hinrichtetet, sah ich ihn — auf dem Rad! . . .“ Ich schauderte und schwieg. „Mein Weib starb, geschändet von der Weißen zügelloser Lust, sie forderte sterbend mich auf, sie und meinen Vater und meine Brüder zu rächen, die lange Reihe von Geschlechtern zu rächen, die der Weißen Unbarmherzigkeit zerfleischte, die ihr Hochmuth unter die Füße trat. Meine Brüder baten um meinen Beystand. — Sobald ich den Kerker deines Oheims verlassen durfte eilte ich zu ihnen — ich führte ihren Haufen an und benutzte mein Ansehen, um Marie — Marie, die ich anders wie mein Weib geliebt habe, setzte er leise und finster hinzu — um Marie zu retten. Hier ist sie, nimm sie hin und laß uns eilig hinweggehen.“ — „Wohin?“ — „In das Lager der Weißen. Morgen

greifen sie Biassou an, dieser Wald wird unbezweifelt in Feuer aufgehen — und ich darf nicht länger weilen. Zehn Köpfe stehen für diese Stunden, die mir vergönnt sind, und sie eilen zu Ende." Ich erstaunte, ich frug. „Du hast ja gehört, daß Bug Jargal gefangen ist?" — „Bug Jargal? was geht das dich an?" Er blickte befremdet, aber gleichgültig mich an: „Nun, dieser Bug Jargal bin ich. Ich erfuhr, daß du deinerseits in Biassou's Gewalt gerathen seyst, daß meine Hinrichtung deinem Tode folgen solle, daß zehn meiner Brüder geopfert werden würden, wenn ich entflöhe — du siehst, daß ich Eile bedarf. . . ." Und er suchte mich aus der Höhle zu ziehen. „Und du bist entflohen?" rief ich fast betäubt. „Wäre ich denn hier, rief er ungeduldig. Siehe, der Schatten der Palmen wird länger, in drey Stunden sinkt die Sonne — laß uns gehen!" In drey Stunden sinkt die Sonne. Diese Worte zuckten wie ein Blitzstrahl durch mein Gehirn. Ich hatte mein Versprechen an Biassou vergessen — Marie, Freude, Dankbarkeit, Erstaunen hatten mein Gedächtniß gelähmt. Ich sollte Marie nur gesehen haben, um sie auf immer zu verlassen. Nur mit Mühe verstand Bug Jargal, was mich zu dem rasenden Entschluß in Biassou's Lager zurückzukehren bewogen hatte. Er tobte vor Wuth, er konnte den Begriff von Ehre, der mich band, nicht fassen, und wendete alle Kraft seiner hinreißenden Beredtsamkeit an, meinen Entschluß zu ändern. Lange blieb unser Streit Marien ein Räthsel, wie sie es begriff, umhüllte Ohnmacht ihre Sinne — und das erleichterte meinen Abschied — ich legte sie in Bug Jargals Arme, rief: „ich vermache sie dir!" und eilte hinweg. Jargal hielt mich zurück und sagte finster: „Ich kann dein Erbe nicht annehmen, Bruder, im Lager der Weißen ist ein Vetter von dir, ihm will ich sie bringen. Sieh dort jene Felsspitze! wenn das Zeichen deines Todes dort erblickt wird, ende ich auch."

Ich umarmte ihn, ohne den Sinn seiner Worte damals zu bedenken, ich drückte einen Kuß auf Mariens bleiche Stirn und stürzte halb sinnlos in den Wald. Ich weiß nicht, welcher Instinkt meine Schritte leitete, aber unaufhaltsam durch Gesträuch und Schlingpflanzen fortdringend, sah ich mich bald an dem Ausgang des Waldes und das Lager der Empörer lag vor mir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bey Lord Byron in Genua.

(Beschluß.)

B. „Chateaubriand ist einer Ihrer besten Schriftsteller. Macht er noch Martyren? Und Jouy, wo stellen Sie den hin?" — Neben unsere ersten Prosaiker und Tragiker, neben Raynouard, Arnault, Casimir Delavigne, dessen patriotische Elegieen Sie kennen werden."

B. „O ja! denn Lamartine ist kein Carbonaro. Sagt er nicht irgendwo in einem Gedicht gegen die Neapolitaner:

On peut céder au nombre; oui mais on meurt!

Das ist schön." Hierauf lobte er Lebrun's Dithyramben auf den Tod Napoleons. B. „Man hat mir in Paris eine Ode über denselben Gegenstand zugeschrieben, was um so unangenehmer ist, da sie schlecht war. Allein das begegnet mir oft: hat doch lezthin Jemand die Unverschämtheit gehabt, sich hier in Genua zwey Monate lang für mich auszugeben. Da er indessen nicht bey meinem Bankier war, so ließ ich es ihm hingeben." — „Sie kennen den berühmtesten unserer Gelehrten, Cuvier; denn Sie citiren ihn in Ihrem Cain." — B. „Ganz gewiß. Dieser Cain hat mir von allen meinen Gedichten am meisten Verfolgungen in England und in meiner Familie zugezogen. Ich war betrunken, als ich ihn dichtete. Da ich ihn nachher las, war ich selbst erstaunt darüber." „Seit der Zeit, bemerkte der Graf Giuliano, indem er auf den Tisch zeigte, worauf zwey Caraffen standen, trinkt Mylord nur Wasser."— B. „Meine besten Freunde werfen mir dieß Werk beständig vor. Auch werde ich vielleicht einmal einen Widerruf bekannt machen, oder Andere werden es für mich thun, damit man mich in Ruhe läßt. Und Herr Cuvier, protestirt er auch gegen alle Religionen?" — „Wie? sind Sie niemals in Paris gewesen, um die merkwürdigen Männer und Dinge, die es enthält, zu sehen?" — B. „Ich bin 1815 nahe daran vorbeygekommen; aber die ganze heilige Allianz war damals dort, und es lag mir eben nicht daran, sie zu sehen." Nun war von Griechenland die Rede, und er sprach mit Begeisterung von den Griechen und ihrer Sache. Dann sprach er mit großer Heftigkeit von dem Vorfall, der in Pisa Statt gefunden hatte, wo er von einigen Soldaten war insultirt worden, und sein Albaneser einen von ihnen gefährlich verwundete. „Mylord hat die Familie des Verwundeten großmüthig entschädigt," worauf Byron sehr trocken erwiederte: „Verschonen Sie mich mit Ihren Lobsprüchen." Dann fing er an: „Einer der Menschen, den ich am liebsten sehen möchte, ist Goethe, es ist ein excentrisches Genie." Hierauf bezeigte er seine große Bewunderung für dessen verschiedene Schriften, die er sehr gründlich studirt haben soll. „Wir stehen in Verbindung mit einander, ohne uns je die Hand gedrückt zu haben, aber ich habe mir vorgenommen, ihn in Weimar zu besuchen." Byron sprach das Französische nicht geläufig und bediente sich anfangs gegen mich der italienischen Sprache, deren er wie seiner Muttersprache mächtig war. Der Graf Giuliano übersezte mir, was ich nicht genau verstand, allein bald erregte diese Art von Unterredung Byron's Ungeduld und er fing an Französisch mit mir zu sprechen, was in seinem Munde einen besonders originellen Ausdruck erhielt. Indem man ihm zuhörte, fühlte man, daß seine Gedichte die Frucht einer augenblicklichen Einge-

bung und nicht einer mühsamen Arbeit sind. Byron zeigt sich großartig, dramatisch, theatralisch, künstlich (factice) im Corsar, in Lara, in Childe-Harolde. Der natürliche, nachlässige Byron des gewöhnlichen Lebens zeigt sich im Don Juan (?!)

Folgender Brief Lord Byron's an den Verfasser dieses Aufsatzes ist vielleicht nicht ohne Interesse:

Genua, 12. Juli.

Mein Herr!

Ihr Brief und die Beylage hat mir großes Vergnügen gemacht. Der Ruhm und die Werke der Dichter, welche mir dieß Andenken senden, ist mir nicht unbekannt, allein es ist um so schmeichelhafter, sie von den Verfassern selbst zu erhalten. Ich bitte Sie, jedem insbesondere zu bezeigen, wie dankbar ich ihnen bin und wie sehr ich wünsche, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, wenn je sich die Gelegenheit darbieten sollte. Herrn Jouy's Werke kenne ich seit lange genau; wer hätte nicht dem Hermite und Sylla seinen Beyfall geschenkt? Allein ich kann nicht annehmen, was Ihre Freunde ihre Huldigungen nennen, weil in dem Freystaat der Wissenschaften es keinen Herrscher gibt, und weil, wenn es einen gäbe, ich weder die Anmaßung noch die Macht eines Usurpators habe. Ich danke Ihnen ebenfalls für Ihre eigenen Arbeiten; Sie schienen mir zu jung, um ein Schriftsteller zu seyn, und vielleicht zu liebenswürdig. Für den Versuch u. s. w. (?) danke ich Ihnen verbindlichst, obgleich ich ihn schon früher gesehen hatte. Ueber das, was mich persönlich darin betrifft, kann ich mich keineswegs beklagen, obgleich manche Unrichtigkeiten und falsch dargestellte Thatsachen darin sind. Der Verfasser hat jedoch meinen Vater und meinen Großonkel grausam verläumdet, besonders den ersteren. Weit entfernt, „brutal" zu seyn, war er nach dem Zeugniß Aller, die ihn gekannt haben, sehr liebenswürdig, umgänglich, aber leichtsinnig und unordentlich. Er hatte den Ruf eines guten Offiziers und hat sich in Amerika als solcher gezeigt. Die Thatsachen selbst widersprechen jenen Behauptungen. Mit Brutalität wird es einem jungen Offizier nicht gelingen, eine Marquise zu entführen und zwey Erbinnen zu heirathen. Freylich war er ein sehr schöner Mann, was schon viel thut. Seine erste Frau (Lady Conyers, Marquise von Carmarthen) starb nicht aus Kummer, sondern an einer Krankheit, die sie sich zuzog, da sie darauf bestand, meinen Vater auf der Jagd zu begleiten, ehe sie noch sich vollständig von ihrer Niederkunft mit meiner Schwester Auguste erholt hatte. Seine zweyte Frau, meine ehrwürdige Mutter, hatte, das können Sie mir glauben, einen zu stolzen Sinn, um von irgend Jemanden eine rohe Behandlung zu dulden, und sie hätte es ihm bald bewiesen. Ich will noch hinzufügen, daß er sich lange in Paris aufhielt und sehr viel mit dem alten Marschall Biron umging, der wegen der Aehnlichkeit des Namens und des Normännischen Ursprungs unserer Familie, eine Verwandtschaft zwischen ihnen finden wollte. Was auch meines Vaters Fehler gewesen seyn mögen, Härte und Rohheit waren nicht darunter. Wenn jener biographische Versuch nach England gelangen sollte, so bin ich überzeugt, daß meine Schwester Auguste (Gemahlin des Obersten Leigh, und Hofdame der verstorbenen Königin, nicht Caroline, sondern Charlotte, Gemahlin Georg's III.) sich noch mehr wie ich selbst, dadurch gekränkt fühlen wird; und sie verdient es nicht, denn es gibt kein engelgleicheres Wesen auf der Erde. Auguste und ich, wir haben das Andenken unseres Vaters eben so sehr geliebt, als wir uns gegenseitig lieben, und schon daraus kann man schließen, daß er nicht hart war. Wenn er sein Vermögen verschwendet hat, so ist das unsere Sache, da wir seine Erben sind, aber so lange wir ihm dieß nicht vorwerfen, hat kein Mensch das Recht es zu thun. Was meinen Großonkel, Lord Byron, betrifft, so erstach er Hrn. Chatsworth im Duell, und weit entfernt, sich damals von der Welt zurückzuziehn, durchreiste er bald darauf das feste Land, und erhielt bey seiner Rückkehr die Stelle eines Oberjägermeisters, und zog sich erst von der Welt zurück, als sein Sohn ihn durch eine ihm mißfällige Heirath beleidigte. Weit entfernt, die geringste Reue wegen Chatsworth's Tod zu empfinden, der ein Handelmacher und Klopffechter war, bewahrte er den Degen, mit dem er ihn erstochen hatte, und bey seinem Tode hing er in seinem Schlafzimmer (folgen einige gleichgültige Familiennachrichten). Von mir mag Hr. P. alles Böse sagen was er will, aber ich wünsche, daß er von meinen Verwandten nicht anders spreche, als wie sie es verdienen. Wenn Sie Gelegenheit finden, ihn und Hr. Nodier zu einer Berichtigung der meinen Vater angehenden Unrichtigkeiten zu vermögen, so würden Sie mir einen großen Dienst erzeigen, denn ich kann es nicht leiden, daß man ungerechter Weise Böses von ihm spricht. Ich muß schließen, denn ich habe Sie lange beschäftigt. Glauben Sie, daß Ihre Achtung mich ehrt, und daß ich bin u. s. w.

Noël Byron.

N. S. Den 10ten oder 12ten dieses Monats schiffe ich mich nach Griechenland ein. Wenn ich je zurückkehre, so werde ich Paris besuchen, und hoffe Sie und Ihre Freunde zu sehen. Kehre ich nicht zurück, so behalten Sie mich mit so viel Liebe in ihrem Andenken als Sie können.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 3. April.

(Beschluß.)

Es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als Ihnen Auszüge aus dem Werke selbst zu geben, welche allgemein interessiren könnten, zuvor muß ich aber doch ein Gerücht, welches durch die Literary Gazette verbreitet worden, berichtigen. In jenem Blatte nämlich heißt es, Kapitän Clapperton hätte ein Volk gefunden welches 7000 geharnischte Reiter in's Feld zu stellen vermöchte, daß es einen sehr hohen Grad der Bildung erreicht, und wahrscheinlich von den alten Nubiern abstamme. Dieses scheint sich nun auf die Einwohner von Haussa zu beziehen, die Mahomedaner sind, und gewiß einen bedeutenden Antheil Bildung haben, wenn man sie mit den umwohnenden

Kaffer-Negern vergleicht; was aber die geharnischten Reiter betrifft, so ist zu bemerken, daß die Harnische und Helme aus gestepptem Baumwollenzeug bestehen, und wessen Ursprung die Leute sind, mag nur Gott wissen; der herrschende Stamm gehört zu der Nation, welche man an der Küste, unter dem Namen Fellatahs kennt, und die mehr von einer dunkeln Kupferfarbe als schwarz sind. Die Truppen werden folgendermaßen beschrieben: „Ein jeder der beyden Statthalter (von Kano) hatte ungefähr 500 Mann Fußvolk und Reiter. Die ersteren waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Der Köcher hängt über der Schulter, und daneben eine hochverzierte lederne Tasche, zu mancherley Gebrauch, und eine Feldflasche von geflochtenem Grase, so dicht, daß sich nicht ein Tropfen daraus verliert. Der geöffnete Bogen wird manchmal als Wanderstab gebraucht. Viele tragen auf dem Kopfe einen dreyeckigen Beutel voll zerklopften Mais, andere hatten eine Grasmütze mit einem Federbusche auf. Ihr übriger Anzug besteht blos aus einem gegerbten, mit groben Muschelschalen oder Franzen eingefaßten Felle, welches um den Leib her befestigt ist, und einem Paar Sandalen von einfacher Zubereitung. Die Reiter trugen Schilder, Schwerter und Lanzen, und waren überhaupt prachtvoll ausgerüstet. Der Speer ist ungefähr sechs Fuß lang, von dünner Handhabe und eiserner Spitze. Die langen, breiten, geraden Säbel bedürfen keiner näheren Beschreibung, denn es sind dieselben, deren sich einst die Malthe-ser Ritter selbst bedient hatten. Sie werden von Malta nach Bengazie, im Tripolitanischen, gebracht, und da gegen Ochsen umgetauscht. Von da gehen sie nach Bornou und Haussa, und werden endlich zu Kano mit Griffen und Scheiden versehen, und zum Gebrauch des ganzen inneren Afrika bereitet. Die Schilder, die mit den Häuten wilder oder zahmer Thiere bedeckt, sind gewöhnlich einfach rund. Es gibt deren aber, obgleich nicht viele, von länglicher Gestalt, unten etwas breiter als oben mit einer Einfassung von blauem Tuche, welche sechs kleine Schürzchen bildet, wovon sich zwey auf jeder Seite, ein's oben und ein's unten, befinden. Im Mittelpunkte ist ein Streifen Scharlachtuches, der mit denselben Nägeln befestigt ist, die den Griff halten, und um welches her ein vollkommenes Maltheserkreuz ausgeschnitten ist. Diese Art von Schild wird nur von Reitern getragen, findet sich aber in gleicher Gestalt unter den Tibboern, Tuaryks, Felatahs und Bornouern. Auch ist ein Kreuz von derselben Gestalt, niedrig-erhaben, in Lehm ausgedrückt, eine Verzierung ihrer Hütten; und Kreuze von anderen Gestalten finden sich zuweilen in den Thüren eingeschnitten. Mehrere Kameele begleiteten den Zug, welche Harnische von gesteppten Baumwollenzeug für Menschen und Pferden trugen. Einer von den Sklaven eines Statthalters trug einen gesteppten Helm von rothem Tuche, welcher sich sehr plump ausnahm; er hatte ziemlich die Gestalt eines Eimers mit einer ausgeschnittenen Oeffnung für's Gesicht, und endigte oben mit einem blechernen Trichter voller Straußfedern. Auf trug er einen gesteppten Harnisch von demselben schweren Material. Sonst trägt der Reiter noch davon Pumphosen, und das Pferd Kopf- und Bruststück und Schabracke. Indessen trägt man diese Schutzwaffen selten anders als im eigentlichen Treffen, und dann müssen sie den freyen Bewegungen sehr hinderlich seyn. Die Sättel haben hinten und vorn hohe Büge. Die Steigbügel gleichen einer Feuerschaufel mit aufwärts gebogenen Rändern, und so scharf, daß sie die Spornen entbehrlich machen. Diese schwere Reiterey deckt das Vorrücken und den Rückzug des Heeres, und hat die Schützen hinter sich, welche nach Gelegenheit zwischen den Reitern hervorschießen. Da Alles was von diesem bisher kaum dem Namen nach gekannten Volk interessant seyn muß, so gebe ich Ihnen, was auf die nähere Kenntniß desselben Bezug hat, auf's Gerathewohl. „Die Eingeborenen von Haussa tragen ihre Waaren auf dem Kopfe, und sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Bornouer lassen die ihrigen meistentheils von Eseln und Kameelen tragen, und führen zu ihrer Vertheidigung Speere. Die Haussaer Kaufleute handeln mit Tabak, Guranüssen, Kochelor oder rohem Antimonium, Baumwollenzeugen im Stück, oder in Kleidungsstücken, die man Tobes und Turkadies nennt, und gegerbten Ziegenfellen. Guranüsse kommen von Aschantie und anderen westlichen Gegenden her, und werden ihres angenehmen bitteren Geschmackes wegen, von allen vornehmen Leuten gekaut, sie schmecken dem Kaffee ziemlich ähnlich, und sollen das Unvermögen zu beseitigen die Kraft haben. Ja sogar in Fezzan und Tripoli werden sie gesucht, wo sie für zwey spanische Thaler das Zwanzig verkauft werden. Mit dem rohen Antimonium färben sich beyde Geschlechter die Augenwimpern dunkel und glänzend. Ihr Zeug, Gubga genannt, ist sehr enge, selten über vier Zoll breit. Die Tobe ist ein weites Hemde mit hängenden Aermeln, wie ein Fuhrmannskittel, meistentheils dunkelblau von Farbe, und wird von allen Männern im ganzen innern Afrika getragen. Die Tukadies gehören zur Frauenkleidung, sind gewöhnlich von blauem Baumwollenzeuge, ungefähr zehn Fuß lang und drey Fuß breit. Manchmal sind sie auch blau und weiß, oder ganz weiß, und von der Weite alles afrikanischen Zeuges. Weiber in besseren Umständen tragen deren gewöhnlich zwey, eine um den Leib, und eine andere über den Schultern. Sie werden in Bornou gegen Trona oder Natron, Salz und Glaskorallen umgetauscht; welche Gegenstände, so wie auch grobe Tobes, von Bornouer Spekulanten nach Haussa verführt werden.

Die Felatahs sind, wie gesagt, die Beherrscher des Landes, welches sie vor nicht langer Zeit erobert. „In den Zügen und der Art den Turban zu tragen, gleichen sie den Einwohnern von Tetuan in Marokko. Sie werden hier sehr von dem Volke geschätzt, das sie mit unpartheyischer Gerechtigkeit beherrschen, und sie waren alle höflich und freundlich gegen uns.“ Der Sklavenmarkt zu Kano wird in zwey langen Schuppen gehalten, der eine für Weibs- und der andere für Mannspersonen, wo die Sklaven für die Gelegenheit aufgeputzt, in Reihen sitzen, mit dem Eigenthümer, oder einem seiner vertrauten Sklaven neben ihm. Jung oder Alt, fleischigt oder verwelkt, schön oder häßlich, werden alle ohne Unterschied verkauft, in jeder anderen Hinsicht aber besichtigt sie der Käufer mit der größten Aufmerksamkeit; er besichtigt die Zunge, Zähne, Augen und Glieder, und sucht durch einen erzwungenen Husten Brüche zu entdecken. Wenn sie nachher fehlerhaft oder ungesund befunden werden, oder selbst wenn es nichts bestimmtes auszusetzen gibt, können sie innerhalb dreyer Tage zurückgeschickt werden. Wann sie der Käufer nach Hause gebracht, zieht man ihnen ihren Putz aus, und schickt diesen an ihren vorigen Herrn zurück. Die Sklaverey ist hier so wenig hart, oder das Gemüth der Sklaven ist so beschaffen, daß sie allezeit wohlgemuther zu seyn scheinen als ihre Herrn, besonders die Weibspersonen, welche bey der Arbeit beständig auf's munterste singen. Ein Mensch wird durch die Geburt oder Gefangenschaft im Kriege zum Sklaven. Die Felatahs setzen oft Sklaven bey dem Tode ihres Herrn in Freyheit, oder auch zuweilen an religiösen Festtagen. Der Befreyungsbrief muß von dem Cadi unterschrieben und von zwey Zeugen bescheinigt werden, und diejenigen, welche nicht schreiben können, bedienen sich, wie bey uns, eines Kreuzes. Die männlichen Sklaven sind in den verschiedenen, zum Häuserbau erforderlichen Handwerken, in Eisenarbeiten, Weben, Schuh- und Kleidermachen, und beym Handel beschäftigt; die weiblichen, im Spinnen, Backen und dem Wasserverkaufen auf den Straßen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. April 1826.

Und da er auf dem Wege war, und nahe bey Damaskon kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel.

Apostel-Geschichte.

Die Stadt Damaskus.

Damaskus hat sieben englische Meilen im Umfange; die Stadt aber ist im Verhältniß nicht so lang als sie breit ist. Die Mauern dieser uralten Stadt sind niedrig und schließen nicht über zwey Drittheile derselben ein. Die gerade Straße, wo St. Paul gewohnt haben soll, und die noch diesen Namen führt, betritt man von Jerusalem her. Sie ist gerade wie ein Pfeil, eine Meile lang, breit und gut gepflastert. Ein hohes Fenster in einem der Thürme gegen Osten wird als dasjenige gezeigt, wo der Apostel in einem Korbe herabgelassen worden seyn soll. Auf dem Wege nach Jerusalem ist der Fleck, wo ihn das himmlische Feuer niederdonnerte. Kein Christ darf in Damaskus wohnen, außer in türkischer Tracht; doch sind die hiesigen unduldsamen Türken weniger strenge in manchen ihrer Gebräuche, als sie es anderwärts sind. Die Weiber genießen vieler Freyheit, und man sieht sie häufig des Abends auf den Spaziergängen um die Stadt in Gesellschaften umher wandeln, oder an den Ufern des Flusses sitzen. Die vornehmern Weiber halten sich inzwischen etwas ferner, stehen in Gruppen und von einigen Dienern begleitet unter den Bäumen und horchen der Musik. Die meisten von ihnen trugen freyhängende weiße Schleyer, welche sie oft auf die Seite schlagen, entweder der Kühle wegen, oder um den Vorübergehenden einen Blick auf ihre Reize zu gönnen. Manche darunter verriethen eine helle und gesunde Gesichtsfarbe und dunkle Augen und Haare, aber wenig Schönheit. Weiber von einem gewissen Schlage sieht man oft in Gesellschaften, jede auf einem guten Pferde, hübsch gekleidet und ohne Schleyer lustig und lärmend daher traben, von einem Manne begleitet, der sie gegen Mißhandlung beschütze. Die Früchte der Ebene sind sehr mannigfaltig und schmackhaft. Die Lebensmittel sind wohlfeil, das Brod äußerst schön; man verkauft es jeden Morgen in kleinen, leichten, schneeweißen Kuchen und es ist besser als selbst das Pariser Brod. Diese Kuchen mit dicker Sahne, die man frisch auf den Straßen findet, nebst vortrefflichem Honig und arabischem Kaffee bildeten unser tägliches Frühstück.

Die Lage dieser Stadt, mitten unter Obstwäldchen, deren verschlungene Pfade zu täglichen Spaziergängen einladen, ist ungemein reizend. Sommerhäuser findet man in Menge; einige derselben kann man den Tag über miethen, oder sie stehen zur Ruhe und Erfrischung offen, und da sitzt man unter den Bäumen oder auf Ottomanen im offenen Zimmer und ergötzt sich an der erquickenden Kühle, welche besonders einladend ist, wenn man einmal einen Spazierritt in der brennenden Sonnenhitze auf eine der benachbarten kahlen Anhöhen gemacht hat. Man bereitet hier vortreffliche eingemachte Früchte und darunter getrocknete Rosenkuchen. Die berühmte Rosenebene, von welcher die berühmten Wohlgerüche gemacht werden, ist eine gute Stunde Wegs von hier, es ist ein Theil einer großen Ebene, welcher dicht mit Rosenbüschen bewachsen ist, die auf's sorg-

fältigste gepflegt werden. Eine der besten Torten, die wir je gekostet, bestand aus nichts als Rosenblättern.

Es gibt verschiedene große Begräbnißplätze um die Stadt her, wo sich des Morgens die Weiber hinbegeben, um über ihre Todten zu trauern: ihre verschiedene Arten, ihren Schmerz auszudrücken, waren auffallend, und einige darunter rührend. Eine Wittwe war von ihrer kleinen Tochter begleitet; sie knieten vor dem Grabe, und Beyde weinten bitterlich. Andere waren laut in ihren Klagen, aber der Jammer dieser Mutter war leise und herzbrechend. Einige warfen sich mit gellendem Gekreische zu Boden und andere beugten sich über die Gräber, ohne ein Wort hervorzubringen. In manchen von den Begräbnißörtern bemerkten wir oft Blumen und Stücke Brod auf den Gräbern liegen, neben welchen die Verwandten in tiefem Stillschweigen saßen.

Der große Bazar zur Aufnahme der Karawanen ist ein edles Gebäude; das Dach ist sehr hoch und wird auf Säulen getragen und in der Mitte ist eine Kuppel. Ein ungeheurer Springbrunnen ziert das Pflaster unter derselben und um diesen her befinden sich die Buden für die verschiedenen Arten von Waaren: die kreisförmige Gallerie darüber führt zu den Schlafgemächern der Kaufleute. Die große Moschee ist ein schönes geräumiges Gebäude; aber dem Reisenden ist nicht mehr vergönnt, als im Vorübergehen durch die Thüre hineinzublicken. Ihre schöne hohe Kuppel und Minaret bilden auffallende Gegenstände in dem Anblicke der Stadt. Viele der Privathäuser sind prachtvoll im Innern, aber das Aeußere derselben bietet nichts Sehenswürdiges dar. Die Flüsse bilden einen angenehmen Gegenstand in der Stadt, ihre Ufer sind meistentheils mit Bäumen besetzt, und leichte Brücken führen über dieselben, welche mit Sitzen und Kissen für die darüber hin Gehenden versehen sind. Die Bazars sind die angenehmsten und kühlsten im Orient, und man findet in denselben die reichsten Goldstoffe und Seidenzeuge, Säbel, Mecka-Balsam und alle Erzeugnisse Persiens und Indiens. Das einzige, was hier fehlt, ist guter Wein; dieser findet sich nur im Kloster der Mönche, von deren Güte der Reisende ihn erhalten, oder ihn entbehren muß. Die zahlreichen Scherbet-Laden auf den Straßen sind bey der drückenden Hitze sehr angenehm. Die Verkäufer sind gut gekleidet, reinlich und sehr höflich. Man findet immer zwey oder drey große Gefäße voll von diesem Getränke. Der Verkäufer füllt eine Schale mit Scherbet, welche mit dem Saft von irgend einer Frucht gefärbt ist, schlägt ein Stück Eis oder Schnee hinein, und reicht es dem Trinker schnell hin. Unsere Wohnung war nicht weit von dem Thore, welches zu den besuchtesten und schönsten Spaziergängen vor der Stadt führte. Hier vereinigen sich vier oder fünf Flüsse und bilden einen schäumenden Wasserfall außerhalb der Mauern. Einige Kaffeeschenker haben hier unter den Bäumen ihre Buden aufgeschlagen, und reichen auf kleinen Sitzen das Getränke und die Pfeife.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Ich hatte bisher den bittersten Kelch getrunken zu haben geglaubt. Ich hatte alles, was ich besaß, mir geraubt, ich hatte alles, was ich liebte, mir entrissen gesehen — aber jetzt! Marie war wieder mein, ich konnte Sicherheit, Ruhe, Glück mit ihr suchen, und eine gebieterische, moralische Kraft zwang mich statt dessen dem Tod entgegen zu gehen! — Beym Ausgang aus dem Walde hatte sich dieser Gedanke meiner bemächtigt, so daß ich einige Augenblicke von seiner Schwere niedergedrückt an einen Baum gelehnt geblieben war. Diesem letzten Schmerz des Lebens folgte eine Art von Wuth, ich sehnte mich schnell zu enden, schritt eilig durch das Lager und drängte mich zu Biassou. Er empfing mich mit gleichgültiger Ruhe, und befahl den Obi zu rufen. Ehe er kam, trat aber Rigaud sehr unruhig ein und brachte ihm heimlich eine Botschaft. Der Häuptling befahl alle Obersten des Heeres zu ihm zu berufen, und nachdem diese — die, wie es mir schien, schon versammelt gewesen, herein getreten waren, vernahm ich, daß er mit der größten Ruhe den Aufbruch des Lagers befahl, und jeder einzelnen Bande die Art und den Weg, auf welchem sie sich in das Gebirg zurückziehen sollte, vorschrieb. Nachdem er diese Befehle alle ertheilt und die Häuptlinge abgefertigt hatte, wendete er sich zu dem Obi, der indessen eingetreten war, und fragte ihn: „Caplan, ist deine Wache bereit?“ Dieser antwortete durch eine bejahende Verbeugung. „Habt ihr Neger vom Morne-rouge dazu genommen? denn das sind die einzigen, die sich noch nicht zum Ausbruche rüsten.“ Der Obi wiederholte sein Zeichen. „Sieh, sagte Biassou nun zu mir, auf die schwarze Fahne deutend, die mir bey meinem ersten Eintritt in die Höhle aufgefallen war, dieses Zeichen wird die Deinen von dem Augenblick benachrichtigen, wo sie deine Epaulets deinen Lieutenant geben können“ — hier grinste er mich nochmals mit seinem abscheulichen Lachen an, machte eine Bewegung mit der Hand, und die Neger führten mich fort, der Obi begleitete uns, den Rosenkranz in der Hand.

Wir stiegen eine steile Berghöhe hinan, auf ihrem Gipfel lagerten sich die Neger eine kleine Weile, um Athem zu schöpfen und ich blickte in die Thäler hinab, in die sinkende Sonne, die ich nicht wieder aufsteigen sehen sollte. Bald gingen wir weiter, nachdem wir durch einen Wald gekommen waren, bergab, in ein blühendes Thal — zu einer andern Zeit hätte es meine Seele erfreut, jetzt war es ein Abschied mehr, den ich der Welt sagte. Ein Strom

rollte dem Thal entlang und bildete an dessen Ende einen der blauen Seen, die in diesen Gebirgen so häufig sind. Wie oft hatte ich in meinen glücklichen Tagen an den Ufern solcher Seen gesessen, und unbewußt der einzelnen Schönheit, welche die sie umgebende Natur darbot, mich dem gedankenlosen Genuß sorgloser Jugend überlassen! Jezt war es anders — doch genug! — Man ließ mich hart am Ufer des Stromes aufwärts steigen und unerwartet befanden wir uns an einer Felsenwand, aus welcher sich das Wasser mit gewaltigem Geräusche wie aus einer gewölbten Pforte ergoß; die Neger führten mich links auf einen steinigen Boden, der dem Bett eines ausgetrockneten Baches glich, und wir gelangten endlich an eine mit Dornen und Gestrüpp verwachsene Höhlung, aus der uns das dumpfe Brausen des Wassers von Neuem entgegen schallte; die Neger zogen mich hinein und bey den ersten Schritten nahte sich mir der Obi und sagte — mir bedünkte mit sonderbarer Stimme: „Das sage ich dir, nur einer von uns Beyden geht diesen Weg wieder zurück.“ Das Gebrause ward stärker, je weiter wir in der Finsterniß fortschritten, und nach zehn Minuten gelangten wir auf einen freyen Platz in dem Innern der Felsen, der größte Raum ward von den Quellen bespült, welche auf der einen Seite desselben schäumend von den Höhen herabstürzten, sich in dem Felsbette sammelten und mit donnerndem Geräusch von einem tiefen Schlunde verschlungen wurden. Der Rand dieses Abgrundes war mit dürren Pflanzen bedeckt, die Sonne bestrahlte sie mit röthlichem Licht und erhellte die Tiefe des Schlundes, um sie grauenvoller zu machen.

Ich weiß nicht, warum der Anblick dieses Abgrundes mir noch einmal das Bild meines ehemaligen Glückes vor die Seele rief — die weiche Menschheit siegte, und ich sagte zu den Negern, die gar nichts Rohes in ihrem Betragen gezeigt hatten: „Freunde, es ist doch hart, so jung — wenn man so glücklich hätte seyn können — zu sterben!“ — Ein höllisches Gelächter des Obi schallte hinter mir, „so fürchtest du dich zu sterben? das erfreut mir das Herz.“ — Seine Stimme war verändert, sie regte eine furchtbare Ahnung in mir auf: „Ungeheuer, rief ich, wer bist du!“ — „O nun sollst du es wissen,“ antwortete er, entblößte seine Brust und riß den Schleyer mit seinem Kopfputz vom Haupte — und ich erblickte auf seiner haarigen Haut das Brandzeichen von meines Oheims Sklaven und erkannte die Züge von meines Oheims Zwerg. „Abibra! rief ich schaudernd, kehren die Todten zurück?“ — „Die Todten? nein, für die habe ich gesorgt! der Narr deines Oheims hat sich für die Schmach, mit der ihr ihn übersättigt habt, gerächt. Jahre lang war ich das Spielwerk deines Oheims hing von seiner Laune ab wie ein Hund, hätte verlernt, daß ich ein Mensch war, wenn mich der Rachedurst nicht daran erinnert, endlich wusch ich die Schmach eines ganzen Lebens in dem Blut des Barbaren. — Mein Dolch, Leopold von Auverneß, fand den Weg zu dem Herzen deines Blutsfreundes, und meine Brüder rächten an Tausenden ihrer Tyrannen ihre Schmach“. . . . — „Vollende was du begannst, Elender, rief ich verzweifelnd, gib mir den Tod, aber schnell!“ — Er ging, sich die Hände reibend, auf und ab, blieb stehen, und sagte mit kindischem Trotz: „nein, ich eile nicht. Ihr habt mich Jahre lang bittrer wie den Tod leiden lassen, nun müßt ihr den Tod von uns erflehen. Nimm noch das mit auf den Weg, den du so ungeduldig bist zu gehen — ich habe den Schlupfwinkel, wo deine Marie steckt, dem Biassou verrathen, in diesem Augenblick zündet er den ihn umgebenden Wald an. . . .“ — Ich wußte, daß Marie von Jargals treuen Händen gerettet war, aber diese teuflische Bosheit brachte mich um alle Besinnung, ich wollte mich, unbewaffnet wie ich war, auf das Ungeheuer werfen, der Zwerg sprang aber einen Schritt zurück, rief den neben mir stehenden Negern zu, mich zu binden, und ich ward überwältigt.

In diesem Augenblick war mir's, als vernähme ich das Bellen eines Hundes, ich blickte auf — das Bellen ward lauter und ich sah Rask, der seinen Kopf hoch oben aus einer Felsenritze hervorstreckte. Abibra erblickte ihn auch, eine befremdliche Wuth schien seine Schadenfreude zu verdrängen. „Stürzt ihn hinab,“ rief er und trieb die Neger, die mich dem Abgrund zudrängten, aber eine donnernde Stimme von oben scholl herab: „Gefährten, haltet ein!“ Alles blickte empor. Bug Jargal stand am Rande der Felswand, wunderbar zeichnete sich meinem Auge, das so eben den Abgrund des Todes ermessen, die hohe, dunkle Gestalt — eine lange rothe Feder wehte von seinem Haupte — gegen den glänzend blauen Himmel. Die Neger sanken alle zu Boden und stießen das Geschrey aus, dessen Bedeutung zu errathen so schwer ist. „Bindet ihn los,“ rief Bug Jargal von Neuem. Jezt fand Abibra, den die Bestürzung erstarrt hatte, seine Stimme wieder. „Wer hat Rechte über meinen Gefangenen? rief er erbost, Häuptling des Mornerouge, was hast du hier zu thun?“ — „Ich befehle meinen Brüdern,“ antwortete er, und die Neger beugten sich bis in den Staub. „Bindet den Gefangenen los!“ rief er von Neuem, und meine Bande wurden gelöst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 5. März.

Nachdem, mit dem Schlusse der Theater, die Instrumentalisten wieder frey geworden sind, haben die Oratorien in der neuen Kirche (Chiesa nuova, oder eigentlicher, (da dieß nur ihr Volksname ist) di s. Maria in Vallicella) einen neuen Schwung genommen. Diese Anstalt, welche im Auslande gar nicht bekannt ist, und selbst in Rom nur von den determinirtesten Musikliebhabern besucht wird, verdient nichts desto weniger die höchste Beachtung, nicht allein, weil, troz ihres Ver-

falls, die Aufführungen daselbst noch immer eine gewisse Vollendung besitzen, sondern besonders, weil in ihr der Ursprung derjenigen geistlichen Singkompositionen zu suchen ist, welche sich unter dem Namen Oratorien über die ganze musikalische Welt verbreitet haben. Nachdem der heilige Philipp von Neri gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die genannte Kirche erbaut und darin den Predigerorden (la Congregazione dell' Oratorio di Roma) eingesetzt hatte, verband er mit den Predigten, welche in einem eigends dazu erbauten Sprachsaale (Oratorio) gehalten wurden, die Aufführung geistlicher Singmusiken mit Instrumentalbegleitung, zu deren Texte irgend ein religiöser oder biblischer Gegenstand gewählt ward, und die dazu dienen sollte, die Predigten bey dem Volke desto eingänglicher zu machen. Ob, wie man hier behauptet, der heilige Philipp bey Einsetzung dieser, mit Musik abwechselnden, geistlichen Reden, außer dem allgemeinen religiösen Zwecke, noch die besondere, örtliche Absicht gehabt habe, das römische Publikum aus den Theatern und Wirthshäusern weg, und in seine Predigten zu locken, lasse ich dahin gestellt seyn; dazu würde der Predigersaal, obgleich keineswegs klein, für eine Bevölkerung von hundertfünfzig tausend Seelen bey weitem die gehörige Größe nicht geh[illegible] haben. Sonderbar aber ist, daß diese Predigten nicht am Tage, sondern eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne (a mezz'ora di notte), stattfinden, wodurch das weibliche Geschlecht von diesen Versammlungen ausgeschlossen werden; ein Umstand, welcher beynahe auf jene Absicht schließen ließe. Denn hätten diese Predigten, wie alle übrigen hier gehaltenen geistlichen Reden (Catechismi genannt, wenn sie sich vorzugsweise mit den Pflichten gegen die Menschen, und Prediche, mit denen gegen Gott beschäftigen) zwey Stunden vor Untergang der Sonne statt; so könnten auch die Frauen daran Theil nehmen. Die Oratorien beginnen am 1. Nov. (am Allerheiligentage), und werden an allen Sonn- und hohen Festtagen (festo di precetto) aufgeführt, und enden auf dem Palmsonntage, diesen mit eingeschlossen, weil, wie bekannt, weder der grüne Donnerstag, noch der stille Freytag in der katholischen Kirche als Festtage gefeyert werden. Eine Eigenthümlichkeit derselben besteht darin, daß eine der beyden Predigten, welche hier jeden Abend stattfinden, von einem Knaben, in weltlichen Kleidern, gehalten wird. Dieser Gottesdienst hebt mit der Litaney an, welche abwechselnd vom Priester am Altare gelesen und von den Sängern auf der Orgel, mit dieser begleitet, gesungen wird. Dann folgt die erste Predigt, vom Knaben gehalten, auf diese der erste Theil des Oratoriums unter vollständiger Instrumentalbegleitung vom Orchester herab, dann die zweyte Predigt, von einem der Geistlichen der Congregation gesprochen, und endlich wird mit dem zweyten Theile des Oratoriums geschlossen. Ueber den inneren Werth der Predigten zu urtheilen, steht mir, als Lutheraner, nicht zu. Wenn man den protestantischen Predigern vorgeworfen hat, daß sie gar nicht von Gott sprechen; so läßt sich von den katholischen sagen, daß sie der menschlichen Dinge zu wenig gedenken. Doch ist dieß Grundsatz, als solcher im Wesen des Katholicismus begründet, und folglich konsequent. Aeußerlich aber haben diese Predigten den Vorzug, daß sie, wie überhaupt alle katholische Predigten, auswendig, ohne alles Concept, und zwar mit einer Gegenwart des Geistes, einem Feuer und einem Enthusiasmus gehalten werden, von denen außer Rom, noch weniger im Auslande, am allerwenigsten im protestantischen Deutschland Beyspiele anzutreffen seyn möchten. Ein Anstoßen ist etwas Unerhörtes; man würde überhaupt eine ganze solche Predigt für extemporirt halten, deuteten nicht ihre innere und äußere Disposition, besonders die gefeilte Diction, auf eine Vorbereitung hin. Das Publikum, wie gesagt, aus lauter Männern bestehend, wohnt diesem Abendgottesdienste mit exemplarischer Andacht bey. Die Zahl der Personen, welche während der Hauptpredigt die Kirche verlassen, steht mit der, welche bleibt, in gar keinem Verhältnisse. Vor Anfang der Musik zünden die Zuhörer Wachsstöcke, deren jeder einen eignen mitbringt, an der heiligen Lampe an, um den Text nachzulesen. Die Aufführung zeichnet sich dadurch aus, daß hier in der Regel die drey besten Sopransänger singen, welche Rom noch aufzuweisen hat, Mariani (ehemals ordentlicher, jezt außerordentlicher päpstlicher Sänger), Ferri (päpstlicher) und Dobili (Sänger der Peterskirche). Auch der beste Tenorist, Astolfi, gleichfalls aus der päpstlichen Kapelle) ist hier engagirt. An sich selbst läßt die Exekution, besonders des Orchesters, auch zuweilen der Sopransänger, wenn diese, was häufig der Fall ist, Heiserkeit befallen hat, zu wünschen übrig; aber mit den Leistungen ähnlicher Art in Deutschland verglichen, steht sie als Meisterwerk dar. Mariani ist bereits invalid; aber der Mann (oder, wie man ihn sonst nennen soll) versteht zu singen, ein Vorzug, der nicht allen Sängern eigen ist. Als Heros, und wirklich unerreichbar, steht er im allegrischen Miserere da. Ferri, der zweyte Sopransänger, besizt ein ungemein dickes, klingendes Organ; aber ein Nichts ist im Stande, seine Stimme augenblicklich heiser zu machen. Dobili besizt, einen gewissen, nicht gemachten, sondern natürlichen Charlatanismus abgerechnet, noch jezt die beste, kräftigste, metallreichste Altstimme, welche es irgendwo, selbst in einem Weibe, geben dürfte. Ich habe ihn auf dem Kaffeehause, während er eine Tasse Kaffee schlürfte, trillern hören, und vor Erstaunen über die wunderbare Vortrefflichkeit dieser Trillerey wäre mir fast die meinige aus den Händen gefallen. Uebrigens haben für die Oratorien der neuen Kirche alle ersten Komponisten der Vorzeit komponirt. Daher besaß das dortige Archiv die vollständigste Sammlung dieser Musikgattung vom ersten Ursprunge an bis auf die neuesten Zeiten; unter den Franzosen soll jedoch ein unwürdiger Geistlicher dieses Ordens einen großen Theil derselben auf die Seite gebracht und verkauft haben. Der älteste der hier zur Zeit noch aufgeführten Komponisten ist Anfossi, ein Tonsetzer, der, seiner geistlichen Werke wegen, noch heut zu Tage ein fast klassisches Ansehn in Rom genießt: seine Betulia liberata, seine Morte di s. Filippo Neri, Nascita del Redentore u. s. w. sind Meisterstücke in der Oratoriengattung, dagegen seine Theaterkompositionen, von denen ehemals il Geloso in cimento, l'Incognito perseguita u. s. w. selbst in Deutschland großen Ruf erhalten haben, in absolute Vergessenheit gerathen. Von Cimarosa wird besonders il Sacrifizio di Abraamo und le Virtù di s. Filippo Neri und von Paesiello la Passione del Nostro Signore Giesù Cristo aufgeführt; am beliebtesten sind aber die Kompositionen des Expaters Bonfichi, eines noch lebenden Komponisten. Die Römer halten seine Nuvoletta di Elia und seinen Passaggio del Mar rosso, für klassische Werke dieser Gattung, und hören sie jährlich ein halbes Dutzend Mal mit immer gleichem Vergnügen. Von demselben Komponisten ist jezt ein neues Oratorium: La Scesa di Giesù Cristo al Limbo (Christi Höllenfahrt), erschienen, das sehr gelobt wird, aber bis jezt in der Chiesa nuova noch nicht aufgeführt worden ist.

Druckfehler.

In Nr. 89, S. 356, Sp. 2, Z. 24 v. u. l. Castor-Oel st. Camphoröl.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. April 1826.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

West-Oestlicher Divan von Goethe.

Die Makamen des Hariri.

In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Es trieb mich, seit ich die Kinderamulete abgebunden, — und den männlichen Turban umgewunden, — ein Verlangen nach Bildung und Sitte, — die ich mit scharfem Ritte — ging suchen durch aller Länder Mitte, — daß sie mir würde zu einem Schmuck vor dem Volke, — vor Mittagsbrand zu einer Schattenwolke; — und so begierig war ich auf ihrer Trift zu weiden, — und mich in ihr Gewand zu kleiden, — daß ich fragte bey hohen und niedrigen, — befreundeten und widrigen, — wo ihre Spur mir möchte begegnen, — wo ihre Milde mich möchte segnen — mit Tröpfeln oder mit Regnen. — Und als ich nun kam nach Holwan, — und hatte mich schon unter Menschen umgethan, — hatte gelernt ihren Werth zu wägen, — und sie zu erkennen nach ihren Geprägen; — fand ich daselbst den Ebu Seid von Serug, der sich allerley Stammbäume machte, — und sich vielerley Gewerbszweige erdachte, — bald sich gab für einen Sprößling von Sasan, — bald für einen Schößling der Königswurzel von Ghassan, — heut im Gewand eines Poeten auftrat, — morgen den Mund eines Propheten aufthat, — hier erschien mit der Würde des Emirs, — und dort mit der Bürde des Fakirs; — nur daß immer — in seinem wechselnden Farbenschimmer, — in seiner Verwandlungen Truggeflimmer, — er sich zeigte sagenmundig, — redekundig, — witzig und bündig, — spitzig und fündig; — den nimmer ein Unfall brachte in Noth, — dem immer ein Einfall stand zu Gebot; — der mit Reden jeden beschämte, — und sich nach Gefallen allen bequemte. — Wegen seiner artigen Sitten — war er mit seinen Unarten wohl gelitten, — mit Eifer und mit Eifersucht — von allen gesucht, — die seine Frucht einmal versucht; — und es scheute — jeder Gescheute — seines Blitzes Schläge, — und kreuzte ihm nicht die Wege. — Ich hing an seines Mantels Saum, — berauscht von seiner Lippen süßem Schaum; — durch seine zauberhaften Eigenschaften — mußt' ich an ihm wie leibeigen haften. —

Daß er lachte, war mein Licht, mir Aussicht war sein Angesicht;
Weggehaucht mein Unmuth, wo ich taucht' in seiner Anmuth Thau.
Lautenspiel sein Laut, Geselligkeit mit ihm Glückseligkeit,
Seine Stirne mein Gestirn, sein fröhlich's Auge Frühlingsau.

So blieben wir zusammen eine Frist, — und er schuf jeden Tag eine neue Lust und eine neue List; — seine Bekanntschaft — war mir mehr als eine ganze Verwandtschaft, — und durch seinen Umgang ward ich belehrt, — meiner Kenntnisse Umfang vermehrt, — der Zweifel dunkler Umhang aufgeklärt. — Da fing er an, hier des Erwerbs zu mangeln, — er mußte gehn an andern Wassern zu angeln, — es trieb ihn der Ausgang der Nahrung — zu Auszug und Straßenbefahrung, — zu streichen in andern

Strichen, — weil hier die Jagdzeit verstrichen — und sein Glücksstern erblichen; — er förderte die Abfahrt und entwich, — ließ mich und nahm mein Herz mit sich. —

Mir gefiel, seit er mir fehlte, nichts worauf mein Auge fiel;
Seit es litt, daß er entglitten, floß von Leid mein Augenlied.
Wer zur Lust mich laden wollte, lud nur eine Last mir auf;
O! von denen, die ich fand, wie unterschied sich Er, der schied!

So war er mir eine Zeit lang verschwunden, — ich hatte von ihm keine Kunden — und keine Bekannten gefunden. — Und als ich nun wandersatt — heimkehrte zu meiner Vaterstadt, — besuchte ich ihre Bibliothek, den Weisheitschatz, — den Sammel- und Tummelplatz — gebildeter Männer, auserkohrner, — fremder und eingeborner. — Da trat ein Mann ein, dessen Bart gesträubt war, — und dessen Kleid bestäubt war; — der grüßte mit blitzenden — Augen die Sitzenden, — und sezte munterst — sich ganz zu unterst. — Dann fing er an herauszurücken, — und die Versammelten zu entzücken — durch Redeschmuck — und Gewandtheit im Ausdruck. — Er begann seinen Nachbar zu fragen: — Welches Buch hast du da aufgeschlagen? — Dieser sprach: den Diwan *) des Ebn 'Oba'de, — der jezt berühmt ist im hohen Grade. — Jener sprach: Und stießest du, so weit du lasest, auf etwas Rühmliches, — Neues, Blümliches, — Eigenthümliches? — Er sprach Ja! — der Vers da:

Gereihte Perlen decket auf dein Lächeln;
Aus Würzeblumen kommt des Odems Fächeln.

Denn das ist neu gedacht, — und schön gemacht. — Da rief jener: O Wunder! — so liegt die Kunst unter! — Siehest du Geschwulst an für Fettigkeit? — oder Abzehrung für Nettigkeit? — Hast du deinen Athem gestohlen, — daß du bläsest in todte Kohlen? — Wo ist deine Belesenheit, — daß du nicht kennst das berühmte Beit **), — das alle Gleichnisse von Mund und Zahn zusammen reiht? — Worauf er hersagte:

Ich bin das Opfer eines Zahns, der duftig glänzt,
Der Klippe gleich, in Morgenthau getauchet.
Die Perlenreihe lächelt vom Rubin umgränzt,
Der frischen Ruch von Würzeblumen hauchet.

Da lobten sie bis zur Uebertreibung, — baten um Wiederholung und Niederschreibung, — fragten: Lebt oder ist erblaßt, — der das hat verfaßt? — Bescheiden sprach darauf der Gast: — „Die Wahrheit soll man bezeugen, — und vom Rechte nicht beugen; — es ist der Mann, der mit euch spricht.“ — Doch, als glaubten sie ihm die Vaterschaft nicht, — und als müss' er sich wahren vor Gefährde, — und abwälzen des Argwohns Beschwerde, — ließ er den Koranspruch los: — „Mancher Verdacht ist ruchlos.“ — Dann sprach er: O ihr edlen Lichter! — Dichterverdienstes Richter, — des Aechten und Falschen Sichter! — Der Schmelztigel bringt dem Gold nur Gewinnst, — die Hand der Wahrheit zerreißt des Irrthums Gespinnst. — Uns ist von den Alten — der Spruch aufbehalten: — des Mannes Werth — wird durch Prüfung bewährt. — Ich geb' euch mein Reisebündel zur Schätzung, — mein Verborgnes zur Auseinandersetzung. — Da trat hervor — einer aus dem Chor, — und sprach: Ich weiß ein Beit, so feines ward nicht gesponnen, — so reines geschöpft aus keinem Bronnen, — so ungemeines nie ersonnen. — Vermagst du gleiche Fäden zu spinnen, — so magst du hier den Preis gewinnen. — Und er sagte her:

Aus der Narzisse [1]) Perlen regnend, nässet sie
Die Ros' [2]), und Traubenbeer' [3]) am Demant [4]) presset sie.

Da währte es keinen Augenwink, — und vortrug jener flink, — und sein Vortrag war nicht link:

Sie stand verhüllt vom Schleyer feuerfarbnen Flors;
Ich sprach: du sperrst den Zugang meines Lebensthors.
Sie nahm die Abendröth' hinweg vom Mond, und leis
Als Perle kam ihr Wort zur Muschel meines Ohrs.

Da staunten die Versammelten, — und zu seinem Lobe sie stammelten. — Doch als er sah, daß er ihr Herz getroffen, — und von ihnen könnte Ehre hoffen, — blickte er zu Boden, und rief im Nu: — da habt ihr noch zwey Verse dazu:

Der Abschied kam; sie stand im Schleyer schwarzen Flors,
Mit Perlenspitze [5]) nagend Spitze Zuckerrohrs [6]).
Die Nacht [7]) lag glänzend überm Tag [8]) und beyde trug
Ein schlankes Schilf [9]), und nicht das Gleichgewicht verlor's.

Da erkannten sie an ohne Hadern — die Fülle seiner Quelladern; — ihre Zweifel waren entkräftigt, — und nur ihn zu ehren waren sie jezt beschäftigt. — Sie wußten nicht seinen Ruhm genug zu verbrämen; — er mußte sich schon bequemen, — ein Ehrenkleid von ihnen anzunehmen. —

Der Berichter dieser Geschichte spricht: Wie ich sah seines Feuers Funken, — seiner Glanzlichter Prunken; — sucht' ich seine Mienen zu unterscheiden, — und ließ meinen Blick auf seinem Antlitz weiden. — Und siehe, es war von Serug unser Scheich, — den ich nicht hatte erkannt

*) Diwan. Gedichtsammlung.

**) Beit. Distichon, Vers.

1) Dem Auge.
2) Die Wange.
3) Die Fingerspitze.
4) Der Zahnspitze.
5) Zahn.
6) Fingerspitzen.
7) Des Haares.
8) Des Angesichts.
9) Des Wuchses.

sogleich, — weil in der dunkeln Nacht von seinem Haar — inzwischen Mondlicht geworden war. — Da wünscht' ich mir Glück, daß ich ihn fand, — und reicht' ihm die Hand; — sprechend: Beym Herrn der Unendlichkeit! — Was hat dich so verwandelt bis zur Unkenntlichkeit? — Was hat deines Hauptes Wälder gelichtet, — und deine Wangen in Felder geschichtet? — Hätt' ich dich nicht erkannt an der schlauen Art, — nimmer hätt' ich dich erkannt am grauen Bart: — Da hub er an:

Grau macht die Zeit, die greuliche;
Trau' nicht auf die untreuliche!
Sie lacht dir einen Augenblick,
Und grins't dann, die abscheuliche.
Die Jahre führen über's Haupt
Dir manches Unerfreuliche.
Die Stürme rütteln dir am Haus,
Baufällig wird das Bäuliche.
Dein Auge trübt sich, ungetrübt
Blickt droben nur das Bläuliche.

Da hemmt' er sein Wort, — und räumte den Ort, — und nahm die Herzen mit sich fort.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Der Zwerg erschöpfte sich in furchtbaren Flüchen, vor denen die Neger selbst schauderten; Bug Jargal aber befahl seinen Gefährten, zu Biassou zu eilen, und ihm zu melden, daß er die schwarze Fahne, das Zeichen meines Todes, im Lager der Weißen nicht aufpflanzen solle, „denn dieser Mann, setzte er hinzu, rettete dreymal mein Leben und ich will, daß er frey sey.“ Bey diesen Worten nahm er die rothe Feder vom Haupt und ließ sie herabschweben. Der Anführer meiner Wache nahm sie ehrerbietig vom Boden auf, der ganze Haufen verbeugte sich mit gekreuzten Armen und eilte durch den Felsengang fort. Abibra hatte mit wuthflammenden Augen den Vorgang betrachtet und folgte ihnen nach.

Ich stand betäubt, ohne ein klares Gefühl, aber mein Auge haftete auf meinem Erretter. „Gott sey gedankt, rief dieser mit der Stimme des innigsten Gebets, jezt gehe zurück durch die Felsenhöhle, im Thale komme ich zu dir.“

Ich eilte, ihn zu finden, aber beym ersten Schritt in der finstern Höhlung, die hart an dem Abgrund ihren Eingang hatte, stürzte Abibra, der, statt die Neger zu begleiten, sich hier verborgen hatte, mir entgegen, sein Dolch — derselbe, dessen er sich bey der Messe als Kruzifix bedient, glänzte in seiner Hand, ich machte eine Wendung, ihm zu entgehen, er stürzte unvorsichtig mir nach, glitt auf dem wasserbenezten glatten Boden und wäre in den Abgrund gerollt, hätte nicht die dürre Wurzel des einzigen Baumstammes, der einst hier gegrünt hatte, sein buntscheckiges Gewand ergriffen und ihm Zeit gelassen, sich an diese Wurzel zu klammern, aber sein Dolch fiel in den Abgrund, seine glänzende Kopfbekleidung stürzte ihm nach, und er hing nun über den Schlund des Verderbens. Nun flehte er um sein Leben, um meine Hülfe. — Ich hob den Fuß und wollte, in den Höhlengang eilend, ihn seiner Strafe überlassen. Aber er flehte so furchtbar! — mir schwebten, wie ferne und wie dunkel es seyn mochte, Hoffnungen von Rettung, von Wiedersehen, von Glück vor der Seele, ich hatte einen undeutlichen Trieb, nicht verderben zu lassen auf meinem Wege zum neu geschmückten Leben — ja ich gedachte Bug Jargal's Großmuth, die ich nie im Stande war zu erreichen — oder ich dachte nicht, ich folgte meinem Gefühl, ich umfaßte mit meinem Arm den abgebrochnen Baumstamm, reichte dem Unseeligen meine Linke, und erwartete, daß er sich mit ihrer Hülfe auf den Felsenrand schwingen würde — statt dessen faßte er, die Baumwurzel los lassend, meine Hand mit seinen beyden, brachte seine Füße an die Felswand, und nun, mit aller Kraft seine Schwere vermehrend, suchte er mich mit sich in den Abgrund zu reißen. Der Kampf, welcher nun entstand, war seltsam und scheußlich über alle Beschreibung! Ich konnte nichts als den abgelebten Stamm mit Anstrengung festhalten, das Ungeheuer hatte kein Mittel seine mörderische Absicht zu erreichen, als sein eignes Gewicht — wie lange dieses Ringen dauerte, weiß ich nicht, an den Tod dachte ich nicht, aber also sterben, durch die List dieses Dämons — das wollte ich nicht. Der Arm, mit dem ich den Baumstamm umfaßt hielt, fing an zu erstarren, der linke, welcher die Last des Scheusals trug, war nicht mehr fähig eine Bewegung zu machen, ich hob mein Angesicht auf und rief: Bug Jargal! Bug Jargal! — Die Stimme tönte von den Felshöhen zurück — Abibra schlug ein gräßliches Gelächter aus keuchender Brust auf, und es schallte im Abgrunde wieder. Bug Jargal! rief ich nochmals, denn der dürre Baumstamm gab der dauernden Gewalt nach, und fing an zu krachen — und ich hörte Rask's Gebell, und wie eben meine Kraft ersterben wollte, sprang das treue Thier von dem Felsen herab, und mich an meinen Kleidern packend, gab es mir das Bewußtseyn eines neuen Haltes. „Strenge dich an!“ rief Bug Jargal, der wieder auf der Felsmauer erschien, Abibra, der meinem Retter zuvorkommen wollte, machte noch einen Versuch, mich zu sich zu ziehen. „Komm, komm!“ schrie er mit heiserer Stimme; aber seine verklommnen Finger erlähmten, er ließ meine Hand fahren, und der Abgrund verschlang ihn.

Ich lag einen Augenblick betäubt am Boden, Rask legte schweigend seine Schnauze an meinen Hals, Bug Jargal mochte auch von dem Strafgericht, was hier vorgegangen war, verstummt seyn. Aber bald rief seine

Stimme mich auf: „Bruder, eile in das Thal, meine Augenblicke sind gezählt; Rask wird dich führen.“ Ich stand auf und folgte dem vorangehenden Hund.

(Der Beschluß folgt.)

Der Fürsten Allgewalt.

Mildert Gewalt durch Liebe, so werdet ihr mächtiger, Fürsten!
Wink't! und der Liebe gehorcht gern die entfesselte Welt.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 10. April.

Durch den Tod der Prinzessin Kunigunde, Tante des Königs von Sachsen, welche vorgestern Vormittags in ihrem 80sten Jahre verschieden ist, haben plötzlich alle öffentlichen Vergnügungen für vierzehn Tage aufgehört, und ich finde hier einen passenden Ruhepunkt, um Ihnen wieder einige berichtende Zeilen zu schreiben. Eben jener Todesfall hinderte auch die an demselben Tage bereits angesezt gewesene Abschiedsvorstellung der italienischen Sängerin Tibaldi von dem hiesigen Theater. Vor vier Jahren war sie auf demselben mit dem ausgezeichnetsten Beyfalle zum ersten Male als Tancredi aufgetreten, und wollte nun mit dieser Rolle auch ihre theatralische Laufbahn schließen. Schon waren Blumenkränze und Sonette gewunden und gedruckt, um ihr die dankbaren und freundlichen Gesinnungen des Publikums nochmals auszudrücken, als das Verbot des Schauspiels an diesem Tage die ganze, in dem hiesigen Theater sehr seltne, Festlichkeit unterbrach. Mittwochs vorher hatte die jugendliche, höchst reizende Künstlerin, noch mit der naivsten Laune und der angenehmsten Komik die Rolle der alten Tante Fidalma in der heimlich geschlossenen Ehe gesungen, und war besonders in der Arie, E' vero che in casa, mit dem enthusiastischsten Beyfalle überhäuft worden, so wie denn diese Oper überhaupt im Ganzen trefflich dargestellt ward. Die italienische Bühne leidet einen schwer zu ersezenden Verlust durch ihren Abgang. Man sagt, daß Sgra. Schiasetti, welche jezt mit großem Beyfalle in Paris spielt, an ihre Stelle engagirt sey, wodurch wenigstens die Direktion zeigt, daß sie die möglichste Sorge dafür anwendet, da gute italienische Altistimmen jezt so selten sind.

Das deutsche Theater ward nach den Osterferien wieder mit den falschen Vertraulichkeiten, einem Lustspiele nach Marivaux, geöffnet. Dergleichen lang und langweilig, durch Bedienten- und Kammermädchen-Vertrauten ausgesponnene alte französische Lustspiele geben nicht mehr für die Schnellpost unserer dramatischen Anforderungen, auch gefiel das Ganze nicht im Geringsten, und ward völlig kalt aufgenommen. Ich weiß nicht, von wem die Uebersezung ist. Es war selbst an ihr nichts zu tadeln, und mehrere feine Züge hätten bey minder gedehnten Scenen Glück machen können, aber die Hälfte wäre jedenfalls besser gewesen als das Ganze. Becker war sehr brav als verkleideter Hausjekretär, und spielte mit einer so milden Ruhe und einfachem Anstande, daß das widerlich gespreizte Wesen seines Freundes dagegen gewaltig abstach. Den wackern Devrient hätte man wohl mit der erbärmlichen Rolle des Grafen verschonen können, diese stumme, müßige Figur wäre auch ein untergeordneter Darsteller zu repräsentiren im Stande gewesen. Mad. Schirmer war in mehreren Scenen sehr gut, und eine angenehme Erscheinung, daß sie weniger Eindruck machte, lag nicht in ihr, sondern dem breiten Stücke. Kürzer, ergreifender und wirkender gestaltete sich die erste Liebe, nach dem Französischen, von Th. Hell. Das kleine Stück wurde mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen, und man kann dem Bearbeiter dazu Glück wünschen. Es macht und fordert keine Ansprüche auf, und gefällt dadurch um so mehr. Auch bey der zweyten schnell darauf folgenden Vorstellung erwies sich dieß. Die Intrigue ist nicht gewöhnlich, und alle Charaktere sind ergözlich. Die Darstellung war im Ganzen sehr gelungen. Stets sieht man Dem. Gley mit Vergnügen. Ihr Aeußeres ist in der That höchst einnehmend, eben so ihre Stimme. Nur hüte sie sich vor falschem Pathos, vor zu vieler Deklamation. Natur! Natur! möchte man ihr zurufen, und höchst freundlich wirkt sie, wo diese unverstellt hervortritt. Das war besonders bey der zweyten Vorstellung und da wieder in der zweyten Hälfte des Stücks der Fall. So muß sie fortfahren, um sich allgemeinen Beyfall zu versichern. Auch auf ihre Handbewegungen muß sie besonders Acht haben, diese sind noch durchaus nicht im Einklang mit dem Wort, nicht selten unbedeutend oder gar störend. Eine ältere Freundin, die Grazie einer Schirmer, würde hier die beste Lehrerin für sie seyn. Hr. Devrient übertrieb wohl hie und da in seiner komischen Rolle ein wenig. Besonders bleibt die Bewegung mit den Händen nach hinten hin stets unanständig, vorzüglich wenn sie so oft wiederkehrt, aber er spielte mit Leben, und erwarb sich also Beyfall mit Recht. Dieser gebührte auch Herrn Becker, der seinen Pseudokarl sehr geschickt durchführte, und später in den Ton der wahren Empfindung herzlich genug überging. Vor allen trefflich war Herr Burmeister. Er gab in der Rolle des nachgebenden Vaters, so klein sie auch ist, doch eine wahre Charakterzeichnung. Wie es heißt, sehen wir nach Beendigung der Trauerferien noch der Darstellung des Julius Cäsar von Shakespeare entgegen; die dritte, von Alexander und Darius, ließ unser Publikum ganz kalt, und doch war sie von Seiten der Künstler unstreitig die gelungenste.

Zwey musikalische Akademien hatten auch in dieser Zeit statt, beyde sehr besucht und genußgewährend. Die erste gaben die Kammermusiker Gebrüder Haase, wovon der eine ein ausgezeichneter Virtuose auf der Violine, der andre auf dem Horne ist. Sie bewährten sich auch als solche in einzelnen und Doppelkonzerts. Dem. Funk trug eine Arie von Mercadante sehr brav vor, und eine Dem. Seconda zeigte eine kräftige, volltönende Stimme, der blos noch einige Gewandtheit fehlt. Noch größere Theilnahme fand das große Konzert des Herrn Kapellmeisters Hummel. Der Ruhm dieses Mannes ist so ausgebreitet und begründet, daß man nur sagen darf, er war da, um auch gesagt zu haben, er entzückte. Besonders that er dieses durch seine freye Phantasie. In diesem Genre steht er wohl einzig da, und man staunt an dem schöpfrischen musikalischen Geiste sie an, der solche Aufgaben mit solcher Gediegenheit, Anmuth und Fertigkeit zu lösen im Stande ist. Die zwischen seinen Konzertstücken gesungenen Arien, so kunstvoll sie auch Dem. Veltheim vortrug, und so viele Mühe sich auch Sgr. Bonfigli, troz seiner sehr belegten Stimme gab, wollten doch bey solchen Meisterwerken nicht so ansprechen, wie es wohl außerdem der Fall gewesen seyn würde. Für die treffliche Ausführung der Ouvertüre aus Cherubini's Anakreon hätte die musikalische Kapelle wohl auch lauten Beyfall verdient.

Guido.

Beylage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. April 1826.

Was kann vermieden werden,
Das sich zum Ziel die mächt'gen Götter setzten?

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Beschluß.)

Wie ich aus dem feuchten Felsengang heraus trat, fielen Abibras Worte mir bey, die er auf diesem Platz mir zugezischelt hatte: nur einer von uns Beyden geht diesen Weg wieder zurück. — Seine Zusage war anders erfüllt, als wie er meynte! — Bug Jargal kam mir im Thale entgegen. ich warf mich in seine Arme, sprechen konnte ich nicht, aber er errieth meine Frage. „Bruder, dein Weib ist in Sicherheit, sagte er sanft, ich übergab sie deinem Verwandten; er befahl mir, eilend bey Biassou einen Versuch zu deiner Rettung zu machen; zehn meiner Brüder hafteten mit dem Leben für das deine, für meine Rückkehr mit dir — ich beflügelte meine Schritte, denn noch hoffte ich, weil die Fahne, welche deinen Tod verkünden sollte, noch nicht aufgepflanzt war — Rask zog mich diesen Weg, ich traute seiner Spur — Bruder, ich konnte dich retten!" und er schloß mich an seine Brust. Er ließ mir nicht Zeit, ihm mehr Fragen zu thun, sondern drang in mich, zu Marie zu eilen; das war dem Zug meines Herzens gemäß und wir machten uns auf den Weg.

Dauverney's Stimme, die immer bewegter geworden war, stockte hier ganz, er senkte seinen Kopf und begegnete Rask's Blicken, der, zu seinen Füßen liegend, ihn, als verstehe er sein Schweigen, traurig angesehen hatte. „Ja, so sahst du mich an, murmelte er dumpf, das Thier streichelnd, aber unfähig, seine Bewegung zu bemeistern, sprang er auf und verließ das Zelt.

Die Zuhörer verweilten eine Zeit lang, ein Jeder nach seiner Weise mit dem Inhalt der Erzählung beschäftigt. Endlich kam Dauverney zurück, nahm seinen Platz wieder ein und nahm mit erzwungener Fassung seine Rede wieder auf: Rask ging hinter uns, keine Felsenhöhe war mehr von der Sonne erleuchtet, plötzlich blizte eine Helle auf und verschwand — Pierrot schauderte zusammen und rief; „Horch!" — Ein dumpfer Ton rollte durch die Klüfte. „Das ist ein Kanonenschuß, nicht wahr?" fragte er finster. Ich nickte bejahend. Er riß sich von meinem Arm los, kletterte pfeilschnell auf einen Felsen, deutete nach einer Stelle hin und rief mir zu. Ich folgte seinem Wink, und sah jezt eine Felsenklippe — die höchste — vom lezten Strahl der Sonne erleuchtet, und auf ihr wehte Biassou's schwarze Fahne. — — Dauverney schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Ich erfuhr späterhin, daß Biassou, zum Abmarsch aus seinem Lager gedrängt, und, der verstrichenen Zeit zufolge, von der Vollziehung meines Todesurtheils überzeugt, diese Todesfahne hatte aufpflanzen lassen. Sie war das Signal, welches Bug Jargal's Gefährten zum Richtplatz rief und bey ihrem Anblick bemächtigte sich der tiefste Schmerz seiner. Er suchte ihn zu bekämpfen, trat mir näher — „geh' zu deinem Weibe, sagte er, Rask wird dich geleiten," damit pfiff er eine afrikanische Weise, der Hund wedelte freundlich und schien auf die eine Seite des Thals laufen zu wollen; Bug Jargal ergriff

meine Hand, drückte sie krampfhaft, rief: „Lebe wohl! lebe wohl!“ und verschwand in dem uns umgebenden Gebüsch. Ich stand vernichtet, denn ich ahnete, was jezt vorging. Rask heulte klagend, sah mich mit großen, traurigen Augen an, und zog mich auf die Seite, wohin sein Herr geeilt war. Ich folgte seinem Wink, er flog vor mir her durch Gestein und Gestrüpp, kehrte um, wenn ich seiner Eile nicht nachzukommen vermochte, schien durch eine flüchtige Liebkosung mich ermuntern zu wollen, und zeigte mir auf's Neue den Weg. So schritten wir durch kleine Thäler, über Felsen, durch Gebüsch; endlich . . . Dauverney's Stimme erstarb. Thadäus, rief er nach einer Pause dem alten Sergenten zu, der während der ganzen Erzählung, sichtbar von jeder Empfindung seines Kapitäns mitfühlend, bewegt, in einem Winkel des Zeltes gesessen hatte — Thadäus! erzähle weiter, ich vermag es nicht mehr. . . .

Thadäus vermochte es nicht viel besser, aber die Zeltkameraden erfuhren doch so viel: Wie man im Lager der Kolonialarmee Biassou's schwarze Fahne vom Feldgipfel hatte wehen sehen, hielt man Dauverney's Todesurtheil für vollzogen, die Signalkanone wurde gelöst, „und ich, berichtete Thadäus, ward beordert, die zehn Bürgen Bug Jargal's zum Richtplatz zu führen. Es war ein Platz, ziemlich weit vom Lager entfernt. Ich ließ die Neger binden und vertheilte meine Haufen, wie es die Sache erforderte — da eilt unversehens der große Neger, den man Pierrot nannte, vom Walde herbey und ruft ganz athemlos: „Ich komme eben zur rechten Zeit. Guten Abend!“ — — aber nein, ich glaube nicht, daß er das sagte. Er sprang nur auf seine Landsleute zu, band sie los — — ich stand da, starr vor Erstaunen, denn nun stritten sich diese Leute, wer für den andern den Tod leiden sollte. Es hätte vielleicht noch lange gedauert, aber ich mußte es beenden — ja ich mußte, ich bekenne mich des schuldig. Er nahm ihren Platz ein: in diesem Augenblick stürzte sein großer Hund — da, eben dieser Rask, auf mich zu und packte mich bey der Gurgel — ich wollte, er hätte fester gepackt! aber Bug Jargal gab ihm ein Zeichen, er ließ mich los und schmiegte sich an die Kniee seines Herrn, und ich . . . ich glaubte, Sie wären todt, Kapitän, ich war zornig, ich rief . . . Thadäus verstummte und streckte die Hand aus, und hob erst nach einer Weile wieder an. Bug Jargal fiel. Eine der Kugeln hatte seinem Hunde eine Pfote zerschmettert, seitdem meine Herren — und der Sergent schüttelte dabey traurig den Kopf — seitdem ist er hinkend. Ich hörte aber, sobald das Krachen der Musketen verhönt war, ein Gestöhne nahe dabey im Walde, und wie ich hineilte, fand ich . . . da, meinen Kapitän, er ächzte — — über ihn. Er war auch verwundet, aber Frau Mariens Sorgfalt half zu seiner Genesung.“

Der Sergent schwieg, Alle schwiegen und Dauverney wiederholte dumpf: „Bug Jargal war todt!“ — Thadäus senkte das Haupt; „er hatte mir das Leben gerettet und starb dann für mich.“

Hier endete die Erzählung. Marie verlor bey dem ersten Brande vom Kap das Leben, ihr unglücklicher Gatte erhielt das seine bey den täglich rückkehrenden Gefahren des Kriegs, denn er war mit Abscheu von dem Schauplatz so vieler Gräuel, von dem Grab seines Friedens, seines Glücks — nach Europa geeilt und focht in den Heeren der damaligen französischen Republik. Nach einer großen Schlacht, welche diese über die vereinten Armeen der europäischen Fürsten gewannen, meldeten die Todtenlisten seinen Tod. Man fand ihn auf der Brustwehr einer erstürmten Batterie, sein treuer Thadäus lag an seiner Seite; Rask hatte ihn mit seinem Leibe zu decken gesucht, und eine freundliche Kugel hatte den Treuen mit seinen Beschützern im Tode vereint.

Die Stadt Damaskus.

(Fortsetzung.)

Wir besuchten oft ein angenehmes Dorf am Fuße des Berges Salehieh. Es wird von einem der Flüsse durchströmt, und jedes Haus hat seinen Garten; und über und mitten unter den Bäumen erhebt sich die Kuppel und Minaret der Moschee und gleich dahinter der nackte graue Felsen. Die schönste Aussicht auf die Stadt ist rechts von diesem Orte; ein leichtes Sommerhaus steht auf der Mitte des Berges, von dessen obern Zimmern man den Anblick der Stadt und ihrer herrlichen Umgebung in ganzer Fülle genießt. Die Ebene vor derselben erstreckt sich in unabsehbarer Ferne hin. Der Ort, den man den „Sammelplatz der Wasser“ nennt, ist ungefähr zwey Meilen nordwestlich von der Stadt. Der Fluß Barrady, vielleicht der alte Abana, theilt sich am Fuße eines Felsenberges in sechs bis sieben verschiedene Ströme, die durch Kunst in mehreren Richtungen zur Bewässerung der Baumpflanzungen geleitet werden, hier sich aber wieder alle vereinigen und den bekannten schönen Wasserfall bilden.

Die Straßen der Stadt, außer der geraden Straße, sind alle eng, aber gepflastert; auch die Landstraße ist es, welche zu dem Dorfe Salehieh führt, und hat überdieß noch einen guten Fußweg. Auf beyden Seiten derselben stehen Bäume neben kleinen Wasserbächen und unter denselben Sitze für die Spaziergänger, welche oft hier von einem wandernden Kaffeeschenker Erfrischung erhalten können.

Die Häuser der Stadt sind im untern Theil von Steinen, im obern von Backsteinen gebaut. Die Einwohner kleiden sich sehr kostbar und wärmer als in den südlicheren Gegenden, denn im Winter ist es hier ziemlich kalt, und

das viele Gewässer macht auch die Luft feucht. Ein europäischer Arzt könnte hier sein Glück machen, denn Herr Chaboiseau, ein achtzigjähriger Franzose, der schon seit vierzig Jahren hier gelebt, hat eine gute Kundschaft und scheint sich dabey sehr wohl zu befinden. Der hohe Schneeberg Scheik bildet einen erfrischenden Anblick von der Stadt her; und man bringt von dorther den Schnee in großer Menge für die Scherbetbuden und den Gebrauch der reichern Einwohner. Jedes ansehnliche Privathaus hat seine Springbrunnen, und in einigen der Kaffeehäuser erhebt sich ein Wasserstrahl zu einer Höhe von fünf bis sechs Fuß in der Mitte von weichen Ottomanen.

Wir lebten hier sehr angenehm. Des Abends schwazten wir mit den Freunden unsers Wirthes und zuweilen ritten wir in die Ebene hinaus bis zur Gränze des Bereiches der Bäume. Die Anzahl der hier ansässigen Christen wird auf 10,000 geschäzt, worunter die von der griechischen Kirche am zahlreichsten, obgleich es auch viele Katholiken und Armenier gibt. Sie scheinen bequem, und in der Ausübung ihrer Religion und eigenen Gebräuchen ganz ungestört zu leben. Die Unduldsamkeit der hiesigen Türken war uns gar nicht auffallend; wir fanden sie im Umgang durchaus höflich und zuvorkommend, und wir fühlten weder in der Stadt, noch irgendwo auf ihrem Gebiete die geringste Besorgniß. Sie sind offen und ehrlich, und Rachsucht und Betrug sind ihnen gleich fremd. Die Juden hier befanden sich während dieser Zeit sehr wohl; Einer von ihrer Nation war Minister des Paschas, und sie genossen der vollkommensten Freyheit. Jeden Abend konnte man deren eine Menge außerhalb der Mauern sehen, wo sie sich auf mancherley Weise belustigten, während die Türken ihren Spielen mit dem größten Vergnügen zusahen.

Eines Morgens hörten wir eine Artilleriesalve und erfuhren, daß es das Zeichen zur Enthauptung zweyer Offiziere war, die vor ein Paar Tagen, bey einer Schlacht mit den Truppen von Akra und dem Libanon, davon gelaufen waren.

Bey unserer Ankunft in Damaskus wollte ich eine Privatwohnung nehmen, und wir wurden zu einem wohlhabenden Türken gewiesen, der ein oder zwey leerstehende Häuser hatte. Er war ein Barbier und gab uns einen andern Beweis von der Achtung, in welche diese Volksklasse im Orient steht, wie es auch unter den arabischen Erzählungen zu ersehen ist. Der alte Mann saß, sehr anständig gekleidet, mit einem langen Barte immer gemächlich auf seinem Sitze, rauchte seine Pfeife und schwazte mit den Seinigen von seinen Freunden. Er wollte uns ein angenehmes, auf einem flachen Dache gelegenes und reich vergoldetes Zimmer vermiethen; der Divan in demselben war schneeweiß, und es hatte eine herrliche Aussicht auf den Garten und das Gebirge. Seine Frau aber, die viel religionseifriger als er war, bestand mit lautem Geschrey darauf, daß die Ungläubigen die Reinigkeit ihres Divans nicht entweihen sollten. Er erklärte uns also mit vielem Verdrusse, daß er nach einem langen Streite mit ihr hätte nachgeben müssen. Er erzählte uns, daß, als Bonaparte und seine Armee in Syrien gewesen, er selbst und mehrere andere die Waffen ergriffen und in die Ferne gereist wären, um die Ungläubigen zur Ehre ihres Propheten zu bekämpfen. Wie waren voll Muth und Eifer, und unsre Truppen kamen bald zum Angriff. Ich wurde gefährlich verwundet und rief aus schrecklichen Schmerzen aus (da sie mich bey ihrem Rückzuge mit sich wegtrugen): „Was gingen mich die Giaours an? — der Teufel hole die ganze Welt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Die Eifersucht.

Wenn die Lieb' ist eifersüchtig, so bekömmt sie hundert Augen,
Doch es sind nicht zwey darunter, die grad' aus zu sehen taugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. März.

Schiller ist der einzige deutsche Dichter, dessen Trauerspiele auf der französischen Bühne mit Beyfall aufgenommen worden, wenn sie von einsichtsvollen Dichtern bearbeitet werden. Seine Marie Stuart ist durch Lebruns Nachahmung ein Lieblingsstück am Théâtre français geworden; von seiner Liebe und Kabale sind bereits zwey Bearbeitungen diesen Winter aufgeführt worden, und eine dritte wird eben für's Haupttheater einstudirt. Eine jener Bearbeitungen war als Melodram behandelt worden, und da diese Schauspielgattung nachsichtiger in Paris aufgenommen und ihr kein strenger Maaßstab angelegt wird, so hatten die Bearbeiter sich ziemlich getreu an's Original halten können. Die zweyte Bearbeitung, am Odeontheater, ist schon viel freyer, und wahrscheinlich wird die dritte am Haupttheater sich noch weniger an's Deutsche gehalten haben. Einen Beweis, wie sehr seit einigen Jahren die deutsche Literatur schon in Frankreich gewonnen hat, liefern die Tagesblätter, welche sehr wohl die Nachahmungen mit dem Originale verglichen, und zeigten, welche dramatischen Schönheiten die Nachahmer oder Uebersetzer beybehalten haben, und welche übergangen sind. Freylich schreiben sich diese Kenntnisse der Journalisten meistens nicht weiter her, als aus Ladvocats Théâtre étranger, in welchem die deutschen Stücke etwas wörtlich übersezt sind, und aus einigen besonders veranstalteten Uebersezungen des Schiller'schen Theaters. Aber das ist dem Genie eigen, daß es unter jedem Gewande, worin man es einkleidet, dennoch durchblickt. Die Theaterkonvenienz hatte manche Abänderung in Kabale und Liebe erheischt, und dieser Umstaltungen ungeachtet hat das Stück auf der Odeonbühne vielen Beyfall erhalten; freylich heißt es hier nicht mehr Trauerspiel, weil die französische Dramatik kein anderes Trauerspiel als das heroische kennt, sondern es wird bloß Drama oder Schauspiel genannt. Auf derselben Bühne hat ein junger Dichter, von welchem man sich viel verspricht, ein neues Trauerspiel, dessen Held der römische Volkstribun Rienzi

aus dem Mittelalter ist, aufführen lassen, indeß auf dem Théâtre français Delaville's König Karl VI. (der wahnsinnige König von Frankreich) gegeben worden ist, und zwar ebenfalls mit ziemlichem Beyfall; obschon ein französisches Trauerspiel eine äusserst schwierige Arbeit ist, wegen der strengen Regeln der französischen Dramatik und des besondern Geschmackes des Pariser Publikums, so gelingen doch jährlich ein Duzend solcher schwierigen Unternehmen auf den beyden Haupttheatern; aber freylich wird wenigstens die Hälfte davon auch bald wieder bey Seite gelegt und vergessen; ein Beweis, daß sie zwar den Regeln gemäß, aber nicht unterhaltend und anziehend genug sind, um sich auf der Bühne erhalten zu können. Indem hat der Geschmack an Vaudevilles so zugenommen, daß das Publikum kaum sich mit drey oder vier Theatern, worauf Vaudevilles aufgeführt werden, begnügt, und daß jezt noch ein neues angelegt werden soll. Der so lange vom Minister unterstüzte, aber doch vertriebene Direktor des eigentlichen Vaudevilletheaters hat von jenem Minister, der doch nicht ganz unterliegen wollte, das Privilegium zu einem neuen Theater derselben Gattung erhalten; dieser Mann nun hat ein beträchtliches Grundstück auf dem neuen Börsenplaze angekauft, und hier soll das neue Theater errichtet werden, und zwar vermittelst einiger Millionen auf Actien, die jezt in den Zeitungen feil geboten werden. Wenn dieß Theater nun fertig seyn wird, so wird weiter nichts fehlen, als eine Auswahl guter Schauspieler, und ein Scribe, um diese Schauspieler in Bewegung zu sezen. Aber wo wird sich ein zweyter Scribe finden? Ein solcher Mann ist ein wahrer Schaz für ein Theater, dieß fühlt die Direktion des Théâtre de Madame auch recht gut, indem sie fast ganz von seinem unerschöpflichen Wize und dramatischen Genie zehrt. Seit meinem lezten Berichte hat Scribe wieder um einige Kleinigkeiten in Aufnahme gebracht, als z. B. die Stiefmutter, die ein so gutes Geschöpf ist, daß sie den Kindern ihres Mannes, welche sich vornehmen ihr entgegen zu arbeiten, lauter Gutes erzeigt, und ihren vorgefaßten Haß in Liebe umwandelt; dieß ist ein Gegenstück zu einer ältern Stiefmutter des französischen Theaters, dessen Verfasser bey der ersten Vorstellung, als das Publikum die scharf gezeichneten, harten Züge der Stiefmutter unnatürlich fand, und sich laut darüber äusserte, hastig den Kopf aus seiner Loge hervorsteckte und ausrief: Erfahren Sie, meine Herren, daß es meine eigne Stiefmutter ist, die ich nach dem Leben dargestellt habe! Ein andres Scribe'sche Stück: die Mäntel, ist vielleicht dem deutschen nachgeahmt, die Handlung geht wenigstens in Deutschland vor. Ein Schneider, bey welchem zwölf Mäntel bestellt worden sind, die eben so viel Verschwornen zum Kennzeichen dienen sollen, schneidet sich aus dem Tuche einen gleichen dreyzehnten zurecht, wird deßhalb auch für einen Verschwornen gehalten, erhält Besuche und Winke, aus denen er nicht klug werden kann, und wird zulezt mit in den Kriminalprozeß gezogen, woraus er aber doch endlich gezogen wird, um seine Geliebte, eine Näherin, zu heirathen. In Ländern, wo man die Leute wegen Carbonarismus in Untersuchung gezogen hat, wird dieses Stück nicht so spaßhaft erscheinen, als es hier der Fall ist, wo glücklicher Weise solche nicht stattgefunden haben. An der großen Oper hat man während Spontini's Anwesenheit in Paris Alles gethan, um diesem großen Meister gefällig zu seyn; seine Vestalin und sein Ferdinand Cortes sind wieder vorgenommen worden, und dann hat man sein Lieblingskind, Olympie, mit großen Kosten ausgestattet, nachdem der Tonkünstler diese Oper wieder überarbeitet hatte, besonders den dritten Aufzug, der jezt nagelneu ist. Man hat dabey die Bemerkung gemacht, daß Spontini doch wohl selbst mit diesem, seinem Lieblingskinde nicht zufrieden seyn muß, da er beständig daran puzt und ziert, um es in glänzender Gestalt zu zeigen. Als sie Anfangs in Paris vorgebracht wurde, fand Olympie wenig Beyfall; seitdem hat Spontini sie für's Berliner Theater umgeändert, und seine Freunde versichern, daß sie dort überaus wohl aufgenommen worden sey. Als nun Spontini dieses Jahr nach Paris kam, hatte er keinen sehnlichern Wunsch, als seine Olympie auch bey den Parisern beliebt zu machen. Die Dichter änderten den Text zum Theil um, er selbst schrieb neue Musik zum lezten Aufzuge; die Operndirektion sezte ihre Pracht an Dekorationen und Balletten hinzu; und dennoch sind die Meynungen über den Werth der Olympie sehr getheilt; einige finden den Text zu unverständlich und zu wenig interessant; andere klagen über Reminiscenzen aus der Vestalin, über zu viel Lärm u. s. w., indeß ihnen die Chöre und die großen Ensemble-Stücke vortrefflich dünken. Die Folge davon ist, daß bey der zweyten Aufführung schon weit weniger Zuhörer sich einfanden als bey der ersten, und ein Tagesblatt scherzend vorschlug, man solle die Vorübergehenden zwingen, in die Oper hinein zu gehen, damit sich das Publikum mit den Schönheiten dieser Komposition vertraut machen möge, weil es sonst die Vorstellungen eine nach der andern vorbeygehen ließe, ohne zu kommen. Indessen werden die Vorstellungen jezt auch ohne das angerathene Compelle intrare ziemlich besucht. Aber einen weit populärern Beyfall findet Boyeldieus weiße Frau, an welcher der Dichter Scribe, Verfasser des Textes, beynahe keinen andern Antheil hat, als daß er dem Tonkünstler Gelegenheit gegeben hat, seinen ganzen musikalischen Reichthum zu entfalten und an den Tag zu legen. Zwar hat auch hier Scribe seine ungemeine Fertigkeit im Dramatisiren beurkundet; allein mit größerer Sorgfalt hätte er doch dem Gange der Handlung etwas mehr Wahrscheinlichkeit gegeben; und hätte er weniger flüchtig gearbeitet, so hätte er vielleicht auch sein Werk etwas geistreicher und wiziger geschrieben; er ist ja der einzige dramatische Dichter, den Frankreich jezt hat; in seinen kleinen Vaudevilles pflegt er das Geistreiche mit voller Hand auszustreuen; warum ist er denn bey einer Operette, die Boyeldieu mit seiner Musik ausstatten sollte, so sparsam damit gewesen? wie unwahrscheinlich ist z. B. der zweyte Aufzug, welcher die Dauer einer ganzen Nacht vorstellen soll? schon nachdem zwey Arien gesungen worden sind, hört die Nacht auf, und nun wird sogleich zur Versteigerung des Schlosses geschritten, in welcher die weiße Frau des Nachts vorgeblich erscheint; wo in aller Welt wird denn mit Anbruch der Morgenröthe ein Schloß versteigert? Indessen wäre es Schade, wenn die Auktion nicht statt hätte; denn Boyeldieu hat daraus eine der schönsten Scenen der Operette gemacht. Rameau sagte ehemals, er mache sich anheischig, die Gazette de Hollande in Musik zu sezen. Zu Rameaus Zeit war dieß freylich nicht schwer; denn man schrieb platte Musik, wie man platte Zeitungen schrieb, und wie man in Ländern, die der Preßfreyheit beraubt sind, noch platte Zeitungen schreibt. Boyeldieu hat etwas Schwierigeres aufgeführt; er hat eine Versteigerung in Musik gesezt, und zwar auf eine höchst dramatische Art; in der Mitte die beyden Schelme, der Friedensrichter und der Kastellan, der sich des Gutes bemächtigen will; auf einer Seite die Bauern, welche aus Anhänglichkeit zur Familie ihrer ehemaligen Gutsherrn das Schloß anzukaufen wünschen, um es dem entfernten Abkömmlinge zu erhalten, aber nur furchtsam zuschlagen, und sich darüber berathen, ob sie noch höher steigen dürfen, auf der andern Seite der leichtsinnige Offizier, der keinen Heller in der Tasche hat, aber dem eine geheimnißvolle Schöne zuflüstert, er solle ein Aufgebot thun, und der zum Erstaunen aller frisch darauf losschlägt, dieß Alles hat Boyeldieu vortrefflich benüzt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. April 1826.

Wer das Dichten will verstehen,
Muß in's Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

West-Oestlicher Divan von Goethe.

Die Maka'men des Hari'ri.

In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Zweyte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Mich hielt mit frohen Genossen — ein trauter Kreis umschlossen, — von welchem eingeschlossen war Geselligkeit — und Gefälligkeit, — und ausgeschlossen Mißhelligkeit. — Und während wir nun die Fäden der Reden hin und wieder spielten, — und im Schwanken der Gedanken uns unterhielten — mit Geschichten — und Berichten — und Gedichten; — trat herein ein Mann mit gebrechlichem Mantel, — und schwächlichem Wandel, — der den einen Fuß schleifte — und auf einen Stab sich steifte; — der sprach: O ihr köstlichen Steine der Schreine! — o ihr tröstlichen Scheine der Reine! — Froh gehen euch auf die Tage, — und unter ohne Klage! — Freundlich weck' euch der Frühschein, — und lieblich schmeck' euch der Frühwein *)! — Seht einen Mann, der einst besessen — Haus und Hof, Esser und Essen, — Weiden und Weidende, — Kleider und zu Kleidende; — Gabe, zu schenken, — Labe, zu tränken, — Aecker und Aeste, — Feste und Gäste. — Doch es schnob der Sturm des Leides, — und es grub der Wurm des Neides, — und der Einfall der Unfälle — brach über des Glückes Schwelle; — bis mein Hof leer ward, — und dünne mein Heer ward, — mein Brunnen erschöpft, — mein Wipfel geköpft, — mein Lager staubig, — mein Barthaar straubig, — mein Gesinde murrend, — meine Hunde knurrend; — im Stalle kein Roßegestampf, — in der Halle kein Feuerdampf; — daß mir der Neider — ward zum Mitleider, — und der Schadenfroh — vor meinem Schaden floh. — In des Unglücks Klammer, — in der Armuth Jammer, — ward unser Schuh die Schwiel' am Fuß, — und unsre Speise der Verdruß. — Wir schnürten knapp den Leib zusammen, — um zu ersticken des Hungers Flammen. — Ausging uns des Stolzes Befiederung, — und wir wohnten in der Niederung. — Statt Rosse blutig zu spornen, — gingen wir uns wund auf Dornen. — Der Tod bleibt unsere Zuflucht vor Bedrängniß; — wir klagen an das säumende Verhängniß. — Oder ist hier ein beyräthiger, — menschenfreundlicher, gutthätiger, — der einen Kraftlosen, Haftlosen stütze, — ein Tröpflein der Milde auf einen saftlosen sprütze? — Bey dem, der mich hat entsprossen lassen von Kaile *)! — der den Mangel mir gab zu Theile! — ich habe nicht, wo ich die Nacht verweile. —

Hareth Ben Hemmam spricht: Um seine Nothdurft zu letzen, — und zugleich seinen Witz auf die Probe zu setzen, — nahm ich ein Goldstück und wies es, — und sagte: Dein ist dieses, — wenn du uns in Versen sein Lob lässest hören. — Und auf der Stelle ließ er sprudeln seine Brunnenröhren:

*) Der Morgentrunk.

*) Ein arabischer Stammname, dessen sich hier Ebu Seid gelegentlich bedient.

Gesegnet sey der Gelbe mit dem lichten Rand,
Der wie die Sonne wandelt über Meer und Land,
In jeder Stadt daheim, zuhaus an jedem Strand,
Gegrüßt mit Ehrfurcht, wo sein Name wird genannt.
Er geht als wie ein edler Gast von Hand zu Hand,
Empfangen überall mit Lust, mit Leid entsandt.
Er schlichtet jedes menschliche Geschäft gewandt,
In jeder Schwierigkeit ist ihm ein Rath bekannt.
Er pocht umsonst nicht an die taube Felsenwand,
Und etwas fühlt für ihn ein Herz, das nichts empfand.
Er ist der Zaub'rer, dem sich keine Schlang' entwand,
Der Schöne, welchem keine Schönheit widerstand,
Der Held, der ohne Schwertstreich Helden überwand;
Der Schwachen Kräfte gibt, und Thörichten Verstand,
Und Selbstvertraun einflößet, das mit Stolz ermannt.
Wer ihn zum Freund hat, ist den Fürsten anverwandt,
Wenn gleich sein Stammbaum auf gemeinem Boden stand.
Der trifft des Wunsches Ziel, dem er den Bogen spannt.
Er ist des Königs Kron' und Herrschafts-Unterpfand,
Er ist der Erde Kern, und alles sonst ist Tand.

Und wie er war am Ende, — streckte er seine Hand nach der Spende, — und rief: Wer verspricht, muß segnen; — die Wolke, die donnert, muß regnen. — Da gab ich ihm das Goldstück hin, — und sprach: Sey es dir zum Gewinn! — Er schob es in seinen Mund, — und sprach: Gott erhalte mir's gesund! — Dann macht' er sich auf, von dannen zu wanken, — mit Grüßen und Danken. — Doch der Duft des Geistes, den er verstreute, — berauschte mich so, daß ich nicht Aufwand scheute. — Ein zweytes Goldstück nahm ich aus der Tasche, — und sprach: da hasche! — Dieses ist dein, wenn du nach seinem Adel — uns nun hören lässest seinen Tadel. — Da ließ er auf der Stelle — noch einmal rauschen die Welle:

Verflucht der Heuchler mit dem doppelten Gesicht,
Dem kalten Herzen und dem Lächeln, das besticht.
Er ziert sich wie ein Liebchen, und wer liebt es nicht?
Und wie Verliebte schmachtet er, der Bösewicht,
Er stammt vom Abgrund, aus den Finsternissen dicht,
Doch überstrahlt sein falscher Schein der Sonne Licht;
Die Wahrheit dringt nicht durch das Trugnetz, das er flicht.
Er gibt der Welt in allem Bösen Unterricht,
Lehrt, wie man falsche Eide schwört und Treue bricht.
Er ist's, der aus des Richters Mund dein Urtheil spricht,
Er ist's, um den man streitet, tobt und kämpft und ficht,
Um den der Dieb die Hand verliert am Hochgericht.
Für ihn verkauft man seinen Glauben, seine Pflicht,
Für ihn erkauft der Schlechte sich ein Lobgedicht.
Er ist's, um den das Herz aus Furcht dem Geiz'gen bricht;
Er ist's, um den des Neides Blick den Reichen sticht.
Das Schlimmste ist: Wer ihn bewahrt, dem nuzt er nicht;
Und wer ihn nuzt, der thut dadurch auf ihn Verzicht.
Darum verachtet ihn ein edler Mann, und spricht:
Du Taugenichts, hinweg von meinem Angesicht!

Ich rief: Gott müsse deinen edlen Mund vergulden: — Doch er rief: Versprechen macht Schulden; — und ich gab ihm den zweyten Gulden, — und sprach: Verwend' ihn zum Erwerb von Gottes Hulden! — Er schob ihn mit Dankgeflister — in den Mund zu seinem Geschwister, — und hinkte ab am Stabe, — preisend Geber und Gabe. —

Hareth Ben Hemmam spricht: Mir sagte das Herz, es sey Ebu Seid, — und seine Lahmheit ein geborgtes Kleid. — Ich hielt ihn an und rief: bey Gottes Gnade! — dein Witz verrieth dich; warum gehst du nicht grade? — Er sprach: Und bist du der Hareth? — so bleibe mir ewig schwarz gehaaret, — der Lust gepaaret, — den Frohen und Edlen geschaaret! — Ich sprach: ich bin der Hareth Ben Hemma'm; — wie geht es mit dir und deinem Kram? — Er sprach: Bald frisch, bald lahm; — ich segle mit zweyerley Winden, — gelinden und ungelinden. — Ich sprach: du solltest dich schämen, — Zuflucht zu einem Gebrechen zu nehmen. — Da verfinsterten sich seine Mienen, — Und er sprach: Laß dir dienen!

Ich hinke, doch nicht aus Vergnügen am Hinken,
Ich hink' um zu essen, ich hink' um zu trinken.
Ich hinke, wo Sterne der Hoffnung mir winken,
Ich hinke, wo Gulden entgegen mir blinken.
Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken.
Viel besser ist hinken als völlig zu sinken.
Die Schrift sagt: Es ist keine Sünde zu hinken *).

*) Die Schrift, nämlich die mohamedanische, der Koran, sagt, bey Gelegenheit einer Aufmahnung zum heiligen Kampfe: Doch wer hinkt, für den ist's keine Sünde (nämlich vom Kampfe zu Haus zu bleiben).

Die Stadt Damaskus.

(Fortsetzung.)

Zu den größten Annehmlichkeiten dieser Stadt gehören die Kaffeehäuser, von denen es mehrere gibt, die auf dem Busen des Flusses gebaut, von Pfeilern unterstüzt werden. Das Erdgeschoß des Kaffeehauses ist nur wenige Zoll über dem Flusse erhoben. Das Dach, welches auf allen Seiten offen ist, wird von einigen Reihen dünner Pfeile (kleiner Säulen) unterstüzt. Unzählige kleine, bewegliche Sitze bedecken den Fußboden. Der Fluß, dessen Ufer mit Waldung bedeckt ist, rauscht schnell dahin. Unweit den Kaffeehäusern gibt es einen oder zwey Wasserfälle, die mehrere Fuß hoch sind, nebst einigen Bäumen, die ihnen

zur Seite aus dem Flusse herauswachsen. Das immerwährende Geräusch ihres Sturzes und die Kühle, welche sie überall verbreiten, sind eine unaussprechliche Wollust während der schwülen Tageshitze. Des Nachts, wenn die auf den dünnen Säulen hangende Lampen angezündet werden, und wenn die Türken von jedem Stand und aller Mannigfaltigkeit der reichen Tracht die Ufer bedecken, auf welches, wie auch auf den schäumenden Wasserfall der Mond seine Strahlen wirft, so würde man sich einbilden, daß dieses der Ort dazu seyn müsse, wenn es je möglich wäre, die Zauberscenen der Tausend und eine Nacht in Ausführung zu bringen. Diese kühlen und angenehmen Oerter waren unser täglicher Aufenthalt — man besucht sie jede Stunde des Tages — Einige Kaffeehäuser sind etwas anders in ihrer Einrichtung; eine niedrige Gallerie scheidet die Terasse von dem Gewässer. Springbrunnen spielen auf dem Fußboden, welcher mit Sopha's und Kissen versehen ist, und Musik und Tanz sind hier immer zu Hause. Nebst einer Pfeife Tabak und Kaffee trägt man einem zwey oder drey köstliche Sorbete mit irgend einer Art Obst, welches man in das Gefäß dazu legt, auf. — In der Mitte des Flusses, der bey einem von diesen Kaffeehäusern vorbeyfließt, befand sich eine kleine, mit Gras und Bäumen bewachsene Insel, wo man Stunden lang, ohne seinen Platz zu verändern zu wünschen, sitzen könnte. Hier versammeln sich öfters die arabischen Mährchenerzähler, deren Erzählungen vielmals von der Guitarre begleitet werden, und von welchen die Vornehmsten Araber sind.

Wir besuchten das katholische Kloster an demselben Tage, an welchem der Sohn des Paschas mit einem zahlreichen Gefolge dort ankam. Er besah die Merkwürdigkeiten dieses Orts, und heftete unter andern seine Blicke auf zwey silberne Becher, welches die Väter zittern machte, aus Furcht, daß sie ihm gefallen möchten. Ein Herr, von denen, welche ihn begleiteten, und der sein Hofmeister zu seyn schien, machte aus dem Stegreif einige Verse zum Lobe dieses Stiftes und überreichte sie dem Vorsteher, welcher aber sehr verdrießlich schien. Unter den Vätern befand sich ein sehr fetter und religionseifriger Mann, der einen großen Wunsch hatte, unsern Bedienten zu einem guten Katholiken zu bekehren. Er lud ihn deßwegen auf sein Zimmer ein, wo er anfing, nachdem er eine Flasche köstlichen Liqueur auf den Tisch gestellt, ihm über die Irrthümer der griechischen Kirche sehr ernsthafte Vorstellungen zu machen, in welcher der leztere erzogen worden war; und während daß ihm der leztere mit großem Beyfalle zuhörte, wurde die Flasche Liqueur und die Predigt fast zu gleicher Zeit geendigt, und der Vater war nicht wenig zufrieden mit der scheinbaren Wirkung seiner Beredtsamkeit, in der er es weder an Thränen noch an Bitten hatte ermangeln lassen. —

Der Pascha von Damaskus war ein guter und menschenfreundlicher Mann, und sein Volk schien unter seiner Regierung sehr glücklich zu seyn; — das System der Pforte, diese Beamten alle drey Jahre abzulösen, vernichtet die Dauerhaftigkeit aller guten Anstalten der besten Regierung.

In dieser Stadt hat man keine Schauspiele, oder öffentliche Unterhaltungen; die Wallfahrt nach Mekka muß den Türken selbst in diesem Leben sehr nützlich seyn, wenn sie auch nur ihrem Geiste einen lebhaften Stoß und ihnen Gelegenheit gäbe, ihr ganzes folgendes Leben daran zu denken, und sich davon zu unterhalten. Es ist ein starker Beweis von ihrem Gehorsam und ihrer Hochachtung gegen ihren Propheten, daß sie, ungeachtet ihrer langweiligen Lebensart, von welcher so viele Stunden mit gottesdienstlichen Handlungen zugebracht werden, seit 1200 Jahren existirt haben sollen, ohne den geringsten Hang zur Abgötterey und Sinnesermunterung in ihrer Religion gezeigt zu haben. Welcher Unterschied zwischen der Gemüthsart und dem Lebenslaufe eines Juden und Türken, von denen der eine den wahren Glauben, und der andre nur eine Nachahmung desselben besizt — beyde trugen das siegreiche Schwert unter die überwundenen Völker, beyde erhielten das feyerliche Gebot, ihnen nicht nachzuahmen — und doch welcher Erfolg! —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt. a. M. Ende März.

Es ist bekannt, daß unsere Gegend reich ist an Alterthümern aus der Römerzeit. Das feste Lager am Taunusgebirg wurde von den Römern als einer der wichtigsten Punkte in den Rheingegenden angesehen. Hier lagen unter den Kaisern, von Bonames (bona messis) bis über Vilbel (villa bella) zwey Legionen, unter Hadrian und anderen Kaisern die zwey-und-zwanzigste und drey-und-zwanzigste Legion, von welchen sich zahlreiche Ueberbleibsel, als Steine, Urnen, eiserne Geräthschaften, besonders aber viele Ziegel- und Backsteine mit der Präge LEG. XXII. oder XXIII. vorfinden. Ein Dorf in unserer Nähe, ungefähr anderthalb Stunden entfernt, welches an diesen Alterthümern sehr reich ist, bewahrt von genanntem Kaiser noch den Namen. Es heißt Hädernheim. Hier scheint eines der wichtigsten römischen Stand- und Winterlager (colonia castrensis) gewesen zu seyn. Die Ueberbleibsel von Pfahlgräben, Mauern, gepflasterten Wegen ꝛc. deuten darauf hin. Vor einigen Wochen wurde dort auf einem Acker ein Sandstein von ungefähr drey Schuh Höhe und anderthalb Breite gefunden, worauf, etwas unkenntlich durch die Zeit und durch Beschädigung von Werkzeugen, ein Genius ausgehauen ist, der, wie es scheint, einen Schlangenstab hält, und einen Widderkopf zur Seite hat. Monumente, die leichter zu transportiren sind wie dieses, werden von den Eigenthümern jener Aecker, meistens Arbeitsleute, die hier beschäftigt sind, häufig zur Stadt gebracht, und von Liebhabern gekauft. Diesen Stein bot der Finder um einen Dukaten feil, und fuhr ihn auf einem Schubkarrn von Haus zu Haus. — Ein noch glücklicherer Fund wurde vor drey Wochen gemacht. Auf dem sogenannten Heddernheimer Felde förderte ein Maurer etwa zehn Schuh aus der Erde seines Ackers einen sechs Schuh hohen und drey Schuh breiten

Sandstein, der ein Stieropfer des Mithras in schöner halberhabener Arbeit darstellt. Ein mit anderen Steinen daneben gefundener Altar führt die Inschrift: D. I. M. M. TR. SENECIO. P. S. P. Die Alterthumsforscher legen die Chiffern so aus: Deo invicto Mithrae (dem unbesiegten Gott Mithras) Marcus Trebellius (oder Tertius) Senecio, pro salute patriae (zum Heil des Vaterlandes) oder wie Andere die drey lezten Buchstaben lesen: pecunia sua posuit (aus eignem Vermögen errichtet). Es ist in der That merkwürdig, wenn die Abstammung der Deutschen von den Persern begründet ist, daß sich ihr reinerer Gottesdienst nicht nur in den Deutschen fortpflanzte, sondern daß ein Theil seiner Mysterien sich durch das römische Weltreich hierher verirrte, und hier bey überwundenen, halbkultivirten Völkern vielleicht wissendere, wenigstens reinere Bekenner fand, als bey dem verweichlichten Römervolke, das alle mögliche Gottheiten in sonderbarer Verwirrung bey sich aufnahm. Schwerlich ließ der Weltherrscher Cyrus sich träumen, daß die Ueberlieferung seiner National-Religion auf doppeltem weiten Wege, dereinst in den fernsten, rauhesten Klimaten bey Menschen von Muskeln wie Eisen die milde, allbelebende Sonne der Religion verbreiten werde, die das von ihm beschüzte Volk der Juden noch in rauhem Kern umschloß. — Der Arbeitsmann, der jenes merkwürdige Bild des Parsengottes Mithras in seinem Acker fand, legt, als ein Mann, der dergleichen Bausachen zu verstehen vorgibt, den ganzen Tempel mit Opferstöcken, Altären und Steinen zurecht. Der Schulmeister oder der Pfarrer, oder andere Forscher scheinen ihn schon von der Wichtigkeit des Fundes belehrt zu haben, denn er fordert 800 Gulden für den Mithrasstein. Bey den zahlreichen Besuchen in Hädernheim fiel ein artiges Anekdötchen vor. Als die Frau des Maurers in dessen Abwesenheit mehreren Besuchern den merkwürdigen Stein zeigte, und diese den Wunsch äußerten, daß er abgezeichnet würde, so sagte sie: nein, sie hätte ihrem Mann schon gesagt, sie dürften das nicht leiden, denn wenn der Stein einmal abgezeichnet wäre, dann wäre es auch ein Leichtes ihn nachzumachen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 12. März.

(Beschluß.)

Von den Blasinstrumenten im Orchester macht Boyeldieu eben so häufig Gebrauch als Rossini, und andre neuere; als ich die weiße Frau aufführen sah, wurde zuvor Mehuls Stratonize gegeben, die noch etwas im alten Opernstyl komponirt ist; welcher Unterschied in der Behandlungsart, obschon die beyden Meister mit fünfzehn oder zwanzig Jahren im Alter von einander abstehen mögen! Boyeldieu ist nun in der Normandie, woraus er herstammt, und sezt dort seine Operette in Scene. So pflegt er es bey seinen neuen Opern stets zu machen. Sind sie einmal zu Paris im Gange, so denkt er an seine liebe Vaterstadt, Rouen, leitet dort die erste Aufführung, und empfängt den jauchzenden Beyfall der Normänner, die mit Recht stolz auf einen solchen Landsmann sind, und ihn mit Ehrenbezeigungen und mit Beyfall überhäufen. Von da begibt er sich nach Hâvre, jezt die zweyte Stadt der Normandie, wo es eben so hergeht. Der Tonkünstler findet ein herzliches Vergnügen darin, unter seinen eigentlichen Landsleuten seines Triumphes zu genießen, nachdem seine Kompositionen einmal in der Hauptstadt allgemeinen Beyfall erhalten haben. Rossini erntet solchen Beyfall auch in Fülle an der italienischen Oper, die sich jezt in dem glänzendsten Zustande befindet, freylich vermittelst des Geldes der beysteuernden Nation; denn diese Oper verschlingt das Einkommen eines Herzogthums oder gar eines kleinen Königreiches; ein prächtiger Saal, ein vortreffliches Orchester, große Virtuosität der Hauptsänger und Sängerinnen, eine prachtvolle Versammlung begüterter abonnirter Familien, Rossini an der Spitze der Direktion, das Geld in Ueberfluß; was hätte die italienische Oper noch zu wünschen! Man ist dennoch nicht ganz zufrieden. Rossini läßt zu oft seine eignen Stücke aufführen, und da sich diese nun zum Theil wiederholen, so folgt daraus, daß des Wiederholens für die Abonnenten kein Ende ist. Darüber scherzen die Tagesblätter auch oft; so erzählte in diesen Tagen ein's derselben, man habe ein neues Kaffeehaus, unter dem Namen das Rossinische eröffnet, allein die Dilettanti wollten es nicht besuchen, weil sie fürchteten, man möchte ihnen nur wieder aufgewärmtes auftischen. Ganz ist die Einförmigkeit des jezigen Bühnenrepertoirs doch nicht Rossini's Schuld; mehrere Versuche sind gemacht worden, ältere Operetten wieder vorzunehmen; allein das Publikum hat sich an den Styl so gewöhnt, daß ihm manche jener Operetten jezt zu flach und unbedeutend vorkommen; indeß behalten noch immer die Mozart'schen, Cimarosa'schen und andere Operetten ihren ganzen Werth, und an diese sollte Rossini mit Hintansezung seines werthen Ich's etwas mehr denken, zumal da er eine vortreffliche Truppe zur Aufführung derselben besizt. Jedoch bleibt den Musikliebhabern noch hinlänglicher Genuß übrig. Haben sie nicht drey Opern, die große, die komische und die italienische, ferner eine Menge von Konzerten einheimischer und fremder Künstler, und dann fast alle acht oder vierzehn Tage irgend eine große Benefizvorstellung, die mit aller möglichen Pracht ausgestattet zu werden pflegt, um dem Benefizianten einen reichlichen Gewinn zuzusichern! Außerdem fehlt es auch nicht an Soirées musicales, wiewohl die Missionarien das Volk mit ihren Donnerstimmen aufschrecken, um sie zur Buße und zu Andachtsübungen anzutreiben; womit es dann freylich nicht sehr emsig geht.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 90.

Geld.

Charade.

Erste Sylbe.

Des Feuers Kind, oft mit dem Vater selbst im Streit,
Obschon sie meinen Nutzen preisen,
Schaff' ich den Menschen doch leicht Unlust mehr als Freud';
Am meisten doch verhaßt gibt aus der Afterweisen
Und Afterdichter Kopf und Mund
Mir alles Wesen sich recht kund.

Zweyte Sylbe.

Mit Linnenflügeln angethan,
Ein fliegend Haus schweb' ich heran;
Durch Wogen machen mir bewehrte Arme Bahn.

Und daß mein Ganzes man errathen kann,
So bleibt beym Zweyten stehn;
Doch darft ihr nicht das Erste übersehn.
Es ist das Zweyt', und doch nicht; nur allein
In Kraft des Ersten kann's das Zweyte seyn.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. April 1826.

Ein schwindlicht und unzuverlässig Haus
Hat der, so auf das Herz des Volkes baut.

Shakspeare.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung von Nr. 57.)

Lyon, im Jahr 1815.

Ich ward den 12ten Juli, an dem Tage, da die Kapitulation abgeschlossen worden war, von meinem Obersten nach Lyon geschickt, um einige, dem Regiment zugehörigen. Gegenstände abzuholen. Die Stadt bot einen merkwürdigen Anblick dar. Ein schöner Brückenkopf, den man am Ende der Brücke Morand aufgeführt hatte, war demantelirt, die Batterien von Pierreencise und der Höhe von Tourvieres waren verlassen; allein es war Jedem, der die Stimmung des Volkes zu beurtheilen weiß, leicht zu bemerken, daß die Lyoneser nur sehr ungern auf die Vertheidigung ihrer Stadt Verzicht geleistet hatten. Die Bewohner der Vorstadt Guillotière verließen größtentheils ihre Häuser und bereiteten sich unter dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!" sie bey der Annäherung des Feindes in Brand zu stecken. Eine traurige, aber stolze Begeisterung herrschte unter dem Volke. Hätte ein einziger Mann sich gefunden, der sich in dem entscheidenden Augenblick an die Spitze gestellt und der Unentschlossenheit ein Ende gemacht hätte, so wären die Massen mit fortgerissen und an der Rhone der Kampf erneuert worden, der an der Seine schon entschieden war. Das Volk glaubte, es sey verrathen, weil die Anführer ihm keine Nachrichten aus Paris mittheilten; allein diese waren selbst ganz ohne Nachrichten aus der Hauptstadt. Vom 5ten bis zum 15ten Juli war Lyon ganz sich selbst überlassen. Den 12ten, in dem Augenblick, wo ich im Rathhause ankam, langte daselbst auch ein östreichischer Parlamentär an. Er schien erstaunt, es mit Bürgern und Magistratspersonen zu thun zu haben, da er geglaubt hatte, blos mit militärischen Behörden zu unterhandeln. Indessen hatte sich das Volk vor dem Rathhaus versammelt, und die Bewegung, welche unter ihm herrschte, ließ für die Sicherheit des Parlamentärs Alles fürchten. Der General Puthod sezte sich daher zu ihm in den Wagen und begleitete ihn bis an die Barriere. Rings um den Wagen erschallte mit der größten Wuth der Ruf: Es lebe der Kaiser! es lebe die Freyheit! — Die Armee war in vollem Rückzug. Den 13ten kam ein bedeutender Artilleriepark in Lyon an und ward auf dem Plaze Bellecour aufgestellt. Die Stadt füllte sich mit Soldaten, welche, durch gleiche Gesinnungen beseelt, die Bewegung des Volkes noch vermehrten. Von Stunde zu Stunde erhizten sich die Gemüther mehr. Einige östreichische Offiziere hatten sich in die Stadt gewagt; das Volk umringte ihre Wagen und mit der größten Mühe gelang es ihnen, im Rathhaus eine Zuflucht zu finden. Bewaffnete Haufen füllten alle Straßen bey dem Gesang der Marseillaise und des chant du depart*). Man behauptete, daß einige Damen von ihrem Balkon aus die östreichischen Offiziere mit weißen Tüchern begrüßt

*) Bekanntlich zwey Gesänge aus der Revolution: ça ira und allons enfants de la patrie: etc.

Nro. 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 26. April 1826.

Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

Schiller.

Die beyden Rosen.
1823.

Die Hagerose.

Wie ich die buhlerische Schwester höhne,
Die hier sich neben meiner Hecke brüstet!
Sie dankt sich selbst dem Witz der Menschensöhne,
Indeß Natur allein mich ausgerüstet:
Nun blüht sie voll und üppig zwar, die schöne,
Doch bald im Herbste steht sie da verwüstet,
Ein leerer Stengel und sie selbst verschwunden,
Wenn süße Frucht noch wird bey mir gefunden.

Die gefüllte Rose.

Ich prang' im Beet mit tausend goldnen Scheiben,
Was schiltst du? Bleib' an deinem dorn'gen Hage!
Mich, die die Erde läßt im Safte treiben,
Mich, die der Wind umneckt mit leiser Klage,
Ja — mich, von welcher alle Dichter schreiben,
Daß ich ein Meer von Duft im Herzen trage,
Mich höhnst du, die so viel vermag zu gelten,
Und unnatürlich wagst du mich zu schelten?

Die Hagerose.

Blick' um dich her im Garten, im Gefilde!
Es blüht der Pfirsichbaum, doch nicht vergebens;
Die Rebe würzt mit Wohlgeruch, die milde,
Doch sie verleiht auch ew'gen Trank des Lebens;
Das Thier der Flur, das zahme wie das wilde,
Genießet keines flüchtigen Bestrebens:
Erneutes Wesen quillt aus ihrem Triebe,
Doch ohne Frucht ist deine böse Liebe!

Die gefüllte Rose.

Dir zwar verdank' ich all mein Seyn auf Erden,
Und mir verdankt kein andres Seyn das seine,
Mir gönnt Natur auch nutzlos froh zu werden,
Den Kreis zu schließen, den sie zog, die Reine:
Ruft nicht ein Bildner menschliche Geberden
Verklärt hervor aus einem bloßen Steine?
Bewundrung muß sich den Gestalten beugen,
Die nichts, weil sie vollendet sind, erzeugen.

Die Hagerose.

Du rühmst mit Recht die Kunst, o schnöde Schwester,
Du rufst sie an, du hast ihr viel zu danken,
Sie knüpfte dich an ihre Stäbe fester,
Du würdest rathlos sonst im Beete schwanken:
Ich trag' im Laube wilde Vogelnester,
Um öde Felsen schling' ich meine Ranken;
Wer dort mich findet, wird an's Herz mich drücken,
Du wirst im Garten Wenige beglücken!

Die gefüllte Rose.

Mich aber wird zu preisen nie vergessen,
Wem Sinn für das Vollkommene gegeben,

ohne zu einer Entscheidung zu kommen, und ich wunderte mich, daß unter so vielen Männern, welche auf dem Schlachtfelde zu sterben wußten, sich Keiner finde, der in einem schwierigen Fall einen Entschluß zu fassen wisse. Der General Maulmont, der uns befehligte, hatte indessen nach dem Gemeindehaus gesandt, um fragen zu lassen, ob die Bande, welche uns das Geschütz abforderte, dazu beauftragt sey. Der Maire hatte sich gezeigt, hatte aber kein Gehör bey dem Haufen gefunden. Das Feuer begann von allen Seiten. Ein Offizier von der Gensd'armerie erschien endlich vor dem Thor der Kaserne, um uns im Namen des Volkes eine Kapitulation anzubieten. Das Feuer hörte für den Augenblick auf. Unglücklicherweise schlug der Unterhändler die Forderungen des Generals ab. Dieser verlangte mit vollem Rechte, sogleich die Kanonen zu übergeben, und sich dann mit Waffen und Munition nach einer zu bestimmenden Stadt zurückzuziehen. Wir erboten uns sogar, unsere Waffen eine Stunde von Nimes abzulegen. Diese Bedingungen wurden nicht angenommen und die Unterhandlungen zogen sich einige Stunden hinaus. Von neun Uhr bis Mitternacht waren die Sturmglocken auf allen Thürmen der Stadt geläutet worden, um das Landvolk herein zu rufen. Wir waren offenbar von den größten Gefahren bedroht. Mein Rath ging dahin, daß wir in größter Stille die Mitternacht abwarten, dann plötzlich hervorbrechen und uns ohne Trommelschlag auf den Weg nach einer benachbarten Stadt machen sollten, zuvor aber sollten wir mitten im Hof der Kaserne ein großes Feuer anmachen, um die Aufmerksamkeit des Volkes von unserm Abmarsch abzulenken. Mein Rath ward kaum angehört, obgleich er uns wahrscheinlich alle gerettet hätte. Mit Tagesanbruch begann das Feuer von Neuem und wir wurden endlich genöthigt, es zu erwiedern. Wir befanden uns in sehr geringer Anzahl in einem weitläuftigen, von allen Seiten offenen Gebäude, von allen Seiten von einem ungeheuern Volkshaufen umringt, ohne Lebensmittel, beynahe ohne Munition. Ich schlug von Neuem vor, uns bis zum Abend zu halten und dann uns wo möglich durchzuschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Jakob I. fragte einst bey Tische einige Bischöfe, die in seiner Gesellschaft waren: „Mylords, bin ich nicht berechtigt, Geld von meinen Unterthanen zu nehmen, ohne alle diese Weitläuftigkeiten im Parlament?" — Neile, Bischof von Durham, antwortete sogleich: „Gott verhüte, daß jemand daran zweifle, Herr! denn Ihr seyd der Athem unsers Lebens" (the breath of our nostrils, ein biblischer Ausdruck). Hierauf wandte sich der König an Andrews, Bischof von Winchester: „Nun, Mylord, und was meynt Ihr?" — Der Bischof erwiederte: „Herr, ich habe in Parlamentsangelegenheiten kein Urtheil." — „Keine Ausflüchte, Mylord, antwortet ohne Umstände!" — „Nun denn, Herr, so glaube ich, daß Ihr vollkommen berechtigt seyd, das Geld unsers Bruders von Durham zu nehmen, da er es Euch darbietet." —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. März.

Da jezt auch eine Gerichtszeitung, Gazette de tribunaux, vorhanden ist, worin täglich von den merkwürdigen Vorfällen bey den Pariser Gerichten umständlich Bericht abgestattet wird, so wird das Publikum dadurch mit manchen lustigen oder sonderbaren Händeln bekannt, deren es bey dem Polizeytribunal fast beständig welche gibt. So wurde in diesen Tagen die sogenannte „Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher" von einem Handelshause vor Gericht geladen, weil es die Fracht für einige Hundert Pakete solcher Bücher nicht hatte zahlen wollen. Die sogenannten „guten Bücher," welche jene Gesellschaft unters Volk bringt, bestehen in katholischen Erbauungsbüchern und Streitschriften, die man unentgeldlich vertheilt, und wodurch die schlechten Bücher, das heißt die freysinnigen, verdrängt werden sollen. Natürlich besteht die Gesellschaft meistens aus Geistlichen, dann haben sich einige reiche Frömmlinge hinzugesellt, die das Geld hergeben; der weiland freysinnige, jezt aber andächtige, oder vielmehr frömmelnde Vicomte Montmorency steht an der Spitze, und erst neulich hat die Gesellschaft ein feyerliches Gottesamt mit einer tüchtigen Predigt wider die schlechten Bücher halten lassen. Der Globe meynt, es sey recht gut, daß eine solche Gesellschaft im Werke sey, denn dadurch bekämen natürlich Protestanten und andre Glaubensgenossen das Recht, ebenfalls Gesellschaften zur Verbreitung von Schriften ihres Glaubens anzuordnen; eben so könnten es die freysinnigen machen, und darin bestände gerade die Freyheit der Meynungen und des Glaubens. Freylich wohl; aber die Gesellschaft zur Verbreitung katholischer Bücher möchte gern die einzige seyn und bleiben; nur ihre Meynungen will sie in Schriften fortgepflanzt wissen; was dawider ist, gehört, ihrem Urtheile nach, zu den schlechten Büchern, daher ihre Auto da fés, wenn sie welche anstiften könnte, sehr schätzbare Schriftsteller mit einbefassen würde. Diese Gesellschaft nun hatte, wie es scheint, ihre guten Büchen por axe in alle Welt versandt, aber vergessen, für's Fuhrwerk zu zahlen. Der Fuhrwerker hatte also die ehrwürdige Gesellschaft vor Gericht belangt; sein Anwalt sagte, es sey recht löblich, Erbauungsbücher drucken zu lassen und zu versenden, nur müsse man dabey die christliche Pflicht nicht vergessen, die schuldigen Gebühren zu entrichten. Der Meynung war das Gericht ebenfalls, und die achtbare Gesellschaft wurde zur Bezahlung der Rechnung des Fuhrmanns und zu den Kosten verurtheilt. Ein anderer Gerichtshandel betraf die Klage eines bekannten Zahnarztes Dubois de St. Chamans wider den sinnreichen Francis Egerton Earl v. Bridgewater. Die Zahnärzte haben hier oft vor Gericht zu thun, und machen überhaupt viel Lärm im Publikum, was zu ihrem

Gewerbe zu gehören scheint. Der Zahnarzt Dubois machte an den Earl v. Bridgewater eine Forderung von fünfzehntausend Franken für eingesezte Zähne. Für goldne Zähne wäre dieß schon eine hohe Summe gewesen, und die Duboisschen waren nur weiße Zähne, aber eben weil sie die Natur täuschend nachahmten, meynt Dubois, müsse man ihn auch gebührend bezahlen. Er habe Sr. Gnaden sieben Mal Zähne eingesezt, und überhaupt mehrere Jahre hindurch die Aufsicht auf den Mund und das Gebiß Sr. Gnaden geführt, und dieselbe wohl in Ordnung gehalten, welches alles fünfzehntausend Franken werth sey, wie es auch andre Mitglieder der reichen Bridgewater'schen Familie bezahlt hätten. Sir Francis Egerton Earl of Bridgewater, der schon seit langen Jahren in Paris wohnt, und hier das ehemalige Lebrun'sche Hotel in der St. Honoréstraße prächtig eingerichtet hat, soll ein jährliches Einkommen von fünf Millionen Franken besizen. Er hat zuweilen einen edeln Gebrauch von seinem Reichthum gemacht; er hat viel Geld auf eine Sammlung von Urkunden und authentischen Geschichtsdokumenten verwendet, und einen beträchtlichen Theil davon drucken lassen; die Exemplare verschenkt er, so wie von einigen andern Werken, die er hat drucken lassen. Dabey aber hat der Mann einige Sonderbarkeiten; so hat man ihn bis jezt nicht bewegen können, auf seinem Grunde, den ihm die Stadt hat abkaufen wollen, die schöne Rivolistraße fortzusezen, welche mit der Honoréstraße parallel läuft, und mit einem bedeckten Bogengange versehen ist. Der Bogengang wird an dem Egerton'schen Grunde unterbrochen, und so lange er nicht einwilligt, bleibt die Straße unvollständig. Es ist die Rede davon gewesen, ihn zum Abstehen seines Grundstückes zu zwingen; ich weiß nicht, in wiefern die Geseze dazu berechtigen. Zwar ist ein Gesez vorhanden, welches der Obrigkeit das Recht ertheilt, Grundstücke der Bürger wegen gemeinnüziger Zwecke sich gegen Vergütung abtreten zu lassen; allein vielleicht kann man wegen der Vergütung nicht ein's werden. So reich nun dieser Engländer auch ist, so hat er sich doch nicht dazu verstehen wollen fünfzehntausend Franken für falsche Zähne zu zahlen, und er hat daher vor Gericht erscheinen müssen, um sich gegen die Klage des Zahnarztes zu vertheidigen. Der Zahnarzt gestand schon fünftausend Franken empfangen zu haben, meynte aber, seine Sorgfalt und Mühe wäre außerdem noch fünfzehntausend Franken werth. Der Präsident frug ihn, was dann der gewöhnliche Preis einer Zahnreihe bey ihm sey; dieß hinge von dem Vermögen der zu bezahnenden Kunden ab, antwortete der Kläger; der Beklagte versicherte dagegen, daß der Zahnarzt ihm nur drey Reihen Zähne eingesezt habe, und nicht sieben, daß diese Zähne aber äußerst schlecht und ganz unbrauchbar gewesen seyen, daß er ihm dennoch für jede Zahnreihe 100 Pfund Sterling zu geben bereit sey, nebst einer Summe von 2500 Franken, die er ihm bereits zuvor angeboten habe, um der Sache ein Ende zu machen. Dieß wollte der Anwalt des Zahnarztes nicht eingehen; er behauptete, derselbe habe England verlassen, blos um den Lord nach Paris zu begleiten, und Sorge für höchstihre Zähne zu tragen; zu dem Ende habe er über 100 Versuche gemacht, wovon jeder einige Stunden gedauert habe; Mylord habe ihm Anfangs 200,000 Franken versprochen u. s. w. Der Anwalt gab noch folgendes Anekdötchen zum Besten, welches, seiner Behauptung nach, die Ursache des Bruches zwischen Mylord und seinem Zahnarzte gewesen sey. Der Zahnarzt habe bey einem seiner Besuche gesagt, er sey außerordentlich betrübt über die Krankheit seines Sohnes, der am rothen Fieber darnieder liege. Bey den Worten rothes Fieber sey Mylord ganz erschrocken aufgefahren, habe aus allen Kräften um Hülfe geschrieen; sogleich seyen vierzig Lakayen in's Zimmer gestürzt, und haben ihren Herrn in's Innerste seines Gemachs geführt; aber Mylord, noch ganz außer sich vor Entsezen, habe ihnen befohlen, sogleich ihre Kleider am Leibe in Stücke zu reißen, und sie zu verbrennen, damit ja keine Ansteckung von dem Vater des fieberhaften Kindes zu fürchten sey. Diese Anekdote, die ganz mit dem sonderbaren Charakter des Earls v. Bridgewater übereinstimmt, erregte ein lautes Lachen bey den Zuhörern. Das Gericht urtheilte darauf, daß die vom Earl v. Bridgewater angebotene Summe eine hinlängliche Belohnung sey; dieser Meynung war auch das Publikum, und sicher hat der Lord sein Zahnsurrogat theuer bezahlt.

Dg.

Berlin, 29. März.

(Beschluß.)

An schönen, erhabenen und feinen Zügen ist das Stück überhaupt reich; wir rechnen dahin die lyrische Stelle der Thais, Darius Betrachtung über seine Herrschaft und seine Worte am Quell, Alexanders Verweis an Hephästion und vieles andre, was aufzuzählen hier zu weit führte. Der vierte Akt, das Gastmahl Alexanders, die Begeisterung der Thais und die Verbrennung von Persepolis darstellend, hat uns durchaus befriedigt, wir finden denselben in der Aufführung auch nicht zu opernhaft, sondern wünschten nur, daß die Tänze darin besser wären, schöner sowohl als angemessener; der mimische Tanz gehört hier wesentlich zur Sache, und kann daher nur stören, insofern er unzweckmäßig angeordnet ist. Die Diktion des Stücks ist eine sehr vorzügliche Seite desselben, sie ist reich und abwechselnd nach den Personen und Situationen, und doch in einer gewissen Einheit von den Extremen zurückgehalten, sie hat Schwung und Leichtigkeit, und dabey eine bereite Fülle, welche dem Stoffe wohl ziemt. Auch die Verse sind mit Sorgfalt behandelt, sie sind reiner und wohlklingender, als man sie jezt in diesem jambischen, so leicht scheinenden und daher meist so nachläßig behandelten Sylbenmaße zu finden gewohnt ist. Und wenn wir nun den Gesammteindruck des ganzen Trauerspiels uns noch einmal vergegenwärtigen und in Einen Spruch zusammenfassen wollen, so müssen wir die Ueberzeugung aussprechen: Es ist ein wackres Werk, von lebenswerthem Gehalt und verdienstlicher Ausführung, ein Werk, das nicht alle Ansprüche befriedigt, aber manche Erwartung auch übertrifft, das lebendigen Antheil erweckt, und auf der heutigen Bühne als ausgezeichnete Erscheinung anerkannt zu werden verdient. Der Jugendarbeit Racine's ziehen wir dieses Werk eines gleichfalls noch jungen Dichters weit vor.

Was nun zulezt die Aufführung betrifft, so wollen wir nur kurz unsre Meynung sagen. Hr. Krüger spielte den Alexander durchaus vortrefflich, er war ganz in der Rolle, sprach und handelte von innen heraus, und zeigte ein Feuer und eine Mäßigung zugleich, deren Wirkung uns überraschte. Darius wurde durch Hrn. Rebenstein weniger gut gegeben: ein zerhacktes Deklamiren ersezt nicht den Mangel inneren Ergriffenseyns. An diesem lezteren fehlte es auch Mad. Stich in der Rolle der Statira, ihre Anstrengungen gelangen eigentlich nur in der Vision, die sie meisterhaft darstellte. Hr. Lemm ist schon von Andern in seiner Rolle als Nabarzanes mit Recht gelobt worden. Mad. Unzelmann, eine schöne Frau, mußte als Thais in einem unbegreiflichen Kostüm sehr unvortheilhaft erscheinen; auch in den übrigen Kostümen war vieles häßlich, ob richtig? das dürfte wohl sehr die Frage bleiben. —

A. H.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. April 1826.

Du Dulder Aller, gieb den Geist
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Indessen erschien bald der Parlamentär von Neuem, und die Unterhandlungen wurden wieder angeknüpft, während das Feuer von beyden Seiten aufhörte. Nach vielem Hin- und Herreden kam man endlich überein, daß wir das Geschütz und unsere Waffen abliefern und freyen Abzug nach Usez erhalten sollten. Diese Kapitulation ward blos mündlich abgeschlossen, unsere Offiziere verließen sich auf die Ehre der Belagerer und auf das Ehrenwort des Offiziers, mit dem sie unterhandelt hatten, und die laut geäußerte Beystimmung der Menge. Wir öffnen die Thore und verlassen die Kaserne. Allein wir waren noch nicht alle draußen, als von allen Seiten Flintenschüsse und wüthendes Geschrey uns empfangen. Viele von uns fallen und unsere Glieder gerathen in Unordnung. Ein Soldat ohne Waffen ist nicht mehr Soldat. Wir flohen nach allen Seiten auseinander, die einen in die Stadt, andere über die Mauern hinaus in's Freye; Alle werden heftig verfolgt. Ich lief eine lange Straße hinab, zwey meiner Gefährten stürzten neben mir, von den Kugeln unserer Verfolger getroffen; ich warf mich in einige enge Gäßchen, bis ich endlich bemerkte, daß ich nicht mehr verfolgt wurde. Eine Frau stand am Fenster eines kleinen Hauses, sie hatte Thränen in den Augen. „Wohin kann ich mich retten?" fragte ich sie in der größten Bewegung. — „Tretet herein," erwiederte sie. Sie kam herab und öffnete mir die Thüre. „Ihr könntet nicht nach Usez entkommen, sprach nun die gute Frau, und Euch eben so wenig im Felde verstecken. Bleibet hier. Ich bin arm, aber ich kann mein Brod mit Euch theilen. Mein Mann ist in Sicherheit. Ich kann Euch zwey bis drey Tage verstecken, dann mögt Ihr vielleicht bey Nacht entkommen." Meine Retterin führte mich nun auf den Heuboden, von wo ich im Nothfall über eine Gartenmauer in's Freye entkommen konnte. Bald darauf ging sie aus, und als sie wiederkam, erzählte sie mir, daß viele meiner Gefährten getödtet worden seyen, und daß man die andern noch immer verfolge. Haufen von Bewaffneten waren auf der Straße nach Usez aufgestellt und hatten die Unsrigen, welche in dieser Richtung flohen, mit Flintenschüssen empfangen. Ich konnte nicht begreifen, was uns zum Gegenstand einer solchen Wuth, einer so verrätherischen Verletzung des Völkerrechts machte. Als ich meine Befreyerin deßhalb fragte, erwiederte sie: „Weil ihr Grieurs seyd." — „Was ist das, ein Grieur?" — „Ein Protestant." — Ich wollte eben antworten, daß ich keiner sey, allein die Furcht, meiner Wirthin zu mißfallen, gebot mir Stillschweigen. „Also, sagte ich, hat der katholische Pöbel keine andere Absicht in seiner Wuth, als die Protestanten auszurotten?" — „Wir haben in den letzten drey Monaten die Oberhand gehabt, und doch haben wir sie nicht auf diese Art behandelt," erwiederte die gute Frau ganz nachdenklich. Die Nachbarinnen der Suzanne Delon (so hieß

meine Wirthin) wurden bald von meinem Aufenthalt unterrichtet, allein ich hatte nichts von ihnen zu fürchten, da sie alle Protestanten waren und auch mich für einen solchen hielten. Sie brachten mir Kleider, damit ich in bürgerlicher Kleidung eher entkommen könne; meine Uniform wurde sorgfältig verbrannt. Abends hörte ich sie denn alle die Abscheulichkeiten erzählen, welche den Tag über vorgefallen waren; man zählte die Namen der auf den Straßen oder im Felde ermordeten, die Zahl der geplünderten oder verbrannten Häuser auf. Alle diese Dinge hätte ich nur für empörende Uebertreibungen gehalten, wenn meine eigene Lage mich nicht von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt hätte. Den Tag, nachdem ich bey der guten Delon eine Zuflucht gefunden hatte, hörte ich sie an der Thüre sich mit einer Nachbarin unterhalten. Eine dritte kam hinzu und sagte zu jener mit trauriger Stimme: „Claudine, man sagt, dein Mann sey auch ermordet worden.“ — „Gerechter Gott! wo denn?“ rief die andere. „In euerm Weinberg bey St. Cesaire, war die Antwort. Seht, da kommt eure Stiefschwester, die Frau des unglücklichen Laplume, der mit ihm getödtet worden ist; sie hat sie Beyde im Weinberg liegen sehen.“ Hier hinderte mich der laute Jammer der Weiber, etwas Weiteres zu vernehmen. Später erfuhr ich folgendes. Am Morgen des 18ten war ein gewisser Clot in Nimes vor seinem eigenen Hause ermordet worden, von einem bekannten Mörder, den ich nennen und dessen Schandthaten ich erzählen könnte, wenn ich nicht fürchten müßte, Dank sey es dem gerichtlichen Urtheil, das ihn freygesprochen hat, von ihm selbst als Verläumder belangt zu werden. Denselben Tag waren Chivas, Claudinens Mann, und Laplume, Beyde Clot's Schwäger, ermordet worden. Fünf Tage darauf ward auch deren Bruder, David Chivas, ermordet. So sah eine einzige Familie an einem Tage drey rüstige Männer fallen. Da die Leichname gewöhnlich verstümmelt und nackt auf dem Felde liegen blieben, so entschloß sich, nachdem der erste Schmerz überwunden war, Claudine Verinargue, die Leiche ihres Mannes diesen Unwürdigkeiten zu entziehen. Sie miethete einen Taglöhner und erhielt mit Mühe die Erlaubniß, sich aus der Stadt nach ihrem Weinberg zu begeben. Die Barrieren waren streng geschlossen. Sie bestattet ihren Gemahl zur Erde und kehrt Abends wieder nach Hause. Drey Tage darauf kam Jemand, um der unglücklichen Claudine zu sagen, daß die Leiche ihres Mannes nicht beerdigt sey, sondern mitten im Felde liege. Sie wollte es anfangs nicht glauben, aber mehrere Leute bestätigten die Nachricht mit einer Art von ironischem Mitleiden. Sie entschloß sich, ihrem Manne zum zweyten Male die lezte Ehre zu erweisen. Allein sie fand dießmal keinen Taglöhner, der sie hätte begleiten mögen; die einen hielten es für Gottlosigkeit, die andern scheuten die Gefahr, der sie sich ausgesezt hätten. Das unglückliche Weib nahm nun selbst einen Spaten und begab sich nach dem Gemeindehaus, um die Erlaubniß zu erhalten, aus der Stadt zu gehen. Die Behörden, denen sie den Zweck ihrer Bitte angab, ertheilten ihr eine schriftliche Erlaubniß, die Barrieren zu passiren, „um einen Baum auszugraben.“ Ich selbst habe diese sonderbare Umschreibung von Seiten der Behörden gesehen, welche es nicht wagten, einen so abscheulichen Mord einzugestehen. Claudine begibt sich an den Ort, wo die halbverfaulte Leiche liegt, gräbt ein Grab, legt den Leichnam hinein und bedeckt ihn mit Steinen und Erde. Während dessen hatten sich mehrere Weiber hinter der Hecke des Feldes versammelt und sahen ihr während der Arbeit mit lautem Hohngelächter zu. Nachdem die muthige Wittwe ihre fromme Pflicht erfüllt hat, kehrt sie nach Nimes zurück. An der Barriere wird sie von einem Haufen Menschen empfangen, die sie mit bitterm Spott und Vorwürfen begleiten. Sie senkt den Kopf und sezt schweigend ihren Weg nach ihrer Wohnung fort. Als sie vor derselben anlangt, hört sie den Haufen in ein lautes Jubelgeschrey ausbrechen. Sie erhebt die Augen und sieht ihre ganze Habe vor ihrem Hause aufgethürmt und in Flammen aufgehen. Die Unglückliche schreitet ohne Thräne, ohne Worte mit gesenktem Haupte durch die höhnende Menge den Weg zurück, den sie herkam. Der Wahnsinn allein gibt ihr noch Kräfte. Niemand folgte ihr. Von diesen Abscheulichkeiten habe ich nur den lezten Auftritt, das Verbrennen des Hausgeräths und das Verschwinden der unglücklichen Claudine selbst gesehen; das Uebrige wurde mir von ihren Verwandten erzählt *).

*) Die Abscheulichkeiten, welche 1815 in Nimes, Avignon, Marseille u. s. w. begangen worden sind, bleiben in dem großen Schuldbuche der Geschichte aufgezeichnet. Man darf aber nicht vergessen, daß wilder Fanatismus und die Aufregung des Augenblicks solche Ausschweifungen erklärlich machen; daß aber der Abscheu und die tiefe Verachtung aller Zeiten die Richter und Behörden treffen muß, die sie unbestraft ließen, und die Schriftsteller, welche sie bey kaltem Blute vertheidigten.

Schlangen- und Krokodillenjagd.

(Aus Waterton's Reisen in Demerara 1824.)

Ich hatte eine Belohnung versprochen, wenn man mir eine große Schlange lebendig zeigen würde. Nach einigen Tagen kam mein Neger und sagte mir, sie hätten im Wald eine Schlange entdeckt, aber es sey eine junge, ein sogenannter Buschmeister (Bushmäster?). Ich ergriff sogleich eine acht Fuß lange Lanze und machte mich in Begleitung von zwey Negern auf den Weg nach der bezeichneten Stelle. Bald erblickte ich die Schlange, es war eine Coulacanara, nicht giftig, aber groß genug, um jeden von

uns zu zerquetschen. Als ich sie nachher maß, fand ich sie 14 Fuß lang, aber unverhältnißmäßig dick. Eine Coulcanara von 14 Fuß Länge ist so dick, als eine Boa von 24 Fuß. Nachdem ich dieser Schlange das Fell abgezogen hatte, konnte ich ohne Mühe meinen Kopf in ihren Rachen stecken. Ich bedachte mich nun, wie ich die Schlange lebendig fangen könnte, um so viel wie möglich ihr Fell zu schonen. Ich beschloß endlich, sie wo möglich dicht hinter dem Kopf mit meiner Lanze an die Erde zu spießen. Die Neger stellten mir vor, welcher Gefahr ich mich aussetze, allein ich ließ mich nicht abhalten und nöthigte sie, mir zu folgen. Ich bahnte mir nun mit meinem Messer so leise wie möglich einen Weg durch das Gebüsch bis zu der Schlange. Sie lag zusammengerollt, mit dem Kopf flach auf der Erde, sie bewegte sich nicht, und es gelang mir ihr die Lanze durch den Nacken zu stoßen und sie so fest an den Boden zu spießen. Sogleich ergriff einer der Neger den Schaft, um sie in der Stellung festzuhalten, während ich und der andere Neger uns auf den Leib der Schlange warfen. Sie schlug mit der größten Heftigkeit um sich, und mit vieler Mühe gelang es uns endlich, sie festzuhalten. Nun band ich ihr den Rachen zu und nahm ihren Kopf fest unter meinen Arm, während der eine Neger sie in der Mitte, der andere am Schwanz faßte; auf diese Art trugen wir sie nach Hause, wobey sie sich mit aller Macht loszumachen suchte, so daß wir sie nur mit der größten Anstrengung festhalten konnten. Zu Hause ließen wir sie in einen großen Sack kriechen, worin sie bis am Morgen sich herumwälzte. Am Morgen machte ich den Sack auf und ließ sie durch zehn Neger festhalten, während ich ihr den Hals abschnitt. Hierauf zog ich ihr die Haut sorgfältig ab und gegen Abend war ich mit der ganzen Dissektion fertig. Ich fand die Zähne dieser Schlange nicht so groß, als ich sie erwartet hatte; allein sie sind vollkommen geeignet für den Gebrauch, den sie davon macht. Sie sind alle nach hinten gebogen und dienen nur dazu, den Raub festzuhalten, während die Schlange ihn allmählig hinunterschluckt, ohne ihn je zu kauen. Auch tödtet sie ihre Beute nicht mit den Zähnen, sondern sie erdrückt sie mit ihrem Leibe. Den Leichnam ließ ich in den Wald zurücktragen, und bald fanden sich die Geyer in großer Anzahl ein. Sie setzten sich aber auf die benachbarten Bäume, ohne das Aas anzurühren. Endlich kam auch ein sogenannter Geyerkönig, und erst nachdem dieser sich gesättigt und auf einen hohen Morabaum in der Nähe gesetzt hatte, fielen die übrigen Geyer über das Aas her, und ließen bald nichts davon übrig. (?!)

*

Gegen Mitternacht hörte ich den Indianer sagen: „Massa, Massa, hörst du den Tiger?“ Ich horchte, und vernahm leise Tritte, die sich uns näherten. So wie das Feuer herunterbrannte, kam er uns näher, und wenn der Indianer es wieder anschürte, entfernte er sich plötzlich. Endlich erhob der Indianer, dem diese Gesellschaft nicht zu behagen schien, ein gräßliches Geschrey, der Jaguar that einen ungeheuren Satz, und verschwand ohne wieder zu kommen. Von Zeit zu Zeit hörten wir große Fische im Strome auftauchen und plumpen. Auch die Caymans wurden laut; der Laut, den sie von sich geben, hat etwas sonderbar Aengstliches, wie ein unterdrückter Seufzer, der plötzlich herausbricht, und so laut, daß man es eine Meile (engl.) weit in der Nacht hört. Zuerst ließ einer diesen schrecklichen Ton hören, und die andern antworteten ihm nach allen Seiten. Der Indianer machte ein sehr einfaches Werkzeug, um einen Cayman zu fangen. Vier Stücke hartes Holz, an beyden Enden zugespitzt, wurden kreuzweise fest zusammengebunden, dann mit einem langen Strick an einen Baum gebunden, und mit einer Lockspeise, etwa vier Fuß über das Wasser gehängt. Hierauf schlug der Indianer einige Mal auf eine leere Schildkrötenschaale, um, wie er sagte, die Caymans aufmerksam zu machen, daß es etwas Neues gebe. Wir zogen uns nun zurück. Gegen Morgen fanden wir, daß ein Cayman angebissen hatte, wir zogen ihn aus dem Wasser. Er war gegen zehn Fuß lang. So wie er am Ufer ankam, sprang ich ihm auf den Rücken, indem ich mich an seinen Vorderfüßen fest hielt, während er mit seinem Schwanz gewaltig um sich schlug. Nach vielen vergeblichen Versuchen sich zu befreyen, ward er aus Ermattung ruhig, und nun schnitt ich ihm die Gurgel ab. Vielleicht giebt es kein Thier, das einen solchen Ausdruck von Grausamkeit und Bosheit hat, wie der Cayman.

Der Fürsten Majestät.

Wenn ist am größten der Fürst, und wenn der Gottheit am nächsten?
Wenn er, wie die Kinder, sein Volk liebend an's Vaterherz schließt!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. März.

König Lear. Trauerspiel in fünf Abtheilungen, nach Shakspeare, von Schröder.

Man kann oft bey uns den Tadel hören: es werde jetziger Zeit aller Fleiß und Kostenaufwand nur an Oper und Posse verschwendet, und das eigentliche Drama gehe leer aus. In dieser Woche stehen drey Tragödien auf dem Repertoire; der Intendantur wäre also dießmal keine Schuld beyzumessen, denn überall läßt sie sich's angelegen seyn, durch Dekorationen und Kostüm das Unmögliche zu erreichen, d. h. die Schlaffheit, Lauigkeit, Vornehmheit unserer tragischen Schauspieler unter so glänzendem Schleyer zu verbergen. Aber die falschen Waden

verstecken den Pferdefuß nicht. Wie bedauerten wir Herrn Devrient, daß er auch als Schauspieler von Allen, außer dem treuen Narren und braven Kent, verlassen wurde. In allen übrigen war keine Kraft, keine Regsamkeit, kein Geist, kein Interesse; der Eine hatte nicht gelernt, der Andere sprach nur, weil er doch nun einmal schon die Mühe des Lernens und Ankleidens überstanden hatte: unser Trauerspiel ist ein ausgebrannter Vulkan, ein mattgewordener Greis, dessen Auge nur noch bey ausgezeichneten Gelegenheiten in gewohntem jugendlichen Feuer flammt. Aber das Publikum ist theils ebensosehr Greis, der nach der Lebensarbeit sich spielend ergötzen will an den Kinderfreuden der jüngsten Enkel, theils ist es der Knabe, der noch in den Ernst der Lebensschule nicht hinein will, sondern lieber in müßigem Zeitvertreibe hintändelt. Das Haus war leer, der Beyfall troz der gelungensten Darstellung von Seiten unseres größten Schauspielers, der sich förmlich aufopferte, nur lau. Freylich ist die Schröder'sche Bearbeitung für die jezige Zeit auf jede Weise unpassend; sie hat den Gartenduft der Poesie in Landstraßenstaub verkehrt, und das lebendige Leben der Sittlichkeit zu Schattenbildern moralischer Reflexionen ertödtet. Wozu gleich im Anfang die Aenderung, daß Kent dem Gloster nur erzählt, was im Shakspeare der König wirklich thut, — daß er nämlich die Schuld auf sich lade, einmal die Liebe des schweigenden Kindes, die treue wahrhafte Sittlichkeit zu v e r k e n n e n, und sie in den Schwätzerinnen, in denen sie erstorben, lebendig zu glauben, und dann die T h o r h e i t zu begehn, in väterlicher Liebe den Unkindlichen Selbstsüchtigen Macht, Ansehn, das ganze königliche Vermögen zu opfern, und es der kindlichen Aufopfrungsvollen zu entziehn. Dieß ist der Grundstein des ganzen Gebäudes; was hat denn Gloster für ein Vorrecht, daß wir diesen Grundstein nur bey ihm legen sehn? Denn diese beyden Familien, und die Schuld der Väter und Kinder in ihnen sind der Inhalt des Stücks. Beym König ist diese Schuld, weil sie von ihm selber ausgeht, T h o r h e i t, die sich, insofern die innere Meynung dem äußern wirklichen Zustande widerspricht, und zur Erfahrung dieses Widerspruchs kommt, beym Bruch eines gedoppelten Bewußtseyns zum W a h n s i n n steigert; bey Gloster dagegen, da der äußere Zustand ihm ein Blendwerk vorspiegelt, g e i s t i g e B l i n d h e i t, die nur erst durch die l e i b l i c h e Blindheit als Folge und Sühne für die geistige im Tode geheilt wird.

In seiner ersten Scene trat der König als Schatte seiner sonnenbeglänzten Gestalt auf, als Rauch des früheren Feuers, in sich verzehrt durch seine Thorheit, aber ihrer noch unbewußt, und eben darum thöricht. Denn er glaubt sich noch mächtig und angesehn, geliebt von seinen Töchtern, und so wird es der eigentliche Sinn dieses Wahns, sich zum Wahnsinn fortzutreiben. Deßhalb war zunächst ein großer Beweis der Genialität unseres Künstlers, die tiefe allmächtige Sehnsucht, mit welcher er nach seinem Jungen, nach seinem Narren verlangte, denn der Narr ist weiter nichts als die ausgesprochene Thorheit Lears, die wehmüthig lächelnde Ironie seiner That, ihm treu, zu ihm gehörig, von ihm untrennbar, weil sie sein bisher noch unausgesprochenes, ihm unbekanntes, aber geahntes Innres, sein eigenes ihm noch fremdes, und doch allzuvertrautes Wesen ist. Diese seine Narrheit kann ihm erst entgegen treten, sein lieber Bursche kann ihm erst lachend einen Spiegel vorhalten, nachdem er in der Besorgniß des Ritters zum ersten Mal selbst fühlt, daß seine Macht dahin, daß sein Kind lieblos, — mit wie innigem, aber wortlosem Schmerze fühlte er es — und es dann klar im Troz des Haushofmeisters vor sich sieht. Wie begegnet er dem Narren? Bald fühlt er tief und ernst seine Bitterkeiten, bald scherzt er mit ihm. Er nimmt ganz, was der Narr ist, in sich auf und spricht zulezt wie er, nachdem er den ersten Schmerz in der Scene mit Goneril überwunden, und den ersten Zorn seines nur als Wahn erfahrenen Ansehns ausgetobt hat. „Euer Name, schönes Frauenzimmer?“ fragt er in der allerbittersten, schmerzlich lachenden Ironie die Tochter. Als nun aber die volle Gewißheit der Undankbarkeit auf ihn einstürmt, bricht er in die volle Wuth seines Schmerzes aus, und verflucht das Kind, das wie auf einer Folterbank das Wesen seiner Seele verrenkte. Vortrefflich, meisterhaft war hier der Schmerz, der Zorn in seiner Steigerung beym Dichter und Schauspieler, der Alles aufbot, alles erschöpfte, alles leistete — aber das Publikum blieb lau.

Im zweyten Aufzuge geht die Verrätherey Edmunds, des Bastards, welche mit der leichtgläubigen Blindheit Glosters ihr unkindliches Spiel treibt, gleichen Schritt mit der Schändlichkeit der königlichen Töchter. — Regan läßt den Boten des Vaters in den Block legen, sie verweigert dem König mit der Schwester die ausbedungenen Ritter, er macht die volle lezte schmerzlichste Erfahrung ihrer Undankbarkeit. Im ersten Akt war es der Zorn des vernichteten königlichen Ansehns, das ihn bewegte, hier ist es der furchtbare Schmerz der getäuschten väterlichen Liebe und der lezte Kampf seiner früheren Meynung mit der Erfahrung des wirklichen Zustandes, was ihn wechselnd bewegt. Der Narr kommt nur immer dazwischen, wo Lear dieser Erfahrung entfliehen will. Denn er sucht ihr stets zu entgehen, aber sie drängt sich ihm stets klarer auf, und dieser Wechsel ist es, der ihn zum Wahnsinn treibt.

Doch dieses Offenbarwerden der verkannten kindlichen Gesinnung, das bisher nur die Kindlichgeglaubten als undankbar aufweißt, dieß Aufzeigen der Learschen Thorheit, der Glosterschen Blindheit ist erst vollkommen, wenn die Unkindlichgewähnten als kindlich erscheinen. Aber diese Erscheinung, die tödtende Heilung kommt den Kranken erst nach vollem Ausbruch der Krankheit, jezt schimmert sie in Edgar und in Cordelia's Landung in Dover als erster Morgenschimmer durch die Sturmnacht. Der König, ohne Obdach, baarhaupt, in der Wuth seines Schmerzes im Uebergange zum Wahnsinn tobt wie die Elemente, die um ihn wüthen. Diese Wuth ist noch nicht Wahnsinn, aber, wie er selbst sagt, der Weg dazu. Mit dem Narren ist er jezt ein Leib und eine Seele, doch noch nicht mit dem Wahnsinn, der wie früher der Narr, nun als Thoms, dem Lear entgegentritt. Dieser Wahnsinn ist das als böse verstoßene gute Kind, die wahnsinnige That Lears, die, weil sie nur als geschehene That außerhalb des Thäters Wahnsinn ist, in der Person, die diese That, ohne ihr Thäter zu seyn, vorstellt, verstellter Wahnsinn bleibt, bis an dieser Verstellung sich, wie früher seine Thorheit als Narrheit offenbarte, Lears wirklicher Wahnsinn entzündet. Daher hört er auf nichts mehr, und will nur immer bey diesem Philosophen bleiben. Die Darstellung dieses Inhalts des Stücks ist zugleich die Darstellung der Leistung unseres Künstlers. — Wie nun aber dieser Aufzug der Offenbarung dessen, was in den Hauptpersonen verborgen liegt, gewidmet ist, so folgt auf den Wahnsinn Lears die Blendung Glosters, die nicht als zufällige Grausamkeit, sondern als sein nothwendiges, durch eigene That und Schuld herbeygeführtes Schicksal, als die Aeußerung seines eigenen Innern anzusehn ist. Schade, daß der Gloster, dieß Gegenbild Lears, in Herrn Mattausch einen so gealterten sprach- und gedächtnißlosen Repräsentanten hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. April 1826.

Viel Stufen wandeln sie zum Ziel
Nach größerer Verherrlichung.
Du wirkst, durch Schmerz und Freudenspiel
Die höhere Entwickelung
Der Kräfte Aller!

An den Unerforschlichen.

Mel. Herr, mein Versöhner: der du für mich littest.

Wer wagt sich auf zum unerforschten Wesen,
Um in dem Buch der Ewigkeit zu lesen?
Wer darf, den Hocherhab'nen zu ergründen,
Sich unterwinden?

Unendlich groß ist seiner Weisheit Fülle.
Doch eine mitternächtlich dunkle Hülle
Wölkt sie uns ein. Sie zu durchblicken taugen
Nicht Menschenaugen!

Umsonst ist euer eifrigstes Bestreben,
Ihr Weisen! diesen Vorhang aufzuheben.
Selbst Engel würden sich, ihn wegzuziehen,
Umsonst bemühen.

Unfähig hier in euerm kleinen Runde,
Der Dinge Wirkung mit dem nächsten Grunde
Halb zu durchschau'n, wie könnt ihr euch getrauen,
Ihn zu durchschauen?

Nicht unsern gleich — bedenkt's in euern Schranken! —
Sind des Allweisen Wege und Gedanken:
So weit die Erde von dem fernsten Sterne,
Sind sie sich ferne.

Oft traur' ich tief, wenn, statt sich zu erweitern,
Sich meine Aussicht engt, mir Plane scheitern,
Mich Hoffnung täuscht, und unverseh'ne Plagen
Mein Herz zernagen;

Doch du, der aller Sterblichen Geschicke
So weislich lenkt, lenkst Alles mir zum Glücke.
Zum Heil muß mir, was Unheil vor geschienen,
Am Ende dienen.

Hab' ich, beym Glücksgenusse zu vermessen,
Oft deiner Güt' und Vaterhuld vergessen,
So züchtigst du mich liebend durch Beschwerden,
Um klug zu werden.

Oft läss'st du, mich vor größern zu bewahren,
Mir klein're Uebel weislich widerfahren;
Oft führst du mich den düstern Pfad der Leiden
Zu reinen Freuden.

O Unerforschlicher! in diesem Staube
Bet' ich dich ehrfurchtschauernd an, und glaube:
Du handelst gut, wenn ich auch, was ich sehe,
Nicht stets verstehe.

Fleug auf, mein Geist! für tausend lichte Proben
Von Huld, den Unerforschlichen zu loben,
Und zoll' ihm gleichen Kindesdank für Leiden,
So wie für Freuden.

Einst wird sich ganz dort seine Huld bewähren,
Wenn, um dir jedes Dunkel aufzuklären,
Er dich aus dieser Todesnacht in's Leben
Des Lichts wird heben.

Schaller.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Rettung eines Flüchtlings.

Guillemard entkommt nach mancherley Gefahren glücklich von Nimes nach Toulon. Auch dort wird die weiße Fahne aufgepflanzt und der König anerkannt. Des ungeachtet herrscht große Gährung, durch den Uebermuth der siegenden Parthey, besonders aber die Ermordung der Besatzung von Marseille. — Folgendes Abenteuer, das unsern Sergent aus Toulon entfernt, verdient in mancher Hinsicht herausgehoben zu werden.

* * *

Eines Abends (es war, glaube ich, der 21ste August) ging ich einsam und in mich gekehrt auf dem Champ de Bataille (ein öffentlicher Platz in Toulon) umher, als ich von Herrn Don..., einem Marineoffizier, den ich früher gekannt hatte, angeredet wurde. „Guillemard, sprach er, man kennt Sie als einen sichern Mann; wollen Sie Theil an einer That nehmen, die Muth und Edelsinn fordert, so folgen Sie mir.“ — „Mein Herr, erwiederte ich, ich bin bereit, Ihnen überallhin zu folgen: ich habe Sie bey Wagram und sonst kennen lernen; allein bey der gegenwärtigen Lage der Dinge kann ich Ihnen nur auf Ihren ausdrücklichen Befehl, wenn sie mir ihn als Offizier geben, folgen, in der Ueberzeugung, daß, was auch daraus entstehen mag, Sie diesen niemals ableugnen werden.“ — „Nun denn, rief er, so befehle ich es Ihnen, folgen Sie mir!“ — Wir nahmen nun unsern Weg nach dem italienischen Thore, von dort über die Hügel von La Malgue bis zu einer kleinen Bucht, wo wir ein Boot angebunden fanden. D. sprang hinein, untersuchte es, und ging dann ungeduldig am Strande auf und ab, indem er Jemanden zu erwarten schien. Nach einer halben Stunde hörten wir eilige Schritte sich nahen. „Sind Sie es, Ang...?“ sagte D. „Ich bin es, war die Antwort, er wird sogleich kommen. Ist das Ihr Sergent?“ — „Ja, und Sie können auf ihn zählen, wie auf mich selbst. Lassen Sie uns alles bereit machen!“ — Wir legten nun Alles in dem Boot zurecht, um sogleich in See stechen zu können. Hierauf warteten wir noch eine geraume Zeit, meine Gefährten mit der größten Unruhe, ich selbst ziemlich gleichgültig; da ich voraussezte, es komme hier nur darauf an, einen Marineoffizier den Verfolgungen der siegenden Parthey zu entziehen. Als ein Kanonenschuß die Oeffnung der Thore von Toulon und den Anbruch des Morgens verkündete, entschlossen sich meine Gefährten, nach der Stadt zurückzukehren, da der, den sie erwarteten, wahrscheinlich durch irgend etwas Außerordentliches abgehalten worden sey. Wir trennten uns, nachdem ich D. versprochen hatte, mich denselben Abend in einem Weinhause hinter dem Champ de Bataille einzufinden. Während ich nachdenklich meinen Weg fortsezte, sah ich mich plötzlich von etwa sechszig Menschen umringt, wovon die meisten die Uniform der Nationalgarde trugen, mehrere schienen, ihren Epauletten nach, Offiziere zu seyn. Ihr Führer, M..., der Sohn des Marschalls vom selben Namen, schlug mir auf die Schulter und fragte in einem barschen Ton: „Woher kommst du so früh?“ — Aergerlich über diesen Ton, erwiederte ich eben so barsch: „Es ist nicht früher für mich als für euch. Wo kommt ihr selbst her?“ — „Ich habe dir keine Rechenschaft zu geben.“ — „Ich euch eben so wenig, denk' ich.“ — Nun entstand ein großes Geschrey, die, welche Epaulettes trugen, drängten sich heran und fragten: „Ob ich ihre Autorität verkenne?“ — „Wie Teufel, wollt ihr, daß ich euch kennen soll? — Hab' ich euch je bey der Armee gesehen?“ — „Wir sind Offiziere.“ — „Desto besser für euch!“ — Hier erhob die Bande von neuem ein großes Geschrey und machte Miene, über mich herzufallen, als einige Militärs vorübergingen, die, als sie einen der Ihrigen in solchen Händen sahen, sogleich zu meinem Beystand herbeyeilten, worauf jene Heeren weiter zogen und auch ich meinen Weg fortsezte. Gegen acht Uhr Abends fand ich mich am bestimmten Ort ein, und begleitete D. nach derselben Stelle am Ufer, wo wir die vorige Nacht gewartet hatten. Wir hatten ziemlich lang gewartet, als sich uns behutsam vier Personen näherten. D. erkannte sie bald für die, welche er erwartete: „Ist Alles fertig?“ fragte Herr Ang., den ich an der Stimme wieder erkannte. „Alles,“ antworteten wir. — „Nun denn, mein Prinz, so schiffen Sie sich ein,“ sagte hierauf Ang. zu einem großen Mann, der, in einen weiten Mantel gehüllt, neben ihm ging: „Wer sind diese Männer?“ fragte er mit unruhiger Stimme. „Freunde.“ „Aber . . . kennen Sie die Küste genau?“ — „Was thut das zur Sache? wagen wir nicht eben so viel wie Sie?“ — „Nun denn, so sey es! Leben Sie wohl, großmüthiger Mar— sagte er hierauf, zu einem kleinen magern Manne gewandt, der ihm den Arm reichte — das Schicksal mag mir günstig oder feindlich seyn, nie werde ich vergessen, was Sie für mich gethan haben.“ Er umarmte ihn, und der Andere erwiederte mit sehr bewegter Stimme: „Mein Prinz, ich habe nur meine Pflicht gethan. Ich wünschte dasselbe für alle Glieder Ihrer Familie, für alle Unglückliche thun zu können.“ — Der große Mann sezte nun den Fuß auf den Rand der Barke, schien aber noch immer unschlüssig zu seyn; allein Ang. nahm ihn heftig beym Arm und rief: „Fort, Alles ist entschieden!“ und trat zugleich mit ihm in das Boot. Im selben Augenblicke stießen wir ab, und indem wir mit der größten Vorsicht steuerten, um den Küstenwächtern auszuweichen, befanden wir uns gegen Tagesanbruch auf der Höhe des Kap. Sepet. Unser unbekannter Reisegefährte saß im Hintertheil des Bootes und hatte kein Wort gesprochen. Alles, was ich gehört,

hatte meine Neugierde gespannt, und ich erwartete mit Ungeduld den Tag, um die Züge des Unbekannten zu erblicken; allein er war ganz in seinen Mantel gehüllt, so daß ich nichts von seinem Gesicht sehen konnte. So segelten wir fort bis nach Sonnenaufgang. Plötzlich erhebt sich der Unbekannte, und, um den Horizont zu übersehen, wirft er den Mantel zurück. Das Ruder entfällt meinen Händen, und voll Erstaunen und Ehrfurcht springe ich auf und hebe die Hand zur Stirne, um ihm meinen militärischen Gruß zu bieten — es war der König von Neapel *). Ohne mein Erstaunen zu beachten, sagte er mit zufriedener Miene: „So sind wir denn außer Gefahr. Allein in diesem Boote werden wir doch schwerlich Korsika erreichen können?" — „Nein, Sire, erwiederte D., wir werden laviren, ohne uns von der Rhede zu entfernen. In einigen Stunden wird das Postschiff auslaufen, welches von Toulon nach Ajaccio geht, und uns im Vorbeysegeln aufnehmen können. Der Kapitän wird sich nicht weigern, Ew. Majestät nach dem Hafen zu bringen, den Sie ihm bezeichnen werden. Auf jeden Fall sind wir bereit, Ihren Befehlen zu gehorchen und unser Leben für Sie zu opfern. Allein der Kapitän wird gehorchen." — „Ich werde nichts von ihm verlangen, antwortete der König, als daß er seinen Weg nach Korsika fortsetze; von dort kann ich dann leicht Gelegenheit finden, mich nach Triest oder an einen andern Ort zu begeben." — Vergebens erwarteten wir jedoch das Postschiff mehrere Stunden lang, und um keinen Verdacht zu erregen und nicht unversehens von den Küstenwächtern aufgehoben zu werden, mußten wir uns gegen Abend entschließen, uns mehr von der Küste zu entfernen. Wir hatten am Morgen eine leichte Mahlzeit genossen, woran aber, aus welcher Ursache weiß ich nicht, der König keinen Theil nehmen wollte. Gegen Abend nahm er jedoch einige Nahrungsmittel zu sich, und lud auch uns ein, mit ihm zu theilen. Dieß war das erste und wahrscheinlich auch das lezte Mal, daß ich an der Mahlzeit eines Königs Theil genommen. Wir waren übrigens sehr ermüdet, der Wind war ziemlich heftig geworden, die See ging hoch, wir waren weit vom Land und fürchteten eine schlimme Nacht. Der König hatte den Tag über, um uns zu zerstreuen, uns seine leztern Schicksale und die Gefahren erzählt, denen er während des lezten Monats ausgesezt gewesen war. Nach dem Verlust der Schlacht bey Tolentino hatte Murat sich nach der Provence eingeschifft, und war in Toulon gelandet. Anfangs bezog er ein schönes Landhaus in der Nähe von Toulon, la Plaisance genannt; allein die Vorfälle von Marseille zwangen ihn bald eine andere Zuflucht zu suchen. Er schrieb sogleich an die neuen Behörden, um ihnen zu erklären: daß, da er den innern Streitigkeiten Frankreichs völlig fremd sey, er hoffe, man werde seinen Zufluchtsort und das Gastrecht, das er in Frankreich ansuche, ehren. Zugleich hatte er nach Paris geschrieben, um von den alliirten Mächten einen sicheren Zufluchtsort in England oder Oestreich zu erhalten. Während er die Antwort abwartete, vermehrten sich die ihm drohenden Gefahren um ihn her. Bewaffnete Banden suchten ihn auf, und es war sogar ein Preis auf seinen Kopf gesezt worden. Er mußte sich endlich entschließen, die Provence zu verlassen, wenn er nicht das Schicksal des unglücklichen Marschall Brune theilen wollte. Anfangs hatte er die Absicht sich nach Lyon zu begeben, wo er mehr Sicherheit in der öffentlichen Stimmung zu finden hoffen durfte; allein er erfuhr bald darauf, daß der Herzog von Rocca Romana, sein treuer Gefährte, ein Fahrzeug zur Ueberfahrt nach Havre gemiethet habe, und beschloß diese Gelegenheit zu benutzen. Die Wachsamkeit der Polizey, und ein Versehen in den Verabredungen waren jedoch Schuld, daß dieß Schiff ohne ihn absegeln mußte; wobey es ihm kaum gelang, in einem kleinen Boote das Land wieder zu erreichen. Hier mußte er sich sogleich in die Gebirge werfen, wo er zwey Tage fast ohne Nahrung umher irrte. Endlich fand er eine Zuflucht in einem abgelegenen Landhaus *). Dort wartete er noch einige Tage vergebens auf Antwort von den alliirten Mächten, und entschloß sich endlich einen neuen Versuch zu machen, die Provence zu verlassen, wo zu ihm zwey Offiziere, Don... und Ang... ihren Beystand anboten. Wir haben gesehen, daß in der ersten Nacht, welche zur Ausführung dieses Plans festgesezt worden war, der König sich nicht einfand. Folgendes war die Ursache dieses Verzugs. Als er eben im Begriff war sich nach dem verabredeten Platz auf den Weg zu machen, benachrichtigte ihn die alte Magd, welche ihn in seinem Versteck pflegte, daß ein Haufen Bewaffneter mit einer Laterne sich dem Hause, das auf einem Hügel liegt, nähere. Murat hatte kaum noch Zeit seine Pistolen und seinen Dolch zu ergreifen, und durch eine Hinterthür in den Garten zu entkommen, als seine Verfolger schon in das Haus eindrangen. Nachdem sie dieses vergebens durchsucht hatten, suchten sie auch im Garten, allein die Laterne, welche sie (sehr ungeschickt für eine solche Unternehmung) bey sich hatten, vermehrte die Dunkelheit um sie her, und obgleich sie mehrere Male dicht an der Stelle vorbey gingen, wo der König versteckt war, so bemerkten sie ihn doch nicht. Einmal, sagte der König, habe er die größte Lust gehabt seine Pistolen auf sie abzufeuern und auf sie loszustürzen. Da sie sich nicht hätten denken können, daß ein einzelner Mann es

*) Diejenigen unserer Leser, welchen das Ende des unglücklichen Murat bekannt ist, werden das Geheimniß schon längst errathen haben. Als Bestätigung und Berichtigung der schon vorhandenen Nachrichten von den lezten Augenblicken dieses Mannes durch einen Augenzeugen, ist Guillemard's Erzählung nicht ohne Wichtigkeit. Sie stimmt übrigens in den Hauptpunkten vollkommen mit dem überein, was darüber in dem bekannten Werk des Obersten Macirone enthalten ist.

*) Die näheren Umstände dieser Begebenheit sind aus Macirone's Werk bekannt.

wagen würde, sie anzugreifen, so hätten sie vielleicht in der ersten Bestürzung die Flucht ergriffen. Bey einem zufälligen Geräusch sah sie der König erschrocken auseinanderfahren. Als sie sich unverrichteter Sache entfernt hatten, war es zu spät, und die Unternehmung ward auf die nächste Nacht verschoben. Die bewaffnete Bande, welche ich am selben Morgen antraf, war dieselbe, die den König aufgesucht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. März.

(Beschluß.)

Waren nun die ersten Akte die Darstellung der zum Wahnsinn und zur Blindheit führenden Erfahrungen Glosters und Lears, und der dritte Aufzug die des beginnenden Wahnsinns und der Blendung, so zeigen der vierte und fünfte die volle Krankheit und Heilung, und dazwischen spielt auch die Schuld der Undankbarkeit und des Verraths ihr Trauerspiel ab. Denn die große Aufgabe des Stückes ist es eben zu zeigen, was das Wesen der Eltern- und der Kindesliebe sey. Beyde sind hier dadurch in Schuld, daß die Eltern die diesem Wesen Entsprechenden verkennend verstoßen, und die Ungemäßen mit dem Gold ihrer Liebe überschütten, das diese gierig auffassen, und dann die Verschwender darben lassen. Die Eltern büßen ihre Schuld zunächst durch Wahnsinn und Blindheit, die Kinder, indem sie gegeneinander wüthen, und sich wechselseitig tödten. Regan stirbt durch Generil, Generil entleibt sich selbst; Edgar tödtet den verrätherischen Edmund; Cornwall geht durch Glosters Blendung zu Grunde. — Der Wahnsinn des Königs kann nichts anders seyn als das gebrochene doppelte Bewußtseyn seines früheren Zustandes, seiner königlichen Macht, dessen Wahnsinn jezt aus seinen Worten wie aus seiner Strohkrone spricht, und des Verraths der undankbaren Töchter, in dessen Nachtfarbe sich ihm jezt alle Weltgestalten kleiden; an beyden Zuständen hält er fest, und indem einer den andern verrückt, zeigt er sich selbst als Verrückter. Die Darstellung dieses Wahnsinns war unübertrefflich durch die gänzliche Versenkung jezt in den Wahn königlicher Macht, der nichts Aeußerliches beachtet, sondern nur in der Welt seines Traumes lebt, jezt in das Verbrechen der Kinder, und in ihre Bestrafung, bis der Bliz der Gegenwart erweckend durch diesen Wahnsinn fährt, und mit dem Licht der Verständigkeit, augenblicklich zuckend und schnell verschwindend, das Wirkliche beleuchtet. Dieser Wechsel lebte in jedem Ton, jeder Geberde, besonders im Blicke der Augen. Aber am schönsten war die Heilung durch Cordelia. In ihr macht er die Erfahrung einer wirklichen, nicht gewähnten treuen Kindesliebe, welche sein ersehnter, langentbehrter Himmel ist. Bey seinem ersten Erwachen glaubt er sich daher von seligen Geistern umgeben, aber wie er sich in diese Wirklichkeit hineinlebt, fliehen die Furien des Wahnsinns; er ist mild und voll unendlicher väterlicher Liebe. Der Wahnsinn aber entweicht, weil das gedoppelte Bewußtseyn seiner Liebe zu den Kindern und des Glaubens ihrer Dankbarkeit, so wie der diesem Wahn widersprechenden Erfahrung des wirklichen Zustandes, sich zu der Klarheit läutert, daß seiner Liebe die Kindesliebe Cordelia's entspricht, und die Erfahrung der Wirklichkeit den Glauben seines Innern bestätigt. Diese Harmonie löst alle Dissonanzen seines Geistes, und wenn wir ihn bisher im Wahn seiner Schattenhoheit, in der schmerzlichsten Erfahrung ihres trügerischen Scheines, wie der giftigen Undankbarkeit der geliebten Töchter, und in der Wuth und im Wahnsinn dieses täuschenden Glaubens, und dieser fürchterlichen Erfahrung bewunderten, so vollendete das Bild innigster rührendster Liebe ein Gemälde, wie es vollkommener nicht leicht könnte dargestellt werden. Aber in dieser Heilung vom Wahnsinn büßt Lear noch seine lezte Schuld, die Verkennung Cordelia's. Erst jezt, da es sich zeigt, daß er sie verkannt, wird diese Verkennung als Schuld offenbart. Cordelia ist diese stumme duftende Blume der Kindesliebe, die lautlos am Strahl der geliebten Sonne verwelkt. Diese Sonne ihrer Liebe ist der Vater. Cordelia's Schuld kann nur eben diese Lautlosigkeit seyn, die nur innere Liebeskraft, die nicht zur That sich an's Leben drängt. Sie vermag den Vater nicht zu befreyn, sie wird gefangen und getödtet. Und an ihrem Tode muß Lear sterbend seine Schuld büßen, denn durch ihn, durch die Verkennung ihrer stummen Liebe, stirbt sie. Diese Verkennung ist eine schuldvollere als die der anderen Schwester. Diese treibt ihn, als er sie erkennt, zum Wahnsinn; der Anblick aber von Cordelia's brechendem Auge, aus dem ihn der Todtenblick seiner eigenen That anschaut, tödtet ihn, nach der rührendsten, lebendigsten, ergreifendsten, wortlosen Klage. Wie ergreift er ihre Hand, und läßt die erkaltete schmerzlich zurückfallen, er will ihren Tod nicht glauben — vergebens — er muß. Mit dem Blick auf ihre Lippen verscheidet er. Nach solchem Sterben könnten wir dem Künstler ein unvergängliches Leben verheißen.

Wenn wir in früheren Jahren von fremden Konzert gebenden Künstlern aller Art fast überschwemmt wurden, so scheinen sie in diesem Jahre unsere Stadt fast zu fliehen. Romberg ist zwar jezt in unsern Mauern, aber er soll wenig Lust zeigen uns durch sein Spiel zu erfreuen, und öffentliche Auffoderungen sind noch nicht an ihn ergangen. Hummel, heißt es, wird erwartet. Desto fleißiger sind unterdessen der Reihe nach unsere einheimischen Künstler, aber meist in leerem Saale. Die Konzerte der Mad. Schulz und Mad. Milder folgten schnell aufeinander. Leider aber zeigte Mad. Schulz den funkelnden, brillanten Diamantschmuck, und die reichen Perlen ihrer Töne im Flitterstaate deutscher Renegatenkompositionen, denen auch das lezte Verdienst der Originalität abgeht, und auch Madame Milder hatte die Eitelkeit beweisen zu wollen, wie sie wohl verstehe, das reine, lautre, gediegene Gold ihrer Stimme, den vollen Gehalt ihrer gehaltenen Töne, zur schnell sich bewegenden und immer gewechselten Scheidemünze auszuprägen. Ein Beweis, den man ihr gern erspart, weil er ein Majestätsverbrechen gegen ihre eigene Hoheit ist. Sie wird zwar wie Lear sagen: „Sie können uns des Münzens wegen nichts anhaben; ich bin der König selbst.“ — Aber das Publikum wird ihr mit Edgar antworten: „o herzdurchbohrender Anblick!“ — Und dann ist es noch wieder eine eigene Gewohnheit unserer Konzertgeber, immer zur Folie ihrer Meisterschaft Schüler auftreten zu lassen, so daß der Zuhörer an Hoffnung für die Zukunft reich, durch diese Fülle in der Gegenwart darbt, bis ihn gar der Tod der Langenweile jene Zukunft nicht erleben zu lassen bedroht. — Von Herrn v. Holtei's Deklamationen schweigen wir; er hätte auch lieber schweigen sollen. Desto lauter dagegen möchten wir von Herrn Reisiger sprechen, einem ausgezeichneten musikalischen Talente, frisch, jung und feurig, das alle Elemente modernster Musik, die sich in den entgegengesezten und verwandten Rossini und Spontini, und ihnen gegenüber in Weber und Spohr vereinzeln, oft scheint zusammenzufassen, keinem folgt, an den Geist aller erinnert, und oft nur zu grell noch die innige Zartheit seiner frischen jugendlichen Kraft gegenüberstellt, und plözlich erschreckend, von unbewölktem Himmel herab, den Donner seiner Dissonanzen herniederschmettern läßt. — Er zeigte sich in seinem Trio als fertiger, besonders in der linken Hand kräftiger, was aber noch mehr sagen will und selten ist, als geistvoller Klavierspieler.

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. April 1826.

Das Uebel tilgen Klagen nicht;
Die Schwermuth macht das Leiden größer;
Verloren ist, wem es an Muth gebricht.

A. Z.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Den Erfolg der Unternehmung in der darauf folgenden Nacht haben wir erlebt. Die Erzählung des Königs unterhielt uns sehr durch eine Menge von Umständen, die ich hier nicht wiederholen kann, und durch die sorglose Ironie, womit sie vorgetragen wurde, und welche sonderbar mit den Gefahren abstach, die uns noch umgaben. „Warum, schloß der König, verfolgen sie mich mit solcher Wuth? — Als Flüchtling rief ich das Gastrecht in Frankreich an, den Streitigkeiten des Landes fremd, habe ich mich beständig geweigert, an den letzten Ereignissen Theil zu nehmen. Was hab' ich den Franzosen gethan, um so verabscheut zu werden, ich, der ich mein Leben für Frankreich aufzuopfern bereit bin." Die Nacht war indessen hereingebrochen und unsere Lage ward immer bedenklicher; wir konnten nur mit der größten Mühe es vermeiden, von den Wellen umgeworfen zu werden, und das Boot ward jeden Augenblick mit Wasser gefüllt, so daß es sich kaum flott erhalten konnte. Endlich löschte eine Welle sogar die Laterne aus, welche den Kompaß beleuchtete, und da keiner von uns Feuerzeug hatte, konnten wir sie nicht wieder anzünden und verloren bald ganz unsere Richtung. Obgleich wir mit unsern Hüten mit der größten Anstrengung das Wasser ausschöpften, füllte sich das Boot doch immer mehr. Endlich mit Tagesanbruch legte sich der Wind, zugleich bemerkte der König eine Tartane, welche, von Westen kommend, denselben Strich hielt wie wir. Wir strengten alle Kräfte an, um uns ihr zu nähern, und als wir sie anriefen, erfuhren wir, sie sey die Santa Maria di Pietà, Kapitän Stefano Benvenuto di San Remo. Wir fragten nun den Kapitän, ob er uns aufnehmen und nach Korsika bringen wolle. Die Summe, die wir ihm anboten, erregte wahrscheinlich seinen Verdacht, und der Anblick von fünf bewaffneten Männern in einer kleinen Barke war nicht geeignet, ihn zu beruhigen; er weigerte sich nicht nur, uns aufzunehmen, sondern durch eine plötzliche Wendung suchte er unser Boot in Grund zu segeln. Dieser Gefahr entgingen wir nur durch eine eben so schnelle Wendung, wobey jedoch unser schwaches Boot sehr beschädigt wurde. Im ersten Unwillen über diesen hinterlistigen Angriff beschlossen wir, die Tartane zu entern und uns ihrer mit Gewalt zu bemächtigen; der König widersetzte sich jedoch nach einigem Besinnen dieser Unternehmung, und wir ließen sie ihren Weg fortsetzen. Glücklicherweise hatten sich Wind und Wellen gelegt, denn sonst wären wir in unserm Boote ohne Rettung verloren gewesen. Wir beschlossen, das Postschiff oder ein anderes Fahrzeug zu erwarten. Der König, immer ruhig und freundlich, schien nur mit uns beschäftigt. Wiederholt und in den herzlichsten Ausdrücken drückte er den Wunsch aus, daß ihn die Umstände einst in den Stand setzen möchten, uns seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er fragte meine Gefährten, ob in dem Fall, daß er je wieder zur Herrschaft gelangen sollte, sie geneigt wären,

in seine Dienste zu treten. Indem sie dem König für seine Güte dankten, erklärten diese aber sehr bestimmt, daß sie niemals unter einer andern Flagge als der französischen dienen würden. Nun kam die Reihe an mich. Der König fragte mich nach den Schlachten, denen ich beygewohnt, und ob ich ihn bey der Armee gesehen habe. Anfangs waren meine Antworten so kurz wie möglich, allein die Güte des Königs ermunterte mich nach und nach zu größerer Weitläufigkeit und meine Erzählung schien seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er schien die Ungerechtigkeit, womit die Anerkennung der mir vom Kaiser auf dem Schlachtfeld von Mosaisk ertheilten Offizierdstelle mir verweigert wurde, einzusehen, und that mir endlich denselben Vorschlag wie meinen Gefährten. Ich gestehe, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ihrem Beyspiele zu folgen. Ich hatte in meinem Vaterlande zu viele Ungerechtigkeiten und Zurücksetzung erlitten, hatte zu wenig Aussichten für die Zukunft, als daß ich diese Gelegenheit, endlich einmal aus der untergeordneten Rolle, in der ich bis dahin vegetirt hatte, herauszutreten, hätte vorbeygehen lassen können. Ich ergriff sie mit Dankbarkeit. „Zur Belohnung Ihrer Frankreich geleisteten Dienste, sagte drauf der König, und der Aufopferung, womit Sie mir selbst in diesem Augenblicke dienen, ernenne ich Sie, Unterlieutenant Guillemard, zum Hauptmann.“ Meine neue Beförderung verdoppelte die Ungeduld, die mir unsere Lage einflößte, ich brannte vor Begierde, in meinen neuen Wirkungskreis einzutreten. Eine weite Bahn des Ruhmes und des Glückes schien sich mir zu öffnen.

Endlich, den 25sten August, Morgens erblickten wir das Postschiff von Toulon: es hatte uns bald erreicht und rief uns an; allein ohne zu antworten, legten wir an und stiegen an Bord. Zugleich riß ich mit dem Schiffshaken einige Bretter von unserm Boote vollends los, worauf es in wenigen Augenblicken untersank. Der Kapitän des Postschiffes nahm uns bereitwillig auf. Der König ward jedoch von mehreren Passagiers erkannt und vom Kapitän genöthigt, die Kajüte anzunehmen. Die Aufmerksamkeiten, welche ihm der Kapitän erwies, schienen ihn jedoch in Verlegenheit zu setzen; er war in seiner Gegenwart unruhig und schweigend. Als wir wieder allein waren, ward er jedoch bald wieder so offen und vertrauend wie vorher. Er sprach viel und mit tiefer Rührung von seinen treuen Freunden und Anhängern, besonders von dem General Rosetti, dem Marquis Giuliano und dem Herzog von Rocca-Romana. Die Thränen standen ihm dabey in den Augen, bald darauf sezte er jedoch hinzu, als fürchte er, uns gekränkt zu haben: „Ja, meine Herren, das sind wahre Freunde, und Sie allein können sie mir ersetzen.“

Am 26sten landeten wir glücklich in la Bastia, von wo wir uns den folgenden Tag nach Vescovato begaben, einem Dorfe fünfzehn Stunden von Bastia. Dort fanden wir den General Franceschetti, der lange und geheime Unterredungen mit dem König hatte. So verflossen mehrere Tage und meine Gefährten waren schon im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, als einige korsikanische Bauern uns anzeigten, daß die Besatzung von Bastia ausgerückt sey, um sich des Königs zu bemächtigen. Diese Nachricht verbreitete sich schnell im Gebirge, und in kurzer Zeit sahen wir von allen Seiten bewaffnete Haufen herbeyeilen, um den König vor jedem Angriff zu schützen. Uns selbst empörten diese beständigen Verfolgungen gegen einen Flüchtling, der nur ruhig und zurückgezogen zu leben wünschte. Alle Anfragen und Briefe an die Machthaber in Paris blieben unbeantwortet, der König schien von allen seinen ehemaligen Bundsgenossen, die er jezt um eine Zuflucht ansprach, vergessen zu seyn. Indessen erhizten sich die Köpfe um ihn her; der Ruf: viva Gioachimo! ertönte immer häufiger, einige Unvorsichtige gingen sogar so weit, davon zu sprechen, ihm die Krone von Korsika anzubieten. Diese Reden wurden Murat hinterbracht, und, ohne weitere Wichtigkeit darauf zu legen, sprach er mit unsern Marineoffizieren davon, indem er sich darin gefiel, diesen wie jeden romantischen, bizarren Plan auszumalen. „Sire, erwiederte ihm sehr trocken einer dieser jungen Leute, es ziemt sich nicht für Napoleons Bruder, dem Abenteurer Theodor nachzuahmen. Was uns betrifft, so würden wir niemals an einer Unternehmung Theil nehmen, welche Frankreich eines Departements berauben könnte; und wenn wir Theil nähmen, so wäre es gegen Ew. Majestät.“ — Der König lächelte über diese freymüthige Antwort und sprach von etwas Anderem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Guatemala, Hauptstadt der vereinten Provinzen von Mittelamerika.

Das jetzige Guatemala ist die dritte Stadt, welche diesen Namen getragen hat. Das älteste Guatemala war der Sitz der Könige der Rachiqueles; allein sie ist so ganz verschwunden, daß die Spanier nicht einmal über die Stelle einig sind, wo sie gestanden haben soll. Das zweyte Guatemala ward von dem Adelantado Alvarado 1527 gegründet. Es lag zwischen zwey Vulkanen, doch näher am Fuße des Vulkans de Agua. Der Boden ist fruchtbar, das Klima gesund und wegen der hohen Lage sehr gemäßigt. Die Stadt nahm bald an Umfang und Bevölkerung zu. Allein am 11ten September 1541 ward sie durch einen Strom von siedendem Wasser, der sich aus der Seite des Vulkans ergoß, größtentheils zerstört, und aus Furcht

vor ähnlichen Unglücksfällen wurde Guatemala an der angeblichen Stelle des ältesten Guatemala wieder aufgebaut. Dieß dritte Guatemala lag in einem schönen Thal von Wäldern und grünen Hügeln umgeben, in einem Lande, wo ein beständiger Frühling. In der Kathedrale dieser Stadt wurde dem Adelantado Alvarado ein Grabmal errichtet. Klöster der verschiedensten Orden erheben sich in großer Zahl. Unglücklicherweise aber war die Stadt häufigen Erdbeben ausgesezt. Im Jahr 1773 ward sie fast ganz zerstört, so daß endlich die Einwohner beschlossen, sich einen weniger gefährlichen Wohnort zu suchen. So ward 1776 das jezige Guatemala gegründet. Es liegt in einer fruchtbaren Ebene von etwa fünf Leguas im Durchmesser, von vielen Flüssen und Bächen und einem See bewässert, in einem herrlichen, milden Klima unter einem beständig blauen Himmel. Die Straßen der Stadt sind gerade, ziemlich lang und gut gepflastert. Die Häuser sind niedrig, aber bequem und reinlich und haben gewöhnlich einen Garten. Der Hauptplatz bildet ein großes Viereck, wovon jede Seite etwa 156 Klafter lang ist. Er ist gut gepflastert und hat Säulengänge ringsum. An einer Seite steht die Kathedrale, ein prächtiges Gebäude im besten Styl, ferner der erzbischöfliche Pallast und das Seminar. Der Kathedrale gegenüber steht der Regierungspallast. In der Mitte des Platzes befindet sich ein großer Brunnen mit Bildsäulen u. s. w. Die Kirchen von Guatemala sind ausgezeichnet schön und prachtvoll. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Amphitheater, was zu Stiergefechten bestimmt ist. Die Stadt besizt ferner ein schönes Universitätsgebäude, worin Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Naturgeschichte gelehrt wird; mit der Universität ist eine Bibliothek und ein anatomisches Museum verbunden, worin einige merkwürdige Wachspräparate sind. Ferner hat die Stadt eine Akademie der schönen Künste und ein sehr schönes Münzgebäude. Die Maschinerien in dieser leztern sind indessen sehr unzulänglich in Vergleich mit denjenigen, die in Europa gebraucht werden; doch hat die Regierung schon den Auftrag gegeben, in London eine Boltonsche Maschine zu kaufen. Die Münze ist in beständiger Arbeit. Im Jahr 1824 wurden hier die schönen neuen Gold- und Silbermünzen der Republik geprägt; sie haben auf einer Seite einen Baum mit dem Motto: Libre crezca y secundo. (Er wachse frey und fruchtbar), auf der andern eine aufgehende Sonne, die fünf Berge beleuchtet, als Symbol der fünf Provinzen. Nach dem auf Befehl des vorigen Präsidenten del Valle angestellten Census beträgt die Bevölkerung von Guatemala 40,000 Seelen. Die Stadt liegt neun Leguas von dem alten Guatemala, neunzig Leguas von dem merikanischen Meerbusen, sechs und zwanzig vom stillen Meer und vierhundert von Meriko entfernt.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Liebesrausch.

O Wunderbecher deiner rothen Lippen!
Denk' ich daran nur, je daraus zu nippen,
Bin ich berauscht, als hätt' ich Wein getrunken
Und wär' auf Rosenblätter hingesunken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang April.

Das Lezte, wovon ich neulich geschrieben, ist auch das Erste, wovon ich heute anfangen muß, nämlich die neueste große Symphonie von Beethoven, welche hier zum ersten Mal in dem Konzerte zum Besten des Institutfonds für alte und kranke Musiker und deren Wittwen den 6. März nicht ohne große Vorbereitungen und mit Feuer und Fleiß gegeben ward. Der riesenmäßige Geist des Komponisten geht auch durch dieses Werk hindurch, bald kolossale Luftgebäude aufthürmend, bald sie wieder zerstörend, bald erquickend wie Frühlingswehen, bald mit dem Sturm der Elemente ergreifend; aber dieser Geist erscheint auch häufiger als in seinen frühern Werken, wie ein launischer Dämon, der auf schwindelnde Höhen hinaufführt, um desto gewaltiger in die Tiefen zu stürzen, der die Contraste steigert, Melodie künstlich über Melodie baut, das Ohr des Zuhörers oft neckt, ja zuweilen auch peinigt und abstößt, und den Faden hier künstlich in die Länge spinnt, dort abschneidet, wo es Niemand geahnet hatte. Die Bizarrerie steigt auf's Höchste in dem Schlußsatze, in welchem der Chor Schillers Lied an die Freude anstimmt, die Stimmen über ihre natürlichen Gränzen hinausschreiten, und, wenige Stellen ausgenommen, Schillers Poesie auf eine Weise auf die Folter gespannt wird, welche fast Unwillen erregt. So bringt das ungeheure Werk, statt mit reiner Erhebung zu enden, zulezt ein Gefühl der Ueberladung hervor; eine Wirkung, die sich selbst bey denen gezeigt hat, welche die Verehrung des großen Meisters bis zur Lächerlichkeit treiben, und die sich bey einer Wiederholung des Werks im zwey-und-zwanzigsten Abonnementskonzert bestätigte. Am meisten sprachen die beyden Mittelsätze, das kunstreich spielende Scherzo, und das Adagio, mit seinem innigen Thema an. Doch von dem Einzelnen werde ich wohl an einem andern Orte sprechen. — In dem obengenannten Konzerte hörten wir auch desselben Meisters Ouvertüre, geschrieben zur Einweihung des Josephstädter Theaters in Wien (welche, wie die große Symphonie bey Schott in Mainz im Stich erschienen ist), zum ersten Male; eine glänzende Entrata, aus wenigen, an sich unbedeutenden Säzen, kunstvoll gewebt; und eine empfindungsvolle Scene von Victor Rifaut, einem uns bisher unbekannt gebliebenen Komponisten, welcher bey der italienischen Oper in Paris angestellt seyn soll, gesungen von Dem. Queck. Darauf trug der Virtuos auf der Posaune, Hr. Queiser, ein Concertino auf diesem Instrumente mit seiner ungeheuren Bravour vor.

In den folgenden Abonnementskonzerten wurde eine originelle und doch einfache Symphonie vom Abt Vogler, und

Beethovens idyllische Symphonie, die aus dem innigsten Genusse der Natur entsprungen ist, gegeben. Im einundzwanzigsten Abonnementskonzerte trat Dem. Graban aus Bremen als Sängerin in einer Scene aus Rossinis Zelmira mit so allgemeinem Beyfall auf, daß wir hoffen dürfen, sie im nächsten Winter als angestellte Solosängerin des Abonnementskonzerts zu hören. Die Stimme ist klangvoll; die Intonation rein, der Vortrag gefühlvoll, einige Passagen bedürfen noch der Abrundung. Auch ein junger Flötist aus Bremen, Hr. Rackemann, trat in diesem Konzerte auf, dessen Leistungen ermunternd aufgenommen wurden. Von größern Vokalmusiken hörten wir Mozarts Misericordias und ein Terzett und Chor aus dessen Davide penitente, dessen große Schwierigkeit die Mängel der Aufführung bey denen, welche jene kennen, entschuldigt.

Man ist sonst häufig nach Dresden gereist, um die in die Charwoche fallenden Kirchenmusiken zu hören. Ich zweifle, daß man seit mehreren Jahren daselbst so bedeutende kirchliche Musikwerke, wie seit einigen Jahren hier hat aufführen hören. Mag unser Instrumentalorchester in Hinsicht auf den begleitenden Vortrag bey Gesangsstücken der Dresdner Kapelle nachstehen, so haben wir dagegen für solche Werke einen vollständig besezten Sängerchor und größere Aufführungen der Art werden mit vieler Sorgfalt geleitet. Am Palmsonntag ward in der Kirche das Oratorium: das Ende des Gerechten, wodurch Schicht sich unvergeßlich gemacht hat, mit großem Antheil von dem Hrn. Cantor Weinlig aufgeführt. Am Abend ward im Gewandhause zum Besten der Armen ein neues Oratorium oder religiöses Drama: Bonifacius, der Apostel der Deutschen, komponirt von einem hiesigen Tonkünstler, Namens Drobisch, aufgeführt. Die Ausführung zeigt große harmonische Gewandtheit und mechanische Tüchtigkeit, auch Anlage für Kirchenmusik; besonders finden sich ein Paar recht gute Fugen in diesem Werke. Die Behandlung des Textes aber, die von einem talentvollen Studirenden, Namens Kirsch, gedichtet ist, und viel Erhebendes für den Komponisten darbietet, ist etwas einförmig; vornehmlich sind die beyden Hauptpartheien der Heiden und Christen nicht genug durch Verschiedenheit der Melodie gesondert, wie denn der Komponist überhaupt der Melodie künftig mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß. — Die dritte große Aufführung in dieser Zeit war die Aufführung, welche der hiesige Musikverein am Charfreytage Nachmittags (am Vormittage wurde Schichts genanntes Oratorium in der Thomaskirche wiederholt) von Mozarts Requiem, und zwar in der Universitätskirche, veranstaltete. Der Musikdirektor und Organist Pohlenz, welcher die musikalische Leitung der Uebungen und Aufführungen jener Gesellschaft seit mehreren Jahren mit der uneigennützigsten Kunstliebe betreibt, und noch in diesem Winter durch das Einstudiren der schwierigen Vokalmisse von Spohr, und von Mozarts Cosi fan tutte Beweise seiner eifrigen Thätigkeit und Sorgfalt abgelegt hat, brachte auch diese, besonders in Hinsicht des Gesanges ausgezeichnete Aufführung zu Stande. Die Solos wurden von unsern vorzüglichsten Dilettanten vorgetragen. An den beyden ersten Osterfeyertagen wurde in den Hauptkirchen abwechselnd Voglers herrliche Misse aus D-moll gegeben.

Nach dem Osterfeste besuchte uns der Meister auf dem Piano, Kapellmeister Hummel wieder, der uns sein neuestes, neulich angezeigtes Pianofortekonzert, mit der Ueberschrift: Les Adieux, und eine mit mehreren gegebenen Themen kunstreich verflochtene Phantasie hören ließ. Das genannte Konzert ist minder ernst, als das meisterhafte A-moll-Konzert, und mehr für den glänzenden Effekt gearbeitet. Das Rondo, in welchem die Leichtigkeit und Sauberkeit des Meisters mit der Fertigkeit wetteifert, hat mich am meisten angesprochen. Die Phantasie beweist aber die Meisterschaft Hummels am entschiedensten. Am liebsten folgt er dabey, wie natürlich, ganz seinen eignen Gedanken, und ich habe ihn auch während seines dießmaligen Aufenthalts in einem Privatcirkel auf diese Art phantasiren, und sich ganz in die Töne verliesen hören, ohne daß er die Beherrschung derselben einen Augenblick verloren hätte; dagegen interessirt es wieder von künstlerischer Seite, wie er bey gegebnen Themen (er empfing hier die Posthornmelodie aus dem Konzert am Hofe) den Gedanken mannichfaltig wendet und dreht, so daß er überraschend in den verschiedensten Gestalten wiederkehrt. — Der Meister hat auch seine große Pianoforteschule beendigt und dem Druck übergeben.

Am 3. April gab Hr. Dr. Wolff, von seinem Aufenthalt in Dresden zurückgekehrt, seine zweyte improvisatorische Abendunterhaltung, mit welcher er seiner Ankündigung nach zum lezten Mal als Improvisator öffentlich auftritt. Er wählte zuerst Regulus Abschied von den Römern, nach meiner Ansicht die in jeder Beziehung gelungenste Leistung dieses Abends, kräftig, frey und in sich geschlossen; dann Noahs Entzücken bey Erblickung des Regenbogens. Abgesehen daß die Ausführung dieses Themas etwas gedehnt war, und Verse vorkamen, wie:

Als ich Herr die Arche offen machte,

so schadete sich Hr. Wolff noch dadurch, daß er in den ersten Zeilen gleich die Erscheinung mit nackten Worten ankündigte. Kurz vor dem Schlusse waren einige wirksame Stellen, wo Noah die Seinigen auffordert, die Arche zu verlassen, mit den Worten:

Nun heraus! blickt nach dem hellen Licht.
Droben hat der Herr geschrieben.
Wer mir folget, den verlaß ich nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 96:
Dampfschiff.

Räthsel.

Dem Staate dien' ich oft, doch öfter noch zum Staat;
Gar grausam bin ich stets zu Mord und Tod parat,
Und Blut und Menschenfleisch dient mir als Trank und Speiß.
Ich steck' in einer Haut, bald braun, bald schwarz, bald weiß. —
Stürz ich auf meinen Raub, so fahre ich — o Graus! —
Im blinden Eifer aus der eignen Haut heraus.
Doch wenn's auch Jahre lang an Nahrung mir gebricht,
Vor Hunger oder Durst sterb ich doch sicher nicht.
Mein Leib ist dünn und schlank, der leicht sich dreht und biegt,
Und dennoch sagt man, daß auf mir die Welt sich wiegt;
Um mich zu fassen brauchest du nicht Geist und Witz,
Nur fasse ja mich recht, sonst bin ich dir zu spitz.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ic. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ic. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ic., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ic.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Erzählungen und Romane.

Memoiren.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Gedichte.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Nro. 36.
Gründung der Pinakothek in München. (Beschluß.) — Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. (Beschluß.) — Hinterlassene Briefe von C. Graß. (Fortsetzung.) —

Nro. 37.
Feyer des fünf und zwanzigsten Regierungs-Jubiläums Sr. Maj. Maximilian Joseph I. Königs von Baiern. — Pyrrhus erschlägt den Priamus am Fuße des Altars, gem. von P. Benvenuti, gest. von A. Ricciani. — Madonna della Sedia, gem. von Raphael, gez. v. Morghen, gest. von Della Bella. — Vues de l'île d'Elbe d'après les dessins du Comte de Forbin.

Nro. 38.
Feyer des fünf und zwanzigsten Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät Maximilian Joseph I. Königs von Baiern. (Beschluß.) — Paris im März. — Schreiben an Hrn. Joseph Menteler, berühmten Kunstmaler in Zug, gegenwärtig in Bern. — Holzschneidekunst.

Nro. 39.
Paris, den 2. Februar 1826. Anacreon und die Liebesgeschichten der Götter, von Girodet. — Hinterlassene Briefe von C. Graß. (Fortsetzung.) — Rom.

Nro. 40.
Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit histor. und artist. Erläuterungen, herausg. v. Schadow. 1825. Mit 29 Kupfertafeln und Steindrucken. — Paris. — Eine Madonna mit dem Kinde, nach Raphael, gest. von Morghen,

Nro. 41.
Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit histor. und artist. Erläuterungen, herausg. v. Schadow. Mit 29 Kupferplatten und Steindrucken. (Fortsetzung). — Neapel. Real Museo Borbonico. Fasc. 5.

Nro. 42.
Rom, am 30. April. — Berlin. — Hinterlassene Briefe von C. Graß. (Fortsetzung.) — Neue Steindrücke.

Nro. 43.
Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit histor. und artist. Erläuterungen, herausg. v. Schadow. Mit 29 Kupferplatten und Steindrucken. (Forts.) — Hinterlassene Briefe von C. Graß. (Fortsetzung.) — Archäologische Werke.

Literatur-Blatt.

Nro. 35.
Der Meßkatalog von Ostern 1826. (Fortsetzung.) — Biographie und Charakteristik. Ueber das Leben und die Werke der berühmtesten, englischen Romandichter von Walter Scott. Uebersetzt und mit einem Anhange von Rellstab, 1r Band. — Theaterliteratur.

Nro. 36.
Damenliteratur. Freymüthige Ansichten über Frau von Woltmanns Werk, über die Natur, Bestimmung, Tugend und Bildung der Frauen.

Nro. 37.
Kultur-Geschichte. Leukothea. Eine Sammlung von Briefen eines gebornen Griechen über Staatswesen, Literatur und Dichtkunst des neuern Griechenlands. Herausgegeben von Dr. Iken. 2 Bde.

Nro. 38.
Berichte über die englische Literatur. — Musik. Zwölf Volkslieder, gesammelt und für vier Männerstimmen gesezt von Silcher. 1. Heft.

Nro. 39.
Berichte über die englische Literatur. (Fortsetzung.) — Dichtkunst. Romanzen, Lieder und Sonetten von Manfred.

Nro. 40.
Berichte über die englische Literatur. (Fortsetzung.) — Aus Italien. Annali d'Italia del 1750, compilati dal Abbate A. Coppi. Vol. I. — III.

Nro. 41.
Dichtkunst. Auserlesene Gedichte von Alphonse de Lamartine, metrisch übersezt von G. Schwab, mit beygefügtem franz. Text. — Berichte über die englische Literatur.

Nro. 42.
Berichte über die englische Literatur. (Beschluß.) — Alterthumskunde. Ferienschriften von K. Zell. 1ste Sammlung.

Nro. 43.
Kulturgeschichte. Ueber den Obscurantismus, der das deutsche Vaterland bedroht. Von Pahl. — Aus Italien. —

Nro. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. Mai 1826.

So wie die Gletscher nur bey Sonnenauf- und bey Untergange durchsichtig und rosenroth lodern, im Taglicht aber dunkel und grau dastehen.

Jean Paul.

Die farbigen Schatten.

Eine von dem, durch vielseitiges literarisches Verdienst berühmten, aargauischen Oberforstinspektor, Heinrich Zschokke, in der naturforschenden Gesellschaft zu Aarau am 10ten Jenner 1826 gehaltene Vorlesung hat diesen bisher vernachlässigten oder doch auf keine befriedigende Weise behandelten Vorwurf der Naturforschung wesentlich erhellet, und wie durch neue Versuche, so durch scharfsinnige Ansichten einen werthvollen Beytrag für die Lösung seiner Räthsel geliefert.

Die Erscheinung, um die es sich handelt, ist einfach aufgefaßt, diese: Wenn bey einbrechendem oder sinkendem Tag man das gedämpfte Tageslicht auf die Schatten fallen läßt, welche ein Kerzenlicht verursacht, so erscheinen dieselben schön blau; umgekehrt sind die Schatten des Tageslichts, wenn sie vom Kerzenlicht bestrahlt werden, röthlich gefärbt. Dieser ersten reihen sich die analogen Erscheinungen der farbigen Schatten an.

Was nun bis dahin Leonardo da Vinci, Bougues, Buffon, Begelin, Monge, Opoix, Schrank, Rumford und Grotthus von diesem Phänomen gehalten und wie sie es zu erklären versucht haben, sendet Herr Zschokke seinen eigenen Forschungen voraus, als deren Ergebnisse er hinwieder darzuthun verheißt: „1. Daß die farbigen Schatten weder Augentäuschung (nach Rumfords Ansicht), noch blos etwas subjektiv vorhandenes (wie Grotthus glaubte), sondern so wahre Schatten sind, als irgend die schwarzen oder grauen seyn können; 2. daß es in der Natur so viel der farbigen Schatten gebe, als Lichtabstufungen in dem prismatischen Bilde vorhanden, und, täglich von der Sonne erzeugt, täglich wahrnehmbar sind; 3. daß ihre Tünchung in diametralem Gegensatze mit dem im prismatischen Farbenkreise gegenüberstehenden Farbenlicht, bestimmt auf diejenige Gattung gebrochenen Lichtes hindeutet, dem sie entstammt; und 4. daß das dadurch bewirkte Erkennen der zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, oder in verschiedenen Erdgürteln herrschenden Lichtgattungen der Atmosphäre, zu großen Aufklärungen über den Haushalt der Natur führen werde."

Nach vorangehenden Erklärungen der Begriffe von Licht, Schatten, farbigem Licht und farbigem Schatten wird gemäß der alten, einfachen, auf Versuche gestützten Newton'schen Lehre gezeigt, daß Helligkeit und Finsterniß, Weiß und Schwarz einander diametral entgegengesezt sind, daß Weiß die Summe aller Farben und Schwarz die Abwesenheit von allen sey, mithin das Leztere auf das Auge keinen Eindruck mache. „Jede Farbe (sagt der Verfasser) ist nur ein Theil des weißen Lichtes; wenn nun die Abwehrung des vollständigen weißen Lichtes einen schwarzen Schatten hervorbringt, so kann Abwehrung eines einzelnen partiellen Farbenstrahls nicht ebenfalls schwarze Schatten zur Folge haben. Das Schwarze, indem es Gegen-

mich befand, gefolgt. Der König befahl nun, längs der Küste von Kalabrien, die wir indessen zu Gesicht bekommen hatten, hinzusegeln, um dem Convoi Zeit zu geben, sich wieder zu sammeln; aber es fand sich nur eine Feluke und eine kleine Barke mit vierzig Mann wieder bey uns ein. Zwey Offiziere, welche sich auf dieser befanden, stiegen auf unsere Feluke, um dem König näher zu seyn. Gegen Mitternacht, als wir uns auf der Höhe von Pizzo befanden, verließ jene Barke uns wieder und stach in die offne See. Diese Nachricht erfüllte den König mit gerechtem Unwillen. Am Morgen des 8ten verließ uns auch die Feluke, die uns bisher begleitet hatte, und es blieb dem König nun nur noch die Feluke des Kapitäns Barbara, worauf er selbst nebst etwa dreyßig Soldaten sich befand, und die andere Feluke, die immer bey uns geblieben war, mit etwa zwanzig Seesoldaten bemannt. Der König hatte eine Unterredung mit Barbara, deren Inhalt wir nicht erfuhren, die aber sehr unangenehm für ihn gewesen zu seyn schien. Wir glaubten, er werde nach Salerno steuern, was dem Convoi als Vereinigungspunkt bezeichnet worden war; allein seine Ungeduld riß ihn fort und er beschloß bey Pizzo zu landen, was wir vor uns hatten. Es ward ein Offizier an's Land geschickt, um dem Douaneposten zu bedeuten, daß er nicht auf uns schieße, allein der Offizier ward zurückgehalten und uns durch das Boot geantwortet, wir sollten uns sogleich vom Ufer entfernen, sonst würde die Douane Feuer geben. Der König hatte indessen alles zur Landung vorbereitet und dem Kapitän Barbara befohlen, so lange vor der Bay zu kreuzen, bis er ihm den Ausgang seiner Unternehmung zu wissen gethan habe. Hierauf wandte er sich an mich und sagte: „Kapitän, ich wünschte Sie mit mir nehmen zu können; aber Ihre Erfahrung und das Vertrauen, was ich in Sie setze, veranlassen mich, Ihnen einen Auftrag zu geben, der von der größten Wichtigkeit für mich ist. Sobald ich dem Kapitän Barbara werde haben wissen lassen, daß ich auf Neapel marschire, werden Sie sich in größter Eile auf den Weg machen, und der Königin diese Depeschen hier überbringen. Der Kapitän Barbara wird Ihnen die nöthigen Gelder zukommen lassen. Sollte ich unterliegen, so verlange ich Ihr Ehrenwort, daß Sie diese Papiere zerstören werden.“ Ich gab ihm dieß Versprechen, obgleich mit großem Widerwillen, da sein Befehl mich des Antheils an einer ruhm- und gefahrvollen Unternehmung beraubte. Ich wollte mich entfernen, als er mir ein zweytes Paket übergab, indem er sagte: „Diese Papiere lassen Sie, im Fall eines Unglücks, meiner Familie zukommen.“ — Nun stieg er auf's Verdeck und stellte sich an die Spitze seiner Leute, er war in voller, glänzender Uniform. Es war Mittag, als er, ohne Widerstand zu finden, landete, und sogleich auf Pizzo losging, wo wir ihn bald aus dem Gesichte verloren. Eine Stunde darauf kam das Boot zurück, was ihn an's Land gesezt hatte. Die Matrosen waren ihm nach Pizzo gefolgt. Es war Sonntag und die ganze Bevölkerung auf dem Marktplatz versammelt. Der König näherte sich mit seiner Begleitung unter dem Rufe: viva Gioachimo! Die versammelte Menge antwortete mit demselben Ruf. Die Gesundheitsbehörden kamen selbst, um den König zu empfangen; ein Posten von Kanonieren von der Marine trat unter die Waffen und salutirte ihn, als er vorüberkam. Auf den Befehl des Königs folgten sie ihm, und ohne sich in Pizzo aufzuhalten, sezte er sogleich seinen Weg nach Monteleone fort. Dahin aber hatten die Matrosen ihm nicht zu folgen gewagt; ihre Erzählung gab uns jedoch große Hoffnungen für den glücklichen Ausgang der Unternehmung. Gleich darauf hörten wir mehrere Schüsse nach der Seite von Monteleone hin. Wir zweifelten nicht, daß sie zu Ehren des Königs bey seinem Einzug in Monteleone gefeuert worden seyen; jedoch entschloß sich Barbara den Steuermann an's Ufer zu schicken, um Erkundigung einzuziehen. Das Boot ruderte um ein kleines Vorgebirge, um in eine Bucht einzulaufen, und erschien nicht wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Passionsmusik.

Seit langen Jahren schon ist es bey uns Sitte und gleichsam zu geselligem Kultus geworden, in der Osterwoche den Rammlerisch-Graunschen „Tod Jesu“ zu hören. Sonderbar müßte sich diese Musik in einer alten ehrwürdigen gothischen Kirche ausnehmen, die ihr andächtiges Schiff hoch in die Lüfte erhebt; es würde eben so klingen wie eine rationalistische neuere Dogmatik sich beym Lesen anhört, denn es ist gerade das Bezeichnende der Graunschen Passion, daß aus ihr sowohl die Passion als auch das Graun vor gegenwärtigem Göttlichen entschwunden ist. Sie ist das Entgegengesezte alter italischer Messen und des Händelschen Messias. In jenen lebt die ewige Geschichte Gottes, zu der auch seine Gegenwärtigkeit in der Gemeine gehört, als ein nicht nur Vergangenes, sondern Gegenwärtiges; sie wird nicht in Recitativen erzählt, und die Empfindung, die der Inhalt erregt, trennt sich von ihm noch nicht als Arie ab, denn dieser Inhalt thut der Gemeine, ohne daß sie ihre Empfindung selber mit äußern könnte, vom Chore, dem gegenwärtigen Himmelreich, hernieder. Händel dagegen hat Chöre Recitativ und Arie, aber das Recitativ stellt noch rein nur diesen Inhalt selbst als Inhalt dar, und die Arie ist der Wiederklang nur der Empfindung, wie sie dieser Inhalt erregt. Anders ist es in dem Graun'schen „Tod Jesu.“ Da ist aller wahrhaft christliche Inhalt entschwunden, er ist abhanden gekommen; die göttliche Geschichte ist nur gewesen, ihr Geist ist zu Grabe gegangen, und die Recitative, die sie erzählen, berichten nur ihren äußerlichen Hergang, sie sind die Leichenrede bey der Bestattung des erstorbenen Christenthums. Christus ist darin nicht mehr als der wahrhaftige Sohn Gottes angesehn, sondern als der höchst moralische Mensch, uns zum Muster verliehen, der seine Moralität bis zum Tode beweist. Dieser Tod ist nicht das ewige freye Schicksal des Gottes selbst. Darum fehlt alle Passion, ja Christus statt zu leiden, stehet „wie ein Berg Gottes, wie ein Weiser, der, mag der Tag auch auf Blitzen eilen, ihn heiter ansieht.“ Aus dem göttlichen Leiden wird menschliches Leiden. Und nicht eigentlich dieses Leiden, sondern das Mitleiden des Erzählenden machen den Inhalt der Recitative aus. Der Inhalt hat keine Gegenständlichkeit mehr, sondern die Empfindung

über den Gegenstand, was sonst nur Arie ist, wird hier Inhalt des Recitativs. Und deßhalb sind die Recitative so schwer zu singen. Denn dieses Mitleiden (bey göttlicher Passion ist kein Mitleiden möglich), diese Rührung, dieses um Erbarmung Flehen, was alles nur eintreten kann, wenn der Leidende ein Mensch und nicht Gott selber ist, will tief empfunden seyn, und so fehlt dann entweder diese Empfindung, oder, wo sie nicht recht innig ist, wird ihr Ausdruck affektirt. Das Erstere war bey den Sängerinnen in der Hannsmannschen Aufführung (Mittwoch den 22sten März in der Garnisonkirche), Dem. Carl und Dem. Hoffmann der Fall, so wie bey Herrn Bader, der diese Recitative mehr in der Weise vortrug, wie es wohl möchte bey Händelschen verlangt werden können. In den entgegengesetzten Fehler verfiel bisweilen bey der Zelter'schen Aufführung im Saale des königlichen Opernhauses am Charfreytage Mad. Schulz. Nur der weichen Stimme und Kunstfertigkeit Herrn Stürmers gelang der vollendete Vortrag der schweren Tenorparthie. Die Baßparthieen wollen wir dagegen ganz übergehen, denn Herrn Blume sollte bey solchen Gelegenheiten zu singen, wie dem Publikum ihn zu hören, billiger Weise nicht angemuthet werden; Herr Reissiger aber (bey der Zelter'schen Aufführung) war heiser, so daß es ihm unmöglich ward, bey der Höhe der Parthie immer rein einzusetzen, obgleich er als geistreicher Komponist wohl weiß, wie man singen müsse, ohne jedoch immer selbst, da er nicht Sänger von Fach ist, die gehörige Ausbildung der Stimme dazu zu besitzen. — Auf welche meisterhafte Weise die Zelter'sche Singakademie die Chöre dieser Cantate ausführt, ist bekannt genug, so daß sich das, obschon auch verdienstliche Hannsmannische Singinstitut weder in einen Wettstreit einlassen wollte, noch konnte. Vollkommen gelang die Arie: „Singt dem göttlichen Propheten!" welche Mad. Schulz mit unendlicher Kunstfertigkeit und unermüdlicher Kraft der Stimme herausjubelte. Wie die Freude der Lerche, wenn der Frühling naht, wirbelten und trillerten die Töne durch die Lüfte. Denn diese Arie ist auch eine Lerchenfreude des Menschengeschlechts, daß ihm der Frühling des Paradieses blüht. Schon daß sie dieser höchste Gipfel der ganzen Cantate ist, zu welchem alles hinaufstrebt, bezeichnet den Charakter aller Arien, daß sie nämlich, wie jene Recitative, entblößt von dem eigentlichen Inhalt christlicher Lehre, die Religion der Tugend zum Inhalte erhalten. Wenn daher auf früheren Stufen Gott und seine Geschichte immer die Hauptsache sind, so wird hier der Mensch zu dieser Hauptsache, all dieß Leiden ist nur seinetwegen da, und er bricht in lautesten, hellsten Jubel darüber aus. Schon die erste Arie hat diesen selbstsüchtig menschlichen Inhalt; Christus ist nur da, dem Sterbenden Trost zu gewähren; die zweyte: „Ein Gebet um neue Stärke," drückt, wie die dritte: „Ihr weichgeschaffnen Seelen," am deutlichsten den rein nur moralisch religiösen Standpunkt aus. Zu zeigen, worin sich die Komposition solchen Inhalts von der des eigentlich, inhaltsvoll christlichen unterscheidet, ist hier der Ort nicht. Auch das Duett, dieses reine sich Verschlingen und in einander Verschmelzen der verschiedenen Stimmen, diese Versöhnung ihres Zwiespalts ist ein solcher moralischer Anspruch. Beym Vortrage wetteiferte eine junge Schülerin des Herrn Prof. Zelter an Kraft und Reinheit der Stimme mit Mad. Schulz, welche ihr großmuthsvoll den Kampf erleichterte. Die Baßarie aber: „So stehet ein Berg Gottes!" ist in der Passion vollkommen unchristlich. Nur ein aufgeklärtester Protestant kann Christus zu einem Stoiker machen wollen. Und dieser musikalische Stoicismus paßt zu dem vorhergehenden Recitative wie die eherne Faust auf das seelenvolle thränenschwere Auge. Aber die Aufklärung ist auch diese Faust, die das sehende Auge des Christenthums blind schlägt, weil sie, wie die Katzen, nur im Dunkeln, im Nachtgrau zu sehn vermag. Und dieß tritt noch dadurch greller hervor, daß jener Arie gerade die gediegenste Fuge: „Christus hat uns ein Vorbild gelassen!" folgt. Eben so bezeichnend wird die lezte Baßarie: „es steigen Seraphine," denn einmal vereinigt sie alle Rührung, alles Mitleiden, alle Wehmuth der früheren Recitative in sich, und verlegt die Schauer des Todes aus Christus heraus in die Reflexion der Arie. Nach der Art und Weise aber, wie Christus in den Recitativen gelitten, ist nicht zu verstehen, warum darüber solch Aufhebens gemacht wird. Wegen solcher Passion, wie wir sie eben gehört haben, braucht Golgatha nicht zu erzittern, die Sonne nicht zu fliehn, das Land nicht zu zerreißen. Viel besser paßt die nachfolgende Klage, und nur dieß große Mitleiden entschuldigt und bedingt jene brausenden Vorwürfe, weil der auf solche Weise Bemitleidete wohl muß unschuldig gewesen seyn. Aber bey dem Tode Christi die Frage von „Schuldig" oder „Unschuldig" hereinzubringen, dieses moralische Assisen-Gericht, paßt wohl zu der früheren Stoicismus-Arie, doch das Urtheil beyder muß kassirt werden. Ganz konsequent aber schließt sich nun der Choral: „Ihr Augen weint," als lezte Klage über „den Menschenfreund," an das Frühere an: „Weinet nicht! Es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda!" ist der Trost, der sich für solches Bemitleiden ziemt, und: „hier liegen wir gerührte Sünder!" ein Schluß, der noch einmal den ganzen Standpunkt alles Früheren lebhaft in's Gedächtniß zurückruft.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Anfang April.

(Fortsetzung.)

Die dramatische Aufgabe, welche Hr. Dr. Wolff wählte, war Ruth und Boas. Die schnelle Anordnung und Ausführung bewährte wieder die Gewandtheit des Hrn. Wolff. Nur unzweckmäßig finde ich, daß er auch bey diesem Stoffe den Chor anbrachte, den er überhaupt bey seinen dramatischen Versuchen anzuwenden liebt. — Dießmal hatte er auch einige komische Aufgaben zu lösen versprochen. Er wählte das **Lob auf Xantippens Reize**, mit dem Anfangswort **greulich**, und dem Refrain: wenn mich deine Liebe nun beglückt; entledigte sich glücklich dieser Fesseln, und schloß mit dem angenehmen Komplimente gegen die anwesenden Damen:

Mißlungen wohl ist dieß Gedicht;
Denn die mich begeistern sollte,
Die Xantippe ist hier nicht!

Es folgten noch einige komische Sonette, deren Themen ihm gegeben wurden, ja Hr. Wolff lieferte deren noch mehr als er öffentlich versprochen. Hier hat man am meisten Gelegenheit, die Fertigkeit des Verfassers in der gereimten Versifikation zu bewundern; denn er sprach so schnell, daß es nicht möglich war, ein solches Sonett vollständig aufzufassen. Das erste Sonett sollte ausdrücken: die Empfindungen eines Handschuhmachers, der seiner Liebsten ein Paar Handschuh seiner Arbeit verehrt; das zweyte „Gedanken eines Liebhabers, der sich den Mund wischt, während ein andrer seine Schöne küßt, war das Gelungenste, indem es ohne eine Verletzung der Form die Erinnerung an Don Quixote vom Anfang bis zu Ende durchführte. Der Mondscheinphantasie eines hungrigen Schneiders als komische Parodie auf Theklas Klage fehlte es, wie solchen Parodien gewöhnlich, an freyem Humor; desto gelungener und individueller war „der Liebesseufzer einer alten Jungenmagd" — denn man nahm dabey wahr, wie schnell sich Hr. Wolff mit hiesigen Sitten bekannt gemacht hatte. Im Uebrigen beziehe ich mich auf das, was ich schon in meinem lezten Berichte über Hrn. Wolffs Leistungen gesagt habe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. Mai 1826.

Das Glück ist eine lachende Minute, das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, eine zufriedene Ewigkeit.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Beschluß.)

Plötzlich sahen wir einen Haufen Menschen von Pizzo her nach dem Ufer eilen, mitten unter ihnen glaubten wir die Uniform des Königs zu erblicken. Ich verlangte nun vom Kapitän Barbara, er solle sogleich ein Boot ans Land abschicken. Da wir keines mehr hatten, signalisirte er der andern Feluke es zu thun; diese aber gehorchte nicht, und antwortete nicht. Indessen war der König, wenn er es wirklich war, in ein am Ufer befindliches Boot getreten, um welches her sich der Haufen drängte, so daß ich nicht genau unterscheiden konnte, was vorging. Barbara sah durch sein Fernrohr nach dem Ufer, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Befehl zu geben. Ich stellte ihm vor, daß der König in Gefahr zu seyn scheine, und daß es seine Pflicht sey, sogleich sich dem Ufer zu nähern, um ihn aufzunehmen, auch wenn die Feluke dabey Gefahr liefe zu stranden. Barbara antwortete: das was am Ufer geschehe, sey nichts; er habe Befehl, die See zu halten, und könne sein Schiff nicht durch eine unbedachte Maßregel auf's Spiel setzen. Als ich dennoch in ihn drang, sagte er barsch: er sey Herr auf seinem Schiff, und wandte mir den Rücken. Indessen hatte sich die Menschenmenge, die wir am Ufer gesehen hatten, zerstreut und Alles war ruhig. Wir lavirten in der größten Unruhe den Abend und die ganze Nacht, ohne etwas vom Lande zu erfahren. Am Morgen waren wir genöthigt, uns vom Ufer zu entfernen, um keinen Verdacht zu erregen. So kreuzten wir fünf tödtlich lange Tage. Am fünften Tag hörten wir einige Gewehrsalven vom Ufer her. Wir fingen wieder an zu hoffen, der König habe vielleicht seine Anhänger wieder gesammelt und siege; eine unbestimmte Freude folgte unserer schrecklichen Unruhe. Wir näherten uns dem Ufer wieder, um gewissere Nachrichten zu erhalten. Mit Einbruch der Nacht näherte sich uns ein Fischerboot; wir fragten den Fischer: was es Neues gebe? — „Nichts, antwortete er mit wahrer neapolitanischer Gleichgültigkeit . . . Ihr wißt doch, daß man diesen Nachmittag den Murat erschossen hat?“ — Das Entsetzen über diese Nachricht raubte uns die Sprache. Wir konnten uns jedoch nicht entschließen, ihr unbedingt Glauben zu schenken, und bald fingen unsere Hoffnungen wieder an zu erwachen.

Den folgenden Morgen näherte uns sich ein Boot von der Douane, ein Unteroffizier stieg an Bord und sagte mit trauriger Miene: „Ihr gehört zu Joachim's Expedition; ich muß euch warnen, daß ihr große Gefahr lauft, wenn ihr länger hier verweilt. Außerdem habt ihr nichts mehr hier zu thun, da der König todt ist. Segelt deßhalb ab, sobald wie möglich.“ Nun blieb uns kein Zweifel mehr an der traurigen Wahrheit. Bey diesem Manne erfuhren wir folgende nähere Umstände. Der König war auf dem Wege nach Monteleone plötzlich von dem Gensd'armeriehauptmann Trentacapelli angegriffen worden. Er hatte die von diesem besezte, vortheilhafte Stellung wegnehmen

des Erdballs anlegen, und in dessen Dunsthülle umbeugen und brechen, wenn er, um seine Achse drehend, sich dem prachtvollen Sterne zuneigt, dessen Planet er ist. — Ich nannte den Anblick nicht vergebens winterlich-kalt. In unsern Wintern ist das blaue, noch mehr das gelbe Licht der schrägfallenden Sonnenstrahlen, wie im tiefern Norden, das vorherrschende, und erzeugt die größte Eintönigkeit aller Farben. Das Gelbe darum, weil es, vermittelst der dicken Wolken und Nebel, über Alles unmerkbare bläuliche Schatten verbreitet. Man möchte fast glauben, die Sehorgane der im Norden Wohnenden, unter ihrem meistens lichtarmen, grauen Himmel, fühlen sich von Mannigfaltigkeit lebhafterer Farben so verwundet, daß sie diese scheuen (?) und sich auch darum am liebsten in Weiß und Schwarz, Blau und Grau kleiden. Hinwieder die Südländer, unter ihren lichtreichen Zonen, hassen das Dämmernde der Farben, und kleiden sich bunt und blendend, wie ihre landschaftliche Natur. Wer durch blaues Glas eine Sommergegend anschaut, sieht sie, wie von einem plötzlichen Dezember überfallen, mitten in ihrer Pracht vernichtet; Wiesen und Laub der Bäume braun und dürr, den lachenden Himmel frostig trübe; den Erdboden wie steinhart gefroren; den Reif auf Dächern, Zweigen und Geländern, wo vorher fröhliches Sonnenlicht zurückstrahlte. Eine blaue Beleuchtung oder Ueberdämmerung tödtet die Frische des Grüns und das Freudige des Rothen, und macht die Königin der Blumen, die Rose, zur leichenhaft widerlichen Gestalt. Wenn aber der Morgen vorrückt, erglühen die Kulmen und Firsten der Eisberge vom dunkeln Purpurlicht, das immer brennender, immer röther wird. Erst leuchten über der noch dunkeln Tiefe der Erdenwelt einzelne der höchsten Gipfel, wie Gluten eines fernen Brandes, wie glimmende Funken. Bald jedoch senkt sich der feurige Schimmer tiefer an den Bergen abwärts, je höher die Sonne steigt, und wird milder. Dann erscheinen die hohen Einöden des ewigen Schnee's, wie von blassem Rosenlicht überflossen, welches bald, gelblich durchschimmert, orangefarben glänzt und zuletzt, als blendender Goldglanz, auf die Unterwelt niederstrahlt. In dieser Abstufung der Morgenbeleuchtung ist's, wo jede Gegend mit ihrem schönsten Reiz erscheint. Weil dann noch die einzelnen Schatten dunkler sind, springen auch die einzelnen Lichtpunkte heller dazwischen hervor, und der orangefarbene oder gelbe Lichtschein mildert selbst das Schwärzliche des Grünen. Wer in hohem Sommer die Anmuth des Lenzes zurückrufen will, betrachte die Gegend durch gelbes Glas. Sie wird eine frühlingshaftere Färbung empfangen und das blasse, zärtliche Grün der Flur und des Baumschlages noch einmal zeigen, mit dessen Anblick uns die ersten Maiwochen nur flüchtig erquickt haben."

(Der Beschluß folgt.)

Die Lerche und die Spinne.

Eine Spinne spann ihr Netz;
Hat es grau und dicht gewoben,
Hing es nun mit vielen Fäden,
Hoch an Baumes Zweigen auf;
Meynt', sie hätt' vor Sonnenschein,
Einen Vorhang vorgeschoben.
Manche arme kleine Fliegen,
Strebend nach dem Himmelslicht,
Hingen zappelnd in dem Netz.
Doch — ihr Morgenlied zu singen —
Stieg nun aufwärts eine Lerche,
Und riß Netz und Spinne weg.

*

Webet immer, fort und fort,
Vor die Wahrheit euren Schleyer,
Genius mit raschem Fluge,
Nimmt Geweb und Weber mit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang April.

(Beschluß.)

Auf der hiesigen Bühne war neu einstudirt worden, Kotzebues Lustspiel: Armuth und Edelsinn und Körners Toni. Die Darstellung des erstern habe ich nicht gesehen; in dem zweyten Stücke machte ein junger Anfänger, Hr. Wilhelmi genannt, seinen ersten, und als ersten, auch gelungenen Versuch; er gab die Rolle des jungen weißen Offiziers, den Toni vom Verderben rettet, mit einer Unbefangenheit und theatralischen Sicherheit, als ob er schon längst auf den Bretern sich bewegt hätte. Auch traf er häufig den Ton der Empfindung. Nur muß er sich von dem auf den Bretern herkömmlichen Deklamationsunwesen frey zu machen suchen, an welches man sich leicht durch vieles Hören gewöhnen kann, und das vornehmlich in emphatischen Hebungen der Stimme, an bestimmten rhythmischen Stellen, wo kein Nachdruck in den Worten selbst liegt, und in dem willkürlichen Durchschneiden der Sätze besteht, was nur in äußerst wenigen Fällen, und zwar da, wo das Gefühl so stark wird, daß es den Gedanken unterbricht, und den Satz kaum zu Ende bringen läßt, mit Grund statthaben kann. Einschnitte wie folgende zu machen:

Und trägt die Liebe | siegend | in das Leben.
Durch ihre Züge | schrieb die Hand der Liebe.

gehört zur Manier.

Mad. Schmidt, welche mit dem jungen Anfänger nach dem Stücke gerufen wurde, gab Toni ganz, wie sie der Dichter gemeynt hat. Doch muß ich bemerken, daß bey zu großer Anstrengung ihres Sprachorgans, kein Ton des Gefühls durchbringen kann.

Die Gastrollen des Hrn. Haake fielen in eine Zeit, wo ich das Theater nur wenig besuchen konnte. So viel ich diesen Künstler habe beobachten können, so ist in ihm ein eifriges Kunststreben rege, das noch mit Hindernissen und bösen Angewohnheiten kämpft, und der Gefahr eines manierirten Uebertreibens noch nicht überall entgeht. Dieß bemerkte ich z. B. in seiner Darstellung des Hugo Derindur. Seinen Kraftausbrüchen mangelt die natürliche Grazie, die das Harte verschmilzt. Am wenigsten gelungen fand ich die Scene, in welcher Hugo zum ersten Mal vor Don Carlos steht. Die Worte Ihr — ihr braucht der Zeugen nicht; denn ihr seyd Don Carlos Vater — müssen den Ausdruck einer furchtbaren Gewißheit enthalten, die aus starker Erschütterung des Gewissens kommt. Das gewöhnliche Deklamiren in oben angezeigter Weise hilft hier nicht aus.

Außerdem trat Hr. Haake auch in einer Darstellung von Ifflands Elise von Valberg, als Fürst auf. Die Rolle ist schwer; denn Leidenschaft und fürstliche Haltung gerathen hier in Conflikt. Hr. Haake hielt sich mehr auf Seiten der erstern. Uebrigens gab er noch den Maler Eleus in dem Lustspiele: Herodes vor Bethlehem, und den Marquis von Posa, welche beyde Darstellungen in ihrer Art viel Verdienstliches enthalten haben sollen.

Ein neues Verdienst um die Gebildeten im Publikum erwarb sich die Direktion dadurch, daß sie nach Wallenstein auch Goethe's Götz von Berlichingen zur Aufführung brachte, und mit vieler Sorgfalt angeordnet hatte. Es war dabey die vom Dichter selbst ausgehende theatralische Bearbeitung zum Grunde gelegt, nach welcher das Stück immer noch vierthalb Stunden spielt, und also eine große Aufmerksamkeit des Publikums fordert, die heutzutage selten ist. Die Darsteller strebten fast sämmtlich, sich diese Aufmerksamkeit zu erhalten, und doch schienen die Zuschauer am Schlusse ermüdet, was auch wohl, außer der Länge der Darstellung, in dem großen Wechsel der Scene in den beyden längern lezten Akten seinen Grund hat, in welchen Auftritte vorkommen, deren Zusammenhang mit der Handlung sich in jedem Zuschauer sogleich darlegt. Das meiste Verdienst um die Darstellung hatte Hr. Genast, als Götz; seiner äußern Erscheinung vermag er die würdige Gestalt des deutschen Rittersmanns zu geben, und eben so tritt in seiner Darstellung der Held hervor, der für die persönliche Freyheit kämpft, und einer neuen Ordnung der Dinge zum Opfer fällt. Götz steht in seiner Biederkeit erhaben, der Falschheit und höfischen Arglist gegenüber; dagegen er eigenmächtig und ungerecht in leidenschaftlicher Selbsthülfe an den Niedern handelt. Dieß ist die Schuld, die er trägt. Aber auch hier regt sich oft das Herz in großmüthiger Wallung; so in der Scene der neuen Bearbeitung, wo er dem jungen Nürnberger Kaufmann den Schmuck zurückgeben läßt, den dieser für seine Braut in Frankfurt bestimmt hatte. Wie wahr Hr. Genast auch das Frühere gefaßt, und namentlich die Scene, wo er gegen Weislingen so herrlich dasteht, so wenig wußte er diesen schönen Zug siegender Herzensgüte, und die Rührung kräftig zur Anschauung zu bringen, welche hier den wackern Ritter, besonders durch die Erinnerung an den Treubruch Weislingens und an seine Schwester Marie ergreift. Dann schien mir auch der Eindruck, welchen die Achtserklärung auf den, die kaiserliche Majestät immer ehrenden Ritter macht, zu leicht genommen. Dagegen fand ich die Ruhe des Ritters während der Belagerung, und das Ausathmen des Helden unter freyem Himmel außerordentlich wahr, groß und ergreifend. Der geschwächte Klang der Stimme, das allmählige Strecken des Körpers, das Hinaufstreben des Blicks in die himmlische Freyheit, waren schöne Züge dieser gelungenen Schilderung. — Weislingen, der mit seiner Parthie den Gegensaz des Götz bildet, tritt in dieser Bearbeitung mehr zurück; um so schwieriger wird die Darstellung, da hier die Motive minder deutlich hervortreten. Der durch den Glanz des Hofes verblendete, und in das Netz der Intrigue gezogene, wankelmüthige Mann stellt sich hier in wenig Scenen dar. Hr. Stein vermag es, diesem Charakter in der Folge noch mehr Zusammenhang und innere Wahrheit zu geben. Seine Scene mit Götz sollte nicht nur Verschiedenheit der Gesinnung, sondern auch den Grund dieser Verschiedenheit zeigen. Die minder schwierige, wo er sich Marien verbindet, wurde gut geschildert; dagegen die lezte Scene, in welcher er verlassen von Adelheid, unter Mariens Händen stirbt, mehr einen krampfvollen Zustand des Körpers, als die Erschütterung des geängsteten Herzens zeigte. Unter den Männern, die auf Götzens Seite stehen, muß ich die Herren Fischer und Burkhardt rühmen. Hr. Fischer stellte den wackern, aber lockern und lustigen Degen Selbiz mit Laune dar, ohne ihn zu tief herabzuziehen, und Hr. Burkhardt zeigte als Lerse, einen bedeutenden Fortschritt in seiner theatralischen Bildung, denn er schilderte die jugendlich aufopfernde Treue und Unerschrockenheit durch unbefangnen Ton, Haltung und Bewegung des Körpers kräftig, doch ohne Härte. Mad. Devrient leistete in der Rolle des Georg, was Damen gewöhnlich in solcher Verkleidung zu leisten im Stande sind; selten aber findet diese Rolle ihren Mann — oder richtiger den Jüngling, der die Herzlichkeit und den innern Adel dieses Knappen schildert, der schon im leichten Aufstreben sein Ziel erreicht. Die Frauen, welche Götz zur Seite stehen, stellten dar Mad. Genast (Elisabeth) und Mad. Schmidt (Marie) — an ersterer wünschte ich in jener Rolle mehr einfache Treuherzigkeit, weniger Eleganz; die leztere ließ ihre Empfindung natürlich sprechen, und füllte ihren Platz gut aus. Mad. Miedke stellte die herrschsüchtige Buhlerin Adelheid dar mit Kraft und aller Wirkung äußerer Würde; Hr. Devrient die Rolle des glühenden Franz. Seine Darstellung in der Scene im ersten Akte, wo er seinem Herrn die angebetete Adelheid schildert, dann die der spätern, in welche ihm diese den Auftrag gibt, seinen Herrn immer an ihren Willen zu erinnern, und (besonders den Vortrag der Reime, in denen die gnädige Frau immer wiederkehrt, halte ich für sehr gelungen; nur in der Vermummung erschien er mir nicht launisch genug. — Was noch weiter in dieser Zeit dargestellt worden, kann ich wohl übergehen.

Wendt.

Berlin.

(Beschluß.)

Seit einigen Tagen ist eine Broschüre: „Henriette oder die schöne Sängerin, eine Geschichte unserer Tage von Freymund Zuschauer,“ der Gegenstand allgemeiner, theils lobender theils mißbilligender Aufmerksamkeit. Zum ersten Mal erscheint dergleichen bey uns, und es ist auch nur unserer Armuth an Interesse zuzuschreiben, daß solche Schriftchen so allgemeines Aufsehen erregen, ja daß es überhaupt nur entstehen konnte. Die Helden sind die allbeliebte Sängerin des Königstädtischen Theaters, und ihr gegenüber ihre lächerlichen Anbeter, welche allen Partikularitäten nach genau porträtirt, und fast mit Namensunterschrift und fac simile versehn, unverkennbar und allgemein erkannt sind. Besonders ein israelitischer Verehrer und eine hohe auswärtige Standesperson werden scharf durchgenommen, so daß man begierig ist, wie sie sich gegen den bisher noch unbekannten Verfasser benehmen werden. Die Schrift selbst ist nicht ohne Laune, aber im Ganzen durch den Gegenstand selbst platt. Der Neid einiger Schauspielerinnen der königlichen Bühne ist nicht individuel genug, und für die Individualitäten, die durch ihn bezeichnet werden sollen, unpassend. Doch muß der Verfasser auch in das geringfügigste Detail eingeweiht gewesen seyn: er weiß von Allem, was in der kleinstädtischen großen Stadt leicht der Fall seyn kann. Doch nur die arme Sängerin selbst ist zu bedauern, die zwar als das liebenswürdigste Wesen, etwas sentimental und in forcirter Beschreibenheit dargestellt, dennoch in einem Roman verwickelt auftritt, dessen Darstellung richtig oder unrichtig, ihr auf jede Weise muß unangenehm gewesen seyn. Man soll sie in Thränen darüber haben ausbrechen sehn. Auch die Kritiker beyder Theater werden durchgehechelt: der Verfasser aber führt sich selbst als Hanswurst ein, und als solcher wird er abgeführt werden. Denn es ist eben so lächerlich von dergleichen solch Aufhebens zu machen, als der Grund zu solcher Lächerlichkeit zu seyn. —

Beylage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Mai 1826.

Dafür speyen sie Euch „Aufklärung“ jezt in das Antliz.

Herder.

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

Da jezt der Blick der Welt auf den Kampf der Griechen gerichtet ist, wird es zur Vergleichung der Ideen, die unter uns herrschend sind, interessant seyn, über diesen Gegenstand auch die Ansichten eines der bedeutendsten Staatsmänner des fünfzehnten Jahrhunderts, des Aeneas Sylvius, zu vernehmen, welcher schon als Geheimschreiber des Basler Concils, dann als kaiserlicher Staatssekretär unter Friedrich III. den größten Einfluß auf die kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten Europa's ausübte, und später als Oberhaupt der Kirche, unter dem Namen Pius II. sich selbst an die Spitze eines Kreuzzugs wider die Türken stellte. Wir wählen hierzu einen Auszug seiner auf dem Reichstag zu Frankfurt a. M. im Jahr 1454, nicht lange nach Konstantinopels Fall, in lateinischer Sprache gehaltenen Rede, welche uns zugleich ein anschauliches Bild vom Geist seiner Zeit und dem Zustand der deutschen Nation und des Türkenvolks geben wird.

„Ehrwürdige Väter, ruhmvolle Fürsten, erlauchte und gelehrte Männer! Seit Konstantins prachtvolle Stadt in der Türken Hände gefallen, Christenblut durch sie in Strömen geflossen, Schaaren schuldloser Seelen Ketten tragen, sind alle Verehrer Christi verhöhnt und verwundet, unsere Kirche schmachvoll befleckt. Solchen Schimpf hat noch nie die Christenheit erlitten. Denn wenn auch vordem in Asien und Afrika, nie doch hat man uns im Vaterland, in der Heimath, im eigenen Wohnsiz getroffen und verlezt. Sind auch vor Jahren schon Asiaten nach Griechenland gedrungen, haben sich auch Tartaren in Europa niedergelassen und Saracenen Spanien besezt, nie doch haben wir in Europa eine Stadt verloren, die sich mit Konstantinopel vergleichen ließe. Mittelpunkt fast der ganzen bewohnten Erde, dehnt sich ihr Hafen, geräumig und sicher nicht allein für Schiffe, sondern für zahlreiche Flotten, links über den Bosporus, rechts nach dem Hellespont, um alle Küsten des Mittelmeers zu schützen oder zu befeinden. Und während dieß Kleinod unserm Heiland entrissen, ein Raub Mahomets wurde, sahen wir müßig zu, um nicht zu sagen, wir schliefen indeß. Ja, o vernehmt es, ihr Fürsten, von zwey christlichen Kaisern liegt Einer im Blute dahingestreckt; heißt das nicht, von zwey Augen der Christenheit ist Eines ausgerissen, von ihren zwey Armen Einer zerstückt? Trauret ihr nun, ihr Fürsten, seyd ihr nun betroffen und wie vom Donner gerührt über den Schlag, der die Christenheit traf, die Griechen niederschmetterte und die Römer verwirrte? Auch Friedrich, unser ruhmvoller Kaiser, ist nicht minder betroffen. Weinen hättet ihr ihn sehen können bey der Trauerpost, in seinem Gemach, trauern am Hof, bekümmert im Rath, flehend in der Kirche, überall betroffen und geängstet. Aber weil der Christen Bedrängniß nicht so Jammer und Thränen, als Feuer und Waffen erheischt, hat der Kaiser diesen Fürsten- und Staatenrath berufen, zum Schirm des Christenreichs einen Beschluß zu fassen. Selbst beyzuwohnen verhindert, läßt er sich durch Gesandte ver-

treten, und da diese mich aus ihrer Mitte zum Organ seines Willens erwählt, will ich denn reden über die gewichtige Frage: ob wir Krieg beschließen sollen mit jenen Türken, welche rechtlos Konstantinopel erobert, den griechischen Adel und Fürsten niedergemetzelt, alle unsere Heiligthümer besudelt haben und nun alle Rechtgläubige mit Streichen, Ketten und Mord bedrohen. Wer aber Krieg unternehmen will, prüfe vorher Dreyfaches: ob der Krieg auch gerecht sey, ob nützlich und leicht auszuführen. Auch ich will dieser Ordnung folgen und zuerst von der Gerechtigkeit des Krieges reden.

Einen Krieg, den man zum Schutz der Religion, zum Heil des Vaterlandes, zur Rettung seiner Brüder auf Begehr des Fürsten führt, hat Keiner aus der Vorzeit je für ungerecht gehalten. Darum preist man eines Moses und Josua's, Saul's und David's, darum der Makkabäer Kämpfe. Darum hat Demosthenes die bey Marathon und Salamis für's Vaterland Gefallenen zum Jubel für ganz Athen, zu unsterblichem Ruhme verherrlicht; darum werden die Horatier, Decier, Fabier stets gefeyert und andere, welche für ihrer Bürger Rettung sich dem Tode weihten, darum unter den Deutschen Karl, Roland, Rinald, die Konrade, Ottonen und Friedrich mit ewigem Lobpreis erhoben, weil sie zum Schutze der Christen großen Gefahren sich preisgaben. Nie jedoch hatten eure Voreltern einen so gerechten Anlaß zum Kampfe, als welcher euch jezt spornen muß; nie haben sie ein so gräßliches Unrecht, eine so auffallende Schmach von den Ungläubigen erlitten, wie die Christenheit unserer Tage. Kurz nur will ich das Unglücksloos von Konstantinopel schildern, denn dadurch wird des Unrechts Größe deutlicher, die Heiligkeit des Krieges klarer werden. — Durch keine Beleidigung gereizt, kündigt Sultan Mahomet den Griechen die Fehde an, belagert die Kaiserstadt, der es an Schutzwehr gebricht und erobert sie. Der Griechen Kaiser, Konstantin, wird, ein tapferer Streiter in seines Landes äußerster Gefahr, an den Pforten der Stadt niedergehauen, sein Haupt, auf einen Pfahl gesteckt, zur Schau umhergetragen; es beginnt ein jammervolles Schlachten der Griechen, der Blutstahl durchbohrt nicht nur, die sich zu vertheidigen suchen, nein, auch wer die Waffen ablegt und sich ergibt, ist des Todes Beute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die farbigen Schatten.

(Beschluß.)

Die Abhandlung geht zur Betrachtung der Wirkungen dieser Lichtwechsel auf die Pflanzenwelt und den Haushalt der Thiere in den verschiedenen Klimaten über: gleichwie die Tageszeiten, so empfangen auch die Jahrszeiten und die klimatischen Zonen durch den Wechselgang der Licht- und Schattenarten ihren eigenthümlichen Charakter für das Auge. Das meiste ungebrochene Licht strömt den gemäßigten Zonen im Sommer zu; reichlicher wird es den Tropenländern zu Theil. Es ist erwiesen, daß das Pflanzenleben der südlichen Gegenden seine Fülle mehr dem Genuß des vielen reinen Lichts, als der größern Wärme dankt. Unsere Treibhäuser können den Pflanzen der Aequatorialfluren wohl dieselben Wärmegrade, aber nicht den reinen Himmel ihrer Heimath wiedergeben. Dort auch sind die Farben ihrer Blumen, dort die Farben der Thiere, zumal der Vögel und Amphibien, wie bey uns im Sommer, brennender. In den gemäßigten Zonen sind die Strahlenbrechungen der Sonne anhaltender; im Durchschnitt das gelbe und orange Licht herrschender. Die Färbungen der Geschöpfe werden milder; selbst das Schwarze, Kupferroth und Dunkelgelb der Menschenhaut verliert sich abstufend ins Braune und Weißröthliche. Je näher den Polargegenden, je anhaltender dauert das gebrochene Tageslicht. Nur selten strömt den im tiefsten Norden Wohnenden vom Mittagshimmel weißes Licht herab. Denn der höchste Sonnenstand über dem Horizont beträgt an den Polen nur 23½ Grad; also fünf Grad mehr als bey uns am kürzesten Wintertag; während in der Sommersonnenwende unserer Gegenden die Sonne 66° 5 Minuten über den Horizont aufsteigt. Wie im prismatischen Farbenkreise, vom gelben Licht hinweg, zum Grün und Hellblau, oder zum Orange und Roth, die Intensität des Lichts nach Maßgabe der wachsenden Strahlenbrechbarkeit abnimmt, so auf dem Erdkreis von den gemäßigten Zonen hinweg zu den Polen. Je weiter gegen Norden, je herrschender wird das grüne, blaue und violette Licht. Wie wir bey uns, nächst den schwarzen und grauen Schatten am gemeinsten die blauen sehen: so erblickt der Norden am meisten die gelben, rothen und grünen Schatten. Aber auch in den Licht- und Schattenordnungen der verschiedenen Erdgürtel offenbart sich die erhabene Weisheit und Huld Gottes. Zwischen den Wendekreisen und in deren Nachbarschaft wird die Fülle des ungebrochenen weißen Lichtes und dessen blendender Glanz, durch die Schwärze des Schattens, durch die dunkeln Farben der Menschen, Thiere und Pflanzen gemäßigt; hinwieder inner den Polarkreisen und in deren Nachbarschaften muß der Mangel des vollen Lichts durch die hellere Färbung der Menschen und Thiere, durch die weiße Oberfläche des verschneiten Bodens und die lichtern Schatten ersezt werden. Hier wird überall das meiste Licht von den Gegenständen reflectirt.

In noch weiteren Schlußbemerkungen drückt sich Herr Zschokke u. a. also aus: „Nicht die farbigen Schatten an und für sich sind das Wichtige, sondern ihre Bedeutsamkeit liegt in dem Gegensatz, welchen sie zu ihrer Lichtgattung bilden. Sie verrathen uns diejenige Gattung gebrochener

Strahlen in der Atmosphäre, welche neben den weißen, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Himmelsstrichen, mehr oder weniger die herrschenden sind. Der Einfluß des Lichts auf die organische und unorganische Welt ist uns zwar überhaupt bekannt: nicht aber die Modifikation dieses Einflusses, wenn das Licht auf eine oder andere Weise, im Dunstkreise anhaltend gebrochen, zu uns gelangt. Es dürfte vielleicht das Beobachten der vorwaltenden Lichtart vermittelst der farbigen Schatten, bey meteorologischen Anstalten einst nicht unwesentliche Dienste leisten, und die Photometrie sich auf gleiche Weise neue Felder der Erkenntniß eröffnen. Licht, Wärme, Electricität und Magnetismus, deren Sippschaft noch so unklar ist, geben vielleicht durch die farbigen Strahlen in der Atmosphäre nähere Auskunft über ihr gegenseitiges Verwandtseyn. Denn bisher kannte man diese Strahlen fast nur aus dem von Prismen und Regenwolken zerlegten Lichte. Nun aber ist man, vermöge der Schattenfarben, fähig zu erkennen, welche Art gebrochenen Lichtes in der Atmosphäre neben den ungebrochenen Strahlen besteht. Auch auf den hohen Gebirgen findet die farbige Brechung statt. Ich sah meinen Schatten im Frühlicht blau über das Eis des Griesgletschers schweben, der, in dem Alpenkamm zwischen Oberwallis und Italien, noch in einer Höhe von 7340 Fuß einen Weg offen läßt. Aber unstreitig genießen die Gipfel unserer Alpen eine größere Menge ungebrochenen Lichtes, oder minder starkgebrochenen, als die tiefern Oberflächen der Erde. Mag nicht auch daher zum Theil die reinere und lebhaftere Farbe der Alpenpflanzen, zumal in ihrer Blüthe, stammen? Es ist durch Erfahrung genug dargethan, daß die Gebirgsblumen, in tiefere Gegenden mit aller Sorgfalt, selbst mit dem Boden verpflanzt, dem sie entsprossen, den Glanz und die Klarheit ihrer Tünchung verlieren. Oder warum sollten wir den Zusammenhang des verschiedenartig gebrochenen und farbigen Lichts mit dem Pflanzenleben bezweifeln? Deutet uns nicht gleichsam spielend darauf schon der Farbenschmuck hin, worin sich manche Früchte der Gesträuche und Bäume ablaufend bis zu ihrer Reife kleiden? Durchlaufen z. B. nicht die blauen Zwetschgen, Pflaumen, Brombeeren, schwarzen Kirschen u. s. w. genau den prismatischen Farbenkreis vom Dunkelgrün zum Hellgrün, Gelborange, Roth bis in's Violett? Nicht ohne Ursache, so wie auch nicht ohne Wirkung, mag im weisen Haushalt der Natur jenes ungleiche Verhältniß seyn, welches im prismatischen Kreise zwischen den drey sogenannten Grundfarben: Gelb, Roth und Blau stattfindet. Wenn wir zur Domaine des gelben Lichts auch das Grüne und Orange, zum Gebiet des rothen auch das Violette und Orange, zur Herrschaft des blauen auch das Grüne und Violette zählen: so ist das blaue Licht weit aus das vorwaltende; nächst ihm erst das Rothe, am wenigsten das Gelbe. Die Lehre vom Licht gleicht darin der Sonne selbst, daß uns immer mehr Dunkelheit umgibt, je länger wir uns mit ihr beschäftigen. Der größte Entdecker neuerer Zeit in diesen Gebieten menschlicher Erkenntniß, Fraunhofer, hinterläßt seinen Nachfolgern noch unermeßliche Strecken zu erobern; und des vielverherrlichten Sängers Ahnungen vom Ursprung der Farben (Goethe's Farbenlehre), als Kindern aus der Vermählung des Lichts und der Finsterniß entsprungen, zeigen in der Ferne auf eine Welt voll unentschleyerter Wunder hin."

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Locken und Gedanken.

Wie meines Herzens selige Gedanken
Sich um dein Bild in banger Wonne ranken,
So seh' ich, wie mit ihren goldnen Ringen
Die Locken Stirn und Nacken dir umschlingen,
Du schüttelst mit dem Kopf und schüchtern fliegen
Zurück die Locken, die am schönsten liegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe aus Berlin über Berlin.

„Briefe leben, athmen warm und sagen,
Was man Schlechtes uns hier bringt,
Was zu stammeln wir kaum wagen,
Gesteh'n sie ohne Schüchternheit!"

Sie müssen gewiß glauben, ich habe das große Loos getroffen, oder ich sey zum wenigsten eine schöne Sängerin geworden, daß ich so ohne Honorargeiz lange schwieg, und mein Korrespondenzlamm nicht auf die fette Weide Ihres Blattes trieb: nichts von allem dem! ich war mit einer statistischen Arbeit beschäftigt, nämlich auszumitteln, wie viel Rezensenten auf eine Quadratmeile Deutschlands kommen, und nach monatlangem Mühen ergab sich die Summe von 6⅞ auf die Q. M., exklusive des Schreibers dieser Briefe. Nun begreife ich die Angabe des Mainzer Staatsprokurators, daß in Deutschland 16,000 Räuber sich befinden, ich hielt das erst für eine feine Schmeicheley für Deutschland, daß es so viele Räuber ernähren könne, allein wahrscheinlich sind unter diesen Räubern auch Namen- und Ehrenräuber, vulgo Rezensenten gemeint, dann ist es auch viel wahrscheinlicher, daß 12,000 Juden darunter sind, welches ich auch blos für eine versteckte Artigkeit hielt, die der Herr Staatsprokurator dem Muthe dieser Nation sagte. Also 6⅞ Rezensenten auf die Quadratmeile! Das scheint etwas viel, allein es ist in der That blutwenig, wenn ich Ihnen einen kleinen Auszug aus den deutschen Blättern machen werde, und Ihnen die Masse von Künstlern und Künstlerinnen, die wir nach ihren Berichten besitzen, mittheile.

Nach den Rezensionen in unsern deutschen Blättern zählen die deutschen Theater ungefähr:

Große, außerordentliche Künstler	483	Stück
Vortreffliche ditto	619	
beachtsame —	712	
fleißige —	823	
bloße Künstler	900	
unübertreffliche Künstlerinnen	512	
Italiens Lieblinginnen	819	
Melpomenens Priesterinnen	636	
Auserkohrne beyder Musen	912	
Künstlerinnen platterdings	1200	
strebende Künstler und Genius inbewohnte Künstlerinnen etwa in Bausch und Bogen	4000	
Summe	11611	Stück

Eine nicht unbedeutende Summe von Künstlern und Künstlerinnen werden auch in andern deutschen Blättern jährlich ausgebrütet, nun nehmen Sie, daß jeder Künstler wenigstens einen Rezensenten für und einen gegen sich hat, und daß in jede Künstlerin wenigstens drey Rezensenten verliebt seyn müssen, und Sie werden finden, daß Deutschland viel eher Ueberfluß an Referendären und geheimer Polizey als an Rezensenten und Kritikern hat! Sie sehen, daß ich es Ihnen begreiflich machen will, daß Sie, trotz dem, daß Sie schon eine Menge Referenten in Berlin haben, Sie noch immer mich auch haben müssen! ich spiele unter der Grandezza Ihrer Korrespondenten blos den Gracioso! (blos! bin ich nicht bescheiden?) Also zur Sache, und wenn ich sage zur Sache, verstehe ich darunter weder Ihre Sache noch meine Sache, sondern unsre Berliner Sache: Das Königsstädter Theater! „Und es war nach Verlauf zweyer Jahre und Pharao (das bin ich) träumte einen Traum, als wenn er an der Spree stände (allwo das Theater ist) und aus der Spree kamen sieben Direktoren herauf, schön von Ansehen, und stark am Fleische, und sie weideten auf der Bühne. Und als wenn nach ihnen sieben andere Direktoren heraufkämen aus der Spree, kurios von Ansehen, und mager am Fleische, und stellten sich neben jene sieben Direktoren am Ufer der Spree, und die magern und abgezehrten Direktoren verschlangen die ersten sieben fetten. Sie kamen in ihren Leib, es wurde aber nicht gemerkt, daß sie in ihren Leib kamen, denn es blieb alles schlecht und abgezehrt wie vorhin, und ich erwachte!" „Ich sah ferner in meinem Traum sieben volle und gute Häuser durch eine Oper entstehen. Nach ihnen aber kamen sieben leere, öde und von Leuten ausgefegte Häuser hervor. Diese leeren Häuser verschlangen die vollen, und ich erwachte!" und ich fragte die Traumdeuter und Bilderschriftkundigen, und sie sagten mir „die sieben leeren Häuser bedeuten große Hungersnoth in dem Königsstädter Theater, denn es werden vielleicht eben so viele Jahre kommen, wo man in diesem Reviere vergessen wird, daß jemals Leute da gewesen, oder daß jemals der Weitzen geblüht. Darum ersehe sich Pharao einen verständigen und weisen Mann aus, und setze ihn über das Haus, damit er Vorrath sammle für die künftigen Jahre des Hungers, und Getreide aufschütte auf den Boden der Kunst." Sie verstehen dieses allegorische Bibelbild gewiß. Ja, ja, das Königstädter Theater agonisirt nun, wie ich es Ihnen in meinen ersten Briefen auch prophezeyte: ich gleiche der Cassandra, man glaubt meinen unglücklichen Prophezeyungen nicht eher, bis sie eingetroffen sind. Es ist ein ewiger Jammer da draußen, lächerlich, was ernst seyn soll, und ernst, was lächerlich seyn soll. Haben Sie schon ein Buch erhalten: „Sachgemäße Erörterungen des Königstädter Theaters" von dem als Schriftsteller und Vorsteher der Droschkenanstalt bekannten und berühmten Herrn Henoch? Er sagt in dem Buche, er wolle es der „Redaktion des Morgenblattes" übersenden, damit sie sich überzeuge, daß wir Referenten ihr das Geld aus der Tasche stehlen!" O Herr Henoch! Herr Henoch! — Aber die Berechnungen im Buche und die aufgedeckten Rechnungen der vorigen Verwaltung übersteigen allen Glauben. Eine Hauptrolle spielt ein ächter Shawl, den die vorigen Direktoren der Dem. Sonntag schenkten, und dafür ihren Dank einstrichen; nun aber ergibt sich, daß dieser Shawl für 559 Rthlr., sage fünfhundert und fünfzig neun Thaler der Theaterkasse zur Last gelegt wurde! Dieser Shawl, je leichter er hinsichtlich seiner Aechtheit seyn muß, desto schwerer fiel er auf die Brust der Aktionäre. Dem. Sonntag hat den Shawl auch sogleich mit aller Resignation an die Comité zurückgeschickt, und das ist nun das erste Mal, daß sie wirklich Bewunderung verdient! o heroische Entsagung, erstaunliche Selbstverläugnung! gehört zu einem solchen Entschlusse nicht mehr Brust als zu einem halben Stimmchen? à propos, lieber Herr Redakteur des Morgenblattes. Sie haben keinen wahren Enthusiasmus für die Kunst, für die Göttlichkeit der Kunst, das heißt für eine Koloratur in mezza voce, sonst hätten Sie den kleinen Katzensprung von Stuttgart nach Berlin nicht gescheut, und wären zum „Türken in Italien" hierher gekommen. Da hätte ich meine Rache an Sie, Ungläubiger! ausgeübt! Da hätten Sie gehorcht, sehr gehorcht, am sehrsten gehorcht, denn sonst hätten Sie sie, die Dem. Sonntag als Fiorillo, doch nicht gehört, und Sie wären doch, wie wir alle, entzückt gewesen, und Sie hätten bedeutend gestöhnt, und hätten die Hände wie zwey große Gerichtsprotokolle an einander geschlagen, und hätten mit Thränen und Schluchzen eingestanden: „ich habe das zwar schon besser singen gehört, viel besser, aber es ist doch dieses nicht, und was dieses dieses eigentlich ist, das weiß ich zwar nicht, aber eben dieses unbewußte dieses ist es, was dieses so reitzend machen thut!" Sie würden eingestehen, daß Dem. Sonntag eigentlich gar keine Stimme hat, das heißt eine Gesangsstimme, und daß, wenn man dagegen unsre Milder, Schulz und Seidler hört, es wie Glockenton gegen Haberrohrgeflister ist. Daß diese Kehlengeläufigkeit nicht Kunst ist, da keine Seele in ihrem Gesang ist, eben weil gar kein Metall in ihr ist, und der Gesang eigentlich in reinen Brusttönen von der Brust herausquellen muß, wenn er den Anforderungen, die wir an die Gewalt der Vokalmusik machen, entsprechen soll, und nicht wie bey Dem. Sonntag im Kehlkopf klappenartig abgequirlt und herausgekitzelt werden, das ist eine sehr zufällige Spielerey, eine süße Honigeinspritzung in's Ohr, eine erstaunliche Fertigkeit, aber es ist kein Gesang, es ist nicht Stimme, es ist nicht Metall, es hat keine Kraft, keine Gewalt, keine Dauer des Eindrucks. Es ist Künsteley, nicht Kunst; Geschicklichkeit, nicht Beruf, eingelernte, eingeübte, maschinenartige Volubilität, weiter nichts. Es ist schön, es hört sich gut an, es kann sogar, wenn man kochender Gemüthsart ist, bezaubern, aber es kann den Kenner unmöglich bewegen zu sagen: das ist vortrefflich als Gesang, sondern blos: es ist in seiner Art allerliebst. Aber da habe ich mir ihr Spiel recht genau angesehen, und ich muß gestehen, auch das ist höchst mittelmäßig, so beschränkt auf ein paar Blickchen und ein paar Fingerchen und ein paar Lächelchen, daß es für eine gewisse Art Schelmerey, die nicht weiter gehet als auf ein Intriguechen oder ein Posselchen, kömmt es aber darauf an eine edle, großartige, gewaltige Leidenschaft auszudrücken, kömmt es auf berechnete effektvolle Mimik oder Aktion an, da kann die Sichel nicht zu Felde ziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Mai 1826.

„Verzage nicht, so lang du noch auf Erden
Nicht freundlos bist. Im Arm des Freundes sind Beschwerden
Des Lebens — nur ein trüber Tag im May.“

Fr. A. Müller.

Die Geschichte von Amicus und Amelius.

Zu Pipins, des Königs der Franken, Zeiten wurden zwey Knaben geboren, die einander wunderbar ähnlich sahen, der eine dem Grafen von Alvern, der andere einem Edeln von Bericum. Beyde wurden von ihren Eltern zur Taufe nach Rom gebracht. Unterwegs, in der Stadt Lucca, begegneten sie einander, und von diesem Augenblick waren sie durch solche Anhänglichkeit und Einigkeit aneinander gekettet, daß keiner ohne den andern Speise noch Trank nehmen, noch schlafen wollte in einem andern Gemach. So kamen sie denn nach Rom und wurden dem Papst Deus dedit dargebracht und von ihm getauft. Dem Sohne des Grafen gab er den Namen Amelius, den Sohn des Ritters nannte er Amicus. Und viele edele Römer hoben sie mit Freuden aus dem heiligen Taufwasser. Der Papst aber schenkte ihnen zwey hölzerne Becher von gleicher Größe mit Gold und Edelgesteinen ausgelegt, und sprach: Empfanget diese Gabe und lasset sie euch ein beständiges Zeugniß seyn, daß ich euch in des heiligen Erlösers Kirche getauft habe. Dankbar nahmen sie die Geschenke an und kehrten in ihre Heimath zurück.

Der Sohn des Edeln von Bericum, Amicus, als er in reiferes Alter kam, wurde von Gott mit großer Weisheit begabt. — Dreyßig Jahr war er alt, da fiel sein Vater, der fromme Ritter, in eine tödtliche Krankheit. Er ermahnte seinen Sohn, dem Kriegsdienst Christi sich nicht zu entziehen, Treue zu bewahren seinem Lehnsherrn, Freunden und guten Gesellen zu helfen, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, und über dieses den Bund und die Freundschaft mit dem Sohn des Grafen von Alvern nimmermehr zu vergessen. Und nachdem er diese Worte gesprochen, ging er ein zu dem Herrn. — Sein Sohn erwies ihm gebührend alle Ehren des Begräbnisses, und übernahm nach ihm seine Lehen.

Bald aber begannen böse Menschen den jungen Herren zu neiden und ihm allerley Listen und Gefährden heimlich zu bereiten. Aber er liebte alle Menschen, und trug das ihm widerfahrne Unrecht in Geduld. Dennoch wuchs endlich die Bosheit seiner Feinde so sehr, daß sie ihn mit allen den Seinen aus seiner väterlichen Erbburg verdrängten. Da nahm er zehn Knechte zu sich und sprach gegen sie: Wir wollen zu dem Hofe des Grafen Amelius fliehen, meines Freundes und Gesellen; vielleicht theilt er uns von seinen Gütern mit. Ist aber dieß nicht, so wollen wir zu Frau Hildegarden gehen, unsers Herrn, König Karlen Gemahlin, die Bedrängten und Vertriebenen immer zu rathen pflegt. Sie gingen also und kamen an den Hof des Grafen; ihn selbst aber fanden sie nicht daheim. Denn er war verreiset gen Bericum, um seinen Freund zu besuchen, weil er gehört hatte, daß dessen Vater gestorben wäre. Und da er ihn dort nicht fand, so zog er traurig weiter und nahm sich vor, nicht eher in seine Heimath zurückzukehren, bis er ihn gefunden.

Aber auch Amicus ließ nicht ab, den Grafen zu su-

chen, bis er einst von einem edeln Herrn gastlich aufgenommen wurde, welcher ihm, als er sein Unglück von ihm vernommen, zugleich aus Mitleid und aus Bewunderung seine Tochter zur Ehe gab.

2. Wie sie sich Beyde suchten und einander fanden, und wie sie miteinander an König Karls Hof kamen.

Nachdem aber ein Jahr und ein halbes vergangen war, eilte Amicus mit seinen Knechten nach Paris, um an des Königs Hofe den Grafen Amelius zu suchen. Und dieser selbst hatte nun schon durch zwey Jahre den Amicus gesucht, und zog jezt gleichfalls an des Königs Hof. Als er sich nun Paris nahte, so begegnete er einem Pilger, den fragte er: ob er den Ritter Amicus von Bericum gesehen, der aus seiner Heimath vertrieben worden sey? und da der Pilger antwortete: er habe ihn nirgend gesehen, so zog der Graf sein Kleid aus, gab es ihm und bat, daß er für ihn beten möge zu Gott: er wolle seiner Mühsal, die er nun zwey Jahre geduldet, ein Ende machen.

Der Waller ging seine Straße, und gegen Abend fand er den Amicus. Dieser forschte von ihm, ob er etwas gehört habe von Amelius, dem Sohne des Grafen von Alvern? Er aber antwortete: Was verspottest du mich armen Waller? Bist du nicht Amelius, der heute mich fragte, ob ich den Amicus von Bericum gesehen? und hast du mir nicht dieses Kleid gegeben? Jezt aber weiß ich nicht, warum du deine Kleidung, Gefolge, Rosse und Waffen gewechselt hast.

Darauf entgegnete Amicus: Nicht bin ich Amelius, sondern Amicus, und höre nicht auf, jenen zu suchen. Darauf bat auch er den Pilgrim, für ihn zu beten, und gab ihm reiches Almosen. Dieser aber sagte zu ihm: eilt nach Paris, Ritter! dort werdet ihr finden, hoffe ich, den ihr suchet. Amicus eilte darauf weiter, und vor Paris, auf einer lustigen Aue an der Seine fand er den Amelius mit seinem Gefolge beym Mahl. Als diese die Bewaffneten des von Bericum kommen sahen, erhoben sie sich schnell, griffen zu den Waffen und rannten ihnen entgegen. — Auch Amicus, der sie für Pariser hielt, die ihn angreifen wollten, ermuthigte die Seinen zum Kampf. Sie ließen also die Zügel schießen und rannten von beyden Seiten wider einander. Sie richten die Lanzen auf und ziehen die Schwerter: ein blutiges Gefecht scheint unvermeidlich.

Da geschah es durch göttliche Fügung, daß Amicus sprach: Ihr seyd tapfere Ritter, daß ihr den vertriebenen Amicus mit den Seinen erschlagen wollt! — Bey dieser Stimme erblaßte Amelius und erkannte den Amicus. Bald waren sie von den Rossen gestiegen, umarmten und küßten einander liebreich und dankten Gott für diese unerwartete Freude. Sie gelobten sich ewige Freundschaft und Treue, und so kamen sie miteinander an den Hof des großen Karl. Beyde kamen durch ihre Tugend bald zu hohen Ehren. Amicus wurde Schatzmeister, Amelius Truchseß des Königs. Und es war eine Freude, sie so zu sehen, Beyde gleich bescheiden, weise und schön, von gleicher Gestalt und gleich gekleidet, von Allen geliebt und geehrt.

3. Wie Amicus den Amelius aus einer großen Gefahr errettet und ihm des Königs Tochter wirbt.

Als drey Jahre also vergangen waren, sprach Amicus zu Amelio: mich verlanget mein Weib zu sehen; doch werde ich, sobald ich kann, zurückkehren. Du aber bleibe an dem Hofe des Königs; nur hüte dich vor seiner Tochter, am meisten aber vor des boshaften Grafen Harderik falscher Freundschaft. Und nachdem er sich dieß versprechen lassen, schied er. Amelius aber warf seine Augen auf die Tochter des Königs, die schöne Belixenda, und bald gewann er ihre Gegenliebe und genoß ihrer vertraulichen Gunst.

Indessen drängte sich der Verläumder Harderik, der an jeder Bosheit sich erfreute und jede Tugend neidete, sich immer mehr an ihn, und eines Tages redete er ihn also an: Weißt du nicht, theuerer Graf, daß Amicus des Königs Schatz bestohlen hat und darum entflohen ist? Gehe du nun also mit mir den Bund der Freundschaft ein und empfange meine Treue über den Reliquien der Heiligen.

Amelius aus Scham, weil er sein Wort dem Freunde nicht gehalten hatte, verwirrt, glaubte dem Verräther, und als dieser ihm Treue und Freundschaft geschworen, stand er nicht an, alle seine Heimlichkeiten ihm anzuvertrauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

„Ich will es selbst nicht hoch anschlagen, daß in der Hitze beym ersten Eindringen Viele hingemordet wurden, aber davor schaudre ich zurück, das verabscheue und verfluche ich, daß nach der Einnahme der Stadt, als die Bürger entwaffnet und in Kerker geworfen waren, daß dann die Osmanen am gräßlichsten wütheten, wehrlose Söhne vor den Augen zärtlicher Eltern erschlugen, edle Männer gleich Thieren schlachteten, Priester zerfleischten, Mütter und Frauen mißhandelten, Gott geweihte Jungfrauen schändeten. O jammervoller Anblick der Stadt und du unglückbeladenes Volk! O frevelhafter Mohamet! Wer kann dieß aussprechen ohne Thränen? Alles ist angefüllt von Trauer, Mord, Blut und Leichen; Mohamet selbst mit gräßlichem Antlitz, blutgierigen Augen, donnernder Stimme, mit grausenhaften Worten, verruchten Winken gebietet den Menschenmord, jetzt reißt er diesen, jetzt je-

nen zur Schlachtbank, seine Hände badet er in Christenblut, Alles befleckt er, Alles schändet er; unseres Gottes Tempel werden dem falschen Propheten geöffnet, die heiligen Altäre niedergerissen, die Gebeine der Märtyrer Schweinen vorgeworfen, die Statuen zerbrochen, Gemälde vernichtet. Selbst der Jungfrau Maria Bildniß scheut man nicht und unsers gekreuzigten Heilands Bild wird unter lautem Jubelgeschrey und grellerem Hohngelächter unter dem Ausruf: Seht doch den Christengott! mit Paukengetös und Trompetengeschmetter im Triumph ins Lager getragen, hierhin und dorthin gezerrt, angespien und in Koth getreten. O nie zu entsühnender Gräuel! O Schmach für das Christenvolk und ewige Schande unsers Namens! Wer ist so beredt, den Fall jener Stadt und seine Leichen genügend zu schildern, wer so reich an Thränen, allen den Jammer zu beweinen? Meine Seele schaudert zurück, solches zu mahlen, und wendet sich ab von dem Bild der Trauer. O Glanz von Hellas, hier ist dein Ende, nun bist du erstorben! Ach wie viele Städte, sonst herrlich durch Thaten und Ruhm, liegen vernichtet! wo seyd ihr hin, Theben und Athen, du Sparta und Korinth und ihr andern, von denen kaum Mauern noch stehen? Griechenland suchen die Unsern oft vergeblich in Griechenland. Konstantinopel allein ragt wie aus Leichen der Staaten hervor, einst gegründet von Byzantiern, von Konstantin zur Nebenbuhlerin Roms erhoben, im Besitz vieler staunenswerther Werke, im Besitz eines so großen wissenschaftlichen Ruhms, daß sie allein den Verlust vieler andern zu ersetzen schien, so prächtig, daß einst der Gothenkönig Athanarich, als er ihren Umfang und Glanz betrachtet, staunend ausrief: „„Wahrlich, ein Gott auf Erden wohnt hier der Kaiser, wer gegen ihn seine Hand regt, trägt sich selbst zum Tode.““ Und wiewohl die Stadt oft schon erobert und geplündert worden ist, nie doch fiel sie in die Hände der Feinde Christi, nie sind die Basiliken der Heiligen zertrümmert, nie die Bibliotheken verbrannt, die Klöster verwüstet, unsere Heiligthümer zerstört worden. Stets blieb sie noch Wohnsitz der Wissenschaft, der Weisheit Burg. Kein Abendländer schien gelehrt, wenn nicht dort gebildet, und was ehedem Athen, war in unsern Tagen Konstantins Stadt. Nun aber werden die Rollen der alten Weisen in ewige Nacht begraben, denn jeder Wissenschaft gram, jeder Bildung verschlossen sind die Türken, ein scythisches Volk, mitten aus der Barbarey hervorgebrochen, ein unsauberer Stamm und schmählich sich wälzend in jeder Unzucht. Und obgleich unter dem milden Himmel, auf der lachenden Flur des vordern Asiens, durch die Länge der Zeit ein wenig gesittigt, trägt es doch überall Spuren der alten Häßlichkeit. Vom Fleisch der Pferde, Katzen und Geyer genährt, fröhnt es der Wollust und Grausamkeit, haßt die Wissenschaften und verfolgt jede menschliche Regung. Das beredte Griechenland lassen sie verstummen; des Dichters Lied, das den Helden feyert und seine Größe späten Geschlechtern verkündet, hat ausgeklungen; ruhmlos erstirbt die Großthat mit der Gegenwart. Bedarfs nach solchem Verlust, bey solchem Unrecht noch langer Berathung, ihr Fürsten? Wir werden doch nicht an der Gerechtigkeit eines Kriegs zweifeln wollen, den wir gegen Abarten von Menschen zu führen gedenken, welche ohne Sinn für Wissenschaft, keinem Schwure treu, nach unserm Blute unersättlich dürsten, alle Heiligthümer unsers Gottes beflecken und vernichten? Tapferkeit, sagt Ambrosius, welche das Vaterland vor Barbaren schützt, ist volle Gerechtigkeit. Und wenn der Kriegsbeschluß nur Fürsten zusteht, so seht ihr, wie gerecht der unsere ist, zu welchem nicht nur Papst und Kaiser, der Erde Häupter, sondern der Welten Lenker selbst uns antreiben. —

Doch welchen Vortheil beut der Krieg? Ey so beherzigt nur die Gefahr, welche der ganzen Christenheit droht, wenn nicht der Türken Wogenandrang gebrochen wird. Konstantinopels Schicksal habt ihr vernommen, Gleiches steht andern Staaten bevor, wenn wir nicht helfen, so lange es noch Zeit ist; immer weiter frißt das Gift, jezt wird uns eine, jezt eine andere Provinz entrissen. Rascien wurde ganz kürzlich besezt, die Ungarn, bisher unsers Glaubens Schild, haben in zwey Schlachten über 100,000 Mann verloren. In voller Zahl und ungeschwächt bestanden sie nicht der Türken Macht, wie vermögen sie es jezt nach diesem Schlag? Mit der Polen Hülfe unterlagen sie, wie sollen sie einzeln siegen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Seele des Lebens.

Wende die Zeit wohl an . . . . O sie ist die Seele des Lebens!
Wie die unsterbliche, schließt sie sich der Ewigkeit an.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag. 22. März.

Am 10ten d. M. feyerte Prag sein jährliches großes wissenschaftliches Fest. Die öffentliche Sitzung des Böhmischen Nationalmuseums, die vierte seit dessen Stiftung, wurde im Saale des ständischen Hauses gehalten.

Die Aufstellung der Sammlung böhmischer Mineralien dieses Institutes, nach dem, durch Professor Haidinger von Edimburg erweiterten Mineralsystem des Herrn Professor Mohs in Freyberg, ist jezt vollendet. Dieß gab dem Herrn Präsidenten des Museums, Sr. Excellenz Herrn Grafen

Kaspar Sternberg. Anlaß, in seiner Rede die vorzüglichsten Mineralien aufzuzählen, welche Böhmen in jeder Ordnung besizt, und hiemit den zuvor Reichthum andrer Länder zu vergleichen. Er folgerte aus dieser Vergleichung das Resultat, daß Böhmen, nach Maßgabe des Flächeninhaltes, viel reicher an Mineralien als jene Länder sey. Derselbe Maßstab, in erweiterter Anwendung, als Grundlage zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Mineralreichthum Europa's und Südamerika's genommen, ergibt, zufolge einer Ansicht, welche Graf Sternberg demnächst ausführte, ein gleiches Resultat zu Gunsten des europäischen Reichthums an Mineralien; und auch der Pflanzenreichthum Südamerika's erscheint, jener Maßgabe zufolge, nicht so viel größer als der europäische Pflanzenreichthum, wie er insgemein gehalten wird.

Die allgemeine oryctognostische Sammlung des Museums hat im verwichenen Jahr einen interessanten Zuwachs durch eine Sammlung vulkanischer Produkte erhalten, welche der Herr Feldmarschall-Lieutenant, Baron Koller, aus Neapel in seine Heimath geschenkt. Es befinden sich darunter die meisten der neuen, vom Aetna und Vesuv ausgeworfene Mineralien.

Auf der Herrschaft Wotschitz, im Bidschower Kreise, sind eine obere Kinnlade und mehrere Mahlzähne des fossilen Rhinozeros (Rhinoceros tichorhinus Cuvier) mit Zähnen des fossilen Pferdes gefunden worden, und zwar im Quadersandstein, in einem Steinbruch, in welchem eine Felsspalte ermündet. Auch dieser Fund hat die Sammlungen unsres Museums bereichert. Eine Abbildung davon wird den Verhandlungen des lezteren beygegeben werden.

Auf der Herrschaft Geiz, im Berauner Kreise, am Fuße des Berges Pleschiwetz, auf dessen Hochebene die Reste eines verschanzten Lagers bemerkt werden, entdeckte man, bey Wegräumung eines Schutthügels, zwey-und-dreyßig Geräthe von Bronze, theils ganz, theils zerbrochen, von der Art, wie Montfaucon darstellt, und wie sie in Frankreich unter dem Volke haches gauloises genannt werden. Bienenberg und Büsching geben ähnliche, unterm Namen Abhäutemesser, weil sie an heidnische Opfer dachten; Lanzenspitzen, Sicheln, Messer, wie dergleichen öfter gefunden sind; Ringe von verschiedener Größe und Dicke, glatt, gewunden, oder auf das Zierlichste gravirt; zwey Buckeln von verschiedener Form, ebenfalls sehr schön gravirt; gewundener elastischer Kupferdraht, in Form eines querliegenden lateinischen S. Die Windungen sind auf der Seite nach innen gravirt, wahrscheinlich Verzierungen; ein großer Reif von Fingerdicke, oben und unten halbrund, zu beyden Seiten einwärts gebogen, und hier durchlöchert, so daß ein schmales Querstück durchgezogen werden konnte. Auf keiner mir bekannten Abbildung kommt Aehnliches vor. Der Gebrauch ist schwer zu errathen. Unter den Bruchstücken ist eines, von einem legirten Metall, in der Härte unsres Stahls, ohne Spuren von Rost. Das Ende gleicht einem Meißel. Es könnte zum Graviren der Verzierungen gedient haben.

Führich in Ihrem Kunstblatte Gerechtigkeit erwiesen zu sehn, hat die hiesigen, unpartheyischen Kunstfreunde sehr gefreut. Er hat von der Natur, was nicht erlernt werden kann, den beneidenswerthen, beneideten und vom Neide stets verfolgten Vorzug eines genialen Talentes. Sein Kolorit, obgleich er in den lezten Jahren das Bunte und Harte desselben schon sehr gemildert, ist noch zu grell; an sich aber sind seine Farben rein, lebendig und natürlich. Seine Zeichnung ist korrekt. Stellungen und Köpfe seiner Figuren sind oft von unvergleichlichem Ausdruck, und jedes seiner Gemälde ist ein Gedicht.

Im Fache der Landschaft hat ein hiesiger, wenig bekannter Künstler, ein ausgezeichnetes, doch mehr einzelnes Talent; er heißt Piepenhagen. Den weichen, wogenden, wallenden Glanz der Gewässer; den Duft des Wassers, der um Ufergegenstände schwebt; das Licht- und Nebelspiel in der Luft und auf dem Wasser zu gewissen Tageszeiten und Jahreszeiten, gibt er mit der lebendigsten Wahrheit; auch stellen seine Landschaften, oft Landschaftskupfer, die er, frey behandelt, als Sujet kopirt, nur ähnliche Erscheinungen dar.

Der vorzüglichste Portraitmaler Prags ist Horzizka, Inspektor der Gallerie des Fürsten Colloredo-Mansfeld. Allein er wird von seinem Talente despotisirt, und scheint sich unter diesem Despotismus zu gefallen. Ist er bey Laune, findet er Gefallen am Gegenstande seiner Darstellung, können seine Gemälde, an Leichtigkeit und Vollendung der Carnazion den Werken Titians verglichen werden, und haben eigenthümlich viel Geist, Kraft, Charakter, bey einer Aehnlichkeit, welche den Gedanken der Natur in dem dargestellten Gesicht widergibt. Ist er aber nicht aufgelegt, oder mißfällt ihm der Gegenstand, den er malen soll, verläugnen sie einen mittelmäßigen Künstler. Er malt auch historische Stücke, und hat manches Altarblatt den Kirchen seines Vaterlandes geliefert. Ich sah keines seiner historischen Gemälde, nur Skizzen und Zeichnungen zu solchen, von ungemeiner Korrektheit der Zeichnung, Großartigkeit und Einfachheit in Stellungen und Gruppen. Das Kräftige, Charakteristische gelingt ihm besser als das Weiche und Anmuthige, zumal bey Männerköpfen.

In meinem nächsten Briefe von hier Einiges über die hiesige Kunstausstellung, die hiesigen Schriftsteller. Dann ein Mehreres von meiner weiteren Wandrung durch die Staaten Oesterreichs.

Peregrinus.

Briefe aus Berlin über Berlin.

(Beschluß.)

Das Vermögen der Dem. Sonntag reicht nicht dahin, und es ist Sonntag und Sabbath allda. An edle Haltung, an entschiedene Contouren, und an dramatische Kunstfertigkeit des Gesanges ist gar nicht zu denken, und ich bin überzeugt, wenn Dem. Sonntag auf unserm großen Opernhaus einmal die Armide oder Amazili, oder auch nur den Blaubart singen und spielen sollte, wir gewaltige Augen und recht lange Ohren machen müßten, um sie zu hören und zu sehen. Sie müssen mir ja nicht einwenden, daß wir täglich Gedichte auf sie herabstürzen sehen von der Gallerie, mein Gott, alberne Enthusiasten gibt es in der ganzen Welt; doch gibt es gottlob in unserm großen, herrlichen und kunstsinnigen Berlin noch kluge Männer in Hülle und Fülle, die Dem. Sonntag zwar gern als niedliche Sängerin des Königsstädter Theaters hören, und der Lieblichkeit ihrer Kehlenfähigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber doch wohl wissen, welche mittelmäßige Stufe sie in dem Tempel der großen und heiligen Kunst einnimmt. Doch schon zu viel Stimme über so wenig Stimme, und überhaupt schon zu viel von den Königstädter Minoritäten. Dieses Theater ist so lange inkurabel, bis es mit der königlichen Bühne vereinigt ist, nur unter einer solchen Aegide kann es Würde, Kredit und eine gehörige Regulatur erhalten. Mein nächster Brief soll Ihnen ganz kuriose Neuigkeiten bringen.

„Von Zank und Haß und Streit, von unerhörten Dingen.“ („Zacharia“)

S–r.

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Mai 1826.

Verstand hat stets bey Wenigen nur gewohnt!

Verstandes Erdenreise.

Vor Jahren einst zog der Verstand
Nach Fürstenart inkognito durch's Land,
Vielleicht daß Musterung er halte,
Wie Menschenvolk mit seinen Gaben schalte.

Doch bald war das Inkognito schon kund,
Und im Galoppe flog's von Mund zu Mund,
Bis laut es dieß in jeglichem Reviere:
„Verstand nahm hier, nahm dort Quartiere;"
Derweil Verstand den Heimweg leise nahm,
Weiß nicht wohin, — doch hin, woher er kam.

Allein was half's? die guten Menschenkinder
Betheuern Alle drum nicht minder:
Verstand ist hier, Verstand ist dort,
Verstand ist längst, auf Ehrenwort!
Bey mir daheim auch angekommen.
Wer Augen und wer Ohren hat,
Der merkt's an meinen Reden satt,
Wenn er's nicht gleich aus meinem Blick vernommen.

Joh. Rud. Wyß.

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

Groß ist der Türken Macht in Asien und in Griechenland, der Tartaren wilde Horde steht mit ihnen im Bund, 2 auch 300,000 Krieger können sie leicht aufbringen. Sind gleich die Ungarn tapfere Männer und ehrenwerth und mächtig, sind sie doch solchen Massen nicht gewachsen; mögen sie besiegt werden, mögen sie gezwungen mit den Türken sich verbinden, Italien und Deutschland wird nicht sicher, der Rhein für Frankreich keine Schutzwehr seyn. — Es wähnen wohl Manche, weil sie in ihren Tagen nicht dergleichen sahen, solches könne nicht geschehen, aber haben wir denn vergessen, wie Tartaren einst Ungern niedertraten, in Deutschland einbrachen und bis zum Rhein forthauseten? Haben nicht die Ungarn selbst, bevor sie Christum bekannten, ganz Deutschland überschwemmt? Erinnert sich keiner mehr an Attila, den Hunnenkönig, an die Gothenzüge und Vandalenschwärme, die Horden der Gepiden, Heruler, und Longobarden und was die Burgundionen brachten? Alle sind sie durch Ungern aus dem fernsten Scythien gebrochen und haben unnennbares Weh über unsere Christenländer gebracht. Wollen wir abwarten bis die Türken kommen und sammt ihren herbeygerufenen Tartaren sich des Ungernlandes bemächtigen und von da gleich Heuschrecken die übrige Christenheit überziehen? Die Waffen ergreift, wollt ihr als Freye, wollt ihr als Christen leben! Kampf kostet's und zwar so lange eure Genossen noch nicht einzeln geworfen sind, denn auswärts kämpfts sich sicherer als beym eignen Heerd. So hieltens die klugen Römer, so eure tapfern Ahnen. Schickt ihr den Ungern jezt nicht Hülfe, so könnt ihr später von Frankreich keine hoffen, und dieses nicht von Spanien. Und so kanns kommen, daß die Feinde, immer mit den einzelnen Völkern

kämpfend, leicht der ganzen Erde Herrschaft sich erobern. — Und selbst wenn ihr deß gewiß wäret, daß ihre raubsüchtige Horde nie bis zu euch dringen werde, dennoch wäret ihr als Christen verpflichtet, für die großen Segnungen der göttlichen Gnade gegen jene Widersacher des Evangeliums, jene Spötter Christi zu Felde zu ziehen. Ihr, preiswürdige Fürsten, mit jeglicher Tugend geziert, werdet doch wohl nichts eifriger wollen als dankbar seyn. Dankbarkeit ist ja der Inbegriff der Tugenden, nicht nur die größte, sondern aller andern Mutter. Sind wir schon dankbar gegen Eltern, Lehrer und Freunde, um wie viel mehr müssen wir's gegen unsern Schöpfer und Erlöser seyn, der unsäglichen Spott und selbst den Tod am Kreuz für uns erlitt. Doch womit sucht ihr zu vergelten, was thun wir Christen für solche Wohlthaten, wo gedenkt man noch der verliehenen Güter, Fürsten! wo ist eure Dankbarkeit? Das heilige Land, worauf unser Heiland erschienen und unter den Menschen wandelte, ist von Agarenern besetzt, die Quelle unsers Heils hat Mahomet inne, die Grabstätte des Herrn verunehren der Sarazenen unreine Hände; jene gesegneten Orte, gefärbt mit des schuldlosen Lammes Blut, treten die Feinde unsers Glaubens mit Füßen und wir sehen zu! Was antwortet ihr hierauf, Fürsten? Wodurch hat sich dieß begeben? Glaubt ihr, Gottes Arm sey verkürzt? oder der ohnmächtig worden, welcher ist allmächtig? Könnte er nicht mehr denn zwölf Legionen Engel herabsenden, die Gotteslästerer zu verjagen? Nur Ein Wort und sein Wille geschähe! Oder sollte der, welcher Sanheribs Streitkraft zerstäubte, den wüthenden Holofernes in eines Weibes Gewalt gab, der mächtige Könige stürzte, den Egyptiern das Meer entgegenschwellte, auf Sodom Schwefel und Feuer regnete, der den Winden gebietet und des Meeres Wogen, der Himmel schuf durch einen Gedanken, sollte der Mahomets Uebermuth nicht bändigen können? Nein! es lebt noch der starke Gott und er versucht euch, will euch erproben, ob ihr ihn liebt, ob ihr an Mannessinn die ersten seyd, ob gottesfürchtig und dankbar. Also was zaudert ihr? was steht ihr? Wo ist des Kriegs ein höherer Gewinn? Den Himmel erwerbt ihr, verbunden mit den Engeln im Triumphlied, sitzend zur Seite Christi! Ich schweige von dem Gewinn an Gold und Silber, an Statuen und Gemälden, Rossen, Kleidern, Sklaven, Weibern. Denn wie viel auch dessen dieser Kriegszug verspricht, Christi Kämpfer sollen nicht nach Raub und Beute trachten. Ein kleinlicher Mensch jagt nach irdischem Gewinn, eine große erhabene Seele strebt himmlischen Schätzen nach. Kurz ist des Menschen irdisches Seyn, schnell rollt der Lebensfaden ab, sein Daseyn gleicht der Spinne Gewebe, das schnell zerreißt; es entflieht des Körpers Blüthe, unbemerkt beschleicht uns das Alter, Niemand weiß, was der Abend ihm bringet. Fremdlinge nur sind wir auf Erden, unsere Hoffnung ist zum Himmel gerichtet, wo weder Diebe graben, noch Motten nagen. Viele Wege führen dahin, aber wahrlich in unserer Zeit keiner sicherer, keiner kürzer und ruhmvoller, als das Schwert zu ergreifen, mit festem Muthe zu kämpfen gegen die Feinde unserer himmlischen Heimath und unseres irdischen Reichs. Wer will noch zweifeln an des Kriegs herrlichem Ruhm und Gewinn?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von Amicus und Amelius.

(Fortsetzung.)

Als Amelius nun eines Tages vor dem Könige stand und ihm Wasser für die Hände reichte, so sprach Harderik: Mein König, wollet nicht Wasser empfangen aus der Hand dieses Nichtswürdigen, der eher des Todes als dieser Ehre werth ist, weil er eurer Tochter die Blüthe der Jungfräulichkeit geraubt hat. — Bey dieser Anklage fiel Amelius zitternd nieder und sprach kein Wort.

Der König aber erhob ihn gnädig und sagte: Fürchte dich nicht, Amelius, stehe auf und vertheidige dich gegen diese Klage. Da stand er auf und sprach: Gerechtester König und Herr! wollet nicht den verläumderischen Worten des Lügners Harderik Glauben beymessen, sondern erlaubet mir, mich zu verantworten, daß ich in eurer Gegenwart einen Zweykampf mit ihm halte und vor den Augen des Hofes ihn der Lüge überführe. —

Als der König ihn seiner Bitte gewährt hatte, übernahm die Königin Hildegardis, des Amelius Sache zu schirmen. Wie er nun, Rath suchend für sich, umherging, fand er den Amicus, der an des Königs Hof zurückkehrte. Diesem warf er sich zu Füßen und sprach: o du einzige Hoffnung meiner Errettung, wie übel habe ich die dir gelobte Treue bewahrt! Ich bin angeklagt wegen meines Umganges mit der Königstochter und soll im Angesicht des Hofes mit dem falschen Harderik einen Zweykampf halten.

Amicus, als er ihn hart gescholten, sagte: Vertausche mit mir Kleider und Roß und gehe zu mir nach Hause. Ich werde mit Gottes Hülfe den Zweykampf mit dem Verräther übernehmen. Aber hüte dich, daß du meine Frau nicht berührest.

Weinend schieden sie darauf von einander, und Amicus ging an den Hof des Königs unter der Gestalt des Amelius, Amelius aber in das Haus seines Freundes unter der Gestalt des Amicus. Und die Gemahlin des Amicus, als sie den Amelius sah, hielt ihn für ihren Gemahl und wollte sich von ihm umarmen und küssen lassen; er aber entgegnete ihr: Weiche von mir! näher ist mir zu weinen, als mich zu freuen. In der Nacht aber, da sie Beyde sich in dasselbe Bett gelegt hatten, legte er sein

Schwert zwischen sich und sie, und sprach: Siehe, daß du mir nicht nahest; denn sogleich würdest du von diesem Schwerte den Tod haben. Und so brachten sie auch die übrigen Nächte zu, bis Amicus zurückkehrte.

Inzwischen hatte Amicus, der mit den Kleidern seines Gesellen angethan, vor den König getreten war, von demselben die Stunde des Kampfes mit Harderik zu wissen begehrt; und der König hatte ihm gesagt, fürchtet nichts, Graf; wenn ihr Sieger bleibt, so will ich euch meine Tochter Belirenda zur Gemahlin geben. Des andern Morgens in der ersten Stunde gingen also Harderik und Amicus gewaffnet wider einander ins Feld, im Beyseyn des Königs und unter dem Zulauf des gesammten Parisischen Volkes. Amicus aber, um sein Gewissen rein zu erhalten, redete den Harderik also an: O Graf, einen thörichten Rath habt ihr gefaßt, daß ihr so begierig meinen Tod verlangt, und euch selbst so unklug der Todesgefahr aussezt! Wenn ihr aber die Unwahrheit des Verbrechens, das ihr mir aufbürdet, entdecken und den Zweykampf aufheben wollt, so verspreche ich euch meine beständige Freundschaft und Dienstpflicht.

Hierauf antwortete jener wüthend: Nichts sorge er um seine Freundschaft und Dienste; vielmehr wolle er ihm auch das Leben nehmen. Er schwört also, daß jener des Königs Tochter entehrt habe; und auch Amicus schwört: Harderik habe gelogen. Als sie darauf miteinander kämpften, wurde Harderik besiegt und Amicus hieb ihm das Haupt ab. Der König gab ihm darauf seine Tochter, deren Ehre er gerettet, zur Gemahlin und wies ihm, wie es Sitte ist, eine Stadt zu seiner Wohnung an.

Amicus aber eilte hierauf voller Freuden in sein Haus, wo Amelius war, und sagte: Siehe ich habe dich gerächt an dem Verräther Harderik und dir die Tochter des Königs zur Gemahlin geworben. Jener kehrte darauf zurück, empfing seine Gemahlin und wohnte mit derselben in der erwähnten Stadt.

4. **Wie Amicus vom Aussatz befallen und ausgetrieben von den Seinen von Amicus aufgenommen wird.**

Amicus aber, der mit seiner Gemahlin lebte, wurde von einem Aussatz befallen, also, daß er nicht vom Bett aufstehen konnte. Da wurde er seiner Gemahlin, Obias mit Namen, so verhaßt, daß sie oft ihn erstickt haben wollte; endlich rief er zweyen Knechten und sprach: Hebet mich weg aus den Händen meines Weibes und nehmet heimlich meinen Becher und traget mich gen Bericum in die Burg. Als sie dieß gethan, fragte das Volk, das ihnen begegnete: wer der Kranke wäre, den sie dahin trügen? — Es ist Amicus, antworteten jene, unser Herr, vom Aussatz geschlagen, der zu euch kommt und bittet, daß ihr euch seiner erbarmt. Die Frechen aber schlugen die Knechte und warfen ihn selbst aus der Senfte, und drohten ihnen den Tod, wenn sie noch einmal jenes Wort wiederholten: es ist unser Herr. — Darauf brach Amicus in Thränen aus und betete: Du reicher Gott, entweder verleihe mir den Tod, oder gewähre mir Armen Hülfe in meinem Elend.

Nachdem ließ er sich gen Rom führen, wo er den Papst Konstantinus fand und viele römische Ritter, die ihn aus der Taufe gehoben. Diese gaben mit großer Milde ihm und seinen Dienern hinreichenden Unterhalt. Nach drey Jahren aber entstand in der Stadt eine große Hungersnoth, also, daß auch der Vater den Sohn von sich austrieb. Da ist er auf Anhalten seiner Knechte von dannen gewichen und hat sich zu dem Hause des Grafen Amelius führen lassen. Als er vor dem Hofe desselben an die Tafeln schlug, nach der Weise solcher Kranken, und der Graf dieß hörte, so sprach er zu einem seiner Diener: Nimm Brod und Fleisch und fülle den römischen Becher mit dem besten Wein und bring' es dem Kranken. Der Diener that, wie ihm befohlen war, und als er zurückkehrte, sprach er: Bey meiner Treu, wenn ich nicht euern Becher hier hielte, Herr, so glaubte ich, der wäre es, welchen der Kranke hat, so sind beyde von einer Größe und Schönheit.

Darauf ließ der Graf den Kranken vor sich bringen und fragte: woher er wäre und wie er jenen Becher erhalten habe? — Dieser antwortete: er wäre von Burg Bericum gebürtig und zu Rom habe er von Papst Deusdedit die Taufe und den Becher empfangen.

Da erkannte alsbald der Graf, daß dieß sein Geselle wäre, der ihn vom Tode errettet und die Tochter des Königs ihm zur Gemahlin übergeben. Er warf sich daher über ihn mit Weinen und Klagen, und küßte und umarmte ihn; und auch sein Weib lief zu ihm hin, mit aufgelöstem Haar, und gedachte, wie tapfer er gegen den Verräther Harderik gefochten. Endlich führten sie ihn in das Haus, und gaben ihm einen ehrenvollen Platz, und theilten mit ihm alles Gut das sie besaßen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. April.

Marschall Soult hatte bey dem Marschall Lauriston anfragen lassen: Ob auch die Reichsmarschälle bey der Prozession der Notre-Dame-Kirche erscheinen müßten, worauf Graf Lauriston mit Ja soll geantwortet haben. Soult hatte sich also mit seinem besten Marschallsrocke eingefunden, ging feyerlich einher, und trug eine dicke Wachskerze in der Hand, befand sich aber ganz allein; das feyerliche Einhergehen eines Napoleon'schen Marschalls mit einer Wachskerze statt eines Degens in der Hand muß selbst für seine Freunde etwas so Komisches gehabt haben, daß sie sich über ihn lustig machten, wodurch er äußerst aufgebracht gegen Graf Lauriston, diesem, wie eine Zeitung berichtet, eine Herausforderung soll zugeschickt haben. Nun hätte man sich aber noch weit mehr

belustigt, wenn sich zwey Marschälle der weiland kaiserlichen Armee wegen einer Prozession geschlagen hätten. Die beyden Herren oder ihre Freunde haben dieß auch wohl eingesehen, und den Streit daher gütlich beygelegt. In der Deputirtenkammer ermahnte Benjamin Constant seine Gegenparthe, sie sollten weniger Prozessionen halten, und mehr Mitleiden und Menschlichkeit gegen die schwarzen und weißen Sklaven zeigen. Ungemein hat es die Pariser belustigt, daß eine vornehme Dame aus lauter Andacht mit zwey Lakayen hinterdrein, sich baarfuß von ihrem Hotel nach der Notre-Dame-Kirche begeben hat. Diese unbekannte Frömmlerin ist vierzehn Tage lang der Gegenstand der Unterhaltungen, und eine Zielscheibe der Witzeleyen in den Zeitungen gewesen. Erst sollte es die Herzogin v. Aumont gewesen seyn; allein diese erklärte in den Zeitungen, sie gehe nicht aus Andacht baarfuß auf den Gassen. Dann sprach man von der Frau eines königlichen Stallmeisters, die sich vor einigen Monaten in einem Bade hatte das Leben nehmen wollen. Der Courier français meynte, der Auftritt der Baarfüßerin sey nichts weiter als ein Possenspiel, man habe ein Fischweib vom großen Pariser Markte genommen, ihr zwey Lakayen mitgegeben, und sie baarfuß durch die Stadt marschiren lassen. Dagegen rückte ein's der Fischweiber eine Antwort ein, worin sie behauptete, der Pariser Markt sende keine Baarfüßerin nach der Kirche, und kein Fischweib wolle sich zu einem solchen Possenspiel brauchen lassen. Auch hat man bis jezt nicht erfahren, was für eine Dame jene Andächtige gewesen ist. Wenn es ein Bußwerk war, so haben die kleineren Tagesblätter das Verdienst desselben noch erhöht; denn sie haben seitdem die Frömmlerin unaufhörlich mit Sticheleyen verfolgt. Ein's meldete, man werde die Straßen mit wohlgeglätteten Dielen belegen, zu Gunsten der frommen Damen, denen die Lust anwandelte, baarfuß zu gehen, ein zweytes wollte wissen, die Schuster seyen gesonnen, eine Bittschrift an die Polizey zu richten, damit man den Andächtigen das Baarfußgehen verbieten möge. Ein drittes gab eine Unterredung zwischen einer hustenden Baarfüßerin zum Besten, diese Unterredung hört damit auf, daß der Arzt beym Weggehen den Kopf schüttelt, und meynt, mit dem Verstande der jungen Dame müsse es nicht recht bestellt seyn. Lamennais, der kürzlich vor's Gericht gefordert worden ist, gilt in Rom für einen großen Theolog; in Paris sieht man ihn für einen gewandten Schriftsteller, aber für einen erbärmlichen Geistlichen an, der besser in die Zeiten des übermüthigen Gregorius VII. als in's 19te Jahrhundert paßte, der aber deßhalb die Aufmerksamkeit verdient, weil er mit Heftigkeit und auf ein Mal ausruft, was seine Bundesgenossen nur noch ganz leise und in verhüllten Ausdrücken hören lassen. Die freysinnigen Blätter tadeln jedoch den Kriminalprozeß, welchen die Regierung dem päpstlich gesinnten Abbé anhängen will; sie meynen gegen theologische Meynungen taugen Verfolgungen gar nicht, man solle ihnen freyen Lauf lassen; seyen sie abgeschmackt und widersinnig, so werde ihnen der gesunde Menschenverstand, durch die Preßfreyheit aufgeklärt, schon die gebührende Verachtung widerfahren lassen, ohne daß die Polizey nöthig habe, sich darein zu mischen. Eben so haben sich dieselben Blätter bey dem Kriminalprozesse geäußert, den die Lachatolais'sche Familie wider die Etoile veranlaßt hatte. Bekanntlich hatte Lachatolais bey dem Bretagner Parlament die Aufhebung des Jesuiterordens bewirkt, und mußte daher von den Anhängern des Ordens am Hofe manche Verfolgung erdulden. Die Etoile hatte sich nun abscheuliche Schmähungen gegen jenen längst verstorbenen Generalprokurator erlaubt, was dann die Lachatolais'sche Familie nicht hat auf sich sitzen lassen wollen, und deßhalb den verantwortlichen Herausgeber der halbministeriellen Etoile als Verläumder angeklagt hat. Auch hier blieben die freysinnigen Blätter ihren Grundsätzen treu, und zeigten, ein längst verstorbener Mann gehöre nicht mehr der Familie, sondern der Geschichte an; und es müsse jedem Schriftsteller frey stehen, sein Betragen zu loben oder zu tadeln; dieses Lob oder dieser Tadel könne manchmal sehr widersinnig und ungerecht ausfallen; allein dabey habe kein Polizeygericht etwas zu schaffen; kein Gerichtsurtheil vermöge einen geschichtlichen Charakter zu rechtfertigen oder zu verdammen. Die Entscheidung des Polizeygerichts, in Hinsicht der Lachatolais'schen Sache, wird überhaupt hier als eine unbedeutende Sache angesehen; allein nicht so unbedeutend ist es, daß die Jesuitersachen so lebhaft zur Sprache kommen, und daß der Streit über Strafbarkeit des Jesuiterordens und Rechtmäßigkeit seiner Aufhebung, wie eine Begebenheit von gestern vor die Gerichte gebracht wird. Nebenumstände haben auf diesen Kriminalprozeß noch mehr die Aufmerksamkeit des Publikums gezogen. Die klagende Familie hatte zwey Advokaten genommen, einen aus Paris und einen andern aus Rennes in Bretagne, da ein Theil der Familie zu Paris, und der andre in dem Hauptorte der Provinz Bretagne wohnt. Der Pariser Advokat, Namens Berryer, der, obgleich dem Jesuitenorden sehr ergeben, doch das heftige Betragen Lachatolais gegen diesen Orden rechtfertigen sollte, war verlegen, wie er seine Privatmeynungen mit den Pflichten seines Amtes vereinigen sollte, er zog sich mit Feinheit aus dieser Verlegenheit, er ließ nämlich verlauten, man habe Unrecht gehabt, den Jesuiten so viel Unglück anzuthun, und nachdem er also seinen Privatgefühlen freyen Lauf gelassen hatte, ließ er andernseits auch hören, es sey recht schlecht von Seiten der Etoile gehandelt gewesen, daß sie den armen Generalprokurator Lachatolais so übel zugerichtet habe, und daß sie deßhalb bestraft werden müsse. Diese arglistige Rede erregte lautes Murren. Ganz anders benahm sich der Advokat aus Rennes, Namens Bernard; dieser breitete sich in seiner Rede mit der den Bretagnern eignen Energie und Derbheit über das Betragen der Jesuiten in Frankreich aus, und forderte dann mit dem größten Nachdruck Genugthuung von dem Herausgeber der Etoile, eines Tagesblattes, das sich des ministeriellen Schutzes rühme, unter diesem Vorwande alle schätzbaren Männer im Staate mit giftiger Zunge verläumde, und nur dem Aberglauben, und dem türkischen Despotismus huldige! Obschon es dem Publikum nicht verstattet wird, bey Gerichtsverhandlungen seine Gesinnungen zu äußern, so riß die Beredtsamkeit des Bretagner Advokaten doch die Gemüther mit sich fort. Zuhörer und Advokaten zollten ihm lauten Beyfall, und der Präsident hatte genug zu thun, um Ruhe und Stille im Saale wieder herzustellen. Seitdem wird dieser Redner, der durch eine einzige Rede seinen Ruf begründet hat, häufig in den Zeitungen gerühmt, und die Pariser Advokaten haben ihm ihre Glückwünschungen dargebracht. Gewiß wird die schöne Einrichtung der öffentlichen Gerichtspflege noch manches Rednertalent erwecken, wie es deren schon mehrere angeregt hat. Nichts trägt mehr zur allgemeinen Nationalbildung bey, als diese Oeffentlichkeit der Debatten, sowohl in den gesetzgebenden Versammlungen als vor den Gerichten; ja, jeder Bürger nimmt daran, vermittelst der Zeitungen, Antheil; er hört hier die wichtigsten Fragen und Angelegenheiten erörtern, und von allen Seiten darstellen; er müßte einen beschränkten Verstand haben, wenn er nicht zulezt im Stande wäre, selbst auch über die vaterländischen Angelegenheiten ein Urtheil zu fällen, und nützliche Bemerkungen zu machen.

Dg.

Beylagen: Literaturbl. Nr. 36. u. Monatsreg. April.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Mai 1826.

Der allein ist der glücklichste, der die Pflichten erfüllt, die das Herz lohnt — seyen sie auch noch so schwer und unserer Einbildung nach, noch so mühsam.

Die Geschichte von Amicus und Amelius.

(Beschluß.)

5. Wie ihn Amelius mit dem Blute seiner Söhne besprengt und heilet; und von dem Tode der beyden Freunde.

In einer Nacht erschien dem Amicus ein Engel des Herrn, der ihm rief und befahl: er solle dem Grafen Amelius sagen, wenn er seine beyden Söhne tödtete und mit ihrem Blut ihn abwische, so würde er seine Gesundheit wieder erhalten. Als er dieß nun in großer Angst dem Grafen erzählte, so wurde dieser anfangs zwar unwillig, bald aber gedachte er seiner Wohlthat, wie er für ihn sich der Gefahr des Todes Preis gegeben; und da nahm er den Dolch und trat an das Bett seiner schlafenden Söhnlein. Und er beugte sich über sie und weinte bitterlich und sprach: Wer hat je gehöret, daß ein Vater seine Kinder mit freyem Willen getödtet! Wehe, meine Söhnlein! von jezt an werde ich euch nicht mehr Vater, sondern blutiger Mörder seyn.

Und von den Thränen, die auf sie herabfielen, erwachten die Kleinen; und wie sie das Gesicht des Vaters sahen, fingen sie an zu lächeln. Sie waren aber Zwillinge und bey drey Jahr alt. Der Vater aber, wie er sie lächeln sah, sprach: Dieß Lachen wird für mich in beständige Trauer verkehrt werden, da euer unschuldiges Blut jezt von dem bösen Vater vergossen werden soll. Und hiermit enthauptete er sie; ihre Leiber aber mit den Häuptern deckte er zu in dem Bettlein, als wenn sie schliefen. Und das Blut sammelte er und besprengte damit seinen Gesellen, und sprach: Jesu Christi, der du den Menschen Treue zu halten befohlen und den Aussätzigen mit deinem Worte geheilet hast, reinige diesen meinen Gesellen, um dessen Liebe ich nicht angestanden habe, das Blut meiner Kinder zu vergießen. Und alsbald wurde er von dem Aussatz gereinigt und von dem Grafen mit seinen besten Kleidern angethan.

Wie sie aber zur Kirche gingen, um Gott Dank zu sagen, begannen durch Gottes Willen die Glocken zu läuten; und wie das Volk dieß vernahm, lief es von allen Seiten verwundert herbey. — Die Gräfin aber, als sie die beyden Freunde gehen sah, fragte: wer von ihnen ihr Gemahl sey? Ich kenne Beyder Kleidung, aber wer von ihnen der Graf ist, weiß ich nicht. — Da sprach der Graf wider sie: ich bin Amelius und dieser ist mein Gesell Amicus der gesund geworden. Doch mußte der Graf häufig erseufzen und gedachte bey sich an den Mord seiner Söhnlein. Und als die Gräfin die Knaben herbey bringen hieß, daß sie sich mit freuten; so sagte er: ach, laß sie lieber ruhig in ihrem Schlaf.

Darauf ging er allein in das Gemach, daß er über sie weine; und, wie er hineintrat, fand er sie beyde aufgerichtet im Bettlein miteinander spielend. Um ihren Hals aber blieb eine Narbe, gleich einem rothen Faden, die gesehen wurde bis an ihren Tod. Und er nahm sie auf seine Arme und trug sie auf den Schooß seines Weibes und

sprach: Freue dich, daß deine Söhne leben; denn ich hatte sie auf Befehl eines Engels getödtet und von ihrem Blute ist Amicus gereinigt worden.

Und von dieser Zeit an bewahrten der Graf und die Gräfin bis an ihr Lebensende strenge Keuschheit und lebten fromm und demüthig dem Dienste Gottes. Die ungerechte Gemahlin des Amicus aber wurde von einem bösen Geist besessen und fiel in einen Abgrund, daß sie starb. Amicus zog darauf mit einem Kriegsheer vor Bericum und belagerte seine ungetreuen Unterthanen so lange, bis sie sich ergaben. Er nahm sie aber insgesammt zu Gnaden auf, verzieh ihnen ihre Schuld und lebte bey ihnen hinfort in Gottesfurcht fromm und friedsam.

Als er aber starb, so wollte Gott, wie er ihn im Leben mit Amelius zusammengeführt, sie auch im Tode nicht scheiden. Denn zur selben Stunde starb auch Graf Amelius. Und wiewohl sie an verschiedenen Orten begraben worden, Amelius zu Paris und Amicus zu Bericum auf seiner Burg; so ward doch eines Tages in der Frühe der Sarg und Leichnam des Amicus bey dem Sarge des Amelius in der Kirche Unsrer Lieben Frauen zu Paris gefunden.

* * *

Diese anmuthige Geschichte erzählt zuerst Vincentius von Beauvais in seinem Speculum historiale. Eine altenglische Bearbeitung führt Walter Scott an in seiner Ausgabe des Thomas von Ercildoune; eine abweichende altdeutsche ist das Gedicht von Engelhard und Engeltrut durch Konrad von Würzburg.

Wie allgemein verbreitet und geglaubt sie noch gegen Ausgang des Mittelalters gewesen, zeigt unter andern ihre Erwähnung in dem „Buoch der Croniken vnd gedechtnuswirdigern geschichten von anbegiñ d' werlt bis auf dise vnsere zeit“ durch Georg Alten; mit Holzschnitten von Michael Wolgemuot und Wilhelm Pleydenwurff. Nürmberg gedr. durch Anthonien Koberger. 1493 fol. Bl. 164, B:

„Amelius vnnd Amicus die kinder sind zu den zeiten Pipini des königs zu frankreich, nemlich ir eins von eim grafen, das ander von eim ritter geporn vnd gein rom zu der tawff gebracht worden. vnd als die vnderwegen in der statt luca einander funden, do gewunnen sie ein sölche geselschaft zusamen, das ir eins on das ander weder eßen noch schlaffen wolt. sie warden von dem babst getawft vnd von vil römischen rittern mit frewden auß der tawff gehebt. die haben darnach in irem leben wunderliche henndel geübt. vnd als got sie in irem leben zusamen füeget, also wolt er sie auch in irem todt nit schaiden. dann wiewol sie an zwayen enden zu der zeit caroli begraben warden, so wardt doch frue der leichnam Amely mit seym serchlein bey dem sarchlein Amici in der königlichen kirchen gefunden.“ Daneben sind „die Kinder“ abgebildet.

Dr. K. Hermes.

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

Doch auch leicht, um nicht zu sagen möglich, ist was wir beginnen. Weder an Kriegskenntniß oder Uebung, noch durch reicheren Schatz und größere Streitkräfte sind uns die Feinde überlegen und Gottes Beystand muß ihnen fehlen. Bey gleichen Streitkräften wollte ich selbst nicht zum Kriege rathen. Aber mag ich nun der neuen, mag ich der alten Zeiten gedenken, so erscheint ja unter allen Völkern keins rascher und keins tapferer, keins erfahrner und keins kühner, als das deutsche. Ihr habt Männer und Rosse, Waffen und Geld. Kein Volk lebt unter dem Himmel so groß, wie unser Volk, von unserm Gott beschirmt. Wo doch sind so viel ruhmbedeckte Fürsten? so viele edle Große, so viele tapfere Ritter, so viele mächtige Staaten, solcher Reichthum, so viel Gold und Silber und Eisen; wo eine solche Volksmenge, eine so frische Jugend, so viel Muth und Stärke? Germaniens Gränzen waren gen Ost, die Weichsel und Ungern, gen West der Rhein, im Süden die Donau, im Norden der Ocean und der Belt. Wie viel besitzt ihr nun aber jenseits dieser Gränzen? England habt ihr besezt, Belgien und Helvetien gewonnen, Tyrol und Bündten eingenommen und bis nach Italien euren Fuß gesezt. Ihr seyd also groß und mächtig und von Gott geliebt, der euch verlieh, so weit die Gränzen auszudehnen und allein der Römermacht zu widerstehen. Denn Cäsar, der große Völkerbezwinger, war gegen Schwabens streitbar Volk zu schwach und Augustus Macht, der sich Parther und Inder Könige unterworfen, brach an der deutschen Tapferkeit. Wie könnt' ich alle Siege deutscher Völker über Römer nennen, die ihre Weltherrschaft nur mit Hülfe der Deutschen errungen haben, deren Tapferkeit und Treue so hochbewährt war, daß nur aus ihnen die Kaiser ihre Leibschaar sich wählen wollten? — Vergleichen wir nun die Türken mit euch und prüfen wir, welche Hoffnung sich für euch aus dem Kampfe mit ihnen ergebe. Ihr seyd zur Waffenübung geboren, sie mit Gewalt gezogen; ihr gerüstet, sie wehrlos; ihr schwingt Schwerter, sie brauchen Messer; ihr richtet Ballisten, sie spannen Bogen; euch schirmen Helm und Panzer, sie deckt ein Teppich; ihr lenkt die Rosse, sie werden von ihnen gelenkt; ihr zieht voll adligen Muths in den Kampf, sie pressen Sklaven und Handwerker dazu; eure Krieger sind unter Waffen geboren und erzogen, sie ziehen ihre Truppen, außer 15,000 eingeübten, vom Pflug weg und aus der Werkstatt. Euch gilts ein Spiel, Rosse zu schwenken und Speere zu zielen, ihr lebt jede Zeit in Werken des Kriegs, eure Jugend glüht, im schweren Schleudern sich zu üben und erschüttert der Städte Mauern im Krieg, kein träges Alter schwächt eure Kräfte, das greise Haupt birgt der Helm, stets neuer Anlaß zum Krieg ist euer

Streben, in Waffen zu leben eure Lust. Jener Begehr sind Safran gefärbte Kleider und behagliche Ruhe, Chöre ihre höchste Wonne. Nur Mahomet und die genannten 15,000 sind schlagfertig, nur sie erfreut der Klang der Waffen und macht kühn der kriegsgewohnte Sinn; die Andern sind unerfahren, feig und zügellos und keiner Achtung werth. Sobald ihr handgemein mit ihnen werdet, ist auch der Sieg errungen. Wollt ihr nicht schlechter seyn als eure Ahnen, die vor nahen und fernen Völkern hervorragten an Waffenruhm, selbst Keinen fürchtend, Allen furchtbar, so könnt ihr, reich an Allem, was der Krieg bedarf, dem Feinde überlegen, von Gottes Engeln unterstützt, den ehrenvollen und gewinnreichen Krieg zur Ehre eures Gottes nicht verweigern. — Doch spricht nur Einer: nicht ist's ein Kampf mit Türken nur, auch mit Tartaren, Sarazenen und allen jenen untergebenen Völkern gilts. Doch auch ihr Teutonen sollt nicht einzeln kämpfen; aus Frankreich, Italien und Spanien werden große Schaaren herbeyströmen, die Ungern nicht fehlen, noch Böhmens tapfere Stämme. Rastianer, Bulgaren, alle Illyrier und Griechen, die Gelegenheit nutzend, werden sich erheben, auch die christlichen Nachbaren in Asien werden die Hände reichen, sobald sie uns etwas wagen sehen, Venetianer und Genueser uns durch Flotten unterstützen. Und wiewohl ich sicher weiß, daß euch, sobald ihr das Schwert gegen die Türken ergreift, Männer und Geld aus der ganzen Christenheit zuströmt, so würde doch Deutschland, selbst wenn jene zu Hause blieben, allein dem Kampfe gewachsen seyn. Hat nicht Gottfried, nur ein Herzog von Lothringen, mit den Deutschen vom Rhein, wenigen Franzosen und Italienern, Ungarn erschüttert, Griechenland durchdrungen, den Hellespont überschritten, Asien durchzogen, Jerusalem aus der Gewalt der Ungläubigen befreyt, alle widerstehenden Völker niedergeworfen und besiegt, obgleich Türken und Sarazenen in großer Zahl ihm entgegentraten? Sein Heer soll 200,000 Bewaffnete gezählt haben, und weit stärkere Macht kann Deutschland allein aufbringen. — Aber wendet ihr ein, wie sollen wir auswärts kriegen, die wir daheim im Streite sind? kein Theil Deutschlands ist beruhigt, gebt uns Frieden im Innern, und wir weigern uns nicht hinaus in's Feld zu ziehen. O, ihr Fürsten, ehe wird der Türk' am Rhein stehen, als eure Streitigkeiten entschieden seyn; stellt eure Fehden fünf Jahre lang ein, wie man zu Regensburg weise gebot!

(Der Beschluß folgt.)

Nichts Neues unter der Sonne.

Man thut sich in unserer Zeit viel auf die hängenden Brücken zu gute, und namentlich die Engländer auf die beyden Kettenbrücken über die Meerengen von Mull und die von Menai. (Straibs of Menai, zwischen der Insel Angelsey und Wales). In einer alten Heldensage: „der Heilige Grial," findet sich aber folgende Nachricht. „Nachdem König Artus die Sachsen besiegt hatte, nahm er seinen Sitz in Wales u. s. w., und er führte eine Brücke über die Meerenge von Menai, welche beständig von einer Schaar von Reisigen bewacht wurde. Und auf der Insel Gurlöes (Angelsey) herrschte ein König, der mit dem König Artus viele Schlachten focht.

Freyheit und Nothwendigkeit.

Seht ihr jenen Knaben hier,
Der an Fäden, fein geschlungen,
Schmetterlinge lässet fliegen?
Kecklich will der Eine fort,
Denn er merkt den Faden nicht,
Aber mit verrenktem Beinchen
Sinket er zur Erde nieder.
Doch der Andre, der ihn kennt,
Weiß, in wohl gemeßnem Kreis,
Seinen Führer zu umschweifen,
Der vergebens, ihn zu haschen,
Mit den Händen nach ihm greift.

*

Also mit des Menschen Geist!
Dieser fliebet nur gen Himmel,
Strebet thöricht in das Blaue,
Sinkt, ermattet, dann zurück.
Jener aber, weis' und klug, —
Obgleich von des Schicksals Händen,
An Nothwendigkeit gebunden, —
Wird sich doch der Freyheit freun.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 27. März.

Im Königlichen Opernhause: Belmonte und Constanze. Oper in drey Aufzügen, von Mozart.

Es war zur Osterfreude aller Musikliebenden für heute der Don Juan angekündigt, doch Hindernisse wegen geschah die Umwandlung in Belmonte und Constanze, die man sich gern hätte gefallen lassen können, wäre die Darstellung nur nicht oft durch Osmins Heiterkeit und ungewandtes Spiel, so wie durch Pedrillos Stimmlosigkeit und Blondchens falsche Töne verdorben worden. Dagegen war Belmonte (Herr Stümer)

tesse vortrefflicher. Denn seine Stimme und Fertigkeit passen ganz für die Mozartsche Innigkeit. Wenn wir nämlich den Inhalt der Gluck'schen Kompositionen von der Art finden, daß die sittlichen Mächte, die er darstellt, sich von dem Subjekte, in welchem sie sich verlebendigen, noch nicht abtrennen, sondern ein Leib und eine Seele damit werden, so daß dieser engen noch ungetrennten Vereinigung der einzelnen Empfindung mit einem allgemeinen Inhalt wegen nun auch die musikalische Darstellung auch nur erst die allgemeinen, noch nicht bis zu einzelnster Ausführung und Entwicklung fortgegangenen Grundlagen des Taktes, Rhythmus, der Harmonie und Melodie gebrauchen wird, so ist es die tiefste, innerste, eigenste Innigkeit des Gefühls, welche durch Mozart herzukommt. Dadurch verwandeln sich plötzlich die Recitative und Chöre in Arien, in Duette, Terzette, Quintette und Sextette, überall wird die Melodie das Vorherrschende; sie entwickelt sich aus sich heraus, und schließt sich in sich ab, ohne bloße Wiederholung und Wechsel ihrer Theile zu seyn; nicht nur die allgemeinen Accordtöne, sondern auch die Mittelstufen bilden die Melodie; nicht nur der allgemeine Gegensaz von Dur und Moll, sondern bestimmtere, besondere Tonarten werden das Bezeichnende: die tieferen Gegensäze des Taktes und der Harmonie, kanonische Bearbeitungen treten hervor; aber diese Vereinzelung ist noch immer von jenen Grundlagen getragen, und sezt sich noch nicht, wie später, selbstständig für sich fest; die ausgebildete Orchestrik trennt sich vom Gesang noch nicht ab, sondern bleibt noch der durchsichtige, säulengetragene Tempel dieses Gottes. Und diese tiefe, innerste Innigkeit ist es, die uns zunächst, besonders in Belmonte und Constanze hinreißt. Denn diese Oper hat eben gerade nur diese Innigkeit selber zum Inhalte. Diese tiefste Innigkeit aber ist die Liebe. Daß Mozart nur sie hat erklingen lassen wollen, zeigte sich schon dadurch, daß er den vielfach anderweitigen Inhalt, den Edelmuth, den Zorn, die verschmähte Liebe des Bassa verschmäht, und zur Hauptsache die Arien Belmontes und Constanzen's gemacht hat. Diese Innigkeit treuer Liebe findet ihren Gegensaz, durch welchen sie zu klarer Darstellung kommt, an der bequemen trägen Liebe Osmins, welcher im Ganzen die Person gleichgültig bleibt, indem sie in der Person nur das Geschlecht, nicht das Geschlecht nur in der einen und alle andere ausschließenden Person liebt. Diesen Grundgegensaz bezeichnet schon die Ouvertüre in seiner allgemeinen Gestalt, und das Stück beginnt sogleich damit. Denn nach der ersten Sehnsucht Belmontes, die sich immer von dem hohen G zum Gis hinüber zieht, erklingt uns gleich das: „Ihr Engländer seid ihr nicht Thoren," mit dem bequemer ruhigen, selbstzufriedenen Tralerala, in welchem die Weise wie Osmin liebt, am hellsten hervortritt. Eine andere Seite ist seine Wuth, sein nichtiger Zorn, seine verschmizte Rache, wodurch er sich den Besiz jener vegetirenden Liebe verschaffen will. Denn eben weil er unselbstständig, nichtig und innigkeitslos ist, wird er sogleich von dem geringsten Anlaß auf's Aeußerste gebracht. Diese Charakteristik entfaltet sich schon im ersten Duett mit Belmonte und in der Arie gegen Pedrillo, denn Pedrillo und Blondchen sind die beyden Mittelstimmen, welche jene Gegensäze des Basses und Diskantes vermitteln, auch dem Inhalte nach. Die schöne Steigerung ist die vom Terzette als Finale des ersten Aktes, wo die standhafte Innigkeit über das laute, inhaltlose Osminische Gepolter und den kindischen Troz dieses Alten siegt, zum Quartett als Finale des zweyten Aktes, wo dieser Gegensaz schon in die Innigkeit selbst verlegt, jezt als der Gegensaz der beyden Liebespaare auftritt. Dieses Quartett ist das Tiefste, Ausgearbeitetste der ganzen Oper. Die noch unbefriedigte Sehnsucht Belmontes in der ersten Arie, die liebende feurige Erwartung, welche der Geliebten Nähe ahnet, in der zweyten, das Entzücken bey ihrer Gegenwart in der dritten, ist schon als vergangen, verklungen; die Seligkeit der Erinnerung verwebt mit der Klage unwiderbringlichen Verlustes im ersten Gesange Constanzen's, ihre Standhaftigkeit beym Drohen des Bassa, die feste Entschlossenheit ihres Schmerzes sind verhallt, wobey es besonders bemerkenswerth ist, daß diese Innigkeit eben dadurch, daß sie auch die weitere musikalische Entwicklung herbeyführt, dieses auch für sich im Gegensaz Gluckischer Einfachheit, in Passagen und Koloraturen ertönen läßt, welche aber nie zur Bedeutungslosigkeit und reinen inhaltlosen Künstlichkeit ausarten. Auch Blondchens siegende Keckheit dem feigen Troze Osmins gegenüber, haben wir vor jenem Quartett schon gehört, auch Pedrillos zagenden Muth, und den kräftigen Aufruf zur Ermuthigung kennen wir, und wie er den Osmin besiegt, indem er sich im Duett: „Bacchus lebe!" zu seinem Standpunkte hinüber neigt. Nachdem sich nun nach allen diesen Entwickelungen die Innigkeit in ihrem tiefsten Zusammenklange gezeigt hat, ist nichts übrig als ihre Befreyung aus der Gewalt der Osminischen Melodien. Doch diese sind eigentlich schon besiegt, deßhalb erklingt die erste Arie Belmontes im lezten Akt voll festen Vertrauens auf die Gewalt der Innigkeit seiner Liebe, und nur Pedrillos Romanze hat ein Gemisch dieses Vertrauens und seiner eigenen Angst, bis Osmin mit seiner lezten triumphirenden Arie bey der Gefangenschaft der Liebespaare hervortritt. Denn der Prüfstein und die rechte Erklärung dieser Innigkeit ist die Todesgefahr, daher kommt es zu dem lezten Duett Constanzen's und Belmontes, zu dem tiefsten wechselseitigen Schmerz jeder durch des Andern Schuld zu sterben, und durch diesen Schmerz zu der lezten innersten Seligkeit der Liebe, durch den Tod nicht getrennt zu werden, sondern ihn gemeinschaftlich zu durchdulden. Und dieser Beweis der Liebe befreyt sie, wie sich das auch im Stücke selbst anders gestalten mag, was, da es nicht musikalischer Inhalt ist, für das Musikganze, gleichgültig bleibt, von den Banden der Melodien Osmins, die sich jezt an ihrer eigenen, inhaltlosen Wuth vernichten, und den reinen fröhlichen Schlußchor zu verstimmen nicht im Stande sind.

Auflösung der Charade in Nr. 162:

Degen.

Räthsel.

Kennt ihr die Pflanze? Stammlos schmiegt sie sich,
Wo sie nur kann,
Aecht parasitisch an,
Und möchte gern recht meisterlich
Sich da gebärden, klettert in die Höhe
An alter Mauer, am verfallnen Haus,
Und naht sie frischen Bäumen, wehe
Den Grünenden! Die Schlange saugt sie aus.
Einst schmückte sie als Lohn die Häupter weiser Dichter.
Warum, das weiß ich nicht, nur daß jezt mancher Richter
Der Poesie, und selbst auch mancher Dichter
Der Pflanze gleich sich stellt,
Ist — was mir nicht gefällt.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. Mai 1826.

Oben wölbt er seinen Himmel.
Wundervoll schwebt unter'm Himmel
Jede Wolk' ein hängend Meer.
Und auf sein allmächtig Weben
Deckt das Wasser alle Höhen;
Und er winkt —
Die Fluth versinkt.

Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier.

Wenn der Wanderer die fruchtbaren Ebenen bereiset, wo friedliche Gewässer in ihrem regelmäßigen Laufe eine reiche Vegetation hervorrufen, wo zahlreiche Bewohner die Erde bauen und wohlhabende Dörfer, reiche Städte sich erheben, wo man keine anderen Verwüstungen kennt als die vorübergehenden des Krieges und des Mißbrauchs der Macht; so vergißt er, daß auch die Natur ihre Kriege, ihre Empörungen gehabt hat, daß die Oberfläche der Erde nur nach furchtbaren Revolutionen ihre jetzige Gestalt angenommen hat. Allein seine Gedanken nehmen bald eine andere Wendung, wenn er in die Tiefe der Erde hinabsteigt, oder die Gipfel der Gebirge besteigt und dem Bette der Flüsse nach bis zu ihren Quellen folgt. Die niedrigen Gegenden zeigen uns, auch wenn wir bis zu einer bedeutenden Tiefe nachgraben, nur horizontale Schichten mehr oder weniger verschiedener Erd- und Gebirgsarten, die alle unzählige Produkte des Meeres enthalten. Aehnlich ist die Zusammensetzung der Hügel bis zu einer ziemlich bedeutenden Höhe. Zuweilen sind die Muscheln so zahlreich, daß sie allein den größten Theil des Erdreichs bilden. Sie finden sich in Höhen, wohin die Gewässer keines Meeres durch jezt noch wirksame Ursachen gelangen könnten; sie finden sich nicht nur im leichten Sande, sondern die härtesten Felsen sind oft von ihnen zusammengesezt. Alle Theile der Erde, alle Festlande, alle Inseln zeigen dieselbe Erscheinung. Die Zeit ist vorbey, wo Unwissenheit diese Ueberbleibsel organischer Körper für bloß zufällige Spiele der Natur halten konnte, und vergebens bemühen sich einzelne Metaphysiker, solchen Meynungen wieder Anhang zu verschaffen. Die genaueste Untersuchung des Baues und der chemischen Bestandtheile dieser Muscheln zeigt nicht die geringste Verschiedenheit von denen, welche das Meer ernährt; sie sind meistens ganz vollkommen erhalten; nichts an ihnen verkündet eine gewaltsame Ortsveränderung; die kleinsten Spitzen, die feinsten Rinnen und Mündungen sind ganz unversehrt; sie sind also nicht nur im Meer erzeugt, sondern auch vom Meer abgesezt worden; das Meer hat sie an den Stellen zurückgelassen, wo wir sie finden; das Meer hat also diese Stellen lang und ruhig bedeckt; lange genug, um die regelmäßigen, unermeßlichen und zum Theil so festen Ablagerungen bilden zu können, worin jene organischen Ueberreste enthalten sind. Das Becken des Meers hat also auf jeden Fall eine große Veränderung erlitten, dieß geht schon aus der oberflächlichsten Untersuchung hervor.

Die Spuren der Revolutionen werden imposanter, wenn wir uns dem Fuß der höheren Gebirge nähern. Dort finden sich die Muschellager sogar mächtiger und fester als in den niedrigern Hügeln, sie sind eben so wohl erhalten, eben so zahlreich; allein es sind nicht mehr dieselben Gattungen, die Lager sind meistens nicht mehr so regelmäßig wagrecht; sie sind oft schief, beynahe senkrecht gestürzt.

Statt daß man in der Ebene tief graben mußte, um die Lagerung der Schichten zu entdecken, sieht man hier ihre Durchschnitte offen zu Tage geben, wenn man den Thälern folgt, die ihre zerrissenen Massen bilden. Ungeheure Anhäufungen von Schutt bilden am Fuß der steilen Felsen sanftere Abdachungen, deren Höhe jedes Thauwetter, jedes Gewitter vermehrt. Die senkrechten Schichten, welche die Kämme der höhern Gebirge bilden, ruhen jedoch keineswegs auf den wagrechten Lagern der Ebene oder der niedern Hügel, über denen sie sich erheben, sondern sie erstrecken sich im Gegentheil in der Tiefe unter ihnen fort. Die Hügel ruhen auf dem Abhang dieser Schichten. Wenn man tief gräbt, stößt man bald auf diese Schichten der Gebirge, ja manche der niedrigen Gipfel der von diesen Schichten gebildeten Kämme sind wieder mit den wagrechten Lagern der Ebene bedeckt. Die schiefen Schichten sind demnach älter als die horizontalen Schichten; und da es für die meisten von ihnen unmöglich war, daß sie sich nicht horizontal bildeten, so folgt daraus, daß sie gewaltsam zerrissen und aufgerichtet worden sind; daß sie horizontal lagen, ehe jene zweyten sich auf ihnen gelagert hatten. Das Meer hatte also vor den horizontalen Schichten, die wir jezt finden, andere abgelagert, welche durch irgend eine Ursache zerrissen und auf vielfache Art gestürzt und aufgerichtet worden sind; und da viele dieser schiefen Schichten sich weit über die spätern horizontalen Schichten erheben, die ihnen folgten und sie jezt theils bedecken, theils umgeben, so kann man mit Recht annehmen, daß die Ursachen, welche ihnen ihre schiefe Richtung gegeben, sie auch über die Oberfläche des Meeres erhoben, und Inseln oder Felsenriffe gebildet haben, entweder indem sie dieselben an einem Ende über die Oberfläche des Wassers emporgehoben, oder indem das Wasser auf der dadurch entstehenden schiefen Fläche abfloß.

Allein die Revolutionen der Erdoberfläche beschränken sich nicht auf diesen Umsturz der alten horizontalen Schichten, auf dieses Zurücktreten der Gewässer.

Unter den organischen Ueberresten, welche die verschiedenen Schichten enthalten, bemerkt man bedeutende Verschiedenheiten, welche beweisen, daß viele dieser Ablagerungen nicht auf der ganzen vom Meer bedeckten Fläche statt fanden. Es finden sich hierin Gattungen, wovon die einen ziemlich allgemein verbreitet gewesen zu seyn scheinen, während andere nur auf kleinere Strecken beschränkt waren. Je älter die Schichten sind, desto gleichartiger zeigen sie sich in bedeutender Ausdehnung; je neuer sie sind, desto mehr und häufigere Abwechslungen bieten sie dar. Hieraus geht hervor, daß die Veränderungen in den verschiedenen Ablagerungen auch mit Veränderungen in der Natur des Fluidum und der in demselben aufgelösten Bestandtheile verbunden waren. Nachdem einzelne Schichten sich über das Wasser erhoben und es durch Inseln oder Felsenriffe in mehrere Becken getheilt hatten, konnten in diesen einzelnen Becken verschiedene eigenthümliche Veränderungen vor sich gehen. Mit diesen Veränderungen in der Beschaffenheit der Gewässer mußten auch Veränderungen in dem in denselben erzeugten organischen Wasser vor sich gehen. Hieraus läßt es sich erklären, daß wir in den ältesten Schichten organische Ueberreste, Muscheln u. s. w. finden, welche ganz verschieden von denen sind, die die neueren Schichten oder das Meere selbst darbieten, wo sogar ganze Geschlechter völlig verschwinden; daß dagegen die Muscheln der neuern Schichten zu denselben Geschlechtern gehören, die wir im Meere finden, und daß es in einigen ganz neuen Anschwemmungen manche Gattungen gibt, die das geübteste Auge nicht von denen des benachbarten Meeres zu unterscheiden vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Beschluß.)

O du Adel von Deutschland, du kriegerisch Volk, Volk von kühner Brust, wollt ihr nun, in eurer und aller Christen großen Bedrängniß, plötzlich euch ungleich werden, wollt ihr so unbedacht und blind seyn, der Maus und des Frosches Fabel in euch in Erfüllung gehen zu lassen, die, während sie sich selbst bestritten, des Geyers Beute wurden? Erst vertreibt den gemeinsamen Feind, dann streitet euch darüber, was ihr nicht den Türken, sondern euren Söhnen hinterlassen wollt. Und weil denn Einige wähnen, es sey nicht Eile nöthig, Mahomet werde jezt ruhen, so will ich euch ein treues Bild von seiner Natur entwerfen, damit ihr wisset, was zu fürchten, was zu hoffen sey. Ein Mann von 24 Jahren, wilden und ruhmbegierigen Herzens, von festem Körper, abgehärtet gegen Wetter und Mühsal, bedarf er weder Weins noch leckerer Speise und, obgleich wollüstig nach seines Volkes Art, nicht erschlafft, flieht er Chortänze, haßt er Salben, kleidet er sich selten in weiche Gewänder, wird nicht durch Gesang, nicht durch Musik erweicht, hält nicht Hunde, nährt nicht Vögel; Waffen sind seine einzige Wonne. Er ehrt seine Soldaten, liebt Pferde, zieht Schiffe, Wagen, Kriegsmaschinen schönen Weibern vor. Wiewohl er, ein Barbar von Natur, abhold ist den Wissenschaften, hört er doch begierig auf die Thaten der Alten. Cäsar und Alexander der Große sind seine Vorbilder, ihre Großthaten hofft er und strebt er zu übertreffen und nennt sich noch weit fähiger den Erdkreis zu unterjochen, da ihm größere Macht zu Gebote stehe. Vertrauend auf seinen falschen Propheten hofft er

selbst Rom sich zu unterwerfen. Solch einer ist euer Feind! kann eine solche Natur wohl lange feyern? Doch was sollen Vermuthungen und Schlüsse, wo Thatsachen sprechen? Hat er nicht nach seinem Sieg über Konstantinopel Pera zerstört, die Nachbarstaaten unterdrückt, die Cykladen geplündert, den Gebieter über Rascien vertrieben und Ungarns Gränze, trotz des Waffenstillstands, überschritten? Seht doch den Frieden mit den Türken, ihr guten Fürsten, seht doch, welche Ruhe ihr zu erwarten habt! Dünkt euch nicht sicher, verschiebet nichts! Schützet eure Freyheit, so lange es Zeit ist! — Der Anlaß zum Krieg ist somit gerecht und dringend und von allen Seiten bieten sich euch zum Kampfe grössere Vortheile, als den Feinden. Darum entbietet euch der Kaiser und die Christenheit euch selbst nicht zu verlassen, sondern euch wacker zu rüsten. Was ihm zu Gebote steht, ist er bereit aufzubieten, nur sollt ihr einmüthigen Sinnes seyn. Wenn je, so ist jezt die Zeit zum Kampf erschienen, da eure Ehre und Wohlfahrt, Freyheit, Glaube und Leben auf dem Spiel steht. Gedenket eurer edlen Altvordern, Pipin und Karl, Arnulf und Otto! Eure Väter kündigten denen die Fehde an, die nicht etwa Mitbürger, nein, nur arme Landbauern mißhandelt, schlugen zu, wenn man ihre Diener nicht gegrüßt, solltet ihr zaudern, das Schwert zu ziehen, da man einen christlichen Kaiser und Adel geschlachtet, euren Gott schmählich verachtet hat; jene haben, um Christenland zu gewinnen, blutige Schlachten gefochten, wollt ihr nicht zum Schutze der Religion und des Glaubens euch waffnen? Nichts Kleines gilts! Für nichts Geringeres als für Vaterland, für Weib und Kind, für Freyheit und Glauben, für die heiligen Märtyrer und großen Apostel, für Maria, für den Erlöser, zur Ehre Gottes selbst besteht ihr den Kampf. Bedenkt wie tief unsere Kirche gesunken, faßt hohen Sinn auf, waffnet euer Herz, gürtet euch das Schwert um, eilt den Feinden Christi entgegen! Auch Karl von Frankreich rüstet sich zum Streit, des Ladislaus, Königs über Ungarn und Böhmen, Willen verkünden seine Redner, der Dacier, Schweden und Norweger Briefe verheißen Hülfe, Alfons von Arragonien und Sizilien, ein glänzendes Gestirn in unserer Zeit, will, wenn es gilt, auch ohne Beystand kämpfen, Philipp, der mächtige Herzog von Burgund, ist selbst bereit und will Andere entflammen. Werft euren Blick auf Alfons und Philipp, betagte Greise stellen beyde sich noch selbst dem Kampfe dar für ihren Gott, für ihren Glauben. Was werdet ihr beginnen, auserwählte Fürsten, in der Blüthe des Mannesalters, denen Kriegsarbeit nur Freude ist und Kinderspiel? Soldaten, Führer, kraftvolle Jünglinge, laßt euch von Greisen nicht an Muth übertreffen, schlummert nicht in der Heimath, da jene im Auslande fechten, erschlafft nicht in Ruhe, da jene im Getümmel erstarken! Nicht fürchte ich solches von euch. Nein, feurig blickt ihr vor Muth, meine Hoffnung ist stark; ich höre eure Brust schlagen, vor Kampfbegierde glühet ihr. Kein Wunder, Jünglinge! ich selbst, von Alter gedrückt, der Kirche geweiht, werde entflammt und walle vor Sehnsucht solchen Kampf zu schauen. Euren Vätern dünkte noch als Heiden kein Krieg zu schwer für's Vaterland, kein Tod für's Reich beklagenswerth. Welch Reich ist aber größer oder besser als das des Herrn, welche Heimath seliger als die des Himmels? Jene frohlockten im Tod für's Vaterland, wir verlassen sterbend diesen Ort der Verweisung, und ziehen ein in die himmlische Heimath. O du Glück bringender, Sehnsucht erregender Krieg, der den Siegern Triumph auf Erden, den Ueberwundenen im Himmel sichert! Zieht, wie der Kaiser mahnt, der Papst verlangt, Christus gebeut, für die göttliche Ehre und Liebe in's Feld und Keiner zweifle an der Herrlichkeit, die ihn erwartet. Siehe es öffnet sich für euch der Himmel, gebahnt ist der Weg in die göttliche Heimath und Paulus spricht: Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen, das bereitet Gott denen, die ihn lieben."

Dr. Karl Wagner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 26. März — 2. April.

Die Feyer der Charwoche zu Rom ist so oft und so ausführlich beschrieben, daß ich hier kein Wort weiter sagen würde, wäre mir nicht aus Erfahrung bekannt, daß man im Auslande vom Faktischen der verschiedenen Ceremonien, und besonders von ihrer Lokalität und Folgenreihe immer noch keinen genügenden Begriff hat. Die Funktionen beginnen am Palmsonntage, wo der Papst in der Sixtinischen (der Privat-Schloß-) Kapelle, nach der von ihm angehörten Messe, nicht allein seinem höheren geistlichen Hofstaate (la famiglia dal Papa, wozu der ganze, im unmittelbaren päpstlichen Dienste stehende, kapellfähige Clerus gehört), sondern auch allen schwarzgekleideten Männern, welche sich dem, von den Kardinälen (den geistlichen Söhnen, oder vielmehr Kronprinzen des päpstlichen Thrones) eröffneten Zuge anschließen, vom Throne herab die geweihten Palmen ertheilt. Außer an diesem Tage ist es nur noch am Lichtmeßtage und am Aschermittwoch, wo der Papst gleichergestalt die Lichter und die Asche vertheilt, gestattet das Innere der Kapelle zu betreten, während der Papst darin Messe hört. Der Besuch dieses Kapelldienstes, welcher lezterer gleich dem Ort, wo er gehalten wird, Capella heißt, ist gleichsam die geistliche Cour, welche man dem Papste macht. Eine weltliche empfängt er nicht. Am Mittwoch findet hier der sogenannte finstere Frühdienst (Mattutino colle tenebre) statt, und wird an den beyden folgenden Tagen mit einigen kleinen Abänderungen, wie sie von der Verschiedenheit der religiösen Ereignisse der drey Leidenstage bedingt werden, wiederholt. Der Frühdienst, ohne die Tenebre, ist die bekannte Frühmette.

wie sie, mit Anfang jedes bürgerlichen Tages (um Mitternacht) noch jezt in allen Klöstern gefeyert wird. An den drey genannten Tagen werden die Tenebre (das heißt die Absingung des Miserere unter Auslöschung sämmtlicher Lichter) hinzugefügt, und der Frühdienst in dieser Gestalt nicht allein in der Sixtinischen Kapelle, sondern auch in der Peters- und den andern Hauptkirchen, wo man Sänger hat, gehalten. Auch in den Klöstern findet er statt. Die übrigen kleinern Kirchen sezen an die Stelle desselben das Fest der sogenannten Agonie. Der finstere Frühdienst sollte eigentlich mit Anfang des Donnerstags (um Mitternacht in der vorhergehenden Nacht) gehalten werden, das heißt, er sollte den ersten Leidenstag mit den üblichen Gebeten, besonders mit dem Psalme Miserere einleiten, und die beyden folgenden Nächte wiederholt werden. Die Unbequemlichkeiten, welche sich aus dieser ungewohnten späten Anstrengung für den Papst und das Kardinalskollegium, in der Regel meistens aus hochbejahrten Greisen bestehend, ergeben würden, selbst der Nachtheil, den ihre Gesundheit davon erleiden könnte, sind wahrscheinlich Ursache geworden, daß man diese religiöse Ceremonie bereits am Nachmittage vorher um die Vesperzeit, das heißt, etwa drittehalb Stunden vor Untergang der Sonne, zu feyern beginnt. Der finstere Frühdienst ist durch den Umstand auf der ganzen kultivirten Erde bekannt geworden, daß man während desselben bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts an allen drey Tagen, von da an am Mittwoch und Freytag, und seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts nur noch am Donnerstage, das berühmte Allegrische Miserere gesungen hat. Seit dem vorigen Jahre hat sich sogar der Chordirektor der päpstlichen Kapelle, Hr. Baini, erlaubt, das genannte Miserere mit dem Baischen (etwa seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts gesungen) zusammenzuschmelzen und am Donnerstage, dagegen das Seinige, welches seit 1816 in die Kapelle aufgenommen worden ist, am Mittwoch und Freytage aufzuführen. Ueber die Wirkung des Miserere von Allegri, oder vielmehr aller drey (denn keiner der Berichterstatter, selbst der musikalischen, hat sich die Mühe genommen, zu bemerken, daß im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts das genannte Miserere nur ein, höchstens zwey Mal aufgeführt worden ist), sind so viele poetische, ja nebliche Beschreibungen im Publikum verbreitet worden, daß ich es für meine Pflicht halte, die Sache in ihrem wahren Lichte, so wie sie dem vernünftigen und gefühlvollen, aber nicht überspannten Beobachter ohne Phantasterey erscheint, darzustellen. Dem finstern Frühdienste wohnen der Papst, die Kardinäle und die übrige kapellfähige Prälatur bey. Wer von den Kardinälen nicht erscheint, hat darüber Niemandem Rechenschaft zu geben. Der Papst sizt, dem Altare rechts, auf dem Throne, die Kardinäle im Halbzirkel herum, hinten in der linken Ecke die höhere Prälatur der Kapelle, und die niedrigere auf den Stufen des Altars und des Throns; zu den Füßen der Kardinäle ihre Schleppträger (Caudatarj), welche ihnen zugleich die nöthige hülfreiche Hand leisten. Die Ceremonie besteht aus der Absingung in canto fermo (Unisonogesang mit lauter gleichgeltenden Noten, also ohne Takteintheilung) von fünfzehn Psalmen, zwischen welchen drey Klagelieder (Lamentationen) gesungen und eben so viele Lektionen (biblische Stellen) im Unisono abgelesen werden. Nach Endigung eines jeden Psalmes löscht ein Kapelldiener von den fünfzehn, auf einem, links neben dem Altare stehenden Armleuchter brennenden Kerzen eine, und am Ende auch die sämmtlichen übrigen, in der Kapelle befindlichen Lichter aus. Dieß die Dunkelheit, über welche so viel gefaselt worden ist, die aber nur dem Scheine nach existirt, da die Fenster der Kapelle unverhüllt bleiben, und um diese Zeit überhaupt noch eine gute halbe Stunde bis zum Untergang der Sonne ist. Nachdem der Papst, nebst den Kardinälen und allen übrigen der Kapelle beywohnenden Personen niedergekniet sind, so daß sie, den Rücken nach dem Inneren der Kapelle und das Gesicht nach der Mauer gewandt, das Haupt auf ihre Sitze stützen, und in dieser Stellung leise das Vaterunser gebetet haben, heben die Kapellsänger das Miserere (welches schon vorher in der Mitte des Psalmen in canto fermo vorgetragen worden ist) in canto figurato (dem mehrstimmigen Gesange, mit Noten von verschiedener Gattung, also mit Taktabtheilung, so wie es heut zu Tage üblich ist) an. Dieß ist, in den lezten Jahren, am Mittwoch das Bainische, am Donnerstage das Allegrische, und am Freytage das Baische gewesen, bis es sich Hr. Baini vor'm Jahre erlaubt hat, die besagte Aenderung zu treffen. Die Wirkung dieser Miserere's (im Materiellen ungefähr dieselbe, da alle drey nach derselben Form gearbeitet sind, und ihre wesentlichen Verschiedenheiten nur von eigentlichen Musikverständigen aufgefaßt werden können) ist eine eingebildete und eine wirkliche: jener liegt, wie gesagt, die Phantasterey zum Grunde, welche die Fremden mit nach Rom und in die Sixtinische bringen; leztere wird gleichfalls bey dem großen Haufen (von welchem ich Musikfreunde und Musikkenner ausnehme) bloß im Wege der Vergleichung hervorgebracht. Dieß geht so zu. „die fast drittehalb Stunden dauernde, höchst einförmige Abpsalmodirung der fünfzehn Psalme, verbunden mit der tödtlichen Abspannung, in welche das männliche Publikum, welches sich nicht sezen darf, fällt, ermüdet am Ende bis zur Ohnmacht. Hebt dann das Miserere an; so wirkt dieses mit seiner Melodie und Harmonie wie ein lindernder Balsam auf eine brennende Wunde. Denselben Effekt würde aber auch ein anderes gutes Musikstück hervorbringen, ohne daß es dazu dreyer der größten Meisterstücke *) im Kirchenstyle und des vollendeten Vortrags desselben bedürfte. Leztere können nur von eigentlichen Musikverständigen in ihrem ganzen Umfange begriffen und gewürdigt werden, diese gehen alle drey Tage in die Kapelle, während die Neugierigen vom ersten Male vollkommen satt geworden sind. Im Augenblicke, wo das Miserere endigt (es dauert ungefähr zwanzig Minuten), läßt sich ein heftiger Lärm (von Knitteln, mit welchen auf die Bänke geschlagen wird) vernehmen. Unvorbereitet möchte man vor Schrecken darüber in die Kniee sinken. Ueber die Bedeutung dieses sonderbaren Gebrauchs (der allenthalben statt findet, wo der finstere Frühdienst gefeyert wird) hat mir Niemand Auskunft geben können, einigen scheint es eine symbolistische Anspielung auf das wilde Frohlocken der Juden, auf ihr „kreuzige, kreuzige ihn“ zu seyn: andere halten es für ein bloßes materielles Zeichen, daß Jedermann aufstehen und von dannen gehen soll, welches, sagen sie, besonders in den Klöstern, wo eine wirkliche Finsterniß herrsche, nothwendig werde. Erste Erklärung dünkt mich die am wenigsten unwahrscheinliche; wirklich sieht man am Mittwoch und Donnerstag gegen Abend in allen Pfarren Chorknaben herumlaufen, welche mit einer Art von großer hölzernen Schnarre einen ähnlichen Lärmen machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Freylich steht dem Allegrischen das Baische und diesem wieder das Bainische nach. Aber selbst lezteres muß, insofern es ein ganz neues Produkt ist, und sich dessen ungeachtet die alten Formen mit so vieler Genialität angeeignet hat, ein Meisterstück genannt werden.

Beylage; Kunstblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Mai 1826.

Alle Weisheit ist von Gott, dem Herrn, und ist
bey ihm ewiglich.

Jesus Sirach 1. 1.

Die Bergpredigt Jesu.

Von Karl Buchner.

Dir möcht' ich bringen diese Gabe,
Die, Mutter, mehr als Mutter war;
Doch unten schläfst du in dem Grabe
Und nimmst der Gabe nicht mehr wahr.

Doch oben zu des Meisters Füßen
Hat sich des Meisters Wort erfüllt;
Als offne Blume darfst du grüßen,
Was hier als Knospe sich verhüllt.

1 *).

Als er das Volk sah, ging er auf die Höhe
Und sezte sich und in des Lehrers Nähe
Verweilte seine Jüngerschaar.
Das Volk horcht auf und gleich der Hirtenflöte
Im Abendstrahle tönet seine Rede
Und wiegt sich auf und nieder gleich dem Aar:

„Beglückt die Armen! drängenden Gewimmels
Erfreu'n sie sich des weiten, reichen Himmels,
Der über dieser Erde blaut.
Beglückt die Leidenden! In lichtern Sphären,
Umtönt von Sternen und von Geisterchören,
Ist ihnen Trost und Freude auferbaut."

„Beglückt, die sanften Muthes! Ohne Strenge
Gebieten sie dem Einzelnen, der Menge,
Das Erdreich huldigt ihrer stillen Macht.
Beglückt, die eifrig werben um's Gerechte!
Schon winkt die Frucht. In köstlichem Geflechte
Wird den Verlangenden sie dargebracht."

„Beglückt, die ihrer Brüder sich erbarmen!
Der Allerbarmende mit sanften Armen
Nimmt sie an seine Vaterbrust.
Beglückt, die reines Herzens ihm vertrauen!
Sie werden Gott, den Allerreinsten schauen
In ewig ungestörter Lust."

„Beglückt die Friedlichen, die Kinder Gottes!
Die nicht Verfolgung achten, nicht des Spottes
Um Wahrheit und Gerechtigkeit!
Dort in dem Himmel, über Sklavenketten
Und über blutbesprengten Todesbetten,
Sind schon des Vaters Wohnungen bereit."

„Beglückt, wenn sie euch schmähn um meinetwillen,
Und Böses reden, ihren Haß zu stillen,
Und wenn das böse Wort nicht wahr.
Getrost! im Himmel winkt des Himmels Krone,
Der Siegeskranz zum wohlverdienten Lohne.
So ward verfolget der Propheten Schaar."

„Ihr seyd das Salz der Erde. Ohne Kräfte
Taugt es zu keinem nützlichen Geschäfte,
Hinausgeworfen tilgt's der Leute Tritt.
Ihr seyd das Licht der Welt. Aus duft'ger Höhe
Glänzt unverborgen in die Fern' und Nähe,
Lichtvoll die Stadt und hemmt des Wandrers Schritt."

„Es wird am Feu'r die Kerze nicht entzündet,
Daß unterm Scheffel sie ein Räumlein findet,
Nein, auf dem Leuchter, spiegelklar und hell,
Nicht in der schmalen, enggefügten Klause,
So strahlt die Kerze Allen in dem Hause,
Auf Alle sprüht des Lichtes reiner Quell."

„So laßt das eure leuchten vor den Leuten,
Daß euer gutes Werk sie seh'n und deuten,
Und Den erheben, draus das Gute quillt.

*) Matth. 5.

Glaubt nicht, daß ich gekommen zu zertreten
Mosis Gesetz, die Worte der Propheten,
Ich kam zu euch, auf daß es sey erfüllt."

„Wahrlich, bis Erd' und Himmel untersanken,
Wird nicht ein Titel, nicht ein Zeichen wanken
In dem Gesetz, bis Alles ist geschehn;
Mild labender, als Wasser der Cisterne,
Hell leuchtender als Flammenschrift der Sterne,
Wird beydes eh'r am lezten Tag zergehn."

„Wer eins von diesen kleinesten Geboten
Zerstörend lößt, in's Wort der Todten
Der Lehre blüh'ndes Wort verkehrt:
Der heißt der Kleinste in den Himmelreichen,
Doch wer es lehrt und liebt und thut desgleichen,
Heißt groß im Himmel und er ist es werth."

„Ich sage euch: Ihr seyet denn Gerechte,
Mehr als der Pharisäer Sündgeschlechte,
So kommt ihr niemals in das Reich des Lichts.
Ihr habt gehört Jehova's Donnerreden,
Das Fünfte, Heilige: Du sollst nicht tödten,
Der Tödtende ist schuldig des Gerichts."

„Ich aber sag' euch: Wer mit zorn'gem Worte
Den Bruder angeht, schließet selbst die Pforte
Des Allerbarmens, der Geduld.
Wer Racha sagt, verfällt dem hohen Rathe,
Wer sagt: Du Narr, entäußert sich der Gnade,
Büßt in der Hölle seine Schuld."

Drum, wenn du opferst eine milde Gabe
Auf dem Altar, ein Theilchen deiner Habe
Und wirst des Hassers eingedenk,
So laß allda vorm Altar deine Spende,
Reich' ihm versöhnungsvoll die Hände
Und komm' und opfre dein Geschenk."

„Mit Dem, der feindlich dir entgegen,
Versöhne dich noch auf den Wegen
Zum Tribunal ein milder Geist,
Daß er dich nicht dem Richter übergebe,
Deß Diener unter Angstgestrebe
Hinab dich in den Kerker weist."

„Dir sag' ich wahrlich: Von dem Tag geschieden,
Der Freunde Schaar, dem innern Frieden,
Wirst du nicht eh'r die Freyheit wiederschaun,
Bis du den lezten Heller auch bezahlest,
Mit Freundlichkeit des Feindes Wange malest
Bis in die dunkeln Augenbraun."

„Ihr hörtet vom Gebot der Alten;
Du sollst die Ehe heilig halten.
Ich aber sage: Wer mit Lust
Ein Weib betrachtet, wessen Augen
In ihre sich wildglühend tauchen,
Brach schon die Ehe in der tiefsten Brust."

„Verleitet dich dein rechtes Aug' zum Fehle,
So faß' es an und reiß' es aus der Höhle
Und wirf es von dir. Es sey nicht mehr dein.
Weit besser ist's, daß eins der Glieder sterbe
Und in der Hölle nicht der Leib verderbe:
Gewonnen nur kann solch Verloren seyn."

„Verleitet dich die rechte Hand zum Bösen,
Soll sie dein Schwert vom Arme lösen.
Du wirfst sie von dir. Sie sey nicht mehr dein.
Weit besser ist's, daß eins der Glieder sterbe
Und in der Hölle nicht der Leib verderbe:
Gewonnen nur kann solch Verloren seyn."

„Auch ist gesagt: Wer sich vom Weibe scheidet,
Die All-Erlesene vor Allen meidet,
Der soll ihr geben einen Scheidebrief.
Ich aber sage: durch Wen dieß geschehe,
(Um Eh'bruch sey's) läßt brechen sie die Ehe,
Zu deren Heiligung der Herr ihn rief."

„Und wer zur Abgeschied'nen Pforte
Als Freyer kommt, mit süßem Worte
Den Kranz ihr um die Locken flicht,
Bey Flötenspiel, hochzeitlich angekleidet,
Sie zu des Altars Stufen leitet,
Ein solcher Mann die Ehe bricht."

„Ihr hörtet vom Gebot der Alten:
Was du geschworen, sollst du halten,
Dem Ew'gen leisten keinen falschen Eid.
Ich aber sage, daß ihr nicht sollt schwören,
Nicht bey dem Himmel, denn in höhern Sphären
Hat er sich seinen Thron bereit."

„Nicht bey der Erde, seiner Füße
Gewalt'gem Schemel, mild und süße
Von Blüthe, Frucht und Blumenblatt;
Nicht bey Jerusalem, der hochgethürmten,
Dran Wolkenzug und Jahre stürmten,
Denn sie ist eines großen Königs Stadt."

„Auch sollst du schwören nicht bey deinem Haupte.
Wenn es ein goldner Kranz umlaubte,
Du wandelst nicht ein einz'ges Haar
In Weiß, in Schwarz. Ja, ja sey deine Rede;
Nein, nein; und wenn's ein Mächtiger geböte.
Was drüber, ist vom Uebel, bringt Gefahr."

„Ihr habt gehört von Israels Gesetzen:
Wirst du des Bruders Leib verletzen,
Dann Aug' um Auge, Zahn um Zahn;
Ich aber lehr' euch, Böses zu ertragen,
Wird Jemand dir die rechte Wange schlagen,
So biet' ihm auch die andre an."

„Begehret Jemand dein zum Streite,
Zerrt schon sein Aug' an deinem Kleide,
Dann reich' ihm auch den Mantel dar.
Zwingt Jemand dich zu wandern eine Meile,
Geleit' ihn zwey. Dem Fleh'nden gib in Eile,
Und nimm des armen Borgers wahr."

„Ihr habt gehört, was Mosen ward verkündet:
Dem Nächsten seyst du innigTich verbündet,
Des Feindes Hassen lohn' dein Haß.
Ich aber sag' euch: Gebt den Feinden Liebe;
Den Fluchenden gebt segensvolle Triebe;
Die euer Aug' gefüllt mit bitterm Naß."

„Thut ihnen wohl; o richtet euer Flehen
Für die zum Herrn, die euch verfolgen, schmähen,
Auf daß ihr Kinder eures Vaters seyd:
Auf Bös und Gut strahlt seine Sonne Segen,
Gerecht und Ungerecht thut wohl sein Regen,
Den er in dunkler Wolke Schooß bereit."

„Denn so ihr liebt, die liebend an euch hangen,
Welch einen Lohn könnt ihr empfangen,
Thun solches nicht die Zöllner auch?

Und so ihr freundlich euern Brüdern winket,
An ihre Brust mild tröstend sinket,
Ist Solches nicht auch Zöllners Brauch?"

„Drum seyd vollkommen, wie der Allgerechte,
Um dessen Haus ein wunderbar Geflechte
Von tausend, tausend Sonnen zieht,
Deß Lächeln schuf die milde Abendröthe,
Auf dessen Wink der Nachtigallen Flöte
Und der Orkan verschmelzen in ein Lied!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier.

(Fortsetzung.)

Es haben also in der organisirten Natur Veränderungen statt gefunden, welche von denen des Fluidum, in welchem diese Thiere lebten, abhängig waren und herbeygeführt wurden, und diese Veränderungen haben nach und nach die Seethiere zu ihrem jetzigen Zustande geführt. Als das Meer zum lezten Mal das feste Land verließ, waren seine Bewohner wenig verschieden von denen, die es jezt ernährt. Wir sagen zum lezten Male, denn wenn man mit größerer Sorgfalt die organischen Reste der Erdschichten untersucht, so findet man mitten zwischen Lagern von Seethieren einzelne Läger von solchen Thieren oder Pflanzen, die das feste Land oder süße Wasser hervorbringen; und unter den neuesten, das heißt unter den oberflächlichsten, Schichten gibt es einige, wo die Ueberreste von Landthieren von den Ueberresten von Seeprodukten bedeckt sind. So haben also nicht nur unbekannte Revolutionen die Schichten der Erde nach verschiedenen Richtungen zerrissen und bewegt, sondern auch die daraus entstandenen Wasserbecken haben nach verschiedenen Richtungen ihre Lage verändert. Trockenes Land ist mehr wie einmal mit Wasser bedeckt worden, entweder indem es untersank, oder indem das Wasser darüber hinströmte. Was insbesondere den Theil der Erde betrifft, den das Wasser zulezt verlassen hat, den Theil, den die jezigen Landthiere bewohnen, so war er schon früher einmal trocken und von verschiedenen Gattungen von Thieren und Pflanzen bewohnt gewesen.

Das Meer ist also nicht nur nach und nach in seine jezigen Gränzen zurückgetreten, sondern es hat zu verschiedenen Malen das schon verlorne feste Land wieder überströmt. Es läßt sich ferner nicht verkennen, daß diese Katastrophen nicht allmählig statt gefunden haben, sondern daß sie durch plötzliche Ursachen herbeygeführt, plötzlich über die Erde und ihre Bewohner hereinbrechen. Dieß fällt besonders bey den, von der lezten Ueberschwemmung herrührenden Veränderungen in die Augen. Sie hat im Eise des Nordpols Säugethiere zurückgelassen, deren Haut und Fleisch sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Wären sie nicht gleich nach ihrem Tode eingefroren, so hätte die Fäulniß sie verzehren müssen; andererseits aber waren die Gegenden, die sie bewohnten, damals nicht von ewigem Eise bedeckt, denn sonst hätten sie dieselben nicht bewohnen können. Es ist also augenscheinlich, daß dieselbe Katastrophe, welche diese Thiere tödtete, auch das Klima der von ihnen bewohnten Gegenden verändert und den Nordpol mit ewigem Eise bedeckt hat. Diese Veränderung ging plötzlich, ohne Uebergänge vor sich. Diese Thatsache ist von dieser Katastrophe so erwiesen, daß man auch von den frühern dasselbe annehmen kann. Die Zerreißung, das Aufthürmen und Umstürzen der Schichten lassen keinen Zweifel, daß plötzlich und gewaltsam wirkende Ursachen sie in die Lage versezten, in der wir sie jezt sehen. Auch die Gewalt, mit welcher die Wassermasse bewegt wurde, wird noch durch die großen Massen von Gerölle bezeugt, die sich an vielen Orten zwischen den festen Lagern finden. Gräßliche Ereignisse haben demnach häufig das Leben auf unserer Erde gestört. Zahllose lebende Wesen sind in dieser Katastrophe untergegangen; die Bewohner des festen Landes sind von den Fluten verschlungen, die der Meerestiefe sind mit dem Grunde des Meeres selbst emporgeschleudert worden. Ihre Geschlechter sind untergegangen, und nur einzelne, kaum kenntliche Trümmer bezeugen ihr früheres Daseyn. Diese ungeheuren Ereignisse sind jedem Auge, das die Geschichte aus ihren Monumenten zu lesen weiß, deutlich zu erkennen.

Aber noch erstaunenswerther und nicht weniger gewiß ist es, daß es eine Zeit gab, wo kein Leben auf unserer Erde war. Es ist nicht schwer die Punkte anzugeben, wo sie anfing organisirte Schöpfungen hervorzubringen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 26. März — 2. April.

(Fortsetzung.)

Nun erheben sich Papst und Kardinäle und gehen, ersterer durch eine Seitenthür neben dem Altare, welche in's Innere des Vatikans führt, und leztere durch den Haupteingang, mit eben so wenig Förmlichkeit und Ostentation fort, wie sie bey'm Kommen und während der Ceremonie selbst gezeigt haben. Am Donnerstage begibt sich der Papst von hier unmittelbar in die Peterskirche, wo vom Balkon der heiligen Veronika (unter der Kuppel) herab, die bekannten Reliquien (ein Stück vom Kreuze, der Speer und das in das Schweißtuch der heiligen Veronika abgedrückte Gesicht des Heilandes) vorgezeigt werden. Diese Ceremonie hat auf mich unter allen Feyerlichkeiten der Charwoche immer den rein geistigsten Eindruck gemacht, eben ihrer Einfachheit und Entbehrung aller Ausschmückung wegen. Die Kirche ist leer (denn die hundert oder paar hundert Fremden, welche von dieser Feyerlichkeit

herbeygezogen werden, verlieren sich darin zu einem Nichts); eine tiefe Stille herrscht, und die Dunkelheit (denn eine eigentliche Finsterniß herrscht selbst hier nicht, ob es gleich um diese Zeit völlig Nacht ist) wird nur sehr schwach durch diese Fackeln erhellt, welche die, dem Papste vortretenden, Schweizer tragen. Lezterer erscheint in seinen gewöhnlichen Hauskleidern, blos von seiner unmittelbaren geistlichen Dienerschaft begleitet, als Privatmann, ohne weitere Formalität des obersten Hierarchen der christlichen Kirche. Nachdem er vor einer, in der Mitte der Kirche stehenden, mit einem einfachen rothen Tuche behangenen, Betbank niedergekniet ist, und sich alle übrigen (ausgenommen die Guardie Nobili und die Schweizer, als mit der eigentlichen Bewachung des Papstes beauftragt, welche nicht einmal den Hut abnehmen, aber nicht das übrige, in der Kirche anwesende Militär) gleichfalls auf die Kniee niedergelassen haben, eröffnet sich die Thür des besagten Balkons; ein Priester tritt mit der, in ein kostbares Häuschen eingefaßten Reliquie hervor, macht mit dieser, an den beyden Ecken und in der Mitte desselben das Zeichen des Kreuzes, und spricht dabey ein kurzes analoges Gebet. Dann zieht er sich in das Innere des Balkons zurück, und holt die zweyte Reliquie, mit welcher er dieselbe Ceremonie macht, und sofort bis zur lezten. Der Papst hat während der Zeit mit gefalteten Händen und niedergebeugtem Haupte gebetet, und fährt damit noch eine gute Weile nach Vorzeigung der Reliquien fort. Die beträchtliche Höhe des Balkons macht, daß man den Priester, so wie sein Gebet, von welchem nur ein leises, unverständliches Gemurmel in der Kirche herab ertönt, gleichsam aus den Wolken zu vernehmen glaubt. Bis zum Regierungsantritte des jezigen Papstes ward an diesem und dem folgenden Abende (stillen Freytage) das berühmte, etwa vierundzwanzig Fuß hohe und halb so breite, mit messingenen Blaken besezte Kreuz in der Mitte der Kirche aufgehangen, und auf diesem dreyhundert-vierzehn Lampen, jede mit zwey Dochten, angezündet. Leo XII. hat diese Sitte, welche während der Dauer des Abends zu großen Unziemlichkeiten in den entfernteren Theilen der Kirche Veranlassung zu geben pflegte, abgeschafft, und die Kirche wird jezt, wie an allen übrigen Tagen im Jahre, mit Einbruch der Nacht geschlossen. Nach dem dunkeln Frühdienste, am Freytage, begibt sich der Papst aus der Sixtinischen Kapelle, über den königlichen Saal, in die Paolinische Kapelle, wo das Grab (das Allerheiligste, umgeben von einer außergewöhnlichen Anzahl, symmetrisch geordneter Kerzen) aufgestellt ist. Dieß die Abendceremonien der Charwoche. Die Morgenfestlichkeiten beginnen am grünen Donnerstage mit der Messe, welche der Papst in der Sixtinischen Kapelle hört. Nach dieser findet die feyerliche Prozession in die Paolinische Kapelle statt, wohin er das Allerheiligste (zum Behufe des heiligen Grabes) trägt, und späterhin in den herzoglichen Saal, um an den zwölf armen Pilgrimmen (oder Geistlichen) das Fußwaschen zu verrichten und ihnen nachher im großen Saale des eigentlichen Vatikanischen Pallastes bey Tische aufzuwarten. Nach der Messe, am stillen Freytage, erfolgt die Anbetung des Kreuzes in der Sixtinischen Kapelle. Diese imponirende Ceremonie besteht darin, daß zuerst der Papst, und dann paarweise die Kardinäle, nebst den übrigen kapellfähigen Personen, das, auf eine Estrade vorn auf die Stufen des Altars gelegte Krucifix zur Erde geworfen, küssend anbeten. Der Augenblick, wo der Papst baarfuß (das heißt, nur mit Sandalen bekleidet) sich vom Throne erhebend, in andachtsvoller Stellung, und mit gen Himmel gerichteten Blicken, die Stufen hinabzuschreiten beginnt, um sich dem Krucifixe zu nähern, hat etwas ungemein Erhebendes; man erinnert sich noch heut zu Tage der Wirkung, welche Pius VI., der schönste und majestätischste Mann seiner Zeit, in diesem Augenblicke hervorgebracht haben soll. Nachdem der Papst, am folgenden Sonnabende, die gewöhnliche Messe in der Sixtinischen Kapelle gehört hat, findet am ersten Ostertage, in der Peterskirche eine jener drey Mal im Jahre wiederkehrenden großen Kirchenceremonien statt, welche unstreitig die imposantesten unter allen Feyerlichkeiten des römischen Gottesdienstes sind, ich meyne, die vom Papste in eigner Person gelesene Messe. Hat ja selbst Lessing diese Ceremonie für das erhabenste Schauspiel erklärt, welches dem fühlenden Menschen zu Theil werden könne. Eine ausführliche Beschreibung derselben würde zu viel Raum einnehmen, vielleicht sogar überflüssig seyn, da mehr oder weniger durch die ganze Christenheit ein ungefährer Begriff davon vorhanden ist. Erwähne ich daher nur einiger besonderer Umstände, welche am wenigsten bekannt seyn dürften. Der Papst liest die Messe am Hauptaltare, oder der sogenannten Confessione di s. Pietro, unter der Kuppel. Hier darf, außer ihm, kein anderer Priester celebriren. Wird er durch Krankheit verhindert, ein's der drey Hochämter, welche hier am ersten Oster-, Peter- und Pauls-, und am ersten Weihnachtstage statt finden, in Person zu halten; so ermächtigt er, statt seiner, einen Kardinal dazu. Die Bulle, worin dieß geschieht, wird jedesmal über dem Altare, am Baldachine, angeschlagen. Diesem links, und gegenüber sind zwey Throne errichtet; auf jenen sezt sich der Papst, so oft als er als celebrirender Priester handelt, diesen besteigt er in den Augenblicken, wo er als solcher nicht thätig ist. Ihm assistiren der erste Priester- und der erste Diaconus-Kardinal. Die Messe am Ostertage bietet eine Eigenthümlichkeit dar, welche sie von den beyden andern unterscheidet; wann der Papst, vor dem Vaterunser, die Worte gesungen hat: Per omnia saecula saeculorum, dürfen die Sänger das gewöhnliche: Amen, nicht hinzusetzen. Dieser Gebrauch gründet sich auf das Wunder, welches unter Gregor VII. (in der katholischen Kirche der Große oder auch der Heilige genannt) statt gefunden haben soll. Man behauptet nämlich, es hätten, als einst der genannte Papst in der Laterankirche Messe gelesen, die Engel aus dem Himmel das Amen angestimmt. Während der Elevation ertönt von einem der, über dem Haupteingange befindlichen Balkons, also aus weiter Ferne, eine Harmoniemusik herab, welche durch die feyerliche Stille, welche in diesem Augenblicke, wo alle Anwesenden auf den Knieen liegen, herrscht, eine ungemeine Wirkung macht. Daß diese Musik eine gewöhnliche weltliche Melodie ist, nach der man tanzen könnte, muß billig in Erstaunen setzen. Nach der Messe begibt sich der Papst auf den großen Balkon der Peterskirche, um hier den Segen zu ertheilen. Am zweyten und dritten Ostertage (welche keine Festtage mehr sind) hört der Papst abermals Messe in der Sixtinischen Kapelle. Hier enden die geistlichen Funktionen der Osterwoche, welchen der Papst, nebst den Kardinälen und seinem übrigen geistlichen Hofstaate, beywohnen. Sie sind besonders für das Kardinalskollegium, dessen Mitglieder, mit geringen Ausnahmen, sämmtlich hoch bey Jahren sind, mit sehr ermüdenden Anstrengungen verbunden. Die drey finsteren Frühdienste sind die einzigen Ceremonien, welche kanonisch in der Sixtinischen Kapelle gefeyert werden müssen; dagegen können die päpstliche Messe am ersten Ostertage (gleich den beyden übrigen am Peters- und Weihnachtstage), so wie alle päpstliche Kapellen (die Messen, welche der Papst öffentlich hält) an jedem Orte, wo er residirt, statt finden, auf dem Vatikane in der Sixtinischen Kapelle und auf Monte Cavallo in der dortigen Schloßkapelle, lezterer hat man gleichfalls den Namen der Sixtinischen gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Mai 1826.

Erleuchtet euern Geist, daß er
Stets stärker werd' und herrlicher;
Was irdisch ist, bleibt in der Zeit;
Der Geist reift für die Ewigkeit.

Die Bergpredigt Jesu.

(Fortsetzung.)

2 *).

„Habt Acht auf das, was ihr den Armen sendet,
Nicht vor dem Volke, vor der Menge spendet,
Auf daß ihr Blick betrachtend auf euch ruht!
Ihr habet anders keinen Lohn dort oben
Beym ew'gen Vater, den die Geister loben,
Der — ungesehen Gutes thut."

„Willst du dem Armen milde Gaben bringen,
Dann lasse nicht vor dir Posaunen klingen
In Schulen, Gassen, wie die Heuchler thun;
Auf daß die Menschen solche Großmuth preisen, —
Ihr Lohn ist hin, sie dürfen nach dem heißen
Drangvollen Tage nicht im Schatten ruh'n."

„Willst du den Sinn der Gütigkeit bewahren,
So laß die linke Hand niemals erfahren,
Was deine Rechte bringet dar,
Auf daß die milde Gabe sey verborgen,
Der Alles schaut am Abend und am Morgen
Wird dir's vergelten offenbar."

„Willst du zum ew'gen Vater beten,
Dann sollst du nicht an Gasseneckeu treten
Und in die Schulen, wie die Heuchler thun;
Auf daß die Menschen solche Andacht schauen, —
Ihr Lohn ist hin. Sie dürfen nach dem blauen,
Glanzvollen Tage nicht im Schatten ruh'n."

*) Math. 6.

„Wenn du nun betest, geh' in deine Kammer,
Verschleuß' die Thüre mit der sichern Klammer,
Dein frommes Herz sey dein Altar,
Und bete zu dem Vater still verborgen,
Der Alles schaut am Abend und am Morgen
Wird dir's vergelten offenbar."

„Und wenn ihr betet, machet nicht viel Worte.
Sie öffnen der Gewährung Pforte
Nur in der Heiden irrem Wahn.
Seyd nicht Nachahmer solcher Sitte,
Der Vater weiß Bedarf und Bitte,
Eh' sie sich seinem Throne nahn."

„Drum betet also: Vater über Sternen,
Dein Nam' sey heilig. Aus geheimen Fernen
Der Zeit, des Raumes komm' dein Reich.
Was wir bedürfen, gib für's Leben,
Vergib, wie wir den Schuldigern vergeben,
Dein Weltenherz schlägt warm und weich."

„Versuch' uns nicht. Du mögst vom Bösen,
Barmherziger, barmherzig uns erlösen.
Dein ist in alle Ewigkeit
Das Reich der Körper und der Geister,
Die Kraft, zu schalten drin als Meister
In wonnevoller Herrlichkeit."

„Vergebt ihr andern Menschen ihre Fehle,
Entlastet auch der Vater eure Seele
Von dem, was Böses ihr gethan;
Doch, wenn ihr andern Menschen nicht vergebet,
Was sie Verderbliches gestrebet,
Sieht euch der Vater nicht vergebend an."

„Wenn ihr nun fastet, soll der Blick nicht quellen
Von tiefem Leide, sollt ihr nicht verstellen
Das Angesichte, wie die Heuchler thun,
Auf daß die Menschen Solches sehn und preisen, —
Ihr Lohn ist hin. Sie dürfen nach dem heißen
Drangvollen Tage nicht im Schatten ruhn.“

„Mit duft'gem Oel sollst du dein Haupt belasten,
Dein Antlitz waschen bey dem Fasten,
Daß Niemand Solches nehme wahr,
Dein ew'ger Vater, der verborgen,
Der Alles schaut am Abend und am Morgen
Wird dir's vergelten offenbar.“

„Sammelt nicht Schätze auf der Erden,
Wo Rost und Motte sie verzehren werden
Und wo der Dieb nachgräbt und stiehlt;
Doch für den Himmel strebt nach Schätzen,
Die Rost und Motte nicht verletzen,
Wonach der Dieb den Boden nicht durchwühlt.“

„Wo euer Schatz ist, ist auch euer Herze.
Das Aug' ist deines Leibes Kerze.
Wenn nun dein Auge hell und klar,
Wird auch im Licht dein Körper funkeln,
Doch ist es krank, weilt er im Dunkeln
Und nimmt der Sonne Glanz nicht wahr.“

„Wenn nun das Licht in deiner Seele,
Dem stete Klarheit sich vermähle,
Wenn dieses in die Nacht versinkt,
Wie nächtlicher als tausend Mitternächte
Wird seyn der Finsterniß Geflechte,
Das sich alsdann um deine Seele schlingt.“

„Niemand kann Zwey'n sich dienstbar zeigen:
Er wird sich liebend zu dem Einen neigen,
Der Andre wird von ihm gehaßt,
Er wird dem Einen treu zur Seite stehen,
Verachtend auf den Andern sehen, —
Nicht Gott und Mammon sey zugleich umfaßt.“

„Drum sag' ich euch: Ihr sollt nicht ängstlich beben
Für Essen, Trinken um zu leben,
Und für den Leib um sein Gewand.
Ist nicht das Leben mehr als Speise,
Und nicht der Leib mehr auf der Pilgerreise,
Als jenes Kleid, das ihn umspannt?“

„Seht an die Vögel unterm Himmel!
Dort in der Luft ein fröhliches Gewimmel!
Sie streuen nicht den Saamen auf das Land,
Sie ernten nicht, wenn sich die Aehren bräunen,
Sie sammeln nicht in hochgebaute Scheunen,
Und dennoch nährt sie Gottes Vaterhand.“

„Seyd ihr nicht mehr als sie? — Und wer vermöchte,
Wenn er's auch sorgend überdächte,
Des Leibes Maaß, von Gott gefügt,
Um eine Elle zu verlängen?
Und warum darf euch Angst die Brust beengen
Um's Kleid, das an die Brust sich schmiegt?“

„Schaut an die Lilien auf dem Felde!
Frey wachsend unter Gottes Zelte,
Arbeiten sie und spinnen nicht.
Ich sag' euch, daß auf seinem Throne
Nicht solche Pracht gestrahlt von Davids Sohne,
Als eine Lilie umflicht.“

„Wenn nun der Ew'ge so die Blume kleidet,
Die heute blüht und süßen Duft verbreitet
Und morgen in dem Ofen glimmt,
Sollt' er nicht mehr noch euch bekleiden,
Kleingläubige, die Nahrung euch bereiten,
Eh' er die Klagen eurer Angst vernimmt?“

„Darum sollt ihr nicht ängstlich fragen:
Was essen wir an künft'gen Tagen?
Was ist, das unsre Lippe schlürft?
Wie werden wir den Körper kleiden?
Nach Solchem trachten nur die Heiden,
Der Vater weiß, daß ihr deß All bedürft.“

„Am Ersten trachte fest und stille
Nach jenem Reiche euer Wille,
Das keine Leidenschaft versehrt;
Nach des Gerechten Wesen trachtet,
Von keiner Erdennacht umnachtet,
So wird euch alles dieß bescheert.“

„Drum sorgt nicht für den andern Morgen,
Er hat für sich schon seine Sorgen,
Von dem Geschick ihm ausgewählt.
Es ist genug, daß einem jeden Tage
Im Frühroth sich die eigne Plage
Und in dem Abendroth vermählt.“

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier.

(Beschluß.)

Erheben wir uns bis zu den Gipfeln der höchsten Gebirgsketten: bald werden jene Ablagerungen von Seethieren, jene unzähligen Muscheln seltener und hören endlich ganz auf; wir finden nun Schichten von ganz anderer Art, die keine Spur organisirter Wesen enthalten. Doch zeigt ihre Krystallisation, ihre Lagerung selbst, daß auch sie sich im flüssigen Zustande gebildet haben — ihre schiefe, zerworfene Lage, daß sie gewaltsam zerrissen wurden — die Art, wie sie schief unter den Muschellagen fortgehen, daß sie älter sind als diese — endlich die Höhe, zu der sie sich über die Muschellagen erheben, daß ihre Gipfel schon vom Wasser frey waren, als diese sich bildeten. Dieß sind jene großen Urgebirge, welche unsere Festlande nach verschiedenen Richtungen durchziehen, sich über die Wolken erheben und die Flußgebiete scheiden und mit ewigem Schnee bedeckt, die großen Frucht und Leben bringenden Wasserbehälter der Erde sind. Schon in der Entfernung erkennt das Auge an ihren scharfen Spitzen und kühnen Formen die Gewalt, die ihnen ihre jetzige Gestalt gab. Diese Zeichen treten deutlicher hervor, je mehr wir uns ihnen nähern. Die Thäler haben nicht mehr jene sanften Abhänge, jene gleichmäßigen Biegungen, die den Lauf eines Stromes andeuten, wie wir sie in den niedrigen Thälern finden. Sie erweitern und verengern sich ohne Regel; ihre Gewässer dehnen sich bald zu Seen aus, bald werden sie

zu reißenden Bergströmen, oder stürzen in Wasserfällen von Felsdämmen herab, die sich ihrem Laufe entgegenstellen. Während ihre zerrissenen Schichten auf der einen Seite scharfe Querdurchschnitte zeigen, bieten sie auf der andern oft ihre ganze Fläche dar, ohne daß irgend eine Uebereinstimmung in ihrem Streichen oder in ihrer Höhe zu finden wäre.

Allein mitten unter dieser anscheinenden Unordnung findet der aufmerksame Forscher dennoch eine gewisse Ordnung. Jene zerrissenen Schichten zeigen eine gewisse Reihenfolge, welche in allen Urgebirgen beynahe dieselbe ist. Der Granit, der sich über alle andern Gebirgsarten erhebt, dient auch allen andern zur Grundlage. Er ist der älteste Bestandtheil dieser Erde, er mag nun zuerst von einer allumfassenden, auflösenden Flüssigkeit abgelagert worden, oder nach der Verdunstung dieser Flüssigkeit zurückgeblieben seyn. Schieferartige Gebirgsarten lehnen sich an den Granit und bilden die Seitenabdachung der großen Gebirge. Nach ihnen folgen die ältern Kalkgebirge, die keine Muscheln enthalten und bilden die untern Stufen dieser hohen Tempel der Natur. Auf ihnen endlich erzeugte die Flüssigkeit zuerst organische Wesen, Mollusken und Zoophyten, Korallen und Muschelthiere. Man findet die ersten organischen Ueberreste anfangs nur in geringer Zahl und weit zerstreut zwischen den lezten Schichten der Urgebirge oder in dem sogenannten Uebergangsgebirge. Das beginnende Leben scheint anfangs mühsam gegen die todte Natur gekämpft und nur allmählig den Sieg davon getragen zu haben.

Es läßt sich demnach nicht läugnen, daß auch die höchsten Gebirge unserer Erde einst sich in einem flüssigen Zustande befanden — daß sie, nachdem sie sich gebildet, noch lang mit einer Flüssigkeit bedeckt waren, welche keine lebenden Wesen enthielt — daß auch diese Schichten der Erde, noch ehe sie von lebenden Wesen bewohnt waren, durch gewaltsame Katastrophen ihre jetzige Gestalt erhalten haben. Allein diese ältesten Schichten der Erde haben auch später, nachdem das Wasser schon Thiere erzeugt, nachdem es schon die neueren Schichten abgesezt hatte, gewaltsame Veränderungen erlitten. Wir finden bedeutende Strecken von Urgebirgen mitten unter späteren Ablagerungen und tiefer als viele von ihnen zu Tage gehen; wie wäre es erklärlich, daß sie nicht von ihnen bedeckt sind, als indem man annimmt, daß sie zum Vorschein gekommen sind, nachdem jene schon gebildet waren. Man findet ungeheure Blöcke von Urgebirge auf der Oberfläche der neueren Ablagerungen in großer Entfernung von den Gebirgen, von welchen sie losgerissen zu seyn scheinen; sie müssen entweder durch vulkanische Ausbrüche dahin geschleudert oder von Wasserfluten fortgerissen worden seyn, oder endlich die Tiefen und Höhen, welche sich jezt zwischen ihnen und den Urgebirgen finden, müssen ehemals nicht vorhanden gewesen seyn. Alles dieß aber beweißt, daß auch nach der Bildung der neueren Schichten die älteren gewaltsame Katastrophen erlitten haben.

Dieß sind in wenigen Zügen die Erscheinungen, welche die früheren Epochen der Geschichte unsers Erdballes bezeichnen. Ihre Reihenfolge läßt sich mit Sicherheit bestimmen; ihre Dauer dagegen und ihre Zeit zu bestimmen ist unmöglich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, 30. April.

Mit den ersten Frühlingstagen beginnen bereits auch wieder jene freundlichen und fröhlichen Vereine von Schweizern aus den verschiedenen Kantonen und Landschaften des Bundesstaates der Eidgenossenschaft, die in ihren freyen Formen zuverlässig für Eintracht und Gemeinsinn im Vaterland ungleich wichtiger und bedeutsamer wirken, als die in gezwungenen Formen und mit den oft genug engherzigen Aufträgen der Abgeordneten der Kantone alljährlich sich versammelnden Tagsatzungen. Die erste von allen jenen Gesellschaften, die zwischen Ostern und Pfingsten jedes Jahr zusammentretende helvetische Gesellschaft, ist auch unter allen noch wirklich bestehenden die älteste. Schinznach war ihre Wiege, in Olten verlebte sie ihre Jugend, nach bestandenen Stürmen im männlichen Alter war sie nach Schinznach zurückgekehrt. Daselbst beschloß sie im vorigen Jahr: künftighin wechselnd, das eine Jahr zwar weiterhin ihre Vereine in Schinznach zu begehen, das andere hingegen, sey es der westlichen, sey es der östlichen Grenze sich zu nähern, und in Folge dieses Beschlusses ward der schöne Bernische Marktflecken Langenthal für den Ort und der 26. April für den Tag der diesjährigen Versammlung festgesezt. Ungeachtet der rauhen Witterung, die auf eine Reihe milder Frühlingstage sich wieder eingestellt hatte, waren auf jenen Tag bey hundert-und-zwanzig Mitglieder und Gäste eingetroffen. Heinrich Pestalozzi, der ehrwürdige Greis, war Vorstand des Jahres. Zu Schinznach hatte er vor einem Jahr, seine Wahl annehmend und verdankend, gesagt: „Ich bin alt; mein Blut zwar noch warm, aber die Nerven sind schwach. Schenkt mir Gott noch ein Jahr, nun so will ich dann zu Euch reden, wie's mir um's Herz ist, von Vaterland und Erziehung, denen ich mein ganzes Leben gewidmet habe. Nun sprach er dann, seinem Herzen in dritthalbstündiger Rede freyen Lauf lassend, von Vaterland und Erziehung; er sprach von den in seinem langen Leben gesammelten Erfahrungen und nach den daraus gewonnenen Ueberzeugungen, vom Vaterland in der alten und in der neuen Zeit, von dessen Gebrechen und ihrer Heilung, von Herstellung altschweizerischer Kraft, Ehrenfestigkeit, Biederkeit, Mäßigkeit, Einfalt, und vor Allem von seiner auf jene Tugenden und die daraus hervorgehende Selbstständigkeit der großen Volksmehrheit zu begründenden Freyheit und Wohlfahrt, die nicht prahlt und glänzt, aber beglückt und veredelt; er hob das hehre Vorbild des alten schweizerischen Volkslebens zur Anschauung dar, und er schloß mit dem Worte: „Ich bin mit Gefühl in eure Mitte getreten, und es ist wahrscheinlich das lezte Mal, daß ich diese Versammlung besuche. Ich wollte deßwegen von Allem, was ich nach meinen Ansichten für das Vaterland zu wünschen nothwendig und würdig fand, in dieser Stunde kein Wort verschweigen." Wenn aber, sezte er bald nachher hinzu, Gott mir das Leben noch länger schenkt, so gebe ich Euch mit jedem Jahre noch einen Beytrag von meinen Arbeiten für Volkserzie-

thum und Vaterlandswohl, das nur auf jene gegründet seyn kann. — Ein Abriß seiner Ideen über die früheste Menschenbildung von der Wiege an bis in's sechste und siebente Lebensjahr — dessen Vorlesung die beengte Zeit nicht gestatten konnte, soll den dießjährigen Gesellschaftsverhandlungen beygedruckt werden. Ebenfalls soll die mit vielfacher Theilnahme angehörte Denkschrift des Luzernischen Staatsraths und vorjährigen Vorstands der Gesellschaft des Hrn. Eduard Pfyffer, auf den jüngst verstorbnen vortrefflichen Eidgenossen, den Stadtpfarrer Thaddäus Müller von Luzern, in denselben erscheinen. Auch dieser nun verewigte Mann war vor wenigen Jahren Vorstand der helvetischen Gesellschaft gewesen, und seine im Jahr 1821 gehaltene Rede hatte den Geist ächter Duldsamkeit oder derjenigen Religionsfreyheit gepriesen, der den abweichenden Konfessionsbekennern im gemeinsamen Vaterlande heilbringend und ziemend ist, indem er vor Allem dem, was die neueste Zeit, jenen Widerstrebends oder sie Gefährdendes herbeyführte, ernst und nachdrucksam warnte . . . Dem Frohsinn bey der Tafel mischte sich tiefe Rührung bey, als Vater Pestalozzi's Lebehoch ausgebracht, und die dem ehrwürdigen Greis durch den gemüthvollen Fabeldichter Frölich in Brugg dazu geweihten Strophen gesungen wurden. Es sind dieselben folgende:

Sieh, Deine Söhne stehn um Dich
Nimm an den Ehrensang
Für alles, was Du uns gelehrt,
Durch bittre Leiden unbekehrt,
Ein Erdeleben lang.

Allein aus jener Frommen Bund
Bleibst Du uns noch zurück,
Zu sehen, wie sich Eure Saat
In Frost und Sturm erhalten hat,
Und grünt zum Landesglück.

So wirst Du immer um uns seyn,
Ein tröstliches Gesicht;
Du sagst: „So kurz auch unsre Frist,
Wenn sie nur Gott geweihet ist,
Fehlt auch der Segen nicht.“

Und wenn auch uns die Jugendkraft
Und manches Glück verblüht;
Für Vaterlandes Wohl und Schmerz
Bleib uns doch stets Dein liebend Herz,
Dein ewig jung Gemüth!

Mit Thränen im Auge und von Rührung gebrochner Stimme dankte der silberhaarige Greis, und er empfahl den eidgenössischen Freunden unverwelkliches Andenken an den edeln Müller von Luzern. Ein an die Versammlung ausgetheilter herzergreifender Aufruf von Heinrich Zschokke zu neuen menschenfreundlichen und christlichen Anstrengungen für des bedrängten Griechenlands Rettung, veranlaßte den Staatsrath Pfyffer in ergreifender Rede die eidgenössischen Freunde einzuladen, ihre Herzenswünsche für den Sieg der Griechen in dem heiligen Kriege gegen Barbarey und Despotism mit wohlthätiger Unterstützung wirksam zu erweisen. Obwohl so mancher der anwesenden Eidgenossen seine Gaben für die hehre Bestimmung zu Hause wiederholt schon dargebracht hatte, fiel doch auch dießmal ein nicht unbedeutsamer Ertrag der gesammelten Kollekte, die dem Central-Griechenverein in Zürich zur Verwendung übersandt ward. Nochmals wählte sich die Gesellschaft, nachdem sie eine sehr ansehnliche Zahl junger Schweizer in ihre Mitte aufgenommen hatte, eines ihrer älteren Glieder, den hochherzigen Eidgenossen und erleuchteten Priester, den Chorherrn und Pfarrer an der katholischen Gemeinde in Aarau, Hr. Alois Vock von Sarmenstorf, zum Vorstand für das nächstkommende Jahr.

Rom, 26. März — 2. April.

(Fortsetzung.)

In der Peterskirche werden die drey finsteren Frühdienste in der Chorkapelle gehalten, und zwar an denselben Tagen und zu derselben Stunde, wie in der Sixtinischen. Die Ceremonie ist hier ganz dieselbe, ausgenommen, daß das Kapitel die Psalmen und Lektionen absingt, und den Sängern nur der Vortrag des eigentlichen Miserere und der in canto figurato gesungenen Lamentation übrig bleibt, während in der Sixtinischen Kapelle den päpstlichen Sängern der ganze Dienst anheim fällt, und Papst und Kardinäle hier ganz unthätig bleiben. Die drey Misereres in der Peterskirche sind von Guglielmi (dem Vater, 1804 verstorben), von Zingarelli (früher Kapellmeister an der Peterskirche, jezt königlichem Kapellmeister in Neapel) und von Fioravanti (dem berühmten Komponisten der Cantatrici Villane u. s. w., und jezigem Kapellmeister an der Peterskirche). Das moderne Urtheil erhebt das Guglielmische Miserere nicht allein über die beyden andern, sondern selbst über viele andere gleichartige Produkte der neueren Zeit; ich habe darin nie etwas Anderes, als eine schäzungswerthe Arbeit im modernen Style, aber ohne allen Anspruch auf Vergleichung mit den klassischen Arbeiten des sechszehnten Jahrhunderts, finden können. Am Donnerstage Abend findet die Einweihung der Altäre statt. Die hölzernen Spohnbüschel, welche zu dieser Ceremonie gedient haben, werden unmittelbar darauf am Eingange der Sakristey von den dazu bestellten Weibern, nicht ohne einigen Lärmen, an den Meistbietenden verkauft. Am folgenden Freytag Morgen begibt sich, nach der Messe in der Sixtinischen Kapelle, das Kardinalskollegium, und am Abend, wie oben gesagt, der Papst hierher, um die Reliquien anzubeten. Am Sonnabend Morgen wird die Einsegnung des Wassers und des Feuers im Porticus der Kirche vorgenommen.

Während in den übrigen größeren Kirchen mehr oder weniger dieselben Ceremonien gefeyert werden, bietet die griechisch-armenische Kirche (an der Tiber unter dem Palatinischen und Aventinischen Berge, jezt di s. Madonna Egiziaca benannt, vermeintlich der antike Tempel des männlichen Glücks, von Servius Tullius erbaut) eine der größten religiösen Sonderbarkeiten dar, welche irgend auf der Welt gefunden werden können. Dieß ist die große Messe, welche dort am Sonnabend Nachmittage gefeyert wird. Die heutige Mode will, daß nicht allein die Fremden, sondern auch alle hiesigen Einwohner vom guten Tone, eine Wallfahrt nach dieser entfernten Gegend anstellen müssen, um derselben beyzuwohnen. Da das dortige Stadtviertel zu den verfallensten, und die Kirche zu den kleinsten von ganz Rom gehören; so entsteht aus dem Zuströmen der Equipagen auf dem Plaze und aus dem Gedränge der Menge in der Kirche ein Scandal, welcher mit nichts zu vergleichen ist, als mit der Indecenz des Jubels, in welchen die Anwesenden von der Sonderbarkeit der Messe versezt werden. Es gibt den lobenswürdigsten Beweis von der Duldsamkeit der hiesigen Regierung, daß sie diesen Gottesdienst, troz der seltsamen Scenen, welche dabey vorfallen, und welche das halbe Duzend dort wachhabender Gensd'armen vergebens zu unterdrücken strebt, nicht schon längst untersagt hat. Dieß die Ceremonien der Charwoche, welche in der Kirche statt finden.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Mai 1826.

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleyers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Goethe.

Schlangenbiß und Heilmittel dagegen.

Unzählige Schlangen machen die ganze Provinz Guayaquil sehr unsicher, und es werden dort oft Menschen und Thiere von ihnen gebissen. Die Einwohner besitzen aber Heilmittel und selbst spezifische Gegenmittel für den Biß von einigen derselben. Der Patient muß häufig Olivenöl trinken, man schröpft seine Wunde und legt verkalktes Hirschhorn darauf. Aber das sicherste, den Eingebornen bekannte Heilungsmittel sind die Blätter einer Kriech-Pflanze, Huaco genannt, welche in den Wäldern wächst, und deren Blätter zu einem Teig geknetet werden, welche man in kleine Tafeln von der Größe eines halben Kronenthalers schneidet und dann im Schatten trocknet. Derjenige, der von einer Schlange gebissen worden, nimmt eine von diesen kleinen Tafeln in den Mund, kauet sie so lange, bis sie ihren bittern Geschmack verloren hat, indem er zugleich seinen Speichel verschluckt. Der Patient wird dann in's Bad geführt und seine Wunde mit dem gekauten Kraute verbunden, welches seine Wiedergenesung bewirkt, die sich anfänglich durch einen häufigen Schweiß äußert. Ich selbst wurde bey meinem Aufenthalte in Esmeraldas von einer Korallschlange in die Hand gebissen, deren Biß, wenn er nicht gleich geheilt werden kann, für tödtlich gehalten wird; ich fühlte ein schmerzhaftes Brennen in der Nähe meiner Wunde, welches sich nach und nach über das ganze Glied verbreitete und von einem sonderbaren Gefühle, als ob ein schweres Gewicht mir an der Hand hinge und mich sie in die Höhe zu heben hindere, begleitet wurde. Einer von den Eingebornen, der gerade bey mir war, gab mir auf der Stelle eine Tafel Huacokraut, rieth mir, sie zu kauen, und fing an, meine Hand zu drücken und die Wunde auszupressen; nach fünf Minuten nahm mein Schmerz ab, und der bittere Geschmack des Krautes war vergangen. Ich badete mich in dem Flusse und legte mich in einem Kahne nieder, in welchem man mich mit einem Poncho bedeckte und nach meiner Wohnung brachte, welche ungefähr vier Meilen von dem Orte lag, wo mir das Unglück begegnet war. So lange ich in dem Kahne blieb, schwitzte ich sehr häufig, und noch viel mehr, nachdem ich mich zu Bette begeben, der Schmerz in meiner Hand wurde viel milder, aber ich fühlte eine allgemeine Steifheit und Schwäche in meinen Gliedern und einen Ekel vor Nahrung. Ich trank ein großes Glas voll Mandelmilch und schlief eine Stunde lang; beym Erwachen war ich in fieberhaftem Zustand, meine Zunge dürr und hart und ich war einige Tage lang sehr krank. Ich behielt immer einen Kürbisumschlag auf meiner Hand, und die Wunde fing den vierten Tag zu eitern an, nach welchem ich allmählig besser wurde. Diese ganze Zeit über war ich in großer Angst wegen meiner gefährlichen Lage, ob ich gleich von den Eingebornen versichert wurde, daß vier und zwanzig Stunden nach dem Bisse nichts weiter zu befürchten wäre. Ich fühlte über vierzehn Tage die Folgen des giftigen Bisses des Ungeziefers, welches von den Eingebor-

nen auf der Stelle erlegt und nach meiner Wohnung gebracht worden war. — Das Huacokraut habe ich selbst nie wachsen, aber wohl aus dem Walde bringen sehen; die Blätter sind ungefähr dritthalb Zoll lang, und einen halben Zoll breit; die obere Seite ist dunkel-grün mit purpurnen in die Länge laufenden Adern, glatt und dicht gewebt. Die untere ist von dunkel-purpurner Farbe; die Blätter wachsen einzeln und auf entgegengesezten Seiten des Stengels paarweise einander gegenüber. Ich habe nie dessen Blüthe gesehen, und ich erfuhr von den Eingebornen, die ich darüber befragte, daß es keine Blüthen habe, und daß sie nie dergleichen daran bemerkt hätten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bergpredigt Jesu.

(Beschluß.)

3 *).

„O richtet nicht, auf daß man euch nicht richte,
Denn wie, mit welcherley Gerichte,
Ihr richtet, wird auch euch gethan;
Dasselbe Maaß, womit ihr messet,
Euch in des Stolzes Trunkenheit vergesset,
Dasselbe Maaß legt man euch an."

„Darfst du in Bruders Aug' den Splitter finden,
Und willst den Balken nicht ergründen,
Der deines Auges Stern umgibt?
Und darfst du um den Bruder dich bemühen:
Den Splitter will ich aus dem Aug' dir ziehen!
Indeß ein Balken deine Blicke trübt?"

„Du Heuchler sollst vor Allem dich bestreben,
Dem eignen Auge Glanz zu geben,
Es von dem Balken zu befreyn;
Dann magst du an den Splitter denken,
In Bruders Aug' dein Auge darauf lenken
Und Freundesrath und Dienst ihm weihn."

„Gebt nicht das Heilige den Hunden!
Was ihr zur Perlenschnur gewunden,
O werft es nicht den Schweinen hin!
Daß sie es nicht mit ihrem Fuß zertreten,
Auf euch sich wenden, euern Angstgebeten
Zum Troz euch blutend niederziehn."

„Bittet ihr Menschen, so wird euch gegeben,
Suchet, in Finden wandelt sich Bestreben,
Klopft an, so wird euch aufgethan;
Denn wer da bittet, wird empfangen,
Und wer da suchet, wird erlangen,
Wer anklopft, dem wird aufgethan."

„Wo ist der Mensch, der seinem Sohne,
Wenn er um Brod ihn fleht, mit Hohne,
Kalt wie der Stein, den Stein ihm reicht?
Und wenn er fleht: Vater, von jenem Fische!
Ihm eine Schlange gibt, die mit Gezische
Und giftig langsam durch die Wälder schleicht?"

„Da ihr mit sündenvollem Leben
Den Kindern gute Gaben wißt zu geben,
Um wie viel mehr wird Gottes Hand
Aus seinen Himmeln Gaben niederstreuen,
Wenn Menschen sich in ächten, stillen Treuen
Und im Gebet zu ihm gewandt?"

„Was ihr nun wollet, daß man euch erweise,
Thut es auch Andern auf der Reise
Durch dieses arme Pilgerland.
So ließ der Ew'ge Mosis Lippe reden,
So klang die heil'ge Stimme der Propheten
Von manchem Hügel, manchem Uferrand."

„Geht durch die enge Pforte! Denn es weitet
Die Pforte sich, die Straße breitet
Sich mächtiglich, die zum Verderben führt.
Drauf wandern Viele. Und wie eng die Pforte,
Wie schmal der Weg, leitend zum sel'gen Orte;
Von Wenigen nur ausgespürt!"

„Nehmt euch in Acht vor trüglichen Propheten,
Die in des Schafes Kleide zu euch treten,
Doch innen gier'ge Wölfe sind.
An ihren Früchten lernt ihr Wesen.
Kann man auch Trauben von den Dornen lesen,
Vom Distelbusch die Feige, süß und lind?"

„Also ein guter Baum bringt gute Früchte;
Der schlechte macht die Hoffnungen zu nichte,
Aus seiner Blüthe keimt die schlechte Frucht.
Ein guter Baum kann nicht das Schlechte bringen,
Vom Schlechten kannst du Gutes nicht erringen,
Vergebens ziert er Berg und Felsenschlucht."

„Ein jeder Baum, von dessen Zweigen
Sich keine guten Früchte neigen,
Traulich umrauscht vom Abendwind,
Wird abgehauen mit gewalt'gem Schwunge,
Es leckt um ihn des Feuers gier'ge Zunge.
An ihrer Frucht erkennet, was sie sind."

„Es wird nicht Allen mit dem Worte:
Herr, Herr! sich aufthun jene Pforte,
Draus aller Sonnen Sonne strahlt:
Die meines Vaters Willen gern vollbringen,
Ihr Ringen ist des Ziels Erringen,
Deß Morgenroth der Erde Saum bemalt."

„An jenem lezten aller Tage
Wird Mancher nahen mit der Frage:
Hab' ich nicht, Herr, auf meiner Lebensbahn
In deinem Namen Künftiges beschrieben,
In deinem Namen Teufel ausgetrieben,
In deinem Namen manche That gethan?"

„Dann werd' ich ihnen frey bekennen:
Ihr dürft euch nicht die Meinen nennen.
Weicht von mir, die ihr Böses thut.
Darum, wer folgt den aufgesteckten Zeichen,
Er ist dem weisen Manne zu vergleichen,
Deß Haus auf Felsengrund geruht."

---

*) Matth. 7.

„Der Regen fiel, es rollten rings die Flüsse,
Die Winde stürmten in die Regengüsse
Und stießen mächtig auf das Haus.
Erloschen war der Sterne Schimmer,
Doch sank es nicht in Schutt und Trümmer,
Es hielt geruhig auf dem Felsen aus.“

„Wer diese meine Rede höret,
Und seine Seele von ihr kehret,
Und was sie anbefiehlt, nicht thut,
Nicht folgt den aufgesteckten Zeichen,
Er ist dem Thoren zu vergleichen,
Deß Haus auf leichtem Sand geruht.“

„Der Regen fiel, es rollten rings die Flüsse,
Die Winde stürmten in die Regengüsse
Und stießen mächtig an das Haus.
Erloschen war der Sterne Schimmer,
Da sank das Haus in Schutt und Trümmer,
Und donnernd scholl es in die Nacht hinaus.“

Und es begab sich, als der Herr vollendet,
Der Lehre Brod den Hungrigen gespendet,
Erstaunte sich das Volk ob solchem Wort.
Denn allgewaltig tönten seine Reden,
Nicht gleich der Pharisäer Prunkgebeten
Und tönen allgewaltig fort und fort.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. April.

Ein glücklicher Umstand kommt uns zu Hülfe, da wir eben von den Gastrollen der Mad. Brede sprechen wollen, und überhebt uns mancher beschwerlichen Weitläufigkeit, in die wir verfallen müßten, wenn wir aus eignen Mitteln alles sagen sollten, was bey diesem Anlaß nothwendig zu sagen wäre. Eben erscheint das zweyte Bändchen der dramaturgischen Blätter von Ludwig Tieck, und dieses köstliche, durch Sachinhalt und geistvolle, lebendige Darstellung so überaus reiche Buch gibt so treffende Erörterungen über den Gegenstand, der hier auch der unsre seyn muß, daß wir uns jener, indem wir uns auf sie berufen, jezt anstatt eigner bedienen können. Tieck nämlich stellt, im Gegensatz unsres jezigen fast allgemeinen, und hier besonders merkbaren, Theaterverfalls, ein klares Bild dessen auf, was das deutsche Theater, den Forderungen wahrer Kunst und des wahren Nationalcharakters gemäß, in seiner schönen Zeit von [illegible] bis 1790 werden wollte, bevor noch der leere Prunk einer schlechten, verkünstelten Deklamation und die eitle Pracht der Dekorationen und Kostüme uns auf den trostlosesten Irrweg geführt, von welchem unsre besten Talente nicht frey geblieben, aber alle guten in ihren besten Momenten mit Macht zurückstreben. Das Ausführlichere hierüber muß bey dem Verfasser selbst nachgelesen werden, uns genügt hier, seine Auseinandersetzung zu benutzen, um durch wenige Worte unser Urtheil über Mad. Brede verständlich auszudrücken. Diese treffliche Künstlerin gehört durchaus jenem Theater an, welches Tieck schildert und fordert, und zwar leider nirgends mehr als ein Ganzes findet, aber doch in vielen zerstreuten Talenten und einzelnen Richtungen noch fortdauern und wiederaufleben sieht. Von jener Schule, wie Tieck das Ganze jener Bühnenzeit, die einen Schröder als Schauspieler, und einen Lessing als Kritiker aufwies, mitunter nennt, hat unsre Künstlerin zwar kaum die lezten verschwindenden Spuren noch erblicken können, aber ein glückliches Naturell und verständige Einsicht haben für sie reichlich gethan, was der Ueberlieferung nicht mehr möglich war. Sie ist dem Gezwungenen, Verdrehtbestigen, Falschdeklamatorischen unsrer heutigen Art völlig fremd; sie hat dafür das Natürliche und Charakteristische jener bessern Gattung, und dieß in solch gehaltener, edler Kunst, daß hohe Würde, vornehmer Anstand und künstlerische Feinheit, die man der lezteren Gattung im Allgemeinen vielleicht weniger zuschreiben möchte, nicht schöner auf der Bühne erscheinen können! Wer unser Urtheil befangen und zu sehr von der Künstlerin eingenommen glauben möchte, dem wünschten wir nur, die vorgestrige Rolle derselben als Königin Elisabeth in dem Schauspiel Kenilworth gesehn zu haben, oder noch zu sehn! Haltung, Blick, Ton, Sprache und Geberde bildeten ein harmonisches Ganze von herrscherlicher Natürlichkeit, und dieser Charakter war gleichsam das Metrum, in dem sich die menschlichen Leidenschaften nur um so reicher bewegten und ausdrückten, wie ja auch dem ächten Dichter das Sylbenmaß nicht Fessel, sondern Schwinge wird. So haben wir diese Elisabeth noch nicht darstellen sehn, was wir bisher als solche gesehn, tritt fern in den Schatten zurück. Wie ließe sich auch ein gedehntes, schwerfälliges, und doch schwaches Deklamiren mit diesem raschen, kräftigen und doch gemessenen Spiel vergleichen! Die Königin und die Frau, die ehrgeizige Herrschaft und die eifersüchtige Liebe, waren hier nie getrennt, und beysammen heben sie einander nur, statt sich wechselsweise zu unterdrücken, wie wir bey Andern sehn müssen. Die andre Rolle, in welcher Mad. Brede auftrat, war die der Zarewna in den Fürsten Chawansky, eine Rolle von ungefähr gleichem Inhalt, wie jene der Elisabeth, aber von sehr verschiedenem Charakter, und ungleich größerer Kraft. Hier stellen wir Mad. Brede nicht so entschieden über, aber desto sicherer neben die große Künstlerin, die wir vor ihr in dieser Rolle gesehn haben; sie gab, wie es der Eigenthümlichkeit des Talents und der Persönlichkeit gebührt, eine andre Seite jener Heldin, und diese verlor nichts dabey, in ihrer Wildheit mit mehr Grazie dargestellt zu werden. Mad. Brede, deren Organ, seitdem wir sie zulezt in Wien gehört haben, beträchtlich an Stärke gewonnen hat, ist im Tragischen unstreitig jezt eine so vollendete Schauspielerin, als sie es bisher schon längst im Lustspiele war. Wir hören zwar, daß Manche, vielleicht verwöhnt durch die Eindrücke, welche der Machtstimme einer Schröder — aber wem auch außer ihr? — zu Gebote stehn, ein noch kräftigeres Organ wünschen, doch, wie uns dünkt, ohne Noth. Ihre Stimme ist kraftvoller, als die der meisten Schauspielerinnen, die wir hören, sie hat den Vorzug der Klarheit und Sicherheit in höherem Grade, als wir es hier gewohnt sind; die Forderung der Kraft ist übrigens sehr relativ; die berühmte Unzelmann-Bethmann liefe Gefahr in unseren Tagen, wenn sie nicht mit gepreßter, überkünstelter Deklamation einige Schreyeffekte verbände, für schwachstimmig zu gelten! Wir hoffen Mad. Brede noch in mehreren tragischen Rollen, und auch noch im Lustspiele zu sehn. Dann möge sie doch aber auch bessere Stücke wählen, als die obigen beyden, die zwar Gelegenheit geben ein reiches Spiel zu entfalten, aber an und für sich tief unter dem Mittelmäßigen stehn; sie sind in unserer dramatischen Literatur doch nur Karikaturen. Mad. Brede spielte beyde Mal unter ungünstigen äußerlichen Umständen: ihr erstes Auftreten war an Einem Tage mit einem großen Konzerte angesezt; dieß wurde zufällig verschoben, aber später kam, beyde wieder auf denselben Tag. Die zweyte Vorstellung traf abermals mit einem Konzerte und mit einem Hoffeste zusammen. Das Publikum zeigte aber beyde Mal, daß neben der großen, verwilderten und verbildeten Menge, die unsere

Theater füllt, auch noch in vielen Theaterfreunden ein besserer Sinn und höhere Kunsteinsicht fortbesteht, die von den Direktionen und den ihnen folgenden Schauspielern und Rezensenten noch nicht zu dem Irrwege fortgerissen werden, auf welchem Tieck den Untergang unserer nationalen Bühne für unvermeidlich hält. Mad. Brede erhielt in beyden Rollen den verdienten lauten Beyfall, und was bey uns Norddeutschen fast noch mehr sagen will, während ihres ganzen Spiels die gespannte aufmerksame Stille und leisen Bravo's, die unserm Theater immer seltner werden. Wir hören am Schlusse, daß Mad. Brede nächstens als Sappho auftreten wird. Nächstens wird Eßlair hier erwartet, und nach Einigen auch Anschüz. Wir wollen sehen, wie Beyde sich dießmal zu unserm Publikum verhalten, dem man leider das große tragische Heldenspiel seit vielen Jahren so sehr vorenthalten hat, daß es dessen fast entwöhnt worden, und, indem es sich mit geringerem begnügt, stets das Beste zu haben meynt. — Rr.

Rom, 26. März — 2. April.

(Beschluß.)

Die Stadt bietet während der Charwoche einige Sonderbarkeiten dar, welche nicht minder interessant sind. Die merkwürdigste davon ist, daß von Donnerstag früh eilf Uhr bis Sonnabend um dieselbe Zeit keine Uhr und keine Glocke schlägt. Hieraus entsteht eine Stille und aus dieser wieder, ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, eine Unbehaglichkeit, welche sich eben sowohl der Einheimischen, als der Fremden bemächtigt; an das stete Glockengeläute gewöhnt, welches einem, selbst Nachts, das ganze Jahr hindurch in die Ohren tönt, glaubt man plötzlich für acht-und-vierzig Stunden taub geworden zu seyn. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß während dieser Zeit die Menschen wie auf den Kopf geschlagen herumgehen, ohne sich selbst Rechenschaft davon zu geben. Das dunkle Gefühl dieser Unbehaglichkeit abgerechnet, mischt sich bey der arbeitenden Klasse, welche keine Uhren hat, noch das Interesse mit in's Spiel; die Ungewißheit über die Zeit sezt sie, gegen Mittag und Sonnenuntergang, in eine so peinliche Lage, daß sie wie in der Irre sind, mit den Köpfen an einander stoßen, und daß man aus den Häusern, aus den Arbeitsboutiken und von den Straßenecken her nichts als die Frage erschallen hört: „Quanto manca ancora a mezzogiorno, alla notte (a Avemaria)?“ Wo sich Jemand mit einer Uhr blicken läßt, da stürzen sie über ihn her, um nach der Mittagszeit zu fragen; selbst die Dachdecker spüren von den Häusern auf die Gasse herab, um eine Uhrkette ansichtig zu werden. Sagt man ihnen, Mittag sey bereits vorüber, so geht die Uhr gut. Im entgegengesezten Falle heißt es: „Bello mio, lei ritarda di molto.“ So wird es begreiflich, wie am Sonnabend Morgen, eine Stunde vor Mittag, wo die Glocken wieder losgelassen werden, ein Jubel entsteht, als wäre die Stadt von einer wirklichen Calamität befreyt. Das Signal wird von der Engelsburg herab mit drey Kanonenschüssen gegeben, und im Nu hebt von allen Thürmen, Kirchen, Bethäusern und Kapellen das Geläute an, wobey sich die Glöckner, welche während acht-und-vierzig Stunden geruht haben, zur Entschädigung dergestalt angreifen, daß man mit gebücktem Haupte durch die Straßen geht, glaubend, die Glocken werden einem über dem Leibe verfallen. Zu gleicher Zeit stürzt Alt und Jung aus Häusern und Boutiken mit Flinten, kleinen Mörsern und Pistolen hervor, und thun Freudenschüsse; ja die Bettler kaufen sogar für einen halben Bajocco Pulver und lassen es auf den Straßen in Sandrinnen aufsliegen.

Des Herumlaufens der Kirchenknaben in den Gassen mit der hölzernen Schnarre am Donnerstage, um das Nachgeschrey der Juden nachzumachen, habe ich schon erwähnt. In allen Ländern ist dieses junge Volk als ein Haufen loser Vögel bekannt, welche keine Gelegenheit vorbey lassen, wo sie einen Schabernack ausüben können. In besonderm Rufe stehen hier die aus der Peterskirche, wo ihre Anzahl am größten, ihr Unterhalt am vorzüglichsten, und ihr Charakter folglich am ausgelassensten ist. Um nur einen Zug anzuführen: ich habe ein halbes Dutzend von ihnen nach dem Tode Pius VII., im Augenblicke, wo die Kardinäle sich aus der Heiligengeistmesse in die Kongregation begaben, und für einige Minuten in der Sakristey verweilten, zwischen ihnen und ihren Gewändern Versteckens spielen sehen. Was Wunder, daß sie sich der Gelegenheit des Schnarrens zu Nutzen machen, um ihren Frohsinn auch einmal im Freyen auszulassen. Ein's ihrer gewöhnlichen Späßchen besteht darin, daß sie sich leise hinter einen Haufen Leute, welche im Gespräch mit einander begriffen sind, schleichen und dann plötzlich die Schnarre ertönen lassen, worauf jene nicht selten vor Schrecken über einander herstürzen, als wäre der böse Feind unter sie gefahren.

Daß sich am Sonnabend um Mitternacht die Fasten enden, ist eine bekannte Sache. Unbeschadet der Religiosität, welche sich mit Recht in den Römern voraussetzen läßt, da sie das Glück haben, die Aufmunterung dazu aus der ersten Hand zu empfangen, kann ich so viel versichern, daß sie die Sonnabendnacht mit nicht geringer Freude herannahen sahen. Die Duldsamkeit der katholischen Kirche, welche, wenn sie von der einen Seite schwere Pflichten auferlegt, von der andern Seite der Freudenbezeigung über die Enthebung derselben keine Fesseln anlegt, läßt dem Jubel, welche das Volk über das Ende der Fasten zeigt, freyen Lauf. So kömmt es, daß schon mit Anbruch des Freytag Abends den Fettboken erlaubt ist, nicht allein alle Arten von Schinken und Schlackwürsten öffentlich auszuhängen, sondern auch ihre Buden auf das Glänzendste auszuschmücken und zu erleuchten, obgleich der gesezliche Verkauf derselben bis auf die Sonnabendmitternacht verschoben bleibt. Denn ist es eine Freude, zu sehen, wie das Volk in Haufen herbeystürzt, um in die Buden zu gaffen, und mit lechzenden Zungen und zitternden Lippen mit den Augen die Leckerbissen zu verschlingen, auf welche ihr Gaumen schon neun-und-dreyßig Tage Verzicht geleistet hat, und welche er sich noch für abermalige vier-und-zwanzig Stunden versagen muß.

Schließe ich mit einer Eigenthümlichkeit der Charwoche, welche die Protestanten in das größte Erstaunen versezt. Es ist dieß der sonderbare Umstand, daß weder der grüne Donnerstag, der freylich auch in den lutherischen Kirchen nur ein halber Festtag ist, noch der stille Freytag als Feyertage gelten, sondern daß an beyden alle bürgerliche Geschäfte betrieben werden, wie an den übrigen Arbeitstagen in der Woche. Freylich findet dieser Gebrauch auch in den übrigen katholischen Ländern statt, fällt dort aber weniger auf als in Rom, weil hier gleichsam die Typen für alle Religionsgebräuche aufgestellt sind. Sonderbar dabey ist, daß die Kardinäle troz dem in der ganzen Woche nicht in ihrem Purpurgewande, welches als religiöses Prunkkleid zu betrachten ist, erscheinen dürfen, sondern sich des gewöhnlichen violettenen Kleides bedienen müssen. Doch sind ihnen die rothen Strümpfe, der rothe Hut und das rothe Schweißhäubchen (zucchetto) erlaubt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. Mai 1826.

Ueberall und in allen menschlichen Angelegenheiten sind Mißbräuche.

George Johnstone.

England und Amerika.

Die Sparsamkeit der Amerikaner ist ein großer, wichtiger Gegenstand für unsere Nachahmung. Der Gehalt des Herrn Bagot, des vorigen englischen Gesandten, war größer als der des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Der Vice-Präsident erhält weniger, als in England der zweyte Sekretär des Unterhauses. Im selben Verhältniß stehen alle Gehalte, sowohl im Civil- als Militärstande; und doch ist kein Staat so gut bedient als Amerika.

Lehren über religiöse Duldung ist England, wie es scheint, entschlossen, nicht anzunehmen, weder von den Amerikanern, noch von sonst Jemanden. Der High Sheriff von New-York war vergangenes Jahr ein Jude. Dieses Jahr hat es bey uns die größte Mühe gekostet, eine Bill durchzusetzen, welche dem ersten Herzog des Landes erlaubt, einen goldnen Stab vor dem König herzutragen — warum? er ist ein Katholik! Und doch wagen wir es, uns unverschämte Spötteleyen gegen die Amerikaner zu erlauben, als wenn die wahre Civilisation nicht weit mehr darin bestünde, weise Gesetze zum Wohl der Menschen zu geben, als gute Wirthshäuser und Postpferde und höfliche Aufwärter zu haben. Die Verhandlungen wegen der Heirathen der Dissenters sind von der Art, daß sie die Verachtung eines Chikasaw oder Irokesen erregen würden, wenn er sie begreifen könnte.

Obgleich Amerika eine Verbindung von Republiken ist, so sind diese in mancher Hinsicht doch mehr amalgamirt als die verschiedenen Theile von Großbritannien. Wenn ein Bürger der Vereinten Staaten einen Schuh verfertigen kann, so steht es ihm ganz frey, überall Schuhe zu machen, vom See Ontario bis nach Neuorleans — er darf am Mississippi sohlen — am Missuri vorschuhen — dem Herren Birkbek am Wabasch anmessen, oder, wenn er will, dem Herren Munro am Ufer des Potomak. Aber wehe dem Schuster, der für den Alderman von Newkastle ein Paar Stiefel verfertigt hat, und es nun wagen wollte, die Beine von Sr. Majestät treuen Unterthanen zu York mit ledernen Bedeckungen zu versehen. Eine gelbe Ameise in einem Neste von rothen Ameisen, ein Metzgerhund in einem Jagdhundestall, eine Maus in einem Bienenkorb, alle fühlen die Folgen eines unberufenen Eindrängens — aber weit glücklicher ist ihr Loos als dasjenige des übelberathenen Künstlers, der, verleitet von den Berichten der Sechskreuzergeschichten in England, sich einbildet, daß sein Vaterland seit den Zeiten der Heptarchie vereinigt sey, und auszieht aus seiner Vaterstadt, um so weit Albion vom Meer umschlossen wird, zu sohlen und zu flicken. Ueber ihn fallen her der Mayor, der Alderman, die Schreiber, die Gerichte. Ihn würden die Richter noch vor der Untersuchung in die Tretmühle stecken wollen, und würden es bitterlich beklagen, daß sie es nach der neuesten Parlamentsakte nicht mehr dürfen. Aber sobald er verurtheilt ist, werden sie ihn mit verdoppeltem Eifer hineinstoßen,

bis er sich eine gehörige Kenntniß und Ueberzeugung der barbarischen Einrichtungen seines theuren, in Korporationen zersplitterten Vaterlandes ertreten und ermahlen hätte. . . .

Was die Amerikaner für den Unterricht der untern Volksklassen thun, verdunkelt Alles, was in dieser Hinsicht in der alten Welt gethan wird. — Die Ländereyen, welche in den Vereinigten Staaten zum Unterhalt der Unterrichtsanstalten angewiesen sind, betragen 14,500,000 Acres, oder 29,000,000 Dollars an Werth — hiervon sind Vierfünftel für Volksschulen bestimmt. Diese Einrichtungen geben den Amerikanern gerechten Anspruch auf den Namen eines vernünftigen, weisen und tugendhaften Volkes. . . .

Dagegen wissen wir freylich nichts Gutes von ihren Kutschen zu sagen — eben so wenig von ihren Straßen, noch weniger von ihren Wirthshäusern. Doch müssen die Unbequemlichkeiten amerikanischer Wirthshäuser in den Augen eines Engländers größer erscheinen, als in denen eines geselligern Reisenden — besonders die Unmöglichkeit allein zu seyn, und ein Zimmer für sich zu bekommen. Nichts geht dem Engländer über das Vergnügen der Ungeselligkeit — über die Gewißheit, von Niemanden ein Wort hören zu müssen, was allenfalls zu einer Antwort verpflichten könnte. Es kommt dieß nicht sowohl daher, daß John Bull nicht sprechen mag, als daher, daß John Bull eigentlich nichts zu sagen weiß. Seine Vorfahren waren verdrießlich seit sieben- bis achthundert Jahren, und da er nichts als Rauch und Nebel sieht, ist er auch verdrießlich; und wenn es nichts zu kaufen und zu verkaufen und kein Geschäft abzumachen gibt, so zieht er es vor, allein zu bleiben und in's Kaminfeuer zu gucken. Sollte ein Gentleman in Noth gerathen, so ist er gern erbötig, ihm zu helfen, aber er hält es durchaus nicht für einen Theil der christlichen Pflichten, mit Jemand zu sprechen, weil er gerade zufällig neben ihm sizt. Kurz man muß gestehen, daß bey allen guten Eigenschaften, die Engländer das unangenehmste Volk in Europa sind. Sie sind zufrieden mit ihrer Magna Charta und Geschwornengerichten und halten sich nicht für verbunden, die übrigen Völker auch noch in kleinen Höflichkeiten zu übertreffen, da sie dieselben in großen Institutionen übertreffen. —

Uebrigens scheint es sich leider zu bestätigen, daß die Amerikaner zuweilen auf den Fußboden spucken, sogar wenn er mit guten Teppichen bedeckt ist — offenbar aber müssen alle ihre Ansprüche auf Civilisation suspendirt werden, bis diese üble Gewohnheit bey ihnen verpönt seyn wird. Seit der Heptarchie hat kein englischer Gentleman auf den Fußboden gespuckt.

Was die Neugierde der Amerikaner betrifft (sagt Hodgeson in seiner Reise in Amerika), so ist sie wirklich nicht übertrieben dargestellt worden. Es gesellt sich z. B. in der Wildniß ein Mann zu mir, und wir reisen zwey Meilen neben einander her, ohne daß ein anderer Verkehr zwischen uns statt findet, als ein leichtes Nicken mit dem Kopf. Hierauf fängt er etwa mit einigen sehr ernsthaften Bemerkungen über das Wetter an, und wenn ich ihm eine einsylbige Antwort gegeben habe, reitet er wieder eine Meile neben mir her, ohne ein Wort zu sprechen, dann aber beginnt er seinen Angriff. — „Ich sollte denken, Fremdling, Ihr seyd nicht aus dieser Gegend?" — „Nein Herr, ich bin nicht aus Alabama." — „Ich sollte denken, Ihr kommt aus Norden?" — „Nein, Herr, ich komme nicht von Norden." — „Ich sollte denken, ihr habt die Wege sehr kothig und die Bäche angelaufen gefunden." — „Ihr kommt weit her, sollt' ich denken?" — „Nicht so gar weit, wir sind ein Paar Hundert Meilen gereist, seit wir unsere Richtung nach Westen genommen haben." — „Ich sollte denken, Ihr habt den General N. oder Herrn X. gesehen?" (Er nannte einige bekannte Personen in den südlichen und mittleren Staaten, die ihm als Wegweiser dienen sollten, um die Richtung unserer Reise zu entdecken) — „Ich habe das Vergnügen, diese Herren alle zu kennen." — „Ich vermuthe, Ihr habt eine gute Baumwollenernte gehabt, Fremdling?" — „Wie ich gehört habe, war die Ernte sehr reich in Carolina und Georgien." — „Ich sollte denken, Ihr baut Taback?" (Um zu erfahren, ob ich aus Virginien komme) — „Nein, ich baue keinen Taback." — Hier würde ein bescheidener Inquirent in Verzweiflung gerathen und seine Sache aufgeben, allein der Muth eines ächten Yankers wird durch solche Schwierigkeiten nur erhöht. Nach einer Weile fängt er wieder an: „Ich hoffe, Herr, Ihr nehmt's nicht übel; aber Ihr wißt, wir Amerikaner versäumen nicht gern, etwas zu erfahren, wenn es nur das Fragen kostet. Ich sollte denken, Fremdling, Ihr seyd aus dem alten Land (England)?" Dieß ist, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Sinne nach eine Unterredung, wie ich sie hundertmal hatte. Doch muß man gestehen, daß in jenen Einöden manche Frage weniger zudringlich erscheinen muß. Die Fragen: „Wo kommt ihr her? — wo reist ihr hin?" hält zur See niemand für zudringlich: und ich habe in den Wäldern Amerika's selber oft Fragen gethan, welche ich zu Hause als sehr unverschämt ansehen würde. . . .

Amerika scheint im Ganzen ein Land zu seyn, was große Vorzüge und nur geringe Nachtheile hat. Sie haben eine wohlfeile Regierung und schlechte Wege; sie zahlen keinen Zehnten und haben Postwagen ohne Federn. — Sie haben keine Armentaxen und keine Monopole, aber ihre Wirthshäuser sind unbequem und Reisende werden mit Fragen geplagt. Sie haben keine Kunstsammlungen, aber auch keinen Lord Kanzler, und können prozessiren, ohne sich unvermeidlich zu ruiniren. Sie können keine lateinischen Verse machen, aber sie verwenden unge-

heure Summen zum Unterricht der Armen. In allen diesen Dingen sind sie ziemlich im Vortheil. Aber dann kommt die Schande und die Gefahr Amerika's — die Sklaverey u. s. w.

Auch von einer andern Seite droht dem wackern Jonathan Gefahr. Möge er sich nie durch die kleinen Vortheile, welche seine Fregatten im lezten Kriege erfochten, verleiten lassen, an Kriegen und kriegerischem Ruhm Gefallen zu finden. Die David Porter und Dekatur sind und waren wackere Männer, aber sie würden unsägliches Unglück auf ihr Land bringen, wenn sie Jonathan zur Ruhmsucht verleiteten, und ihm Lust zu andern Kriegen gäben, als solche, die aus dem Entschluß entstehen, keine ernstliche Beleidigung oder Unrecht zu dulden. Wir können leider Jonathan genau sagen, was die Folgen kriegerischen Ruhmes sind. **Auflagen auf Alles**, was in den Mund kommt oder den Leib deckt, oder worauf der Fuß tritt — Auflagen auf Alles, was angenehm zu sehen, hören, riechen, fühlen, schmecken ist — Auflagen auf Wärme, Licht, Bewegung — Auflagen auf alle Dinge auf der Erde, im Wasser und unter der Erde — auf Alles, was zu Hause wächst oder von Außen hereinkömmt — Auflagen auf das rohe Material — Auflagen auf jede neue Veränderung, die es durch Menschenhand erleidet — Auflagen auf die Brühe, welche des Menschen Appetit schärft und auf die Mixtur, die ihn kurirt — auf den Hermelin, der den Richter schmückt und auf den Strick, woran der Verbrecher hängt — auf des Armen Salz und auf des Reichen Gewürz — auf die Nägel des Sarges und den Kranz der Braut — im Bette, am Tische, liegend oder stehend müssen wir bezahlen: der Schulbube peitscht seinen tarirten Kräusel — der Jüngling lenkt ein tarirtes Pferd mit tarirtem Zügel auf tarirtem Wege — der sterbende Engländer verschluckt die Arzney, welche sieben Prozent zahlt, aus einem Löffel, der fünfzehn Prozent zahlt — er legt sich zurück in sein Bett, das zwey-und-zwanzig Prozente gezahlt hat, macht sein Testament auf ein acht Pfund Stempelpapier und stirbt in den Armen des Apothekers, der für hundert Pfund die Erlaubniß erhalten hat, ihn umzubringen. — Sogleich wird sein ganzes Vermögen um zwey bis zehn Prozent tarirt. — Gegen eine bedeutende Abgabe erlaubt man ihm, sich in der Kirche begraben zu lassen, seine Tugenden werden in einen tarirten Marmor eingegraben und nun wird er zu seinen Vätern versammelt — und endlich nicht mehr tarirt.

Schlangenbiß und Heilmittel dagegen.

(Beschluß.)

Zum Glücke gibt es einen Vogel in Guayaquil, in Esmeraldas **Ruiriquinque**, auf der Küste von Choco **Huaco**, und in Rutto **Beteado de Oro** genannt, welcher ein großer Feind von den Schlangen und anderem giftigen Ungeziefer und Insekten ist. Es ist eine Art von Geyer, von der Größe einer Henne und welcher leicht gezähmt wird; seine Farbe ist hell-braun mit schwefelgelben Flecken. Er hält sich in den Wäldern oder den Savanas (Halden) auf, wo er seine Nahrung sucht und die Schlangen anfällt, indem er sich seiner Fittiche anstatt eines Schildes bedient. Nachdem die Schlange sich im Kampfe mit ihm ermüdet und ihre Kräfte erschöpft hat, ergreift er sie beym Genicke, beißt sie, und erhebt sich in die Luft, läßt sich aber gleich wieder nieder, um zu sehen, ob sie todt ist; wenn dieß nicht der Fall, so beißt er sie wieder und nimmt sie zuweilen mit sich in die Luft, läßt sie fallen, und stürzt ihr gleich nach und verzehrt sie. Die Einwohner versichern, daß sie diesem Vogel die Entdeckung des Huacokrautes zu verdanken haben, denn sie hätten beobachtet, daß er nach dem Kampfe mit einer Schlange dieses Kraut aufsuche und es fresse, woraus sie schlossen, daß es ein Gegenmittel für das Gift seyn müsse, wie es die Erfahrung in der Folge bewährt hat.

Die hier befindlichen giftigen Schlangen sind der Bejuco, beyläufig zwey Fuß in Länge, sehr dünn und von brauner Farbe, von der Gestalt eines dünnen Rohres; — der Cascabel, eine von den verschiedenen Arten von Klapperschlangen, sie ist bisweilen fünf Fuß lang, mit weißen und gelben Flecken; — die Korallschlange, welcher die glänzenden Farben, der blutrothen, schwefelgelben und schwarzen Gürtel, die sich in Abwechslung um ihren Leib winden, ein sehr schönes Aussehen geben, der Kopf ist sehr platt, und obschon das Thier klein, und kaum mehr als zwey Fuß lang ist, so wird sein Biß doch am gefährlichsten gehalten, und tödtet in wenigen Stunden, wenn man nicht gleich zu Gegenmitteln seine Zuflucht nimmt; — er verursacht augenblicklich eine Geschwulst, und darauf einen blutigen Schweiß aus allen Theilen des Körpers von den unaussprechlichsten Schmerzen begleitet, bis der Tod endlich den Unglücklichen von seiner Marter befreyet. — Don Pedro Figueroa, dem ich meine Genesung zu danken habe, sagte mir, daß er einst den Leichnam eines an dem Bisse der Korallschlange gestorbenen Negers gesehen hätte, welcher dadurch ganz weiß geworden war. Die Equis wird so genannt wegen ihren Flecken auf dem Rücken, die sich vom Kopfe bis zum Schwanze erstrecken; sie ist von drey bis vier Fuß lang, hat einen platten Kopf, dunkelbraune Farbe mit weißen Zeichen, in der Gestalt von X X längs ihres Rückens. — Diese Schlangenart ist sehr schnell und giftig, und wird äußerst gefürchtet. — Die **Sierpe Volante** ist auch sehr gefährlich, sie ist achtzehn Zoll lang, sehr dünn und von brauner Farbe; sie kann sehr weit springen, um ihr Opfer mit ihrem Gifte zu verwunden; weßwegen sie von den Einwohnern die Flie-

gende Schlange genannt wird. Es gibt hier auch mehrere Arten von unschädlichen Schlangen, welche die Einwohner niemals erlegen, weil sie große Feinde von den schädlichen sind; ich sah einmal eine von den ersteren, die Sobrecama heißt, eine Eris, die größer als sie selbst war, verzehren.

Erotische Tändeleyen
von Wilhelm Müller.

Gesang in der Schlinge.

Die Nachtigall selbst schreyet in der Schlinge,
Und ich in deiner Locken Schlinge singe.
So laß mich frommen Vogel ruhig hängen!
Ich werde ja kein Härchen dir zersprengen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. April.

Eine wichtige Frage in Betreff der Kriminaljustiz ist kürzlich hier zur Sprache gekommen, und verdient nicht allein in Frankreich, sondern auch in allen Ländern, wo man die Menschlichkeit ehrt, in Erwägung gezogen zu werden. Dem Publikum wird noch die Gräuelthat des Papavoine im Angedenken seyn, der vor zwey Jahren in einem Gehölze bey Paris die beyden kleinen Kinder einer dort spazierenden Dame ohne die geringste Veranlassung ermordete; ein ähnliches Verbrechen wurde im vorigen Winter von einer Dienstmagd in Paris begangen, welche das Kind einer Nachbarin in ihre Kammer trug, und ihm dort den Kopf abschnitt, und der Mutter, welche wegen ihres Kindes besorgt geworden war, kaltblütig zurief: es lebe nicht mehr. Auch hier war nicht die geringste Veranlassung zu einer solchen Gräuelthat vorhanden gewesen, weder Rache, noch Neid, noch sonst eine heftige Leidenschaft. Die Magd hatte mit der Nachbarin in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden, und als sie dieselbe gebeten hatte, ihr das Kind auf einige Augenblicke mitzugeben, war sie ganz ruhigen Gemüthes gewesen. Es muß also hier, wie bey Papavoine eine, von aller Nebenabsicht entfernte Mordlust vorgeherrscht haben. Auf diese psychologische Erscheinung sind einige Aerzte aufmerksam geworden, und haben zur Erörterung die Frage aufgeworfen, ob eine solche zwecklose Mordlust nicht vielmehr eine Verrücktheit des Gehirns, als eine Verkehrtheit des Herzens andeute, und ob mithin Verbrecher dieser Gattung auch wie andre Mörder bestraft werden könnten. Dr. Georget hat diese Frage in Hinsicht Papavoines und andrer Mörder erörtert, und Dr. Marc hat sich besonders mit der Untersuchung der von jener Dienstmagd begangenen Mordthat befaßt. Beyde Aerzte zeigen, daß ein krankhafter Zustand des Gehirns vorhanden seyn kann, in welchem der Mensch ein Verbrechen begehet, ohne sich desselben bewußt zu seyn, oder ohne von dem Schrecklichen desselben den geringsten Begriff zu haben; in der That läßt sich auch kaum anders erklären, wie ein Mensch, der sonst ruhig und stille gelebt hat (wie dieß mit Papavoine und der Magd Cornier der Fall war), auf einmal ein Verbrecher werden kann, ohne im geringsten dazu durch einen äußern Umstand gereizt worden zu seyn. Vor fünfzig Jahren würde vermuthlich kein Gerichtshof in Europa Anstand genommen haben, einen solchen Verbrecher hinrichten zu lassen, ohne zu untersuchen, ob seine Mordthat die Folge eines verrückten Gehirns oder eines verkehrten Gemüthes sey; allein so weit hat es die Humanität doch schon gebracht, daß aufgeklärte Richter jezt zweifeln, und ehe sie den Urtheilsspruch von sich geben, erst den Ausspruch der Aerzte erwarten. Es macht dem Pariser Assisenhofe Ehre, daß er, als neulich der Kriminalprozeß der Cornier vorkam, entschied, die Beklagte sollte erst in einem Hospiz unter Aufsicht der Aerzte gestellt werden, damit diese sich von ihrer Geistesverwirrung überzeugen könnten, falls eine solche wirklich vorherrschte. In Hinsicht Papavoines hatte man diese Vorsicht nicht gebraucht, obschon der Anwalt desselben ebenfalls Geistesverwirrung vorgeschüzt hatte; man hatte sich vorzüglich auf den Umstand berufen, daß Papavoine nicht, wie die Cornier, nach begangenem Verbrechen, sich ruhig ergreifen ließ, sondern daß er hatte zu entfliehen gesucht, woraus man schloß, daß er sich seines Verbrechens völlig bewußt war, und es mit voller Geistesklarheit eingesehen hatte. Ich möchte aber nicht behaupten, daß dieser Schluß völlig richtig ist. Wäre es nicht möglich, daß ein solcher, der momentanen Geistesverwirrung unterworfener Mensch, nach geschehener Missethat plötzlich wie aus einem Traume erwachte, völlig zu sich käme, und die Folgen seiner That so gut einsähe wie ein andrer Verbrecher? Freylich würde andernseits auch darauf zu sehen seyn, daß man die Meynung über die Geistesverrücktheit nicht allzuweit ausdehnte, weil sonst leicht jede Mordthat unter einem ähnlichen Vorwande entschuldigt werden könnte und ungestraft bleiben müßte. Gewöhnlich ist dieß auch die einzige Zuflucht der Anwälte der Beklagten, wenn die That allzu offenbar ist, als daß über den Urheber noch Zweifel vorwalten könnten. Daß sogar die Regierung Lust haben könne, diesen Vorwand zu mißbrauchen, erhellt aus einem Vorfalle, der einiges Aufsehen in Paris erregt. Ein gewisser Chevalier d'Arzac soll sich in die Herzogin von Berry auf eine närrische Weise verliebt und ihr eine poetische Liebesepistel auf einem ihrer Spaziergänge überreicht haben, worauf er verhaftet worden, und in das Laforce-Gefängniß gebracht worden ist. Aber nach den französischen Gesetzen muß jeder Verhaftete öffentlich vor einen Gerichtshof gestellt und von demselben gerichtet werden. Dieß will aber, wie es scheint, die Regierung bey dieser Angelegenheit nicht gern; sie hat daher eine Ausflucht aufgefunden; der Herr Chevalier soll nämlich verrückt seyn, und als solcher soll er in ein Narrenhaus gebracht werden, ohne vor irgend ein Gericht gestellt zu werden. Gegen diesen Anschlag hat sich nun der Chevalier zu sichern gesucht, indem er eine Vertheidigungsschrift aufgesezt hat, die bereits in einigen Blättern mit dem Gutachten seiner Advokaten erschienen ist. Die Rechtfertigung des Chevalier verräth den gesundesten Verstand; er läugnet die Beschuldigung, als ob er der Prinzessin Verse überreicht habe. Die Advokaten äußern in ihrem Gutachten, daß, wenn er auch wirklich die Verse gedichtet und überreicht habe, dieß Betragen allerdings als unanständig getadelt werden könne, daß es aber kein den Gesetzen unterworfenes Vergehen sey, und daß auf jeden Fall der Beklagte nicht im Gefängnisse bleiben könne, ohne von den gehörigen Richtern verhört und gerichtet zu werden. Wäre keine Preßfreyheit vorhanden, so würden natürlich die Klagen des Gefangenen erstickt worden seyn; so aber ist es nicht leicht möglich, daß irgend ein Mißbrauch der Gewalt verborgen bleibt, denn sogleich appellirt der Bedrückte an die Nation, das Unrecht kömmt an's Tageslicht; Frankreich besizt keine kräftigere Schutzmauer wider jeden Unfug als diese, so wie sie die Regierung selbst wider den Eingriff fremder Mächte in ihre Staatssachen schüzt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Mai 1826.

Liebt, nach dem lezten Lebewohl und Seufzer
Von Allem, was dich liebte, nichts mehr dich?
Frag über solches Räthsel dich allein: —
Sieh sterben, was du liebst: — antworte dann!

Lamartine, übers. von Schwab.

Neugriechisches Lied.

Ragen sieben blut'ge Türkenköpfe
Aufgepflanzet auf des Berges Kuppe,
In des Pascha's Lager niederblickend;
Sie mit seinen wackern Pallikaren
Hatt' als Beuteschmuck und Rachvergeltung
Armadole Dionys zum Denkmal
Aufgepflanzet für die Feinde drunten;
Nah' sein Limeri, die Felsenhöhle,
Wo er Schutz oft sucht mit den Genossen,
Mit den unterird'schen Kammern nahe!
War ein neuer Streif den braven Klephten
Wiederum gelungen in dem Thale.
Viel der Türken waren von der Flinten
Rascher Kugel, von des Säbels Hiebe
Bey dem jähen Ueberfall gesunken.
Beute, köstliche an Gold und Silber
War gewonnen; doch die schönste Beute
Waren zwey gefangne Türkenmädchen,
Köstlich eingehüllt in weiche Seide
Ihre schlanken Leiber, und die Sterne
Ihrer Augen mit den feinsten Schleyern,
Draus wie Mondlicht in der Dämmerhülle
Ihre Blicke strahlten überdecket.

An dem Wollenstricke, der die Weste,
Mit vier Reihen blanker Silberknöpfe
Schön geschmücket, dreyfach ihn umwindet,
Führt nach seiner Höhle die Gefangnen,
Stolz der Armadole, ehrerbietig,
Nicht mit frechen Worten, frecher Miene
Die Jungfrau'n kränkend, in die Kammern,
Reichet Milch der Heerde, Butter, Honig
Ihnen dar und tröstet ihren Kummer:
„Keine Sorge, keine Fahr' euch nahe!
Nicht mit zarten Weibern kämpft der Klephte,
Mit dem Muselmann nur, seinem Feinde,
Nur mit Männern! Seyd getrostes Muthes
Hab' ich Lösung, die ich will erbitten,
Sicher mögt ihr wieder heimwärts wandern.

Lösung kommt, verlangte reiche Lösung
Von den Türken, und der Armadole
Selbst geleitet jezt die beyden Mädchen
Nach dem Lager, doch ihn führet vorüber
Jezt der näh're Bergweg an der Kuppe,
Wo die blut'gen Türkenköpfe stehen.
Eine war's, die jüngste, schönste dieser
Mädchen, die, den Schleyer lüpfend, aufschaut
Nach den Schädeln; Grausen tritt sie an und
Plötzlich sinkt sie todt zur Erde nieder;
Ihres Bräut'gams Haupt hat sie gesehen.
Und der Armadole, tief im Innern
Angereget ob dem Trau'rgeschicke,
Trauernd übergibt er so den Türken,
Die gekommen zur Gefangnen Löse,
So die Leiche, als die Freundin, welche
Fast als Leiche jetzo folgt der Leiche.
Auch die Lösung, und noch Prunkgewande
Zu dem Schmuck der Todten, schickt voll Mitleid
Jezt der Klephte in das Türkenlager.

Conz.

Noch etwas über die Verbindung des atlantischen Meers mit dem stillen Ozean.

In der Correspondance astronomique etc. des Baron von Zach (1825. N. 6.) findet sich ein Aufsatz über die jezt viel besprochene Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ozean von einem (ungenannten) spanischen Seemann, mitgetheilt von Don Martin Fernando de Navarrete in Madrid. Der Gegenstand wird in diesem Aufsatz nicht sowohl in hydrotechnischer als in hydrodynamischer Hinsicht behandelt; das heißt es wird nicht die Möglichkeit und die Art der Durchgrabung der Landenge untersucht, sondern das Verhältniß der beyden zu verbindenden Meere zu einander, besonders was das Niveau und die Ebbe und Flut betrifft. Es ist eine merkwürdige und schwer zu erklärende Erscheinung, daß die Ebbe und Flut in den beyden Meeren von ganz entgegengesezten Ursachen abzuhängen scheinen. Wenn das Wasser des einen Meeres steigt, so fällt das des andern und umgekehrt. Die Flut ist an der Küste von Panama (im stillen Ozean) regelmäßig und hoch, was an der Küste von Portobello und der Nord- und Ostküste von Mexiko und Columbia nicht der Fall ist, wo sie ganz unregelmäßig ist und selten über zwey und einen halben Fuß steigt; die Flut des stillen Ozeans dagegen steigt häufig auf fünfzehn und während der Syzygien auf siebzehn und zwanzig Fuß. Was nun die eigentliche Höhe des Niveaus der beyden Meere betrifft, so scheint es, sonderbar genug, noch keineswegs hinlänglich untersucht zu seyn, ob und wieviel höher das Meer bey Portobello als das bey Panama sey. Der spanische Seemann meynt (worin ihm auch Herr von Zach beystimmt), daß dieser Punkt am besten ausgemittelt werden könnte, indem man von einer Stelle aus, wo man beyde Meere sieht, den Depressionswinkel des Horizonts derselben vergleiche. Eine solche Stelle ist eine Höhe zwey Leguas von dem Dorfe Penonome, auf dem Wege von Panama nach Veraguas. Eine andere bey diesem Gegenstand zu berücksichtigende Thatsache ist, daß der stille Ozean an der Küste von Panama viel tiefer ist als der mexikanische Meerbusen. Die Unregelmäßigkeit der Ebbe und Flut im mexikanischen Meerbusen scheint von denselben Ursachen herzurühren, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß das Niveau des atlantischen Meeres und des mexikanischen Meerbusens insbesondere wirklich höher ist als das Niveau des stillen Ozeans und der Südsee. Doch ist es auffallend, daß der Verfasser, obgleich er beyde Meere und die Küsten von Mexiko genau kennt, doch dieß nirgends als erwiesene Thatsache angibt, sondern nachdem er jene Ursachen auseinandergesezt hat, nur sagt: „Diese Betrachtungen veranlassen mich zu glauben, daß die Gewässer des Nordens höher stehen als die des Südens, die des atlantischen Meeres höher als die des stillen Meers.“

Das atlantische Meer erscheint als ein ungeheurer Strom, dessen Lauf sich von Süden nach Norden richtet. Dieser Vergleich wird um so einleuchtender, wenn man die sonderbare Uebereinstimmung der Ein- und Ausbiegungen der Ost- und Westküste des atlantischen Meers betrachtet. Die Strömung des atlantischen Meers von Süden nach Norden scheint besonders durch die Südwestwinde hervorgebracht zu werden, welche am Kap Horn sowohl als am Vorgebirge der guten Hoffnung sehr beständig und heftig wehen *). Diese Winde treiben das Wasser in entgegengesezten Strömungen, welche sich dann in eine mittlere Richtung nach Norden vereinigen, bis sie durch die Aequinoktialströmungen eine westliche Richtung erhalten; allein die Antillen und weiterhin das feste Land von Amerika stellen sich dieser westlichen Richtung entgegen und die Strömung erhält bald wieder eine nördliche Richtung. Im Norden aber stellt sich dem atlantischen Strom wieder ein Damm entgegen in dem Eis des Nordpols, und wenn man auch annehmen will, daß unter diesem Eis die von Süden herandringende Wassermasse einen Abfluß und eine Verbindung mit dem nördlichen stillen Ozean findet, so ist doch die auf diese Art abfließende Wassermasse unmöglich so bedeutend, als die von Süden heranströmende. Es ist endlich kaum denkbar, daß das von Süden nach Norden strömende Wasser durch eine umgekehrte Strömung der untern Wasserschichten von Norden nach Süden wieder abfließe, da das Wasser des atlantischen Meers wegen der verhältnißmäßig weit größern Beymischung von süßem Wasser leichter ist, als das Wasser des stillen Ozeans und der Südsee; wenn also das Wasser des atlantischen Meers nach der Südsee und dem stillen Meer abflösse, so müßte dieß in den obern Wasserschichten geschehen **); diese aber haben, wie gesagt, eine Strömung von Süden nach Norden. Das Niveau des atlantischen Meers ist also wahrscheinlich höher als das der Südsee und des stillen Meers, weil aus diesen beyden leztern eine größere Wassermasse nach Norden in's atlantische Meer strömt, als unter dem Eise des Nordpols (oder auf andere Art) wieder abfließen kann. Dieselben Ursachen nun, welche diese Stauung im atlantischen Meer im Allgemeinen hervorbringen, finden in noch höherem Grade in der caraibischen See und dem mexikanischen Meerbusen statt. Die Aequinoktialströmungen, von den nördlichen Strömungen verstärkt, ergießen

*) Wir vermuthen, daß hier ein Irrthum in der französischen Uebersezung ist, und daß es eigentlich heißt: die Südwestwinde sind am Kap Horn eben so heftig und beständig als die Südostwinde am Vorgebirg der guten Hoffnung; wenigstens scheint das aus dem zunächst Folgenden hervorzugehen.

**) Die Meynung des Verfassers wird noch wahrscheinlicher durch die doppelte Strömung in der Meerenge von Gibraltar, wo das Wasser des atlantischen Meers unten von Westen nach Osten herein, und das (mehr Flußwasser enthaltende) Wasser des mittelländischen Meers von Osten nach Westen über dem ersteren herausströmt.

in einer mittlern, d. h. nordwestlichen Richtung eine große Wassermasse in jenes große Becken, es ist natürlich, daß das Wasser sich in demselben staut, indem es an die mexikanische Küste anprallt. Hierzu kommt noch die ungeheure Masse von süßem Wasser, welches diesem Becken durch die großen Ströme zugeführt wird, und dessen Abfluß in das atlantische Meer durch den Damm, welchen die caraibischen und Bahamas-Inseln und Cuba und Puertorico vom Ausfluß des Orinoko bis nach Florida bilden, nur durch einige Oeffnungen möglich ist, und außerdem noch durch das hereinströmende Wasser des atlantischen Meers erschwert wird. Aus den bisher genannten Ursachen erklärt sich zugleich die Schwäche und Unregelmäßigkeit der Ebbe und Flut in dem ganzen Becken, welches durch die Insel Cuba und die Landzunge Yucatan in den mexikanischen Meerbusen und das caraibische Meer getheilt wird.

Aus den von dem spanischen Seemann angeführten Thatsachen geht hervor, daß es nicht nur sehr wahrscheinlich ist, daß das atlantische Meer wirklich bedeutend höher steht als das stille Meer, sondern daß das Gegentheil kaum denkbar wäre, und daß bey der Verbindung der beyden Meere die größten Schwierigkeiten nicht in der Beschaffenheit der Landenge, sondern in dem Verhältnisse der beyden Meere liegt. Die Frage ist nicht sowohl: ist es möglich, einen Kanal durch die Landenge zu ziehen, sondern: wenn dieß geschehen ist, was werden die Folgen des Abflusses des atlantischen Meers in das stille Meer seyn? Mit einer etwas lebhaften Phantasie dürfte es freylich nicht schwer seyn, aus einem solchen Ereigniß die schrecklichsten Folgen vorauszusehen; man sollte aber dabey nicht vergessen, daß durch einen engen Kanal der Abfluß nur sehr allmählig geschehen kann, und daß deßhalb an eine plötzliche Ueberschwemmung oder dergleichen nicht wohl zu denken ist. Mehr Rücksicht verdiente vielleicht das allmählige Zurücktreten des Meers an den Küsten von Afrika und Europa. Schließlich wollen wir noch bemerken, daß zwar die Existenz der Aequinoktialströmungen von Osten nach Westen hinlänglich erwiesen ist, um in Verbindung mit den andern genannten Ursachen eine Anhäufung von Wasser in dem großen amerikanischen Becken wahrscheinlich zu machen, daß aber der Spanier die Strömung des atlantischen Meers von Süden nach Norden wahrscheinlich zu hoch und den Abfluß im Norden von Amerika und Asien zu gering anschlägt; wahrscheinlich ist es nur jenes Becken, dessen Wasserniveau wirklich bedeutend höher ist, als das des stillen Meers, und es wäre demnach bey jenem Unternehmen höchstens ein Abfluß des mexikanischen und caraibischen Meers ins stille Meer, nicht aber des atlantischen Meers selbst zu berücksichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende April.

Der Widerspruch, hinsichtlich des Laufes des sogenannten Nigers, welcher sich in Denham und Clappertons Entdeckungsreise in Afrika findet, scheint das Publikum hinsichtlich des Laufes dieses Flusses noch mehr zu verwirren, als es alle frühere widersprechende Nachrichten von demselben gethan. Daß er sich nicht in die Bucht von Benin ergießt, scheint mir außer allen Zweifel gesezt zu seyn; denn was der Sultan der Fellahs, Bello deßwegen sagt, das widerspricht die Karte, die er Hrn. Clapperton mitgetheilt; und da dieselbe in Hinsicht der gegenseitigen Lage der von den Reisenden selbst gesehenen Gegenden richtig ist, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß der in derselben angezeigte Lauf des großen Flußes ziemlich mit der Wahrheit übereinstimmend ist, und daß Clapperton entweder seine mündliche Angabe mißverstanden, oder daß der Sultan ihn täuschen wollte, um den König von England desto leichter zu bewegen, ihm von der Seeseite her einen Konsul und Arzt, nebst Kanonen und Flinten zu senden, und überhaupt um eine höhere Meynung von der Ausdehnung seiner Macht zu geben. Die Stadt, die er als an der Mündung des Flusses gelegen nannte, findet sich in der Bucht von Benin nicht; und auf der andern Seite erwähnen die lezten Berichte von der Mission, die von jener Bucht aus nach Sakatu vorzudringen gedenkt, eines zwischen derselben und Nissee gelegenen Königreiches Hueh, wovon der Sultan kein Wort gesagt zu haben scheint. Was den auf Bello's Karte angegebenen Lauf des Nigers, oder, wie er dort genannt wird, Guarramas, noch wahrscheinlicher macht, ist, daß allen Angaben nach, sich in der Gegend, wo er sich gegen Osten wendet, eine über 20.000 Fuß hohe, von Westen nach Osten laufende Gebirgskette befindet, an deren Fuß er sich wahrscheinlich hinzieht. Die Frage scheint nur noch zu seyn, ob der vom Süden her in den Tschad strömende Fluß der Guarrama ist, oder ob derselbe, wie man dem Major Denham berichtet, seinen Lauf weiter gegen Osten fortsezt, und sich endlich mit dem Bahr el Abiad, oder dem egyptischen Nil vereinigt? Mir scheint beydes möglich: es ist nämlich wahrscheinlich, daß in der trockenen Jahreszeit der Guarrama durch erhöhetes Land gezwungen wird, sich gegen Norden zu wenden, in der Regenzeit aber das Hinderniß überschreitet, und Egypten zuströmt. Die erste Frage, nämlich ob er sich unterhalb Nissee gegen Osten wendet, wird denke ich, in Kurzem durch Hrn. Clapperton und seinen Gefährten entschieden werden; ob aber auch die leztere, ist für jezt kaum zu erwarten, es wäre denn die unternehmenden Reisenden wollten es wagen ganz Afrika von Westen gen Osten zu durchstreifen.

Das lezte Stück der Westminster-Review enthält einige interessante Nachrichten über eine Reise im Persischen Meerbusen; ich hebe einiges davon aus. Die Wechabiten sahen wir blos als Besuchende und ein überwundenes Volk, und konnten daher nur, als wie von einem eingekerkerten Löwen, über ihre wahre Gemüthsart Vermuthungen anstellen. Wenn man die guten Eigenschaften dieses Volkes betrachtet, so darf man nicht fürchten in Begeisterung zu gerathen; man darf nicht vergessen, daß sie roh, wild und unduldsam sind. Zu ihren kleineren Fehlern gehört der Mangel an Reinlichkeit. Niebuhr, welcher die Araber als sehr reinlich beschreibt, muß durch die Meynung verleitet worden seyn, daß Reinlichkeit nothwendig mit häufigem Waschen verknüpft seyn müsse. Hätte er sie etwas näher betrachtet, so würde er gefunden haben, wie geschickt sie den Buchstaben des Gesetzes zu erfüllen, und den Geist desselben zu umgehen wissen. Der Vorwurf aber in seinem vollen Umfange trifft die Wechabiten allein. Zu Maskat sind die höheren Klassen ziemlich rein. Was das persönliche

Ansehen der Wechabiten betrifft, so sind sie klein von Statur, hager, gelb von Farbe, dürr und von harten Gesichtszügen; in ihrer Kleidung und ihrem Ansehen wie alte Weiber mit Dolchen in den Schürzbändern. Es ist nöthig die Namen genau zu bezeichnen. Die Bewohner der sogenannten Seeräuberstädte sind meistentheils von dem Joasmin-Geschlecht und einigen anderen Geschlechtern. In Religion sind sie Wechabiten, oder Anhänger des Abdul Wahab, der vor ungefähr achtzig Jahren zu Dereya gegen die Verderbtheit der herrschenden Religion zu predigen anfing. Sie machen nur einen kleinen Theil von den Wechabiten aus, und haben sich aus keiner andern Ursache der Seeräuberey ergeben, als aus der die Christen zu Liverpool einst den Sklavenhandel trieben, wegen ihrer Gewohnheit an's Seeleben. Die Wechabiten, welche Ali Bey zu Mekka traf, müssen von einem anderen Geschlechte gewesen seyn. Das Ansehen der Beduinen ist von eigener wilder Art, und ihr Gesichtsausdruck von dem der übrigen Araber ganz verschieden. Einige darunter sind sehr schön, und das Eigenthümliche ihrer Züge scheint eine besondere Zartheit zu seyn. In Gestalt sind sie kurz. Sie tragen nichts auf dem Kopf als ein engfädeniges Ledernez, und ihr Haar hängt in langen gedreheten Locken auf die Schultern herab. Weiße, regelmäßige Zähne geben ihren Gesichtern noch mehr ein weiberähnliches Ansehen. Diese Gesichtsart ist besonders darum merkwürdig, weil sie von der der übrigen Araber, deren Züge groß und hart sind, so verschieden ist. Nach Ali Beys Beschreibung waren die Araber, die er zu Mekka gesehen, von diesem Geschlecht. Ihr Wesen ist freundlich und milde, und von der kräftigen Kühnheit der anderen Araber sehr verschieden. Statt eines Rockes tragen sie ein um die Lenden geschlagenes Tuch, welches bis zu der Mitte der Waden hinabreicht, und einen Gürtel, in welchen sie ihre Patronen stecken. Ihre Augen sind geschwärzt, und ihr ganzer Körper mit Oel und einem dunkeln Pulver eingerieben, welches ihnen ein nußbraunes Ansehen gibt. Dieß sind die Tabia suf, oder die Unter-wolle Araber, sogenannt von ihren Gezelten, und die übrigen Arab ul beit, oder die Häuser-Männer.

Vor wenigen Tagen wurde unter dem Schutze mehrerer Prinzen vom Geblüt ein sogenannter Fancyball zum Besten der hier lebenden vertriebenen Spanier und Italiener gegeben. Jede Eintrittskarte kostete eine Guinee, und es sollen an 3000 Personen da gewesen seyn, aber die Anstalten für dergleichen Unternehmungen kosten so viel Geld, und die Anzahl jener Unglücklichen ist so groß, daß, wie man berechnet hat, nicht viel mehr als ein Gulden auf den Mann kömmt. Dennoch ist der Ueberschuß ein bedeutender Beytrag zu dem Fond, den man schon früher für diese armen Leute erhoben hat. Man beabsichtigt noch zwey andere Bälle der Art zum Besten der hiesigen brodlosen Weber zu geben. Aber ich fürchte, wenn nicht bald weit beträchtlichere Summen als durch dergleichen Unternehmungen eingehen, zusammengeschossen werden, nicht nur um die hiesigen Weber, sondern noch mehr, um die vielen tausend in anderen Gegenden, besonders in der volkreichen Grafschaft Lancastre brodlosen und täglich brodlos werdenden Fabrikarbeiter vorm Verhungern zu schützen, oder, was wohl vorher geschehen würde, um allgemeinen Aufstand zu verhindern, daß es zu schrecklichen Auftritten kommen dürfte. Die Folgen der Uebertreibungen im Handel und Gewerbe treten nun auch bey den anderen Fabriken hervor, wie sie sich früher, durch Nebenumstände schneller herbeygeführt, bey den Seidenfabriken gezeigt. Man hat in den lezten Jahren mit unbedachtsamer Thätigkeit im In- und Auslande alle Häfen, Märkte und Lagerhäuser so sehr mit Waaren von jeder Gattung angefüllt, daß vielleicht eben so viele Jahre hingehen müssen, ehe sie alle verbraucht werden können; und da es mit dem Kredit zu Ende ist, so kauft Niemand mehr auf Spekulation, und die Fabrikanten müssen ihre Arbeiten einstellen, und ihre Arbeiter verabschieden. Eine Zeit lang geduldeten sich diese Unglücklichen, in der Hoffnung, daß es sich mit dem Handel bessern, oder die Regierung vielleicht sie unterstützen, zum wenigsten doch durch die Zulassung auswärtigen Getreides, ihnen wohlfeileres Brod verschaffen würde. Da sie sich aber in allen diesen Erwartungen getäuscht fanden, und besonders das Parlament vor ein paar Tagen entschied, daß für dieses Jahr keine Veränderung in den Getreidegesezen zu machen sey, so scheint das ohnedieß wilde Volk in der Gegend von Blackburn die Verzweiflung ergriffen und zu dem Gedanken verleitet zu haben, daß die Dampfwebemaschinen, welche doch allein die englischen Fabrikanten in Stand sezen, in Baumwollen- und Wollenwaaren die ausländischen Fabrikanten, zum Theil auf dem Kontinent, aber besonders in Amerika, auszustechen, und welche diese Leute bisher ernährt haben, ihnen ihr Brod nähmen. Demnächst haben sie sich bewaffnet und zu Tausenden zusammengerottet, und in jener Gegend alle Webmaschinen zerstört, denen sie nahe kommen konnten, und zugleich auch in einigen Wirthshäusern die Lebensmittel geplündert. Unglücklicher Weise befanden sich wenige Truppen in der Gegend, und das Volk war so verzweifelt, daß es sich bey einer Fabrik mit einer Abtheilung Reiterey in Kampf einließ, und obgleich es mehrere an Getödteten (das Gerücht nennt von drey bis sieben) und Verwundeten einbüßte, das Zerstörungswerk doch vor ihren Augen vollbrachte. Seitdem ist aus allen Gegenden Reiterey und Geschüz dahin geschickt worden; aber wenn man nicht auch Lebensmittel hinschickt, so wird es in einer Gegend voller volkreichen Städte, wo in wenigen Stunden 50 bis 100.000 brodlose Arbeiter beysammen seyn können, eines bedeutenden Heeres bedürfen, um die Unglücklichen im Zaume zu halten; besonders wenn sich die Aufstandswuth auch nach Manchester verbreitet. Bis jezt hat sich kein politischer Grund in diese Volksbewegungen gemischt; aber man fürchtet, daß sich nur zu bald bösartige Menschen finden werden, die den armen Leuten einen solchen an die Hand geben; besonders da diesen Spätsommer auch eine allgemeine Parlamentswahl eintritt. Damit Sie sich einen Begriff machen können, wie ungemein groß die Anzahl der Menschen seyn müsse, die in diesen Eilanden durch die Handelsstockung ihren Unterhalt verloren, darf ich nur melden, daß die Menge der unbeschäftigten Arbeiter zu Dublin, einer nicht bedeutenden Manufakturstadt, allein, nach einer bey einer neulich zu deren Unterstüzung dort statt gefundenen Versammlung eingereichten Angabe über 21,000 beträgt! Der König hat bereits 3000 Pfund für die Unterstüzung solcher Leute hergegeben, und durch Privatbeyträge sind schon viele Arbeiter mit ihren Familien vor dem Verschmachten geschüzt worden; aber die Regierung allein vermag es, durch die Versendung einer bedeutenden Anzahl nach Canada oder einer anderen Kolonie, diese Leute vom Verderben zu retten und das Land vor einer unglückschwangeren Erschütterung zu beschüzen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 108.

Epheu.

Palindromisches Räthsel.

Lies mich von vorn und ich bin der Bewegung heiliger Urquell.
Lies mich von hinten, ich bin schwindender Schemen und Duft.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Mai 1826.

Was ist Leben? Trug der Sinne.
Was ist Leben? Hohler Schaum;
Ein Verblüh'n schon beym Beginne,
Ein Phantom, ein Schatten kaum.

Calderon.

Die Ahndung.

Eine englische Erzählung.

Von meiner Kindheit an war ich freudenlos, und ein Geheimniß beschattet alle meine frühen Erinnerungen. Ich sehe mich oft noch als Kind in einem prächtigen Schlosse, auf einem reichen Fußteppich mit einer Pomeranze spielen — plötzlich erschreckt mich ein wilder Schrey und ein fürchterlicher Schall; man trägt mich weg, und ich sehe einen Herrn blutend auf den Stufen einer großen Treppe liegen, und eine schöne Frau verzweifelnd die Hände ringen. Noch in diesem fürchterlichen Kampf begriffen, sehe ich eine Menge Bäume, Felder und Häuser vor dem Fenster einer Kutsche vorbeyziehen, in welcher ich neben einem unbekannten Weibe sitze, welches weint und mich liebkoset. Wir halten vor dem Thore eines gothischen Gebäudes, man hebt mich heraus und eine ehrwürdige Matrone drückt mich an ihr Herz. . . . Hier tritt eine Lücke in meinen Erinnerungen ein — ich sah die alte Dame (es war meine Großmutter) sterben; noch fließen meine Thränen, wenn ich an den sanften, traurigen Blick, an die welke, brennende Hand denke, womit sie mich vor ihrem Hinscheiden segnete! Bald darauf brachte mich ein gutes, liebes Mädchen zu einer alten, freundlichen Frau, die in einem einsamen Hause an einer schönen Meeres-Bucht wohnte.

Nachdem ich zwey oder drey Jahre mit dieser Dame gelebt, sie mich einmal an den Strand hinunter spazieren führte, trafen wir auf einen Herrn, welcher allein auf einem Felsen saß. Er sprang auf und entfernte sich schnell, während ich ihm mit kindischer Neugierde so lange nachsah, bis er unsern Augen entschwand. Er hieß Oaldale, und wohnte seit einiger Zeit einsam in der Hütte einer alten Fischerin, und niemand wußte, wer er war, oder woher er gekommen.

Mehrere Jahre vergingen, ich war zum Knaben herangewachsen, und durfte frey umher wandern. Einst bey einem meiner Spaziergänge stieß ich wieder auf Herrn Oaldale. Ich erkannte ihn beym ersten Blick und es kam mir vor, als hätte ich ihn in einem früheren Daseyn vor langer, langer Zeit schon gekannt. Er winkte mich zu sich, und sprach anfangs mit mir mit der freundlichen Vertraulichkeit, womit gutmüthige Menschen Kinder anzureden pflegen; plötzlich aber sah er mich mit starrem, wildem Blicke an, schob mir die Haare von der Stirne, musterte meine Züge mit beunruhigendem Ernste und brach dann in Thränen aus. Bald erholte er sich wieder und wußte auch mich zu beruhigen; er that mehrere Fragen an mich über meinen Namen u. s. w.; aber meine Antworten schienen ihm fremd zu bleiben. Das ganze Wesen des Mannes verrieth viele Menschlichkeit und Herzensgüte; aber mitunter ward sein Auge wieder so wild und verdachtvoll, daß ich gern davon gelaufen wäre, hätte er mich nicht beständig bey der Hand festgehalten.

Es war Abend, als er mich zu Mißtriß Ormond zurückführte. Die alte Dame hatte mit großer Sorge meiner gewartet. Sie küßte mich und verwies mir mein

langes Ausbleiben. Ich hielt meinen Führer beym Finger, aber bey dem ersten Worte der Dame riß er sich los und sprang zurück. Kaum hatte sie Zeit, eine Frage an mich zu thun, als er wieder vorwärts kam, die erschrockene Dame auf die Seite führte, und ihr mit hastigem Ernste etwas zuflüsterte, welches sie für einen Augenblick zu betäuben schien. Sie antwortete aber nicht, sondern führte mich schnell in's Haus, während der Fremde wie eingewurzelt stehen blieb. Sie schien tief bewegt, und ihr schmerzhaftes Wesen und ihre ängstliche Fragen an mich über den Fremden ließen mich vermuthen, daß mein Geschick mit dem Schicksale dieses unglücklichen Einsiedlers in genauer Verbindung stehen müßte.

Am folgenden Morgen erfuhren wir, Herr Oakdale habe die Wohnung der Wittwe verlassen, und Niemand wüßte, wo er hingegangen. Aber dieß schien Mißtriß Ormond nicht zu beruhigen; sie schrieb unter Seufzen und Thränen einen Brief, den sie durch einen Bedienten in die nächste Stadt schickte. Zu gleicher Zeit wurden Anstalten zu einer Reise getroffen, man kleidete mich um, und nicht lange, so saßen wir in einer Postchaise, die der Bediente mitgebracht hatte. Auf dieser Reise drängten sich alle meine früheren Erinnerungen wieder gewaltsam in mein Gedächtniß; ich theilte sie meiner Erzieherin mit, und sie suchte mich zu bereden, es wären Träume gewesen; aber da sie fand, daß sie mir diese schmerzhaften Erscheinungen nicht aus dem Sinne bringen konnte, schien es sie zu schmerzen, und ich schwieg still; aber von dem Augenblicke an bemächtigte sich eine traurige Ahndung meiner Seele, die mich ein Leben voll Bitterkeit und Jammer vorempfinden ließ, lange vorher, ehe es wirklich kam.

Wir trafen gegen Abend in einem großen, schönen Schlosse ein, worin aber jeder Schritt verkündigte, daß es lange unbewohnt und vernachläßigt gewesen. Wir wurden von einer alten Haushälterin in Zimmer geführt, wo ein Feuer brannte, und ich hörte aus dem Gespräche zwischen beyden Frauen, daß wir hier bleiben würden, bis sie auf einen Brief, den Mißtriß Ormond nach London geschrieben, Antwort erhalten. Ich verließ das Gemach und verirrte mich in einen prächtigen Saal, zu einer großen Marmortreppe — ach! ich befand mich an dem Orte, wo sich jener schreckliche Auftritt ereignet, der mir seitdem beständig vorgeschwebt — ja die Stufen waren noch von dem Blute befleckt, das ich damals hatte fließen sehen. . . . .

Wir mußten ungefähr einen Monat in Breckendale-Hall gewesen seyn, denn ich erinnere mich, daß, als man mich zu Bette brachte, der Neumond schwach durch's Fenster schien. Ich machte Mißtriß Ormond aufmerksam darauf und sagte: er sähe aus wie ein zerbrochener Trauring. Gott weiß, wie mir das Gleichniß in den Kopf kam, aber es schien die gute Frau zu erschüttern, sie sagte mit einem Seufzer: „Gott sey diesem sonderbaren Knaben gnädig!“ dann küßte sie mich und ich fühlte eine Thräne auf meinen Wangen.

Ich hatte den Mond ab- und zunehmen sehen, er hatte sich wieder erneuert, als Dr. Boswille kam, um mich nach seiner Schule abzuholen. Es schmerzte mich tief, meine Pflegemutter zu verlassen, und das Versprechen meines ernsthaften Lehrers, daß ich viele Spielgefährten haben würde, wovon ich aber kaum den Sinn verstand, vermochte mich nicht zu trösten. Ich saß an seiner Seite im Wagen, und grübelte über das, was das Gemüth des Kindes, wie den Geist des Philosophen beschäftigt. — Was bin ich? wozu alles dieses? wohin gehe ich und wer wird mich dort lieben oder hassen?

Dr. Boswille hatte seine Lehranstalt auf zehn Zöglinge beschränkt; doch für mich, der ich an ein stilles Leben, unter der sanft lenkenden weiblichen Hand gewöhnt gewesen, war dieß eine wilde, stürmische Welt. Ich konnte mich nicht in das muntere Wesen meiner Gefährten finden, und während sie auf dem nahen Kirchhof spielten, saß ich auf einem Grabstein und wunderte mich über ihren Frohsinn, an dem ich keinen Antheil nehmen konnte. Anfangs suchten sie mich bald durch Bitten, bald durch lose Streiche in ihren Kreis zu ziehen; als aber dieses alles nichts half, fiengen sie allmählig an, mich mit mitleidsvoller Güte zu behandeln, und suchten mich fortwährend durch kleine Geschenke und Gefälligkeiten zu erheitern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch etwas über die Verbindung des atlantischen Meers mit dem stillen Ozean.

(Beschluß.)

Es sey mir erlaubt, bey dieser Gelegenheit noch einige Bemerkungen über die Gegend, wo ein Verbindungskanal am leichtesten auszuführen wäre, mitzutheilen. In einem Aufsatz über diesen Gegenstand von Herrn von Zach (Morgenblatt 4. Januar 1826) werden als schicklich zu einem solchen Unternehmen genannt der Fluß Chagre, der Fluß San Juan nebst dem See von Nicaragua, und endlich „solle man die Flüsse San Miguel und Chamaluzon in der Hudsonsbay vereinigen.“ Dieß leztere ist durchaus unverständlich, es müßte denn etwa eine Verwechslung oder ein Druckfehler von Hudsonsbay und Hondurasbay stattgefunden haben. Folgende Stelle aus einem ältern spanischen Schriftsteller ist für diesen Gegenstand nicht ohne Interesse: Alcedo in seinem diccionario de geografia sagt nämlich beym Artikel Mandinga: „Der genannte Fluß (Mandinga) entspringt in dem Gebirge von Chepo und fließt nach Osten, bis er sich in die Bucht ergießt, der er den Namen gibt: sein Lauf beträgt vier Leguas und es ist bey Todesstrafe verboten, ihn zu beschiffen, wegen der Leich-

tigkeit, womit man durch ihn in's stille Meer kommen kann, wie es im Jahr 1679 die Seeräuber Juan Guarlem, Edward Blowen und Bartolomé Charps wirklich gethan haben. Die genannte Bucht an der Küste und in der Provinz Darien ist schön, groß und sicher u. s. w." — Was den Transport zu Lande, z. B. auf Eisenbahnen betrifft, so dürfte er doch eine weitere Betrachtung verdienen und der Vergleich mit der Landenge von Suez ist nicht ganz passend, denn als man diesen Landweg verließ, war noch von keinen Eisenbahnen die Rede, und auch jezt wäre ihre Anlegung in dem Sand dieser Landenge besonders schwierig. Die Entfernung von der Stelle, wo der Fluß Chagre schiffbar ist, bis zum stillen Meer beträgt nach Oviedo nur vier Leguas, größtentheils eben und nur mit einigen geringen Anhöhen. „Ew. Majestät ersehen (sagt Oviedo ferner in seinem Bericht an Karl V.) aus dem, was ich gesagt, welch eine wunderbare Sache dieß ist, und wie trefflich geeignet zu der Ausführung meines Vorschlages. Der Fluß Chagre entspringt nur zwey Leguas von der Südsee und ergießt sich in das nördliche Meer, ein breiter, tiefer und schnell fließender Strom, und so vortheilhaft zu dem besagten Zweck gelegen, daß ich es mir nicht besser erdenken könnte." Herrera, der bekannte Geschichtschreiber, sagt, daß unter Kaiser Karl V. der Hauptmann Laserna und die Regidoren von Panama, Alvaro de Guijo und Franzisco Gonzalez beauftragt worden seyen, den Isthmus von Panama zu untersuchen, um die zweckmäßigste Stelle zum Transport der Waaren von einem Meer zum andern auszumitteln. Diese Männer fanden, daß Schiffe auf dem Rio Grande, der sich bey Panama in die Südsee ergießt, mit der Flut drey Leguas aufwärts schiffen könnten, und daß die Entfernung von dieser Stelle bis zu der, wo der Fluß schiffbar ist, nur neun Leguas betrage, und zwar ganz ebenes und freyes Land. Nach dieser gewichtigen Autorität scheint es also zur Verbindung der beyden Meere nur darauf anzukommen, einen Kanal von neun Leguas Länge durch flaches Land zu ziehen.

An der Wichtigkeit einer solchen Unternehmung ist zwar keineswegs zu zweifeln; indessen muß man, um die davon zu erwartenden Resultate und Veränderungen in dem Welthandel nicht zu hoch anzuschlagen, bedenken, daß wir nicht mehr in den Zeiten sind, wo die Umschiffung des Kap Horn ein nur selten unternommenes oder gelungenes Wagstück war, sondern daß heut zu Tage dieß Vorgebirge eben so oft und eben so leicht umschifft wird, als das Vorgebirge der guten Hoffnung. In einem kleinen Aufsatz über diesen Gegenstand in der Minerva sind auch die politischen Schwierigkeiten berührt worden, welche sich der Ausführung entgegenstellen könnten. Allein es ist wirklich schwer zu begreifen, auf welchen Grundsatz des Völkerrechts oder der Politik der Verfasser jenes Aufsatzes diese Schwierigkeiten begründen will. Er scheint nämlich anzunehmen, daß die amerikanischen Staaten, und zunächst Meriko und Guatimala, in ihrem Lande keinen Kanal bauen dürfen, ohne dazu die Einwilligung der übrigen Handelsmächte und besonders der großen europäischen Mächte zu erhalten. Er spricht von einer aus Abgeordneten der verschiedenen Mächte zusammengesezten Kanalverwaltung u. s. w. Aus einem solchen Hirngespinnst ist es leicht, Schwierigkeiten entstehen zu lassen *). Die einzige wirkliche Schwierigkeit bey der Unternehmung scheint nur das gegenseitige Verhältniß der beyden Meere und der Mangel an Geld zu seyn. Dieß leztere und wichtigste Hinderniß dürfte in der nächsten Zeit um so schwerer zu heben seyn, da seit der lezten Geldverlegenheit die Engländer mit Recht etwas vorsichtiger mit Anleihen und namentlich sehr mißtrauisch in Hinsicht der neuen amerikanischen Staaten geworden sind.

*) Es wird den Mexikanern schwerlich einfallen, die andern Staaten zwingen zu wollen, ihren Kanal zu benutzen; wer dazu keine Lust hat unter den Bedingungen, welche die Mexikaner machen werden, dem wird es immer frey stehen, um das Kap Horn zu segeln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt. a. M. Ende April.

Madame Neumann also, die Gepriesene, von den heiteren blauen Vogesen bis zu den Rebenhügeln der stolzen Magyaren, von den schneeigen Tyroleralpen bis zu den entgegengesezten fernen Meeren, hat auch unsere Stadt auf die kurze Zeit ihres Aufenthaltes in einen Rausch des Entzückens versezt. Zum Zeitpunkt ihres Triumphes war die Messe ausersehen. Hier, von einer mächtigen Prätorianergarde alter und neuer Verehrer von nah und fern umgeben, thronte Mad. Neumann wie eine Königin über dem lauten Weltmarkte. Sie kam von Mainz mit zwey Lorbeerkränzen geschmückt. Nachdem man mehrere Tage zuvor die Künstlerin, als ob sie das Terrain recognosciren wolle, im Theater gesehen hatte, war ihr erstes Erscheinen ein Tag des größten Glanzes. Am Morgen las man in einem mit wunderberichtenden Dramaturgieen von allen kleinen Bühnen am Rhein und Main überschwemmten belletristischen Blatt, welches den Namen Didaskalia führt, ein großes Bülletin über die Siege der Künstlerin in Mainz. Von Bewunderung überfließend, wurde die Geschichte der beyden Lorbeerkränze berichtet, die mein lezter Brief kurz erzählte. Man kann sich denken, wie dieser Bericht, wahrscheinlich aus Rankune gegen die Nebenbuhlerin des lieblichen Gastes zum Druck beeilt, auf unser, für alles Neue äußerst empfängliches Publikum wirkte. Konnte es aber auch anders, da wir von Mad. Neumann seit Jahren immer Wunder hörten und sie nie zu Gesicht bekamen, als Dem. Lindner durch eine Kunstreise nach Karlsruhe die Künstlerin gleichsam herauszufordern schien. — Es war Sonntag. Man brach sich auf dem Weg zur Donna Diana fast die Hälse; das Orchester mußte ausgeräumt werden, und das Theater hätte füglich noch ein Mal so groß seyn dürfen. Madame Neumann, sogleich rauschend bewillkommt, erschien in den reizendsten Kostüms, wurde bey jeder Glanzstelle mit Applaus überschüttet, und am Ende mit Enthusiasmus gerufen. Die-

Herren sahen sich fast blind und auch die Damen ließen die Gläser nicht von den Augen. Mad. Neumann zeigte sich in dem Besitz einer trefflichen Taktik. „Habe ich.“ sprach sie, in feiner Anwendung einer sonst verbrauchten Phrase mit reizender Bescheidenheit, als sie von Beyfall umjauchzt, gerufen wurde, „habe ich auch nur einigermaßen Ihre Zufriedenheit erreicht, so war dieser Abend einer der schönsten meines Lebens!“ und Bravo Neumann! erscholl das Haus, und ihre Nebenbuhlerin, Dem. Lindner, schien total aus dem Felde geschlagen zu seyn. Doch noch hatte die schöne Bellona-Diana keinen direkten Angriff auf diese unternommen, und Dem. Lindner, welche ihr in der demüthigen Stellung der Florette dienstbar war, verlor keinen Zug ihrer reizenden Schalkheit. — Die Didaskalien enthielten zwar schon am folgenden Morgen ein Gedicht von mehreren Versen auf die Reize, welche Mad. Neumann als Donna Diana entwickelte, aber es war nur der Vorläufer der belustigendsten anatomisch-ästhetischen Zergliederungen ihrer Schönheit in Prosa und Versen; auch die Deklamatorin, Elise Bürger, die mit Kathinka Halein (von ihren Verehrern als die Mainzer Sappho besungen) zu den fleißigsten Mitarbeiterinnen jenes Blattes gehört, ließ sich in dankgerührten Zeilen, die immerhin die besten gewesen seyn mögen, vernehmen. — Aber die Stadt war erfüllt von Entzücken und freudigem Erstaunen. „Haben Sie Mad. Neumann gesehen? Wo wohnt sie? wo speist sie heute? wann spielt sie wieder? hat sie sich auf der Promenade oder im Braunfels gezeigt?“ so ging's von Mund zu Munde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, im April.

Die Liebe zur Lektüre ist bey dem russischen Publikum noch immer gering. Vorzüglich darf sich wohl die vaterländische Literatur darüber beklagen. Die höhern Stände ziehn ihr fortdauernd die französische vor. Die Lieblingsschriftsteller der Nation, wie Karamsin in seiner Reichsgeschichte, die klassischen Dichter Derschawin, Krülow, Schukowsky, Puschkin, Koslow (dessen Mönch in Jahresfrist in zwey Auflagen völlig vergriffen ward), der herrliche Tragiker Oserow, der Schauspieldichter Gribondow und einige andre werden indessen von den höhern und mittlern Klassen verschlungen, vorzüglich von den Damen, welche die auserlesensten Stellen ihrer Dichtungen häufig memoriren, um dadurch bey den jezt so beliebten gesellschaftlichen Deklamationsübungen zu glänzen. Am glücklichsten ist in dieser Hinsicht ohne Zweifel der von seinen Landsleuten leidenschaftlich geliebte junge Dichter Puschkin, den man in Rücksicht seines außerordentlichen und zum Erstaunen fruchtbaren Genies mit Recht den russischen Byron nennen darf. Ihm zahlte noch jüngst ein moskauischer Verleger für sein Manuscript, der Springbrunnen von Baktschisaray, (ein nicht voluminenses Gedicht) 3000 Rubel baar.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahrs hat sich die russische Journalistik (wenn man die von den Herren von Bulgarin und Gretsch versprochene, aber noch nicht erschienene neue Jugendzeitung ausnimmt) um keine Zeitschrift vermehrt, wohl aber um zwey ihrer bessern vermindert. Die im vorigen Jahre erschienenen bibliographischen Blätter des bekannten Archäologen Hofraths Keppen, haben in diesem aufgehört. Hr. von Keppen lieferte uns in diesen fortlaufende rezensirende Notizen über die frühern und neuesten Erscheinungen der russischen Literatur, eine Aufgabe, die diese vor ihm nicht kannte, und die er mit meisterhafter Sachkenntniß zu lösen wußte, wegen zu weniger Aufmunterung des Publikums aber zum Aufhören genöthigt ward. Sie sind gewiß ein sehr empfindlicher Verlust für die vaterländische Literär-Geschichte, vorzüglich in Hinsicht ihrer vielen interessanten Notizen und Auszüge, die sie uns über slavonische, aus alten Bibliotheken entlehnte Alterthümer gaben. *) Gleichfalls hat der Beförderer der Aufklärung und Wohlthätigkeit aufgehört, eine sehr nützliche, nicht gehaltlose Zeitschrift, redigirt von einer Gesellschaft Literaten, die eine sehr wohlthätige Tendenz hatte. Der Ertrag wurde für menschenliebende Zwecke verwandt.

Der unermüdet thätige Herausgeber unsrer deutschen St. Petersburger Zeitschrift, Hr. August Oldekopp, hat dieselbe in diesem Jahre noch mit wöchentlich erscheinenden Beylagen bereichert. In diesen werden die neuesten Tagsbegebenheiten des Innern, Skizzen zu einer Sittenschilderung unsrer Zeit, die neuesten Entdeckungen in den Wissenschaften, bibliographische Notizen über die neuesten in- und ausländischen Werke ꝛc. Aufnahme finden. Man muß wahrlich den so zu sagen eisernen Fleiß des Herrn Herausgebers bey so gemäßigten Ansprüchen, und so wenig lohnender Anerkennung seiner Landsleute bewundern. Daß leztre sehr gering seyn muß, scheinen seine stets heftigen, in jenem Monatshefte seiner Zeitschrift erneuerten Klagen zu beweisen. — Doch die Gunst des Publikums läßt sich nie ertrotzen, wohl aber durch Talent und anmuthige Gaben erringen. Vor geraumer Zeit schon wollte Hr. Oldekopp die auserwähltesten Aufsätze der neuern russischen Schriftsteller in einem besondern Werke, unter dem Titel Rodomnißly (der Gutgesinnte) verdeutschen. Er wählte dazu den Weg der Subscription, sie begann bereits im Frühling 1825, und währt noch fort. Es läßt sich vermuthen, daß sie immer noch sehr unbedeutend seyn muß, da Rodomnißly bis jezt nicht erscheint.

Großes Verdienst hat sich Hr. Oldekopp unstreitig jüngst um uns Deutsche, durch die Herausgabe seines russisch-deutschen und deutsch-russischen Wörterbuchs in fünf Bänden erworben, woron bereits die drey ersten, die das Russische umfassen, erschienen sind. Es ist bestimmt das Gründlichste, das Umfassendste, das bis jezt bey uns in dieser Gattung erschien — und wir wünschen ihm in dieser Rücksicht, wie auch wegen seines sehr wohlfeilen Preises einen guten Abgang, denn es verdient ihn gewiß.

Mit Ausnahme der in Moskau und andern bedeutenden Städten des Innern herauskommenden, erscheinen im gegenwärtigen Jahr in hiesiger Residenz sechs verschiedene Zeitungen und fünfzehn Zeitschriften. Unter den erstern sind zwey unter officielle Inspektion der Regierung gestellt, dem Rein-politischen, eine dritte dem Politisch-literärischen, eine vierte Handelsgegenständen des In- und Auslandes, die beyden lezten speciellen Angelegenheiten der Regierung gewidmet. Unter ihnen erhält sich die unter Nr. 3. rubricirte, die nordische Biene, redigirt von den Herren von Bulgarin und Gretsch, seit ihrem ersten Auftreten bis jezt in immer gleich wichtigem Interesse. Sie zeichnet sich durch schnelle Mittheilung wichtiger Begebenheiten des Inlandes, durch gehaltvolle Aufsätze über vaterländische Literatur und Kunst, durch fortlaufende Skizzen über Kultur- und Sittengeschichte unsrer Zeit, rühmlich vor allen übrigen aus. — Unter den Zeitschriften nehmen wohl bey unparteyischer Prüfung: die vaterländischen Memoiren des Hrn. von Swingin, das nordische Archiv der Herren Bulgarin und Gretsch, das Journal für Berg- und Salzwesen, das Journal für die schönen Künste des Hrn. Gregorowitsch den ersten Platz ein.

B***g.

*) Ihrer erschienen im vorigen Jahre 33 Nummern, in diesem noch drey besondere Supplementblätter, und doch ist mit diesen das von ihnen behandelte Material bey weitem noch nicht erschöpft.

Beylage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 116.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 16. Mai 1826.

Wie herrlich ist die Poesie,
Daß Dinge klein und nichtig,
Die sie ergreift und schmücket sie,
Erscheinen groß und wichtig.

Rückert.

Morgenländische Früchte.

1.

Auf einen roth- und weißen Apfel.

Arabisch *).

– – ◡ – | – ◡ – | – – ◡ – | ◡ ◡ –

Ein Apfel, deß Lieblichkeit auf beyden Wangen vereint
Die Farben von Liebchen und Geliebtem, die sich umfaßt.
Auf einem Pfühl sich umarmt, dann hat sie einer geschreckt,
Erröthet ist eins vor Scham, und eins vor Furcht ist erblaßt.

*) Dieses Gedichtchen steht auf Seite 297 von Habicht's erstem Theil der Ausgabe des arabischen Textes von Tausend und Eine Nacht. Es ist dort sehr verdorben, und die Emendationen, nach welchen obige Uebersetzung gemacht ist, können an diesem Orte nicht angezeigt werden. In der neuen deutschen Bearbeitung ist es, wenn ich mich recht erinnere, übergangen. Uebrigens ist derselbe Gedanke etwas anders, doch eben so lieblich, gewendet, im Rosengarten des Saadi zu finden.

2.

Räthsel von der zehnstreifigen Melone auf der Tafel des Schah's.

Persisch *).

– ◡ – – | ◡ – ◡ – | ◡ ◡ –

Himmelgleich ist der Tisch des Schahes, darauf
Eine Sonne, um sie zehn Monde im Lauf.
Diese Sonne, die untergehet im Mund,
In dem Garten des Schahes gieng sie auf.

*) Von Chàkàni, aus einem persischen Kommentar zu diesem Dichter, einem Manuskript im Besitz des Herrn Hofraths von Hammer, der es mir zur Bearbeitung mitgetheilt hat. Das Gedichtchen lautet persisch wie folgt:

Chàni chosrew felex mithâl' derô
âftâbist' deh hilâl' berô
âftâbi ki châweresch dehen est
dâred ez bâghi schâh' bâch'ter ô.

Um diese Verse nach dem oben vorgezeichneten Metrum zu skandiren, muß man an jeder Stelle, wo das Zeichen des Apostrophs steht, eine kurze Sylbe suppliren.

Fr. Rückert.

Die Ahndung.

(Fortsetzung.)

So vergingen zwey Jahre. Da verließ uns einer der Zöglinge, und ein anderer kam an seine Stelle. Er hieß Alfred Sydenham, und war ungefähr von gleichem Alter mit mir. Den Augenblick, wo wir einander sahen, fühlten wir, daß wir dazu bestimmt seyen, Freunde zu werden — und doch war unsere Erziehung so verschiedenartig gewesen. Er hatte eben seine Mutter verloren, die prächtige und schöne Geliebte eines Herzogs, und ob er gleich nicht seines Vaters Namen führen durfte, so hatte er doch dessen ganze Liebe, die er auch im höchsten Grade verdiente. Eine schönere Gestalt als Sydenham in seinem Knabenalter gehabt, läßt sich nicht leicht denken; und selbst die schrecklichen Wunden, die er bey der Belagerung von B – empfangen und der Verlust beyder Arme vermochten nicht ganz die Schönheit seines reiferen Alters zu zerstören. Aber selbst diese körperliche Schönheit war nichts im Vergleich mit seinem glücklichen Gemüthe, und dem milden und heitern Geiste, der zu edel, zu groß und zu gefühlvoll war, um die Reibungen des Unglücks ertragen zu können. Sein Vater starb plötzlich, ohne ihm die Vermächtnisse, die er ihm zugedacht, genugsam gesichert zu haben. Ein Prozeß mit den Erben raubte ihm alle übrigen Mittel; — er konnte nichts verdienen, denn er hatte keine Hände mehr, und so legte er sich nieder — und starb.

Sydenhams Ankunft bildete einen Wendepunkt in meinem Leben; er erweckte in mir das Gefühl der brüderlichen Liebe, welches bis dahin in meinem Busen geschlafen hatte; alle meine frühzeitigen Sorgen wurden durch seine Theilnahme gemindert, und in dem Bestreben, mit ihm in der Schule gleichen Schritt zu halten, lernte ich zum ersten Male meine Studien liebgewinnen. Er brachte die Ferien immer bey seinem Vater zu, und die dritten Weihnachten nach unserm Beysammenseyn mußte ich ihn zum Herzoge begleiten. In dem Gewühl der vielen Gäste und der zahlreichen Dienerschaft, welche das Schloß anfüllten, würde ich mein trübes Wesen wahrscheinlich bald abgelegt haben, hätte nicht die Erscheinung des Unbekannten vom Felsen, ich meyne den Herrn Oakdale, den ich unter den ersteren erblickte, nicht wieder alle meine früheren Erinnerungen aufgeregt. Ich war jezt zwölf Jahr alt, und war so verändert, daß er mich nicht wieder erkannte. Ich theilte Sydenham meine Entdeckung mit, und wir beschlossen, alles Mögliche zu versuchen, um hinter das Geheimniß dieses räthselhaften Mannes zu kommen. Wir horchten und beobachteten, aber es zeigte sich nichts, das uns irgend einen Wink hätte verschaffen können.

Eines Tages aber, als Sydenham ihn zufällig sagen hörte, das müsse geschehen seyn, während er im Auslande gewesen, fragte er ihn schnell: „Wie lange mag das wohl her seyn?" — „Ungefähr sieben Jahre." Die Antwort schien allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. „Und in welchem Lande waren Sie?" Diese Frage schien Oakdale zu verwirren, und Sydenham, ohne ihm Zeit zur Antwort zu geben, fuhr dringend fort: „Und was mochte Sie bewegen, in's Ausland zu gehen?" In diesem Augenblick rief der Herzog den jungen Inquirenten weg, aber ich sah deutlich, daß er bey dem Befragten eine wunde Stelle berührt hatte.

Am andern Morgen ließ der Herzog seinen Sohn zu sich in's Kabinet rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Von dem Augenblicke an war Sydenhams Benehmen gegen mich verändert: zwar liebte er mich noch immer, ja seine Freundschaft hatte eine Zärtlichkeit angenommen, die an's Mitleiden grenzte; aber seine freye Offenheit war dahin, und es war offenbar, daß ihm das schreckliche Geheimniß meiner Geschichte, welches mich bisher in dunkler, ahnungsvoller Erinnerung umschwebt hatte, aufgedeckt war, daß ihn mein unglückliches Schicksal mit Furcht erfüllte, und er das Gespenst gesehen, welches immer meinen Schritten folgte.

Den folgenden Morgen brachte mir ein Herr einen Brief von Dr. Boswille, meinem Schulmeister, worin er mir meldete, daß derselbe den Auftrag hätte, mich nach dem Colleg zu Eton zu bringen. Aus dem Briefe schloß ich, daß diese plötzliche Veränderung mit meinem Besuche beym Herzog zusammenhing, und Sydenhams Ausweichen bestärkte mich darin. Ich mußte noch denselben Tag abreisen. Als wir zu Windsor ankamen, traf mein Führer, ein alter Major, dem das Geschäft gar nicht zu behagen schien, einen andern Offizier, dem er sagte, er hätte es auf Befehl des Generals thun müssen. O! hätte ich mich doch damals nach dem Namen dieses Generals erkundigt, welchen Jammer würde ich mir erspart haben! . . . Der Major brachte mich zu Dr. — nach Eton, und führte mich dann nach Windsor zurück, wo er in einem Gasthofe unser Mittagessen bestellte, und mich dann zu einem Spaziergange mitnahm. Was mir besonders dabey auffiel, war die Schüchternheit, womit er jeder Kutsche oder vornehmen Person auswich. Bey unserer Rückkehr erblickte ich zwey Frauenzimmer auf der Altane des Gasthofes. Die eine war viel jünger als die andere, und sehr geschmackvoll gekleidet; aber in der anderen erkannte ich meine alte Pflegemutter, Mistriß Ormond. Ich wollte stehen bleiben und ihre Blicke auf mich ziehen; allein mein Führer zog mich barsch in's Haus. Ich mußte mit ihm essen, und nach Tisch schickte er mich mit einem Kellner nach Eton zurück, und als ich am folgenden Morgen wieder nach Windsor ging und mich nach den beyden Damen erkundigte, erfuhr ich, daß sie bereits in Gesellschaft des Majors nach London abgefahren wären.

Man kann sich denken, wie alle diese geheimnißvollen

Begebenheiten auf ein Gemüth, wie das meinige, wirken mußten; doch gaben sie mir eine Ueberzeugung, welche meinem Charakter eine neue Springkraft gab. Ich war nämlich jezt gewiß, daß ich zu einer vornehmen Klasse gehörte, und dieser Gedanke, nebst den dunkeln Erinnerungen aus meiner Kindheit, gaben der Ahndung, die sich bey mir festzusetzen anfing, die Wahrscheinlichkeit, daß alle Schuld und alles Elend, welche das Schicksal meiner Familie trübten, von meiner Mutter herrührten.

In der Schule, in der ich mich jezt befand, ging eine große Veränderung mit mir vor. Ohne etwas von meiner vorigen Zurückhaltung zu verlieren, suchte ich die Gesellschaft meiner Gefährten, und ohne heiterer zu seyn, ließ ich mich in die kühnsten und wildesten Abenteuer mit ihnen ein. Das Meiste davon that ich in der Hoffnung, unter meinen vielen Mitschülern eine Spur zu entdecken, die zu einem Aufschluß über meine Herkunft führen könnte; aber Tage, Wochen, Monate und Jahre verstrichen, und ich blied unbefriedigt. Inzwischen ward, so wie ich älter wurde, mein Taschengeld vermehrt; man behandelte mich durchaus als wie den Erben eines großen Vermögens, und als ich das Jünglingsalter erreicht, fehlte es mir nicht an Mitteln, an allen den Verschwendungen meiner Kameraden Theil zu nehmen.

In meinem siebzehnten Jahre wurde ich von einem geistlichen Hofmeister, der aber nichts weiter von mir wußte als meinen Namen, und daß man ihm seine Dienste gut bezahlte, nach Oxford abgeholt. Auf der Universität traf ich Sydenham wieder, und unser alter Freundschaftsbund ward erneuert, obgleich ich offenbar sehen konnte, daß die Nachricht, die ihm sein Vater wegen meiner gegeben hatte, noch immer auf seine Seele wirkte — mein unglückliches Schicksal aber wollte es, daß ich ihn nie darum befragte.

Ich reiste oft mit ihm nach London, und einmal besuchten wir das Schauspielhaus, wo man eben Hamlet gab. Ich hatte wie die meisten Studenten von Shakespeare gehört, aber nie etwas von ihm gesehen oder gelesen; ich war also gänzlich auf das, was da kommen sollte, unvorbereitet. Aber gleich bey Eröffnung des Stücks fühlte ich mich in einer mir bekannten Welt; und so, wie sich die Geschichte entwickelte, entfaltete sich auch der Begriff, den ich mir immer in tiefer Seele von meinem eigenen Schicksal gebildet hatte. Ich vertiefte mich mit aller Aufmerksamkeit in die Vorstellung Hamlet's und lauerte auf den Erfolg mit einer Aengstlichkeit, wie sie der Prinz von Dänemark hätte selbst empfinden müssen. In dem Augenblick, wo Hamlet sich von seines Oheims Schuld überzeugt, sprang ich von meinem Sitze auf, und der erste Gegenstand, der mir in die Augen fiel, war Herr Oakdale in der nächsten Loge, den meine Bewegung aufschreckte. Er schien mich anfangs nicht zu erkennen, aber als er noch einmal nach der Bühne hingeblickt, sah er mich noch einmal an, und dießmal mit Augen, welche Furcht und Angst verriethen. Jezt war ich meiner nicht länger mächtig; ich eilte hinaus, und ging, von Sydenham geführt, in ein nahes Wirthshaus. Als wir allein waren, warf ich mich in einen Stuhl. „Sydenham! rief ich, mein Schicksal ist mir enthüllt: — mein Vater wurde ermordet!" — Sydenham wurde blaß. „Ja, fuhr ich fort, ermordet wegen meiner Mutter — und dieser Oakdale war der ehebrecherische Mörder!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Sitten.

In Spanien begräbt man die Frauen in Nonnengewand. Diese Gleichheit des Todtengewandes entspricht der Gleichheit des Todes, und die Würmer unterscheiden den Reichthum von der Armuth nicht an der Feinheit des Leichentuchs.

Bey der Beerdigung der kleinen Kinder wird in Spanien nicht geweint. Die Verwandten sagen, wir haben einen Engel mehr im Himmel, der für uns betet. Doch schluchzt die Mutter an der leeren Krippe, und man kann ihre Seufzer dennoch hören, troz des Lärmens den die Castagnetten machen; denn die Kinder draußen treiben ihr Spiel damit, und tanzen herum um den Kameraden, der künftig nicht mehr bey ihrem Spiele seyn wird.... da liegt der jugendliche König ihres Festes, geschmückt mit weißen Kleidern, gekrönt mit Blumen; er liegt vor der Thüre auf dem Bette, das seine Mutter nicht wieder für ihn zurechtlegen wird; er liegt vor der Thüre des väterlichen Hauses.... die Vorübergehenden besprengen ihn lächelnd mit dem geweihten Wasser, die Tropfen zittern an ihm wie der Thau zitterte auf den Blumen seiner Krone. Sie gehen weiter und empfehlen sich diesem Pilger, der nach kurzer Wanderung Eile hatte, zu demjenigen heimzukehren, der einst die Kindlein zu sich kommen ließ.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende April.

(Fortsetzung.)

Auch beym zweyten Male ging Mad. Neumann nicht gerade auf die Gegnerin los; die Baronin Waldbüll im lezten Mittel war der zweyte Schritt ihrer Taktik; der dritte dann an demselben Abend Frau von Schlingen in Holtei's Wienern in Berlin. Der vierte, gleich folgenden Tages, da man sie in der Frühe schon abgereist glaubte, war Margaretha in den Hagestolzen, und noch einmal Frau von Schlingen (nicht Baronin Waldbüll, als welche sie viel besser gefallen hatte). Den Beschluß machte am nächsten Sonntage

Preciosa bey gedrängt vollem Hause, doch mit minderem Beyfall. Mad. Neumann wurde indessen stets applaudirt, und keine Zischer erhoben sich. Unsere Blätter stritten etwas verblümt darüber, ob Dem. Lindner besiegt sey, ob nicht. Das eine gab der holden Wienerin, der Mad. Neumann, vollständigen Sieg, das andere stritt dem Gast eine Verwandlung in die Wienerin völlig ab. Nach Allem, was man, als der erste Beyfall verflogen war, erfahren konnte, ohne viel fragen zu müssen (denn alle Zungen waren in dieser Zeit gelöst, und die strengsten Catone ließen sich in Diskussionen ein), so hat Mad. Neumann als schöne Frau, als Frau von feinem Ton, im Besitz aller reizenden geselligen Künste gesiegt, in der Kunst aber, in angeborenem Talente, des Naiven insbesondere, unsere Künstlerin. Auch der Frankfurter, nicht der gerechteste gegen einheimisches Verdienst, gestand es ein, daß unsere Künstlerin in engeren Kreisen ein freyeres Wirken zeige, in einfacheren Aufgaben schöpferischer auftrete als Mad. Neumann. Indem ich mich diesem Ausspruche anschließe, möchte ich ein, in unseren kritischen Kreisen über die Macht der ersten Erscheinung fast vergessenes Etwas berühren, welches beyde Künstlerinnen, deren Talente ich übrigens hoch verehre, beherzigen mögen. Es gilt im Allgemeinen allen großen Talenten, die viel Weihrauch einathmen. Ich möchte die Darstellungskunst mit den Schicksalen der Kupferstiche vergleichen. Die Abdrücke avant la lettre haben noch viele Härte, aber der Kenner liebt sie um ihrer Reinheit willen; die Abdrücke nach der Schrift sind weicher, zärter, aber der berühmten Platte werden so viele Abzüge zugemuthet, daß sie bald zu weich, zu hart werden, dann stumpf und matt und Stellen ausbleiben, die Conturen endlich völlig zu Grunde gehen. Jezt ergreift die zweyte Hand — wie oft eine Unglückshand — den Grabstichel, die Conturen werden nachgerizt, das Bild unterliegt einer allgemeinen Schärfung der Theile — und Reinheit der Zeichnung und Harmonie sind auf immer verloren. Das ist, in einem ziemlich mechanischen Bilde ausgedrückt, das eigentlich beklagenswerthe Loos des Schönen auf der Erde, ein Loos, das es sich selber wirkt. — Man könnte die Wahrheit des Satzes ohne Bild auch so ausdrücken: So wie ein Talent sich in vollkommner Schönheit erblickt, muß es sterben. — Aber ferne sey es, indem ich so schreibe, daß ich an Mad. Neumann und Dem. Lindner zum Käuzlein werde.

Bald nach der Abreise der Mad. Neumann nach Cassel, Dresden, Berlin, verließ uns auch Dem. Lindner, um in Hannover Gastrollen zu geben. Später, im Juli, hat sie in Leipzig zu spielen versprochen. — Unser Musikdirektor, Hr. Kapellmeister Guhr, hat eine Reise nach Paris und London unternommen, zu welchem Ende, wissen wir nicht. Ein Blatt hat ihm hier das Kompliment gemacht, er werde Webern in London helfen; diese Ehre möchte sich jedoch Weber bey aller Achtung vor den ausgezeichneten Gaben des Hrn. Guhr verbitten.

In der Messe werden immer zwey neue Opern und zwey neue Lust- oder Schauspiele gegeben. Dieses Mal mußten wir uns in der Oper mit dem Maurer von Scribe und Auber begnügen. Mad. Ellmenreich, ein verdientes Mitglied unserer Bühne, hat den Text von Scribe unter dem Titel: der Maurer und der Schlosser, für das hiesige Theater bearbeitet, zu gleicher Zeit mit dem Baron von Lichtenstein, der die Oper für die Berliner Bühne arrangirte. Die Bearbeiterin, schon aus anderen gut aufgenommenen Uebersetzungen bekannt, und durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris hierzu noch näher berufen, hat ihre Aufgabe mit Gewandtheit gelöst, die Uebersetzung ist genau, leicht und nicht so schlüpfrig wie das Original. Es ist belustigend, was sich die Pariser, pour tuer le tems, alles weis machen lassen. Ein türkischer Ambassadeur am französischen Hofe, der in der Vorstadt St. Antoine sein Hotel hat, läßt einen verwegenen Obristen, der sich an eine schöne Griechin seines Harems wagt, von einem Maurer und einem Schlosser in dem Gemach, wo sie ein rendez-vous haben, sammt der Griechin anschmieden und einmauern. Die beyden Handwerksleute sind unvermuthet durch vermummte Leute von einem Hochzeitsfest weggeholt worden, wobey der Maurer unglücklicher Weise die wichtigste Person, der Bräutigam ist. Sie kommen erst am andern Morgen früh nach Hause; das arme junge Weibchen schwebt in Todesängsten, und muß sich dazu den Spott der Gäste und Gratulanten gefallen lassen, welche die Untreue eines solchen Ausbleibens unerhört finden. Die Polizey entdeckt Alles glücklich; die Liebenden werden befreyt und der Türke ist schon früher abgereist, um Hrn. Scribe aller diplomatischen Kommunikation zu entheben. Die Oper theilt sich ganz passend in die drey Akte: Hochzeit und Entführen der Handwerker; Ueberraschung und Bestrafung des liebenden Paares; Morgengratulation bey der jungen Frau, Ankunft der Männer und Befreyung der Eingemauerten. Die Ouvertüre und die Introduktionen sind nichtssagend; nähere und entferntere Aehnlichkeiten finden sich in den verschiedenen Musikstücken, doch weniger als sonst. Das Originellste von eigener Erfindung ist ein zänkisches Duett am Morgen (dritter Akt), zwischen der jungen Frau und einer Nachbarin, über das Nichtnachhausekommen, und über den fatalen Wittwenstand. Dieses Duett ist durchaus charakteristisch: Zungengeläufigkeit und Pikanterie in jeder Passage. Ein Lied der frohen Handwerksleute, bey der Hochzeit gesungen, und mit einem Refrain, der einigemal wiederkehrt, um die Entwicklungsscenen zu binden, ist von sehr glücklicher Anwendung, doch die Melodie nicht ganz neu. Der Maurer hatte dem Obristen vor einiger Zeit das Leben gerettet, wobey das Lied eine Rolle spielt. Wie der Maurer in der verhängnißvollen Grotte (zweyter Akt) den lezten Stein in die Thüre fügt, erkennt er seinen Freund, den man hineingeschleppt hat; sogleich fällt ihm der Refrain jenes Liedes ein, der im Original so lautet:

Du courage,
A l'ouvrage,
Les amis sont toujours là!

So erfährt der Obrist, daß sein Freund nahe und Hülfe möglich ist, und der Akt schließt auf diese Art beruhigend. Der Refrain kehrt dann zum Schluß noch einmal wieder. Von guter Wirkung und originell ist ferner ein Duett, das die beyden Handwerksleute bey ihrer nächtlichen Arbeit singen, worin Verwunderung, Angst und Entschlossenheit des einen und des andern, Vorsicht und täuschende Arbeitsamkeit sehr glücklich ausgedrückt sind. Unvortheilhaft wird man an zwey, in den Situationen verwandte Mozartische Musikstücke erinnert, bey einem unbedeutenden Duett der Brautleute (erster Akt) an Mozart's Gib mir die Hand mein Leben, und gleich darauf bey einer erwartungsvollen Arie des Obristen an Belmonts: So soll ich dich denn sehen. Bey schaler Musik wie diese auf solche Erinnerungen zu stoßen, ist fast um aus der Haut zu fahren. — Die Oper wurde gut aufgenommen; die Besetzung war nicht ganz günstig, doch war Dem. Bamberger als junge Frau allerliebst, und sezte das ganze Haus in Bewegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Mai 1826.

Das Leben ist einem Jeden theuer; aber der edeldenkende Mann hält die Ehre weit theurer als sein Leben.

Shakspeare.

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen fand mich Sydenham so weit beruhigt, daß er mich leicht bereden konnte, ihn nach Oxford zu begleiten. Als ich dort in mein Zimmer trat, lag ein Billet auf meinem Tische, und als ich es in die Höhe hob, und weder Handschrift noch Petschaft erkannte, sagte ich ahndend zu Sydenham: „Dieß enthält den Aufschluß über die gestrige Begebenheit.“ Das Billet war vom General Ogelthorp, und meldete, daß er mir zwar nicht bekannt wäre, aber mir so wichtige Dinge mitzutheilen hätte, daß er meine Zurückkunft abwarten wolle. Bald darauf wurde mir der General gemeldet, und ein ältlicher Mann von edelm Anstande trat herein. Sydenham wollte sich entfernen, als der General mich fragte: „Ist dieß der junge Herr, der, wie ich höre, Ihr Busenfreund ist?“ Als ich es bejahte, fuhr er fort: „Dann darf er wohl hören, was ich hier zu sagen habe.“ Hierauf wandte er sich wieder zu mir, streckte mir die Hand entgegen, und rief mit zitternder Stimme: „Neffe!“ Ich trat erstaunt zurück, doch mich schnell besinnend faßte ich seine Hand zwischen die meinigen und drückte sie mit einem Gefühl, das sich nicht beschreiben ließe. „Die Entdeckung, sagte der General, kömmt zwar etwas schnell; aber es war Zeit, dich mit deiner Lage bekannt zu machen. Begleite mich nach Beechendale-Hall, deinem Erbe, und du sollst mehr erfahren.“ Alle Anstalten waren getroffen, und in wenigen Stunden waren wir auf dem Wege nach dem Schlosse, dessen Namen und Bild mir von dem Monat her, den ich mit Mißtriß Ormond dort gewesen war, und vielleicht noch aus früherer Zeit im Gedächtniß schwebte.

Von dem General erfuhr ich die Geschichte, die mich bisher mit so traurigen Erinnerungen und noch traurigern Ahndungen erfüllt, und die mich fortan als ein trüber Schatten durch's ganze Leben hinbegleiten muß. Meiner Mutter Vater war sein Bruder gewesen, und sie die Erbin ihrer mütterlichen Vorfahren, von welchen sie das prächtige Gut Beechendale erhalten, und deren Zunamen auf mich übertragen worden war. Mein Vater hatte mehr Ahnen als Vermögen, aber meine Mutter war so verliebt in ihn, daß sie ihm mit ihrer Hand ihr ganzes Erbe schenkte und sich nur eine Kleinigkeit vorbehielt. Ich war die einzige Frucht dieser raschen Liebe, denn kaum war ich geboren, als sie sich mit ähnlicher Wärme an andere Männer hing. Ich weiß nicht genau, ob Oakdale der erste Gegenstand ihrer ungetreuen Liebe war; genug es war, als mein Vater ihren Umgang mit ihm entdeckte, daß jener schreckliche Auftritt sich ereignete, der mir von Kindheit an vorgeschwebt hat. Oakdale entfloh und man wußte lange nicht, was aus ihm geworden — es war damals, als er bey der Fischerswittwe wohnte — und auch meine Mutter floh auf's feste Land. Mein Vater genas zwar von seiner Wunde und vergab der treulosen Gattin, aber er vermochte nicht, den Schmerz des gekränkten Ehrgefühls zu

überleben. Ich war gleich nach der Entdeckung zu meiner Großmutter geschickt worden, der die Begebenheit so sehr am Herzen nagte, daß auch sie bald darauf starb. Man brachte mich hierauf zu Mißtriß Ormond, welche einst meiner Mutter Hofmeisterin gewesen war, und General Ogelthorp ward von meinem sterbenden Vater zu meinem Vormund ernannt. Nur einmal hatte meine Mutter sich in meine Erziehung gemischt, und das war, als sie erfuhr, daß ich mich zu gleicher Zeit mit Oakdale im Schlosse des Herzogs befand. Von Scham und Reue ergriffen, sandte sie den Major und ließ mich nach Eton bringen. Der General aber nahm ihr schnell wieder die Lenkung meines Schicksals, die sie sich bey dieser Gelegenheit angemaßt, wieder aus der Hand, und ich hatte seitdem immer einzig unter seiner Aufsicht gestanden. Ich war natürlich begierig zu wissen, was aus meiner unglücklichen Mutter geworden, aber der alte Krieger sprach mit gerunzelter Stirne: „Sie hat sich selbst und uns alle beschimpft, und die christliche Liebe fordert es von uns, daß wir sie als todt betrachten.“ Ja, er forderte sogar das Versprechen von mir, daß ich mich nie nach ihr erkundigen wolle; und ich Unglücklicher gab es!

Der Anblick von Beechendale-Hall riß alle meine alten Wunden wieder auf, und ich bat meinen Oheim, dieses Denkmal des Verbrechens und der Schande zerstören zu lassen, und beschloß, wenn ich mich je häuslich niederließe, den Geburtsort meines Vaters, das einfache, aber edle gothische Gebäude, worin ich meine Großmutter verscheiden gesehen, zu meiner Wohnung zu wählen.

Inzwischen unternahm ich auf den Rath meines Oheims eine Reise auf das feste Land. . . . Ich landete zu Hamburg, und stand eben am Ufer der Elbe, als ein Engländer von edelm, kriegerischen Ansehen, mit einem jungen Frauenzimmer am Arme, auf mich zukam. Es war General Purcel und seine liebenswürdige Tochter Marie. Der General redete mich freundlich an. Er wartete mit seiner Familie auf einen günstigen Wind, um nach England hinüber zu fahren. „Wir sind, sprach er, mehrere Jahre auf dem festen Lande gewesen, aber meiner Frau fängt es an vor den Fortschritten der Franzosen und der Auflösung der gesellschaftlichen Bande bange zu werden.“ Während dieser Erzählung näherten wir uns einem Reisewagen, in welchem eine Dame saß, die mir der General als seine Gemahlin vorstellte. Ein unbegreifliches Gefühl ergriff mich beym Anblick dieser Frau; ich hätte ihr in die Arme fliegen und sie an's Herz drücken mögen. Doch diese Wallung war schnell vorüber, denn Marie stand mir zur Seite, und die Anmuth der Mutter erregte nicht mehr als die augenblickliche Empfindung einer kindischen Freude, im Vergleich mit dem glühenden Gefühl, welches das Lächeln und die Schönheit der Tochter in meinem Busen erzeugt hatte. . . .

Inzwischen hatte sich der Wind erhoben, aber so stürmisch, daß der General sich entschließen mußte, mit den Frauenzimmern in den Gasthof zurückzukehren, welchen er auch mir als den besten in der Stadt empfahl. Die Frauen saßen in dem Wagen und ich ging mit dem General nebenher. Während des Gehens, und besonders nachdem wir im Gasthof angelangt, verwirrten mich die ernsten Blicke, womit die Generalin mich zuweilen betrachtete. Sie war augenscheinlich eine Frau, die das Vergnügen liebte, und ihr Wesen war äußerst einnehmend und munter; dann und wann aber zog sich ein Schatten über ihre Heiterkeit und sie schien unruhig, heftig und besonders eigen in ihrem Benehmen gegen mich. Dieß bemerkte ich aber zur Zeit nicht sonderlich, denn Marie war zugegen, und meine ganze Seele war mit ihr beschäftigt. . . .

Den folgenden Tag reiste die Familie Purcel nach England ab, und ich durchstreifte während vier Jahren die Thäler der Schweiz und von Italien, und immer lebte Mariens Bild so frisch und glänzend in meiner Seele, als wäre ich nie von ihr geschieden — alles Gute und Schöne war Marie, alles Liebliche in der Natur erinnerte mich an Sie. . . .

In London sah ich sie wieder. Sobald die Generalin meine Aufmerksamkeit für ihre Tochter bemerkte, wurde ihr Betragen gegen mich so sonderbar, daß es mich ganz verwirrte. Besonders wenn ich mit ihr allein war, ruhte ihr Blick so ernst, so bittend auf mir, als wollte sie mich um Mitleid anflehen. Sie suchte mich in freundschaftliche Gespräche zu ziehen, und es schien mir oft, als suche sie mein Vertrauen zu gewinnen. Waren aber ihr Gemahl und ihre Tochter zugegen, so wußte sie die unbefangenste Heiterkeit zu erkünsteln.

(Der Beschluß folgt.)

Menschenfresser an der Küste von Sumatra.

Eine ausführliche Nachricht über die Kanibalen an der Küste von Sumatra findet sich in folgendem Werke: „Mission nach der Ostküste von Sumatra im Jahr 1823 von John Anderson, Agent des Gouvernements in der Prinz Wales Insel — London, 1826.“ „Ich erhielt, sagt derselbe, ausführliche Nachrichten über die abscheuliche Sitte des Menschenfressens, die im Innern von Batubara existirt, durch Shabunder. Die Battos sind ein besonders wilder Völkerstamm und führen beständig Krieg untereinander. Shabunder selbst war mit dem Anführer eines solchen Stammes verwandt. Während ich mit ihm über diesen Gegenstand sprach, trat ein großer Mann von wildem Aussehen in die Hütte, und man nannte

mir ihn sogleich als einen der berühmtesten Schützen und Menschenfresser. Ich richtete mehrere Fragen deßhalb an ihn, die er scheinbar mit vielem Wohlgefallen und ausführlich beantwortete. Er versicherte, das Fleisch junger Männer sey süß und saftig; am wohlschmeckendsten aber sey das Fleisch eines Mannes, dessen Haare eben anfingen, grau zu werden u. s. w. — — — — — Ich befand mich nun wieder in dem Lande dieser Menschenfresser, und überzeugte mich bald, daß an der Wahrheit dessen, was ich von ihnen gehört hatte, gar kein Zweifel sey. Einer der Anführer gab mir den Schädel eines Mannes, der einige Tage vorher verzehrt worden war, und zeigte mir sechs Weiber und zwey Kinder, welchen ebenfalls dasselbe Loos bestimmt war. Die Batto's schienen ganz verwundert, daß ich je daran gezweifelt hatte; doch gestanden sie, daß diese Sitte immer seltener werde. Sie verzehren ihre Gefangenen übrigens nicht um der Nahrung willen, sondern aus bloßem Haß, den sie gegen sie als gegen ihre Feinde hegen. Der Rajah von Tanah Jawa ist jedoch so an diese Speise gewöhnt, daß, wenn er nicht alle Tage Menschenfleisch ißt, er an heftigen Magenschmerzen leidet. Wenn er keine Gefangene hat, so sendet er seine Sklaven aus, um hier und da in entfernteren Gegenden einen Mann zu tödten; das Fleisch wird in Stücken geschnitten und zwischen Bambusstäben in der Erde aufbewahrt, wo es nach einigen Tagen weicher und wohlschmeckender wird. Wenn der Batto in den Krieg zieht, so führt er immer in einem Beutel Salz und Limonen bey sich. Wer zuerst Hand an den Feind gelegt, hat das beneidete Vorrecht, einen Bissen Fleisch mit den Zähnen herunter zu reißen. Der Kopf wird sogleich herabgeschnitten und die Barbaren trinken gierig das Blut, indem sie ihn bey den Haaren über ihren Mund halten." —

Am Flusse, der einen Kirchhof von einem botanischen Garten scheidet.

Zwey der Genien schweben um dich, des Lebens und Todes,
Der du Leben und Tod scheidest, bedenklicher Fluß!
Oft in der Mitternacht, oft in den Stunden des Frühroths
Leis besprechen sie sich; nahe ja sind sie verwandt.
Wie an das Sonnenlicht der Bildungen pflegend heraufwebt,
Senkt die gelöseten der nieder in's Dunkle des Staubs.
Doch in der heiligen Still' auch dort keimt wieder das Leben
Wie um's Leben auch hier schwebt der Vergänglichkeit Hauch.

C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. April.

Der Cirque olympique der Franconischen Bereitergesellschaft ist, wie so viele andre Schauspielsäle in Brand aufgegangen, ohne daß etwas davon zu retten gewesen wäre, und ohne daß man weiß, wie der Brand begonnen hat. Bey solchen Vorfällen entsteht immer einiger Verdacht über vorsezliches in Brande stecken; allein so wie alle Schauspielhäuser bis jezt noch erbaut werden, bedarf es keiner Vorsäzlichkeit; die geringste Nachläßigkeit reicht zu, um ein Haus in Zeit von wenig Stunden einzuäschern. So gehen jährlich zehn bis zwölf Schauspielhäuser in Flammen auf; man bauet neue, die aber eben so entzündbar sind wie die alten; warum wird dann nicht mehr darauf gedacht, solche Häuser feuerfest zu bauen? gewöhnlich ist man zu eilig; in Paris bauet man einen Schauspielsaal in Zeit von vier oder fünf Monaten; da ist alles aus Holz und Fachwerk; die Mauern werden aus weichen Steinen dünn errichtet; das Ganze wird überkleistert und bemalt, und dann wird darauf losgespielt; blos einige Pompiers stehen da zur Hülfe bereit, halten auch wohl gar Wache am Hause; allein bisher haben die Pompiers noch keinen in Brand gerathenen Schauspielsaal verhindert, bis auf den Grund abzubrennen. Der am zweckmäßigsten erbaute Schauspielsaal in Paris ist noch das Odeon; denn es steht ganz frey, hat einen gewölbten feuerfesten Gang rund umher, und ist von außen mit dicken, aus Quatersteinen erbauten Mauern umgeben, die den Saal ganz von der Straße trennen. Als vor mehrern Jahren der innere Saal abbrannte, blieb das Aeußere fast unbeschädigt, und hielt den Brand von den umgebenden Häusern ab. So sollten alle Schauspielhäuser stehen. Seit der Wiederaufbauung des Saals hat man dadurch künftiger Gefahr vorzubeugen gesucht, daß man von oben bis unten eine dicke Mauer zwischen der Bühne und dem Auditorium errichtet, und einen eisernen Vorhang angebracht hat, den man im Augenblicke eines Unglücks herabzulassen gedenkt, um dadurch einen Theil des Gebäudes ganz vom andern zu trennen, und wenigstens die Hälfte zu retten. Aber gesezt man wäre im Stande, den eisernen Vorhang zur rechten Zeit herabzulassen, so würde es doch zweifelhaft seyn, ob man dadurch die Glut in dem abgeschlossenen Theil des Gebäudes beschränken könnte. Warum denkt man nicht lieber daran, das unentbehrliche Holz am Theater mit einem Kitte zu überziehen, der es vor dem Brande schützen könnte? Warum sezt die Gesellschaft zur Beförderung des Gewerbfleißes, die so beträchtliche Geldsummen zu ihrer Verfügung hat, nicht einen bedeutenden Preis auf die Erfindung solch eines Kittes oder sonstigen Ueberzuges? Am Cirque olympique griff der Brand mitten in der Nacht mit solch einer Schnelligkeit um sich, daß sich die im äußern Theile des Gebäudes wohnenden Personen, unter andern die Franconische Familie nur durch die Fenster, mit Hülfe von Leitern und Betttüchern retten konnten; denn die Wohnungen waren eben so leichtfertig gebaut als der Saal. Die Franconische Familie war wohlhabend; nichts von ihren Effekten konnte gerettet werden. Mad. Franconi bejammerte den Verlust eines Juwelenschmuckes. Ein Bereiter erkundigte sich, wo er wäre, schwang sich von außen wieder in das Zimmer hinein, schlug mit der Zange einen Pult ein, und rettete das kostbare Kästchen zur großen Freude der Besitzerin, die nun auch gern ihre Shawls dem Feuer entrissen hätte, allein es war zu spät. Die Theaterkasse gedachte man ebenfalls zu retten; sie war aber fest genagelt und fest verschlossen; sie ging nebst allem andern verloren. Sonderbar genug hatte man am Abende vor dem Brande das Stück: der Brand der Stadt Salins, täuschend vorgestellt, und vielleicht hat dieses Bild eines Brandes einen neuen wirklichen verursacht. Eine der Assekuranzgesellschaften in Paris versichert

zwar auch Theater gegen Brandschaden; allein dafür verlangt sie außer einer jährlichen Abgabe, die Erlegung einer bedeutenden Summe sogleich beym Einschreiben der zu versichernden Anstalt. Diese Bedingung hatte die Franconische Bereitergesellschaft nicht eingehen wollen, weil sie nicht wisse, ob sie die Erlaubniß, auch Pantomimen aufzuführen, behalten würde, und also auch über die künftige Bestimmung des Saals keine Gewißheit hatte. Jezt freylich muß sie es bereuen, daß sie sich nicht gegen Brandschaden gesichert hat. Lebhafte und allgemeine Theilnahme an ihrem Unglücke hat ihnen dasselbe allerdings sehr erleichtert; alle Theater haben sich beeifert, Vorstellungen zu ihrem Besten zu geben, und dieselben so anzüglich zu machen als nur möglich war; in den Provinzen ist dieß Beyspiel nachgeahmt worden; man hat ihnen gerathen, auf dem Marsfelde eine große Vorstellung zu geben; hier könnten sie ganz Paris zu Zuschauern haben, und in einem Tage den größten Theil ihres Verlustes wieder ersezen. Die Franconische Familie ist in Paris sehr beliebt, weil sie aus sehr geschickten Bereitern besteht, ihr Theater sehr gut dirigirt, den Volksgesinnungen zu huldigen versteht, und wenn es darauf ankömmt, bey einem großen Unglücke zu helfen, immer bereit ist, Vorstellungen zur Unterstüzung der Hülfsbedürftigen zu geben. Dieß wird ihr jezt vergolten, denn sie findet an den Theaterdirektionen und dem ganzen Publikum dieselbe Bereitwilligkeit ihr zu helfen, die sie gegen andre gezeigt hatte. Von allgemeiner Wohlthätigkeit und von **Esprit public** legt die französische Nation jezt Proben genug ab, und schwerlich hat sie sich jemals in einem schönern Lichte gezeigt. Die Subscriptionen zu Gunsten der Familie des popularen Deputirten und Generals Foy belaufen sich nun beynahe schon auf eine Million Franken. Die Pläne zu einem Nationaldenkmale desselben, worüber ein Konkurs eröffnet worden ist, sind nun öffentlich ausgestellt; eine Jury wird darüber entscheiden, und demjenigen Künstler, dem der Preis wird zuerkannt werden, wird die Ausführung des Plans übertragen werden. Eben so war auf Kosten reicher Freysinniger ein Preis von 1500 Franken auf das beste Gedicht über die triumphirende Reise Lafayette's in den nordamerikanischen Freystaaten, die mit seiner ehemaligen Gefangennehmung und Einsperrung zu Olmüz so grell absticht, ausgesezt worden. Ueber fünfzig Konkurrenten hatten sich um diesen Preis beworben; auch hier war eine Jury ernannt worden, um die eingesandten Gedichte zu beurtheilen, worauf dann in einer feyerlichen Versammlung bey dem Bankier Lafitte der Preis dem gekrönten Dichter, Namens Labat, zuerkannt wurde. Das belohnte Stück nebst dem Berichte über die ganze Preisbewerbung ist seitdem gedruckt worden, und sehr interessant zu lesen. Auf die mannichfaltigste Art hatten die Dichter das ihnen aufgegebene Thema behandelt, und selbst in den nicht gekrönten Stücken kamen mehrere recht schöne Stellen vor; einige Dichter hatten die wundersame Reise Lafayette's sehr poetisch aufgefaßt; es hatte ihnen aber an Kraft gefehlt, das von ihnen entworfene Gemälde auszuführen. Einige schilderten mit derben Zügen die alte Welt, welche Lafayette verließ, wo er fast nichts als Verfolgungen und Verläumdungen erduldet hätte, und wo die alten Mißbräuche der Gewalt noch so manches Unglück hervorbrächten und die Völker unglücklich machten, und diesem Gemälde stellten sie die neue Welt entgegen, wo eine dankbare freye und aufgeklärte Nation mit Ungeduld auf ihn wartete, und ihn mit offnen Armen zu empfangen bereit wäre, um ihn in dem Lande zu bewirthen, das er vom Joche der fremden Herrschaft befreyet hatte, und das seitdem mit Riesenschritten in der Vervollkommnung seines gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustandes vorgerückt wäre. Die Beschreibung der Nationalfeste, wozu Lafayette's Anwesenheit Anlaß gegeben hatte, lieferte natürlich den Dichtern Stoff zu neuen und interessanten Gemälden. Ueberhaupt war dieser Vorwurf ganz für die Poesie geeignet; nur hätten die Dichter Zeugen der Auftritte seyn sollen, die sie zu beschreiben hatten; manche hatten den Mangel an Lokalkenntnissen durch politische Aeußerungen über Freyheit und Unabhängigkeit der Völker zu ersezen gesucht.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt. a. M. Ende April.

(Fortsezung.)

Ein neues Trauerspiel, wenn man es so nennen darf, der Erbvertrag, nach Hoffmanns Nachtstück, das Majorat, von Vogel in Versen bearbeitet, wollte nicht ansprechen, obschon es durch die grassen Scenen mit dem alten Mann einen haarsträubenden Eindruck machte. Die Alten hatten ein feines Gefühl für das, was sich im Drama schickt und was unnatürlich ist, indem sie Mord, Martern und Exekution hinter die Scene verlegten. Bey uns ist das Gegentheil Sitte geworden; alles wird an's Tageslicht der Bühne gezerrt, und hier ist es sogar das Einzige, was im Stück fesseln kann. Sollen wir nun unser Mitleid an einen armseligen Greis verschenken, der vor zwanzig Jahren einen Mord begangen hat (wird in einem Vorspiel dargestellt) und zu feig ist, ihn zu bekennen, aber von dem Gewissen geplagt, am Tage heimlich und im Schlafe als Nachtwandler, einem Gespenste gleich durch Schloß und Garten schleicht. Sollen wir, von allen Psychologen an die haarsträubende Erscheinung der Lady Macbeth als verrätherischer Gewissensfolter in den äußersten Schranken der Natur gewiesen, Behagen finden an einer Aefferey dieses Entsezens durch einen armseligen alten Sünder, dessen kräftigste Erscheinung vielleicht die gewesen ist, da er seinen Herrn, der ihn im Zorn getreten, rachsüchtig in die klagende Tiefe stieß. Das ganze Stück dreht sich eigentlich um die Nachtwandlerscenen. Da wir Malefikantenverhöre in Versen und selbst in Musik gesezt besizen, so durften wir wohl solche Nachtwandlerey in Versen nicht entbehren; überdem erhalten wir darin ein tragisches Gegenstück zu dem französischen Lustspiel die Nachtwandlerin, worin die Heldin im reizenden Negligé eine Gavotte tanzt, und dann erschöpft in einen Sessel sinkt, wo sie später ein verrätherisches Halstuch zurückläßt. Hier haben wir einen abgezehrten alten Mann, der gerade noch genug Blut in seinen Adern hat, um die rauhe Wand der zugemauerten Thür, die in den Abgrund führt, durch sein gräßliches Krazen zu färben. Diese und ähnliche Marterscenen, die Hoffmann mit der ihm eignen gräßlichen Phantasie erzählt, wollten in diesem Drama gar kein Ende nehmen; man dankte dem Himmel, als es dem armen Schelm erlaubt wurde, sich durch die von einem Blizstrahl (dem wahren Deus ex machina) geöffnete Thüre, mit dem lezten der ewigen Glockenschläge dieses Trauerspiels, in den Abgrund zu stürzen. — Warum hat der dramatische Bearbeiter diese Gräuelscenen sogar metrisch behandelt? Es war ihm wahrscheinlich um den melancholischen Klang der Trochäen zu thun; diesen hörten wir nun wohl, aber den Gold- und Silberklang der Poesie nicht. Der Verfasser zeigte sich übrigens im Besiz eines guten Gedächtnisses, bey Stellen wie:

Scheint mir diese Wand zu sagen:
Hinter mir ward er erschlagen.

Im Scherz gebraucht, hätten diese Verse allenfalls eine Masche zum Schicksalsstrumpf abgeben können. Man trifft mehrere solche Erinnerungen aus den melancholischen Beinhäusern unserer modernen oder, wie ich neulich gelesen, modernden Poesie; das Uebrige ist fast alles baare Prosa.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Mai 1826.

In Sterne goß, in glüh'nde Freudethränen
Der große Gott sein weltgebährend Sehnen;
„Ich bin die Liebe," ruft im Flug
Der große Hieroglyfenzug.

J. A. Henne.

Erotische Tändeleyen
von Wilhelm Müller.

Entpanzerung.

Wie der Sonne Strahl im Lenz, gleich der goldnen Heldenlanze,
Eines Flusses Panzer sprengt und die Wogen wärmt mit Glanze:
Also sprengt dein Augenstrahl meines Herzens starre Rinde,
Daß es wogt in Flut und Glut, leichtes Spiel der Liebeswinde.

Der Liebe Nasch- und Spielwerk.

Als ein stummes Kindlein ward meine Liebe jüngst geboren,
Schreien hat es bald gelernt und betäubt dir nun die Ohren.
Stopfe doch dem Kind den Mund mit dem Zucker deiner Küsse,
Und zum Spielen gib ihm hin deines Köpfchens harte Nüsse.

Des Herzens Element.

Rosen, ihrem Haar entrissen, wollen nicht mehr blühen;
Funkenwürmchen, ihm entflogen, können nicht mehr glühen.
Und, mein armes Herz, du solltest dich zu lösen wagen?
Nur nach ihrer Locken Wallen kannst du hier noch schlagen.

Liebeskrone.

Laß in deine heil'gen Tiefen, Meer der Liebe, mich versinken!
Perlen seh' ich aus dem Grunde und Korallenzweige blinken;
Und an einer weißen Klippe hängt ein alter goldner Becher,
Jener, den zum Tode leerte Thule's königlicher Zecher.
Darin will ich Perlen lesen und Korallenknospen pflücken,
Um, als treuer Liebe Krone, auf das Haupt sie dir zu drücken.

Engelschau.

Mond, du kannst durch's offne Fenster in die kleine Kammer sehen,
Wo sie flicht die goldnen Locken, und du bleibst in Wolken stehen? —
„Engel sind zu mir gekommen, und daß Keiner mög' entdecken,
„Wo sie hin die Blicke richten, müssen Wolken sie verstecken."

Perlen.

Wenn in seinen tiefen Gründen aufgewühlt sich trübt das Meer,
Wirft es helle weiße Perlen über seinen Strand umher.
Wenn die Liebe wühlt im Herzen und die Augen trübe macht,
Fallen diese kleinen Lieder aus dem Mund mir unbedacht.

Viele Seelen in einem Körper.

Sage nicht, daß in des Menschen Brust nur eine Seele lebe!
Fühl' ich doch, daß ich mit jedem Kuß dir eine Seele gebe.
Und wie oft ich dich auch küsse, jeder Kuß hat seine Seele,
Und noch hab' ich so viel Seelen, daß sie steigen bis zur Kehle.

Liebe ohne Leid, Rosen ohne Dornen.

Willst du Rosen ohne Dornen? Willst du Liebe ohne Leid?
Laß sie auf die Wand dir malen in der holden Maienzeit,
Und verschließe deine Fenster vor des Gartens süßem Duft,
Und verriegle deine Pforte, wenn die Gärtnerin dich ruft.

Die Ahndung.

(Beschluß.)

Eines Abends, als ich allein in meinem Zimmer saß, trat die Frau des Generals plötzlich mit wildem, verworrenen Blick zu mir herein. „Wenn der General Ihnen nicht das Haus verbieten will, so muß ich es thun. Ich kann's nicht länger aushalten — Unglückliche!" — Sie vermochte nicht weiter zu reden, und sank, von ihren Gefühlen überwältigt, auf's Sopha. Ich bat sie, sie möchte doch ihren Unwillen mäßigen. „Unwillen!" rief sie feyerlich mit einem Blick, den ich nie vergessen kann, und dann ergriff sie meine Hand und überströmte sie mit Thränen. „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, was haben Sie denn einzuwenden? Bin ich nicht durch Geburt sowohl als Vermögen Ihrer Tochter gleich?" — „Ach nur zu sehr ihr gleich! und Sie lieben sie nur zu sehr — o ich Armselige!" — „Sie erstaunen mich — Sie eine Mutter, eine Gattin?!" — „Mutter! Gattin! — o wenn Sie wüßten, welche Schlangen diese Worte hier aufregen!" Bey diesen Worten schlug sie sich wild auf's Herz und rannte wie verzweifelnd im Zimmer umher. Endlich schien sie sich ein wenig zu fassen, und mit gezwungener Entschlossenheit zu mir tretend, sprach sie: „Es muß geschehen, der schreckliche Augenblick ist da — ich muß mich entdecken." . . . In diesem Augenblick klopfte es an der Hausthüre, und sie schoß wie ein Pfeil zur Thüre hin aus und die Treppe zum zweyten Stocke hinauf. Nicht lange darauf trat der General herein und fragte mit strengem Tone: „Ist Mißtriß Purcel hier?" Seine Art zu fragen war so beleidigend, daß ich nichts antwortete als: „Ist sie hier?" Er schien etwas verwirrt, und ich fuhr fort: „Herr General, ich sehe wohl, meine Liebe zu Ihrer Tochter steht weder Ihnen noch Ihrer Gemahlin an; darf ich um die Ursache fragen?" — „Ich, erwiederte er, habe nichts dagegen, aber meine Frau, welche immer sehr launenhaft gewesen, ist so heftig gegen eine Heirath zwischen Ihnen und Marien, daß sie keine Gründe dafür anhören will. Diesen Abend besonders bestand sie so heftig darauf, daß ich Ihnen das Haus verbieten sollte, daß ich beynahe fürchte" — „Herr General, ich glaube Sie zu verstehen; aber ein Wort genüge Ihnen; ich bin ein Mann von Ehre, und werde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir Marien geben wollen." — „Ich habe nichts dagegen; aber meine Frau darf nichts davon wissen. Wenn einmal ihre Gefühle oder Leidenschaften aufgeregt sind, so hält sie weder Vernunft noch Gefahr von den verzweifeltsten Unternehmungen ab. Sie mag Sie nun lieben oder hassen, ihre Widersetzlichkeit bleibt unüberwindlich." — „Diese kann aber doch nur so lange dauern, als dieses Gefühl anhält." — „Bis es befriedigt ist", erwiederte er mit Nachdruck. — Während dieses Gesprächs hatte sich die Generalin aus dem Hause geschlichen; und wir kamen zuletzt überein, daß ich, ohne den General weiter hineinzumengen oder nach jemand zu fragen, Marien heirathen sollte.

Den nächsten Morgen ließ ich Sydenham rufen, erzählte ihm was vorgefallen, und er übernahm es, in aller Stille die Anstalten zur Hochzeit zu machen. Meinem Oheim, der inzwischen alt und schwächlich geworden war, und sich fast immer zu Bath aufhielt, schrieb ich am Abend, um ihn von meiner herannahenden Verbindung zu benachrichtigen. Ein Paar Tage vergingen, um die nöthigen Instrumente aufsetzen zu lassen; aber statt einer Antwort von meinem Oheim trat er selbst ins Zimmer. Freudig streckte ich ihm die Hand entgegen, um ihn, den ich bey seinem Zustand so wenig zu sehen erwartete, zu bewillkommnen; aber in demselben Augenblick entfuhr ihm ein schwacher Schmerzensruf und er sank, vom Schlage gerührt, sprachlos zu meinen Füßen nieder.

Denselben Tag noch starb der gute Mann; aber ich, in einer Art wilden Taumel, war entschlossen, daß nichts in der Welt meinem Glücke, wie ich es träumend nannte, in den Weg treten sollte. Ja ich drängte Freud und Leid so unnatürlich zusammen, daß der Begräbnißtag meines Oheims mein Hochzeittag ward; und da weder Sydenhams noch General Purcels Vorstellungen etwas bey mir fruchteten, so ward Alles für die doppelte Feyerlichkeit vorbereitet, und Marie ward bewogen einzuwilligen, weil man nicht glauben konnte, daß ihre Mutter einen solchen Schritt bey einer solchen Gelegenheit je muthmaßen würde.

Das Begräbniß fand in der Westminsterabtey statt; General Purcel war bey dem Leichenzuge, und nach erfolgter Beysetzung sollte in derselben Kirche unsere Ehe eingesegnet werden.

Die Freunde des Begrabenen hatten die Kirche verlassen, als unter der Leitung Sydenhams Marie mit einer Freundin zu einer andern Thüre hereinkamen. Der General und ich begegneten ihr beym Altare; Niemand war zugegen als der Geistliche und die Kirchendiener; die Feyerlichkeit ging ungehindert vor sich, und ich wollte Ma-

rien eben den Ring an den Finger stecken, als sie einen lauten Schrey ausstieß. Ich sah mich um, und erblickte ihre Mutter, welche todtenblaß und mit wahnsinnigen Geberden hereinstürzte und rief: „Halt! ich verbiete die Ehe Bruder und Schwester — Bruder und Schwester!“ — Mehr hörte ich nicht — das große Gebäude schien sich um mich herumzudrehen und die hohen Pfeiler und Gewölbe auf mich niederzufallen; dann folgt eine Lücke in meinem Gedächtniß, eine Leere in meinem Leben, wovon ich nichts weiter weiß. Als ich wieder zu mir selber kam, fand ich mich auf meinem Bette in meinem Zimmer, und Sydenham stand mir trauernd zur Seite. — Ich fragte nichts, sondern drückte ihm die Hand. „Der Wagen ist vor der Thür, sprach er, und, ich will dich begleiten.“ Ich antwortete nichts, stand auf und folgte ihm in den Wagen.

Zehn Jahre sind seit jenem schrecklichen Morgen vorübergegangen, und ich habe die Lippen nicht geöffnet, um nach dem Ausgang jener Begebenheit zu fragen; aber vor ungefähr zwey Jahren sah ich auf dem englischen Begräbnißplatze zu Lissabon auf einer Marmorplatte Mariens Grabschrift. Der übrige Theil meines eigenen Lebens ist ein zweck- und zielloses Wandern und Brüten über den Jammer des angeerbten Fluches. — Aber bald ist's vorüber — eine langsame Auszehrung hat seit Kurzem so kräftig gewirkt, daß ich es tief in meinem Innern fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Zweymal schon hat ein Schall, wie die Stimme meiner Schwester, mich aus meinem nimmer erquickenden Schlummer aufgeschreckt, und wenn sie zum dritten Mal ruft, werde ich zum lezten Mal erwachen.

Englische Seeleute.

Ich suche nie schlechte Gesellschaft auf, wenn ich sie aber finde, so mache ich so viel draus als ich kann. So traf ich kürzlich mit einem Garkoch zusammen, der eine Schenke und Speisehaus für Matrosen hält. Auf meine Frage: wie das Geschäft gehe? antwortete er: sehr schlecht. Wenig Schiffe im Hafen, und die Matrosen, die jezt da liegen, sind schlechte Kunden.“ — „Das heißt, sie sind gute Seeleute und keine Säufer, gesteht es nur.“ — „Grade im Gegentheil. Faule, liederliche Leute sind die schlechtesten Kunden. Sie haben nie Geld oder bezahlen doch nicht und sind nirgends zu treffen.“ — „Welche sind die besten und ordentlichsten Leute von den Matrosen, die man hier zu sehen pflegt?“ — „Die unter der Flagge von Bethlehem. Sie trinken so viel wie die andern, aber sie zahlen immer ehe sie aufstehen und wenn sie Händel haben, steht der Kapitän immer gut für sie.“ — „Welche Flagge ist das? ich habe sie nie nennen hören.“ — „Die Methodistenflagge, die Sonntags während des Gottesdienstes auf einigen Schiffen aufgezogen wird. Ich selbst bin nicht sehr fromm, aber ich wollte, wir hätten lauter solche. Nach diesen sind die Leute von Guernsey und Jersey ohne Vergleich die besten. Besser erzogen, besser bezahlt und gehalten. Oft von guten Familien und Verbindungen, alle von der Insel und bilden gleichsam eine Familie. Sie können alle lesen und schreiben und französisch und englisch sprechen. Auch ihre Schiffe sind besser als die übrigen englischen Schiffe, länger, schmaler, segeln besser und sind besser bemannt, so daß die Leute nicht zu stark zu arbeiten brauchen. Dagegen haben die übrigen englischen Kauffahrer viel zu wenig Leute an Bord. Nach denen von Jersey sind die Matrosen vom Clyde, Whitehaven und Maryport uns die liebsten so wie die Walliser. Es sind gute Kerls und ehrlich. Die Schotten sind besser erzogen; sie haben immer Bibeln an Bord. Die schlechtesten sind die von Yarmouth, Liverpool und London. Die lezten besonders sind das ärgste Lumpengesindel und die schlechtesten Seeleute.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende April.

(Fortsetzung.)

So sehr mich eine solche Darstellung quälenden Jammers schmerzte — denn an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. — so sehr versöhnte mich wieder die tiefgehende Kunst unseres Weidner in der Rolle des Castellan, daß ich den Abend als keinen verlorenen betrachten konnte. Ich bewunderte den Künstler um so mehr, als es ihm hier gelungen zu seyn schien, über seine vermeintliche Besonnenheit zu täuschen. Hr. Weidner ist nämlich ein dramatischer Stoiker, ein kalter Künstler, nach der Verordnung Schröders und Ifflands. Er schämt sich, das Herz mit auf die Bühne zu bringen; er belauscht es, er ahmt seine Töne täuschend nach; er berechnet unser Mitleid wie ein großes Facit aus vielen kleinen Faktoren. Daß es ihm an diesem Abend einige Mal glückte, mich und andere, die diesen künstlerischen Eigensinn wohl kennen, zu täuschen, als fühle er wirklich, wo er (vielleicht) nichts empfand, möge er sich immer zum Triumph rechnen; dem ungeachtet bleiben die Worte Tieks stehen: „Auch in der Schauspielkunst, wie in allen Künsten, stehen sich Kunst und Natur, Besonnenheit und Feuer, Gefühl und Beobachtung so wenig entgegen, daß vielmehr Ein's ohne das Andere, genau betrachtet, in ein Nichts zerfällt.“ Doch leben in jener Selbsttäuschung und Herabsetzung der Rührung noch viele Künstler.

Kritik und Antikritik, Lustspiel von Raupach, die zweyte Neuigkeit der Messe, ist schon zur Genüge öffentlich besprochen worden. Ich beschränke mich auf die Anzeige, daß es hier keine große Fortüne machte, da Frankfurt längst aufgehört hat, mit Leipzig als Stapelplatz des Buchhandels zu rivalisiren und literarische Streitigkeiten und Satyren dem sogenannten handelnden Publikum wenig Interesse gewähren. Der Shakspearische Freund, dessen Beziehungen leicht zu erkennen sind, machte Glück durch die chargirten Witze, die er aus seiner Weltübel vorbringt.

Die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten dieser Ostermesse bestanden in einem männlichen Löwen und zwey jungen Riesenschlangen. Die Schlangen hielten sich bey dem kalten Wetter immer in den bähenden Tüchern und warmen Betten. Die eine derselben frißt nach der Aussage des Eigenthümers schon Monate lang gar nichts, ohne daß man ihr etwas ansieht; die andere hat guten Appetit, und frißt fast alle drey bis vier Tage, auch wohl früher, eine Ente.

Es spielten diese Messe zwey Marionettentheater, das eine das altberühmte des Geisselbrecht, von dessen Sohne fortgeführt. Der alte Geisselbrecht, ein Sechsziger, der noch die vorige Messe besuchte, hat im verflossenen Winter sein an Scherzen und Schmerzen reiches Leben zu Weinheim an der Bergstraße beschlossen. Seinen Ruhm werden zwar keine Zeitschriften in Oden und Sonetten feyern, aber im Munde des Volkes wird sein Andenken fortleben. Wäre der edle Satyriker und noch edlere, wahrhaft ehrwürdige Volkserzieher Johannes Falk nicht gerade in demselben Winter gestorben, gewiß er hätte seinem alten Theaterdirektor, den er durch die berühmt gewordene Prinzessin mit dem Schweinerüssel, den Schmid von Apolda ꝛc. so reich beschenkte, irgend ein rührendes Denkmal gesezt. Der junge Geisselbrecht, der jezt seine Mutter und Geschwister zu ernähren hat, soll komisches Talent besizen und als Hanswurst mit Beyfall debütirt haben. — Doch größeren Zulauf hatte Herr Thieme von Leipzig mit seinem grossen Marionetten- und Welttheater. Sein Hanswurst ist ein kompleter Sachse, die Scherze sind anständig, aber den Geisselbrecht erreichen sie an trockener Laune bey weitem nicht. Dagegen hat Hr. Thieme besser für das Auge gesorgt und darin den Zeitgeschmack getroffen. Sein kleines Theater wird durch eine ordentliche Maschinerie geleitet. Die Verwandlungen von Balletfiguren sind die gewöhnlichen, darunter einige von eigener Erfindung, mit brennenden Altären und Inschriften, um dem Publikum zu schmeicheln. Dieses wurde indessen mehr durch die Aufführung des Berggeistes Rübezahl angezogen. Der Zettel versicherte, das Stück sey nach dem Süjet der neuen Oper von Spohr und G. Döring bearbeitet; es enthält nichts als die fable, durch den Hanswurst nicht sonderlich gewürzte, Geschichte eines Bauernmädchens, das den Kaspar heirathen soll, aber einen Jäger liebt. Es entläuft in den nahen Wald, geräth in die Hände des Berggeistes, der sie in sein unterirdisches Reich entführt und ihr Herz und Hand anträgt. Sie bleibt jedoch ihrem Jägersmann treu. Rübezahl entläßt die Spröde, die alle Herrlichkeiten nicht rühren können, sie eilt zu den Eltern zurück und diese willigen endlich freudig in die Verbindung ein. Hier erscheint aus dem Hintergrunde des entfernten Riesengebirgs der Berggeist Rübezahl, in der Ferne schon ganz groß, taucht unter und schwebt dann, mit einer Glorie von chinesischem Feuer ums Haupt, segnend empor. Diese Maschinerie ist kindisch, hat aber doch mehr Phantasie, als unsere ausgekünstelten Lustmaschinerien und Feengeschichten im Großen. Die Hauptdekoration ist im vorhergehenden Akt Rübezahls unterirdischer Zauberpallast. In weiter Ferne (so beschreibt ihn Hr. Thieme selbst) sieht man das prachtvolle Gebäude, Rübezahls Wohnung, wie es sich die Phantasie an Schönheit nur denken kann; seltsam tragende Gewächse, goldene Bäume, welche es umgeben, ziehen sich perspektivisch nach dem Vordergrund; ein schöner Teich glänzt in der Mitte des Gartens, mit einer hohen Brücke, welche sich an zwey Thürme anschließt, überzogen. Einige Gnomen, auf prachtvollen Schiffen, fahren auf dem Wasser, so wie ein Paar silberne Schwäne, durch künstlichen Mechanismus belebt." Diese Herrlichkeiten sind freylich sehr klein und mit schwacher Kunst dargestellt. Die Metallblumen glitzern aber von farbigem Sand, goldne Palmen und grüngoldne Sträucher glänzen feenartig, und durch die Hallen des Pallastes sieht man auf die See hinaus. Diese Vorstellung soll in Berlin sechs Mal und in Leipzig eilf Mal auf Verlangen wiederholt worden seyn. Hier wurde sie nur drey Mal gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 16. April.

(Beschluß.)

Welche Theilnahme erregt nicht jezt in Frankreich das Schicksal der Griechen? wie beeifern sich nicht alle Stände, etwas zur Erleichterung ihres Elendes zu thun! hier wird von den schönsten Damen eine Kollekte von Haus zu Haus angestellt, dort werden zu ihrem Besten Schauspiele und Konzerte gegeben. Die Nachrichten aus Griechenland werden mit Sehnsucht erwartet und mit Begierde gelesen; es ist als ob jeder einen Bruder zu Missolunghi hätte. Das Griechenkomité zu Paris ist in unaufhörlicher Thätigkeit und schickt den armen Griechen häufig Mittel zu, um ihre dringenden Bedürfnisse zu befriedigen. Man kann sicher darauf rechnen, daß diejenigen, die sich dieser allgemein gewordenen Theilnahme nicht mit anschließen, sondern das Elend eines tiefgesunkenen Volkes gleichgültig mit ansehen, nicht zu den Edeln der französischen Nation gehören; in der That sind es meistens Leute, welche nicht eher ein Gefühl laut werden lassen, als bis sie sich erkundigt haben, ob es mit Erlaubniß ihrer Obern und Patrone und ohne Gefahr des Verlustes ihrer Stellen und Pensionen geschehen könne, oder solche, die noch zu dem immer kleiner werdenden Haufen derjenigen Europäer gehören, welche behaupten, dieses unterdrückte Volk müsse eher untergehen, als versuchen, sich aus seinem Elende herauszuwinden. Man wirft den Franzosen oft ihren Leichtsinn vor; allein was sie jezt zu Gunsten der Griechen thun, zeugt gewiß von einem ernsten Sinne; alle Schriften, welche mit Talent der Verfinsterung entgegenarbeiten, erregen die größte Aufmerksamkeit; sieben Mal in Zeit von wenig Wochen ist Montlosier's Schrift aufgelegt worden. Eben so Dervigny's Schrift. Beyde Verfasser waren früher von der sogenannten Ultra-Partie. Allein diese scharfsinnigen Männer haben bald wie manche andere eingesehen, daß es ihre Partey zu toll machte, sie daher verlassen und sich ihr entgegengestellt. Niemand war mehr im Stande als sie, dieß zu thun. Man kann sich die Wuth der Ultras denken, besonders wider den Grafen Montlosier, der alle ihre Geheimnisse, sogar was sie bey Hofe unternommen haben, freymüthig erzählt; sie haben es noch mit keinem so gefährlichen Feinde zu thun gehabt, als mit diesem aus ihrer Mitte getretenen Manne. — Interessant war es noch die Regsamkeit der Pariser zu bemerken, als man sie mit der Wiedereinführung des Vorrechtes der Erstgeburt bedrohte, und ihre Freude, als der Gesezesentwurf von der Pairskammer verworfen wurde; wie alsdann ganze Straßen, besonders in den vom Handelsstande bewohnten Stadtrevieren, beleuchtet und Freudenfeuer angezündet wurden, wie sogleich Jubellieder zum Vorschein kamen, und in den Schauspielen alle Anspielungen auf Gleichheit der Rechte vom Publikum stark beklatscht wurden. Solch ein lebhafter Gemeingeist, der durch freye Blätter beständig unterhalten wird, läßt das Beste hoffen, und daß Frankreich in vollem Besize der von ihm so theuer erworbenen Rechte bleiben werde.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. Mai 1826.

Wohl, o Lenz, wenn du nicht Herzen tödtest,
Wohl erstarrten sie zu bald in ew'gem Frost!

J. R. Wyß.

Die goldenen Eier.

1.

Es war einmal ein Wald, der viele hunderttausend hellgrüne Bäume und Sträucher hatte. Tief unter ihnen gingen stille Bäche flüsternd herum und warfen muntere Blicke durch die sonnenhellen Zweige zum blauen Himmel hinauf. Vögelchen sangen und sprangen fröhlich auf ihnen und bauten sich Nester. Unten aber auf dem schwellenden Moose, im erquicklichen kühlen Schatten, saßen hier und da zwey Personen, wovon die eine gewöhnlich in Männertracht ging, die andere aber weibliche Kleidung trug, und die vor lauter leisen Seufzern über die Zukunft, die ihnen Eltern oder sonstige Verwandte zu verbittern drohten, ganz vergessen zu haben schienen, daß sie sich eben außerordentlich wohl befanden, oder doch wenigstens so hätten befinden können. Mit Einem Worte, es war ein ganz gewöhnlicher Wald, so hübsch, wie die Wälder zur Pfingstzeit immer zu seyn pflegen.

Aber die Botenfrau von einem benachbarten Rittergute, welche dem Bürgermeister Flaus am Morgen des zweyten Pfingstfeyertages Spargel zum Verkauf brachte, konnte nicht genug beschreiben, welch ein Wunder ihr in diesem Walde aufgestoßen war. Durch Irrwische verführt, hatte sie sich dasmal in der Nacht vom rechten Wege verloren und in einem Dickicht am Morgen den freundlichsten grünen Platz gefunden, wo der seit vielen Wochen schon verschwundene Winter eine ganz verschneiete Hütte stehen gelassen. In der Hütte aber war ein Mädchen gewesen, schlank, wie eine Tanne und weiß, wie der Schnee auf dem Dache. Dabey jedoch hatte das allerliebste Mädchen ganz frische rothe Bäckchen und ein Paar Aeuglein, schwarz wie Lindenkohle gehabt, nur viel glänzender, und so reinlich war es angezogen gewesen, wie der Botenfrau gar nicht eingefallen, daß es einem sterblichen Menschen möglich wäre. Nach ihrer Aussage hatte die junge, schöne Person keinen einzigen Fehler gehabt, als daß auf die Frage, ob sie nicht Spargel kaufen wolle, ein Kopfschütteln ihre Antwort gewesen sey.

Da der grüne Platz um jene Hütte, der Beschreibung nach, in das Stadtgebiet gehörte, so suchte der Bürgermeister nach ihr in den neuesten topographischen Listen, aber vergebens. Sogleich war sein erster Gedanke, dergleichen Unordnungen in Zeiten, wenigstens für die Rathsstrafkasse, nützlich zu machen, und nebenher auch sich das hübsche Mädchen zu beschauen, von welcher Sorte Geschöpfe er oft mehr hielt, als seiner Bürgermeisterwürde gut war, was er aber mit dem Ehrennamen: Vater der Stadt, vermuthlich zu entschuldigen wußte.

Der zweyte Pfingstvormittag könne, meynte er, vielleicht nicht besser angewendet werden, als zu einer nähern Untersuchung, und so eilte er nun, um noch bey ziemlicher Morgenkühle den Weg nach dem Walde zurückzulegen. Der Botenfrau hatte er übrigens, bey Verlust des künftigen Spargelabsatzes in seinem Hause, aufgegeben, keiner Seele etwas von der außerordentlichen Merkwürdigkeit zu

entdecken. Denn weil das Mädchen so gar hübsch seyn solle und der allzeit fertigen Liebhaber solcher Personen, leider, viel zu viele in der Stadt für deren geringen Umfang wären, so könnten vielleicht am heutigen Pfingsttage ordentliche Wallfahrten zu Stand kommen und hierdurch den benachbarten Schenkwirthen solch ein Abbruch an Gästen geschehen, daß sie, in ihrer Verzweiflung darüber, vielleicht auf den höchstbetrübten Gedanken geriethen, die angeschafften Vorräthe an Speisen und Getränk selber in sich hineinzuschütten, und was bey solchen Gelegenheiten das Beklagenswertheste sey, darüber inkontribuabel zu werden. Den Schaden, den die Moralität darunter litt, rechnete er nicht einmal, weil, bey den starken Besuchen der Dorfschenken, sie in der Regel auch wenig zu gewinnen pflegte, wie denn, seiner Meynung nach, die Moralität überhaupt das Unglück hatte, zum Leiden geboren zu seyn, wie die Rathsakten am klarsten darthäten.

2.

Der Bürgermeister war schon ein ziemliches Stück in den Wald hinein, als er sich sein jetziges Vorhaben näher zu überlegen anfing und da sagte er zu sich selber: Bin ich nicht, Gott sey's geklagt, ein rechter Thor gewesen, daß ich der einfältigen Frau so aufs Wort glauben und mich zu einer Promenade verleiten lassen konnte, von der ich zuletzt keinen Nutzen ziehen werde als müde Beine? Denn erstens weiß ja so eine gemeine Frau viel, wie ein Mädchen aussehen muß, das wir Honoratioren schön zu nennen pflegen, zweytens sind die Irrwische, die sie nach jener Hütte führten, vermuthlich nur die Geister aus der verwünschten Branntweinflasche gewesen, welche ihr Athem gar nicht verläugnen konnte, drittens sieht man unter der Tyranney solcher Geister nicht nur Alles doppelt, sondern gemeiniglich auch falsch, was viertens hier unstreitig der Fall gewesen ist, da es ja einzig mit dem Teufel zugehen müßte, wenn sich mitten in diesem herrlichen Grün und der brennenden Sonne noch eine verschneite Hütte sollte erhalten haben, und wenn fünftens sonach die Hütte im Raume der Unmöglichkeit liegen wird, so gehört das schöne Kind ebenfalls nur dorthin, und einem Bürgermeister, der bekanntlich ohnehin alle Hände voll zu thun hat, ist's doch wahrhaftig nicht zuzumuthen, sie dort aufzusuchen, oder mit andern Worten, das Unmögliche möglich zu machen!

Ganz muthlos geworden über dieses unwillkürlich ihm gekommene Nachdenken (ein Zustand, der ihn in dergleichen Fällen gemeiniglich befiel, weßhalb er auch solches thunlichst vermeiden mochte) schritt er noch, ohne sich dessen bewußt zu seyn, ein Weilchen vorwärts.

Was Henker! rief er dann mit einem Male aus, als in ziemlicher Entfernung gerade da, wo die Wiese seyn mußte, welche die Botenfrau beschrieben hatte, etwas Weißes, wie eitel Silber und Diamanten, vom Strahl der Sonne getroffen, zwischen den in grünem Feuer gleichsam flammenden Zweigen hindurch blitzte. Allein die hiermit von Neuem in ihm auflebende Hoffnung mußte nur allzubald wieder der Furcht weichen, die sich bey ihm gar leicht in's Gränzenlose verlor, und er dachte: Wie, wenn jenes unbekannte Schneeweiß nichts weiter wäre, als etwa gar eine Heerde von Eisbären? Ihren fast unerklärlichen Aufenthalt aber im dortigen Walde deutete er sich auf folgende Weise: Vor wenig Jahren erst hatte man ein Paar solcher Thiere in seiner Stadt gezeigt. Konnten die Bestien nicht entsprungen seyn und dann mit den ihnen inzwischen entstandenen Jungen das Wasser der Flüsse zur Pfingstzeit zu warm gefunden und deßhalb ihre Zuflucht in die Kühle des Waldes genommen haben? Der Glanz, worin sie erschienen, rührte vermuthlich von dem benachbarten Teiche her, worin sie sich vielleicht gebadet hatten. Wenigstens glaubte er, daß diese Konjektur an Wahrscheinlichkeit immer noch die andere überträfe, nach welcher bey den jetzigen täglichen sechszehn bis siebzehn Graden Wärme eine verschneite Hütte dort existiren sollte.

Schon im Begriff, auf's eiligste den Weg nach der Stadt zurück wieder einzuschlagen, wo, wie er sich eben das Wort gab, so lange er regierender Bürgermeister war, nimmermehr ein Eisbär eine Aufenthaltskarte erhalten sollte, trat er für's Erste hinter einen dicken Eichstamm zurück, um wo möglich mit dem Fernglas, das er gerade bey sich hatte, etwas Näheres über die Zahl der vorhandenen Eisbären zu erspähen, und wer möchte ausmitteln, was größer war, sein Erstaunen oder seine Freude, als auch nicht eine einzige Bestie dieser Art, sondern in der That die mit so vielem Rechte bezweifelte Schneehütte sich richtig vorfand. Sein zuvor tief unter Null gesunkener Muth schoß auch mit dieser Entdeckung sogleich zu solch einer Riesengröße empor, daß er schon in einem Viertelstündchen vor der wirklich im dichten Schnee wie vergraben liegenden Hütte ankam. Denn wenn solch eine Hütte bey jetziger Wärme möglich war, so war wohl viel leichter die Anwesenheit eines überaus schönen Mädchens darin möglich.

Statt dessen aber knurrte vor einem Ofen von ganz wunderlicher Form ein Weibsbild, das von hinten wenigstens, welches bis jezt die einzige, ihm auf dasselbe vergönnte Aussicht war, verzweifelt alt erschien, auch so laut athmete und krächzte, wie er solches während seiner fünfzig bis sechzig Lebensjahre an keiner einzigen jungen Person gefunden hatte. Als aber die Frau sich jezt nach ihm umkehrte, so hätte er aus Furcht vor ihrem erdfahlen Gesichte beynahe Reißaus genommen. Denn so viel Falten als in diesem, hätten vielleicht alle Gesichter zusammengenommen, die er in seinem Leben gesehen, kaum aufzuweisen gehabt. Dabey waren die Ränder um ihre kleinen hellgrünen Augen von solch einer blendenden Scharlachröthe und ihre Lip-

pen von einem Veilchenblau, wie ihm Beydes noch nie vorgekommen war.

Seyd mir willkommen, Herr Bürgermeister — so kreischte die Alte selbst ihn an, da ihm die Stimme in der verschneiten Hütte ganz eingefroren schien — und sezt euch hübsch, damit ihr mir die Ruhe nicht mitnehmt, denn man bedarf ihrer schon in meinen Jahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Zeitungs-Lese.

Ein Schauspieler von dem Theater la Gaité, Namens Parent, hat sich eben auf die Küche geworfen, ohne deßhalb dem Dienste der Boulevards-Thalia zu entsagen; er hält jezt eine Restauration und dirigirt sie mit vieler Kenntniß der Bedürfnisse des Lebens. Parent hat den Geist seines Zeitalters begriffen; er hält den Pfannenstiel beynahe eben so fest, als Herr von Villele das Staatsruder.

* * *

Bey der großen Vorstellung zum Benefiz in der Oper kam unter andern eine ganz neue Idee auf eine äußerst glänzende Art zur Ausführung. Man hatte zur Eröffnung die herrliche Ouverture, le jeune Henri genannt, gewählt, welche das größte Meisterstück Mehüls seyn soll; die Operette, wozu er sie komponirt hatte, ist seiner Zeit durchgefallen, allein die Ouvertüre blieb und wird ewig bleiben. Der Inhalt ist bekanntlich ein Jagdstück, und Herr Gardel, der Oberballetmeister der großen Oper, hatte den genialen Gedanken, die ganze Sinfonie in Handlung zu setzen und das vortreffliche Orchester durch Nymphen und Tänzer vom Anfang derselben bis zu Ende begleiten zu lassen. Die Jäger und deren Hörner, die mancherley Bewegungen der Jagd, die in der Musik ausgedrückt sind, die jagenden und gejagten Thiere, die Treiber und Zuschauerinnen der ländlichen Lustparthey, alles war in einem leibhaften Gemälde mit allen den unzähligen Reizen und im bekannten guten Geschmacke dargestellt, der die Academie de Musique so sehr auszeichnet. Die Einnahme des Benefiz soll sich an 23,000 Franken belaufen haben. Diese neue Art von melodramatischer Darstellung scheint uns der Pendant zu den Vorstellungen der Gemälde durch lebendige Personen zu seyn.

* * *

Bey dem vor einigen Tagen vorgekommenen Prozeß gegen eine hübsche, durch eine geistvolle, schwärmerische Physiognomie ausgezeichnete, ganz junge Frau, Namens Fructus, die sich mit Magnetisiren abgibt, kamen einzelne, sonderbare Züge vor. Das Gesetz verbietet ärztliche Hülfe, ohne als Arzt anerkannt zu seyn und Madam Fructus hatte noch besonders das Unglück gehabt, daß ein junges Mädchen von sechszehn Jahren während des Magnetisirens, indem die unbefugte Aerztin gerade im magnetischen Schlafe lag, und die Hand der Kranken in ihrer Hand hielt, gestorben war; als sie erwachte, entdeckte sie das Unglück und stieß einen heftigen Schrey aus. Sie kam mit einer Geldstrafe von 200 Franken weg, weil sie bewiesen hatte, daß unerachtet ihres eigenen Begehrens kein Arzt herbeygerufen worden war. Die Hauptzeugen waren Aerzte, besonders der große Anhänger des thierischen Magnetismus, Herr Delauze, zeichnete sich dabey durch seinen Eifer für die Sache aus. Ein Anderer, als er bemerkte, der Herr Präsident des Zuchtpolizeygerichts sey ein Ungläubiger, sagte: „Herr Präsident, es kömmt auf Sie selber an, ob Sie im Augenblick einen Beweis sehen wollen, der Sie in Erstaunen sezt.“ Allein der Herr Präsident rief mit Lächeln andere Zeugen vor. Der Advokat hielt eine lange Vertheidigungsrede, sowohl über das Faktum als über den Magnetismus und den magnetischen Schlaf, und bald wären die Richter und Zuhörer über den Advokaten eingeschlafen; er weckte sie jedoch am Ende mit den Worten: „Meine Herren, wenn Sie nach den vielen Dingen, die ich die Ehre gehabt habe Ihnen vorzutragen, noch einen Zweifel haben, machen Sie es wie der Areopagus, vertagen Sie die Sache auf hundert Jahre. Man erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß die meisten Personen, welche sich der magnetischen Kenntnisse der Dame Fructus bedienen, Leute von den höhern Ständen sind; sie selber, um in den magnetischen Schlaf zu kommen, läßt sich von ihrem Gatten, welcher ein sehr artiger junger Mann ist, magnetisiren.

* * *

In einer der Arien, welche in dem bekannten Griechenkonzert vor acht Tagen gesungen wurden, ist folgender Text:

A l'univers donnez un grand exemple;
La vieille Europe vous contemple!
Elle applaudit à vos efforts.
Souvenez vous des Thermopyles!
Et sur les débris de vos villes,
Mourans, allez venger vos morts.

Der Finalchor nach dieser Arie war ein ganz ausgezeichnetes Meisterstück; der Komponist ist ein junger Mann, Namens Chelard.

* * *

Ein sonderbarer Irrthum, der nicht als Druckfehler angesehen werden kann, kam vor ein paar Tagen in dem Hofartikel einiger Zeitungen vor; es war darin gesagt, der Fürst Castelcicala, neapolitanischer Gesandter, habe der Frau Herzogin von Berry eine neue Komposition für die Guitarre übergeben; der Uebergeber war aber der berühmte Guitarrist Castellani.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Mai.

Vorgestern Abend ist Bischops neue Opera Aladdin im Drury-Lane Theater gegeben worden. Daß Bischop vor der Kennerwelt einen unmittelbaren Vergleich mit Webern wagen konnte, wäre zum Erstaunen, wenn man nicht wüßte, daß wir alle unsere eigenen Gaben überschätzen; aber mit dem großen Publikum hat er nichts gewagt. Bischops Stärke liegt freylich nicht in der Harmonie und der Komposition für's Orchester, welches immer sehr wenig von ihm zu thun erhält; auch haben seine Melodien selten Erhabenheit oder neues Ge-

fühl; aber sie sind meistentheils angenehm und leicht faßlich, ein Umstand, welcher alle seine Opern beliebt macht, und so geht es auch mit dieser Oper; sie enthält vieles recht Hübsches, aber wenig von Bedeutung, indessen in ein paar Tagen wird man schon die Hälfte der Lieder auf den Straßen herum hören. Es ist bey der Gelegenheit eine neue Sängerin, Namens Johnson erschienen, ein hübsches wohlgebautes Mädchen, mit einer schönen Stimme. Sir Walter Scotts längst versprochener Roman, Woodstock ist endlich auch erschienen, bringt aber nichts Neues, das den berühmten Verfasser in der öffentlichen Meynung höher stellen könnte. Es ist dasselbe Feld, das er schon im Peveril of the Peak bearbeitet; die Kämpfe zwischen den Aufrührern und Königlichgesinnten zur Zeit Cromwells, eine Zeit, welche freylich an Charaktereigenthümlichkeiten sowohl als Begebenheiten eine der reichhaltigsten in der englischen Geschichte ist. Auch ist diese neue Erzählung voll von vortrefflichen Landschaftsgemälden (denn so muß man des Verfassers Beschreibungen nennen), Charakterschilderungen und Gesprächen, die den alten Meister beurkunden; aber merkwürdig ist es, daß Personen und Begebenheiten in derselben den Charakteren und Handlungen im obengenannten Roman gleichkommen, und daß dieses Werk sogar einige von den Mängeln hat, welche jenem anhängen. Doch ich erschöpfe mich in Bemerkungen über ein Werk, das man in Deutschland vielleicht jezt schon in der Uebersetzung liest; also zu etwas Anderem.

Die seit meinem lezten hier angekommenen Nachrichten aus den unruhigen Gegenden sind in nichts tröstlicher als die früheren; es sollen bereits an 1000 Webmaschinen zerstört worden seyn, deren Werth man auf 30,000 Pfund schäzt; dieß wäre kein bedeutender Verlust, wenn er keine weiteren Folgen hätte. Dagegen sollen an fünfzig bis sechszig Menschen in verschiedenen Gefechten das Leben verloren haben. Inzwischen glaubte man, daß die bereits angekommenen Truppen hinreichen würden, das Volk von bedeutenderen Verheerungen abzuhalten, und vielleicht durch ihren imponirenden Anblick, ohne mehr Blutvergießen, zur Friedlichkeit zurückzuschrecken. Doch sind noch mehr Truppen und Artillerie auf dem Wege dahin, und heute ist sogar ein Bataillon Garde von hier auf dem Kanal nach Manchester abgegangen. Man hat hier vor Kurzem ein Patent genommen für eine neue Methode Kaffee zu rösten, welche vor der alten sehr große Vortheile haben soll, indem sie die aromatischen Eigenschaften der Bohne auf's Vollkommenste erhält, und so das Getränk gesünder und angenehmer macht. Ein anderes Patent ist für eine neue Methode Backsteine zu bereiten genommen worden, welche darin besteht, einen der Winkel so abzuflachen, daß dadurch Luftkanäle in den Wänden angebracht werden können, die das Gebälk gegen den Wurm schützen sollen.

Die folgende Beobachtung über die Art und Weise, wie der Schlangenfresser (Falco Serpentarius) sich seiner Beute bemeistert, ist in einem Briefe von der Capstadt enthalten. Der Vogel läßt sich in einer kleinen Entfernung von der Schlange nieder und bewegt den rechten Flügel; sobald die Schlange den Kopf bewegt, versezt er ihr mit dem Ende des Flügels einen Schlag darauf, der sie betäubt zu Boden streckt. Noch aber wagt er sich nicht an seine Beute, sondern beobachtet sie so lange, bis sie sich wieder regt; und wann er Gelegenheit gefunden, den Schlag zu wiederholen, springt er auf sie zu, stößt sie mit den Füßen, faßt sie an, fliegt mit ihr in die Luft, läßt sie aus bedeutender Höhe fallen, und fängt dann erst an von dem Thiere zu fressen.

Graf Alexino Palma hat so eben ein Werkchen herausgegeben, welches er Greece Vindicated nennt, und worin er die seit Kurzem über die lezten Begebenheiten in jenem unglücklichen Lande erschienenen Berichte von den Herren Bulwer, Emerson, Pecchio, Humphreys, Stanhope, Parry und Blaquiere die Musterung durchgehen läßt. Man muß gestehen, daß die Nachrichten jener Herren über Begebenheiten und Personen so widersprechend sind, daß sie statt Licht über den interessanten Gegenstand des hellenischen Freyheitskampfs zu verbreiten, die Leser nur verwirren. Der Verfasser dieses Buches sucht ihre Widersprüche zu widerlegen oder auszugleichen. Wie weit seine Ansichten gegründet seyn mögen, weiß ich nicht; gewiß aber ist es, daß, was auch die Personen, welche die griechische Revolution geleitet, Ungerechtes und Thörichtes begangen haben mögen, die Sache selbst edel und heilig bleibt, und nicht nur die frommen Wünsche, sondern auch den thätigen Beystand aller Menschenfreunde verdient.

Frankfurt, a. M. Ende April.
(Beschluß.)

Um doch einiges neben der Messe auch von unseren betriebsamen Buchhandlungen zu schreiben, erwähne ich, daß der erste Theil von Hofrath Schlossers Universalgeschichte nächstens bey Varrentrapp erscheinen wird. Brönners Lord Byron ist schon in alle Welt, sogar nach Amerika versandt; er ist mit aller typographischen Schönheit ausgestattet, und der Preis neben dem Fleischer'schen Th. Morre, der keine getheilten Kolumnen hat, noch sehr billig. Eine dankenswerthe Zugabe ist der im Morgenblatt erschienene Brief, datirt aus London, welcher das freundschaftliche Verhältniß des Dichters mit unserem Goethe bezeichnet, nach dem kurzen Lebensabriß und dem Urtheile W. Scotts vorn mit abgedruckt, und Lord Byrons last lines beschließen rührend diese Einleitung. Die übrige Folge ist passend gewählt, und die kleinsten Fragmente nicht vergessen. Eine von Haldenwang gestochene Vignette, welche ein an der Küste Griechenlands im Sturm umhergetriebenes Schiff vorstellt, ist ein glücklich gewähltes Embleme. — Napoleons Leben von Arnault, bey Wesché erschienen, hat an einem hiesigen Privatgelehrten einen sprachgewandten Uebersetzer gefunden. Dr. Schwenck, welcher als Professor der Geschichte am hiesigen Gymnasium an die Stelle des verewigten Professor Hufnagel gekommen ist, kündigt nach Herausgabe seiner gediegnen Uebertragung der homerischen Hymnen eine neue deutsche Bearbeitung der ganzen Ilias und Odyssee an. An ihm und den Professoren Dr. Weber und Schäfer, und kürzlich auch an Hrn. Cooperator Fell und Hrn. Professor Steingaß, beyde für den Unterricht der Katholiken, hat unser Gymnasium in wenigen Jahren ausgezeichnete Lehrer gewonnen.

Eine große Verbreitung scheint ein anderes literarisches Unternehmen, des Hrn. J. D. Sauerländer, zu erhalten, eine Gesammtausgabe der Erzählungen und Romane der beliebten Amerikaner Irving und Cooper, wie die Frankhsche Ausgabe von Walter Scott, das Bändchen zu 9 kr., jedoch auch mit einer Ausgabe auf feinem Velin zu 18 kr. Die typographische Ausstattung ist netter und gefälliger. Als Herausgeber nennt sich der durch verschiedene Werke bekannte Chr. Aug. Fischer, die Uebersezungen sind aber von mehreren Mitarbeitern, unter welchen man zwey verdiente Männer nennt. Vor acht Tagen erschien das erste Bändchen von Irvings Skizzenbuch, und jezt ist auch von Coopers Spion ein Bändchen da. Nach diesem soll unmittelbar der neue Roman: die Mohicans, erscheinen. Der Zuschnitt beyder Gesammtausgaben ist auf vierzig Bändchen gemacht, wovon monatlich zwey erscheinen sollen. Auch was Irving Neues unter der Feder haben wird, soll sogleich mit übersezt werden. Jeder Gebildete wird diesem Unternehmen, wenn es sich wie das erste Bändchen Irvings forthin bewährt, den besten Fortgang wünschen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Mai 1826.

Unaufhaltsam, wenn auch langsam, arbeitet der Zeitgeist die Wörter in ihren eigenen Widerspruch um oder in ihre Selbstfeinde.

Jean Paul.

Das Hotel Rambouillet.

Es bestand in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Paris eine Vereinigung von Männern und Weibern, die sich durch Rang und Geist auszeichneten und deren Manieren und Ton die andern vornehmern Klassen der Gesellschaft nachzuahmen bemüht waren, ja die man selbst in den Provinzen nachzuäffen suchte. Diese Gesellschaft vereinigte sich im Hotel Rambouillet, ein Gebäude in der Straße Thomas du Louvre, welches auch ein historisches Interesse hat, da das in der Fronde (vor allen durch des Kardinal von Retz Memoiren) so bekannt gewordene Hotel de Longueville mit ihm zusammenhing. Hier stellten sich täglich die La Rochefoucauld, Chaplain Pelisson, Balzac und alle berühmte Schöngeister jener Zeit ein, des großen Condé Mutter, ihre Tochter, das Muster einer politischen Intriguenmacherin, die nachmalige Frau von Longueville, Fräulein Scuderi, die später Marquise von Maintenon und Ludwigs XIV. Frau ward, nebst vielen andern ausgezeichneten Frauen, unter denen sich auch, als solle sie den Gegensatz bilden, Frau von Sevigné befand, denn wenn unsere Nationaleigenheit uns gleich unfähig macht, in dem allerliebsten Geschwätz dieser Frau wahres Gefühl zu erkennen, so müssen wir, wenn uns die Sprache geläufig ist, doch dessen Grazie und Scharfsinn bewundern. Der schlechte Geschmack, der in dieser Gesellschaft zu Hause war, und ihre verschiedenen Epochen von Berühmtheit, machen sie der Aufmerksamkeit werth. Nach Ludwigs XIII. Thronbesteigung, während der Ränke und Verworrenheit der Regentschaft Anna's von Oesterreich, wo Bürgerzwist, Fanatismus und Ehrsucht den Wissenschaften wenig Raum ließ, wollte eine liebenswürdige, geistig gebildete Frau, Katharine von Vivonne, Marquise von Rambouillet, den schönen Wissenschaften in ihrem Hause eine Zuflucht stiften, sie versammelte alle berühmte Schöngeister um sich, aber vermochte nicht zu hindern, oder sah nicht ein, daß ein höchst gezierter, verschrobener Ton unter ihnen überhand nahm.

Labruyère sagt von diesem Zirkel: „Er überließ es dem Haufen, deutlich zu sprechen, eine dunkle Redensart zog eine zweyte noch dunklere nach sich, und Jeder, der nach dem Ersten sprach, bemühte sich, noch dunklere Ausdrücke zu finden, so daß man endlich in lauter Räthseln sprach, die aber den lebhaftesten Beyfall erhielten. Alles, was sie Zartgefühl, Feinheit und Empfindsamkeit im Ausdruck nannten, hatte sie endlich dahin gebracht, weder sich selbst noch eines den andern mehr zu verstehen. Um in diesen Gesprächen fortzukommen, bedurfte es weder gesunder Vernunft, noch Gedächtniß, noch Fähigkeit, nur eines bischen Verstandes und von der schlechtesten Art, denn er ward verkehrt und von der Einbildungskraft gemißbraucht.“

Die Gebräuche in dieser Gesellschaft waren nicht weniger seltsam wie ihre Redensarten. Die Weiber trugen gegen einander die übertriebenste Zärtlichkeit zur Schau; sie nannten sich nur Theuere (chère), wodurch dieser Aus-

druck sie zu bezeichnen gebraucht wurde, und der, wie uns Frau von Genlis bey einem andern, gleichgültigen Anlaß sagt, noch jezt de mauvais ton ist.

Eine Theure (chère) und Precieuse mußte sich zur Gesellschaftsstunde zu Bett legen, die Besuche nahmen in ihrem Alkoven Platz, dessen Bett auf das ausgesuchteste geschmückt war. Um zu dieser Gesellschaft Zutritt zu erhalten, mußte man beweisen, daß man, wie damals Jemand sagte: die Zartheit eines Gegenstandes zu fassen im Stande seye, aber auch die große Zartheit, und auch die Zartheit der Zartheit, und mußte von einem der tonangebenden Männer eingeführt werden. Zwey damals bekannte Abbé's (von Bellebat und Dubuisson) trugen den Titel: groß Alkoveneinführer. Bey diesen unterrichteten sich die jungen Leute von den Eigenschaften, die man haben mußte, um in den Zirkel der Theuren aufgenommen zu werden.

Außer diesen Anordnungen hatte aber noch jede Dame, die zu diesem Zirkel gehörte, einen Alcoviste, eine Art dienenden Ritter, der ihr die Gäste zu empfangen und das Gespräch aufrecht zu erhalten half. Heut zu Tage würde man ein solches Verhältniß, das doch immer eine große Vertraulichkeit zwischen der Theuren und dem Alkovisten voraussezte, für sehr unziemlich halten; damals dachte Niemand an Aergerniß dabey, es erregte nicht den mindesten nachtheiligen Verdacht. St. Evremont erklärt uns die Unschuld desselben, wenn er sagt: „der Alkoviste war ein bloßer Titel, denn eine Preciöse sezte ihr vorzüglichstes Verdienst darein, ihren Liebhaber auf das Zärtlichste, aber platonisch zu lieben, indeß sie ihren Eheherrn haßte, aber sehr unplatonisch mit ihm lebte.“

Diesen Zirkel, welchem Männer wie Bossuet sogar, durch ihre Gegenwart Ansehen verliehen, hatte Molière den Muth in seinen Précieuses ridicules dem Gespött auszusetzen. Menage erzählt: „Ich war selbst bey der ersten Vorstellung der Precieuses gegenwärtig; Fräulein von Rambouillet, Frau von Grignon (die Tochter der Frau von Sevigné), die ganze Gesellschaft des Hotel von Rambouillet war in ihren Logen; das Stück ward mit allgemeinem Beyfall gespielt und ich war so zufrieden mit ihm, daß ich schon damals die Wirkung voraussah, die es hervorbringen mußte. Beym Herausgehen aus dem Schauspiel nahm ich Herrn Chapelain bey der Hand und sagte: mein Herr, wir haben Beyde allen den Albernheiten, die wir so eben so fein und mit so vieler gesunden Vernunft haben verspotten sehen, unsern Beyfall gegeben; allein um wie der heilige Remigius zu Clovis zu sprechen: wir müssen verbrennen, was wir angebetet haben, und anbeten, was wir verbrannten. Es kam, wie ich vorausgesehen hatte, und von dieser ersten Vorstellung an nahm der Galimathias ab.“

Da wir in jedem Stück unsern Nachbarn überlegen sind, an was fehlt es uns denn, daß unser Lustspiel keine solche Besserungsschule für die Thorheiten des Tages wird. An Lächerlichkeiten doch nicht?

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister, dessen innere Angst bey der freundlichen Zusprache immer mehr abnahm, sezte sich nun auf den einen Stuhl, der, seltsam genug, die Form einer ungeheuren Schildkröte mit Krokodillbeinen hatte, fuhr aber nicht wenig erschrocken wieder empor, als er wahrnahm, daß die Lehne und Arme dieses Stuhls aus ein Paar Brillenschlangen bestanden, die noch ganz wie lebendig aussahen.

Hi hi hi hi! lachte die Alte und sprach: Nehmt nur getrost wieder Platz zwischen den Bestien, sie sind nicht nur gezähmt, sondern sogar getrocknet wie der Schnee, den ich mir zum Bedarf für den Sommer auf diesem Ofen abzubacken pflege. Schüttelt mir den Kopf nicht, Herr Bürgermeister. Wolltet Ihr über die vielen Seltsamkeiten, die Euch nach und nach bey mir vorkommen werden, immer den Kopf schütteln, so könntet Ihr Euch das angewöhnen, was sich mit Eurem Heirathspläuchen nicht wohl vertragen würde, denn den jungen Mädchen sind die alten Kopfschüttler in jeder Hinsicht zuwider. Ich muß nur aber sehen, wo Zukunde bleibt, da Ihr meiner grünen Augen halber doch wohl schwerlich die weite Tour bis hier heraus gemacht haben möget.“

3.

Kaum aber war die Alte hinaus, so betrachtete sich Herr Flaus die wirklich im wunderlichsten Geschmacke möblirte Hütte, deren Tisch, um den drey Sessel, wie der seinige standen, aus einem großen Stück Marmor bestand, ringsum mit versteinerten Kröten, Drachen, Eidechsen, Molchen, Skorpionen und dergleichen eingefaßt. Die Wände waren aus lauter Glas, wie es schien, auch gab es allenthalben krystallne Fußgestelle, worauf die seltensten Thiere entferntester Weltgegenden zu schauen waren, ihrer Natur nach ganz getreu erhalten, ohne doch, wie es schien, ausgestopft zu seyn. Des Bürgermeisters Gang so weit heraus belohnte sich schon dann reichlich, wenn ihm die Alte ihr Geheimniß zur Aufbewahrung solcher Dinge mittheilte. Beym Naturalienkabinet, dessen Erhaltung der Stadt theuer genug zu stehen kam, ungeachtet man allgemein behauptete, es geschehe von Seiten des Raths auch gar nichts dafür, konnte dann der Ausstopfer entbehrt und manche Kanne Branntwein zum Aufbewahren der Präparate erspart werden, was obendrein als eine wesentliche

aber freylich äußerst kostspielige Verbesserung zu weit größern Forderungen an die Stadt, wenn nicht berechtigte, doch recht gut Anlaß gab. Und gelang es ihm vielleicht gar, der Alten das eine ihrer beyden prachtvollen Basiliskenexemplare abzuschwatzen, so machte er damit ohne Zweifel einen noch weit bedeutendern Schlag.

Ein Paar Schränke, woran die Schlüssel steckten, reizten seine Neugier zu stark, als daß er nicht hätte hineinblicken sollen. Zu seinem größten Erstaunen fand er den einen mit lauter gediegenem Golde, und den andern mit Silber dermaßen angefüllt, daß es keine Seele bemerken konnte, wenn auch ein Paar Hände voll davon eingesteckt wurden. Allerdings erinnerte er sich der köstlichen Ermahnung, die er erst zwey Tage zuvor einem Spitzbuben in's Zuchthaus auf den Weg gegeben hatte. Allein genau erwogen, litt jene Ermahnung durchaus keine Anwendung auf ihn, da er kein Spitzbube von Profession, sondern ein Bürgermeister war. Die Gesetze machten freylich, leider, keinen Unterschied zwischen dem zünftigen Professionisten dieser Art und dem Dilettanten oder Pfuscher, allein sie wurden doch beyderseits nur dann zur Strafe gezogen, wenn man sie ertappte, was hier, den bereits bemerkten Umständen nach, nicht wohl geschehen konnte. Uebrigens füllte er, wie jezt wirklich geschah, seine beyden Rocktaschen weder als Spitzbube, noch als Bürgermeister, sondern einzig als Sammler von Seltenheiten. Und wer weiß denn nicht, daß recht vielen von diesen im Laufe ihrer lobenswerthen Liebhaberey die Begriffe von Mein und Dein oft völlig verloren gehen.

Hiermit und mit dem Gedanken, wie sehr das Reich der Wissenschaft durch seinen jetzigen Eingriff in diese Schränke gefördert werden könne, wußte der Bürgermeister sein ohnehin sehr friedfertiges Gewissen ganz zu beschwichtigen. Denn wirklich hatte die Eierform der Stufen so viel Eigenthümliches, vom Gewöhnlichen ganz Abweichendes, daß es wohl Schade gewesen, wenn alle diese glänzenden goldnen Eier Opfer des Schmelztiegels geworden wären. Nur in dem einzigen Stücke erlaubte er sich unbegreiflicher Weise ein Abgehen von dem in solchen Fällen üblichen Verfahren vieler Sammler, daß er, obschon das Silber noch weit wunderlichere Formen hatte als das Gold, dennoch von lezterm nur allein einraffte und auch nicht Eine Silberstufe des Mitnehmens würdigte.

Das Husten draußen vor der Hütte kündigte die Rückkehr der Alten an. Er eilte daher auf seinen Stuhl zurück und saß darauf bey ihrem Eintreten so fest, als ob er sich nicht hinweggerührt hätte.

„Nehmt nicht übel, Herr Bürgermeister — sprach die Frau — daß Ihr dießmal Eure Beine umsonst angestrengtet, denn nirgend kann ich den Leichtfuß von einem Mädchen erwischen. Ein ander Mal, wenn es Euch nämlich so weit gefallen hat bey mir, daß Ihr den Weg wieder zu versuchen denkt."

„Liebe Frau — antwortete der Bürgermeister — schon unter den alten Heiden, von denen man allerdings kaum weiß, ob sie jemals wirklich gelebt haben, florirte das lehrreiche Sprichwort: Erkenne dich selbst! Und das rufe ich Euch hiermit zu. Denn erkenntet Ihr, wie so ungemein anmuthig und geistreich Euer trefflicher Umgang ist, so würdet Ihr wissen, daß ich, völlig befriedigt durch diesen Besuch, Euch nur verlasse, um solchen, falls Ihr's erlaubt, diesen Nachmittag schon zu wiederholen."

Bey dieser Rede aber machte er ein Gesicht, so zuckersüß, daß kein Mensch sich solches erklären konnte, dem die Quellen zu dem Inhalte seiner Taschen nicht bekannt waren. Unstreitig würde er auch sogleich da geblieben seyn, wenn die Furcht ihm weniger zugesezt hätte, diese Taschen möchten zu Verräthern an ihm werden. Denn sie waren mit den bewußten gelben Eiern dergestalt überfüllt, daß er auf nichts eifriger zu denken hatte, als seine Beute in Sicherheit zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tod vor dem Tode.

Kostbar, o Sohn! ist die Zeit. Wer weise sie nützet, der lebet:
Läss'st du sie flieh'n ungenützt, stirbst du, noch ehe du stirbst.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. April.

Königliches Opernhaus. Othello, von Rossini.

Der vielgeliebte und vielgehaßte, bis in den Himmel als der Tongott erhobene und als der Musikteufel verachtete Meister ist nun seit Jahren schon von Land zu Land gewandert, überall hat er sich jener Vergötterung erfreut, und mußte diese Verachtung erdulden; ein neuer Orpheus hat er die Britten, dieß wilde musikalische Thierreich bezähmt, und den halsstarrigen Nacken des französischen Geschmackes gebeugt, ja selbst deutsche Künstler und Musiker vermochten seinetwegen die deutsche Cäcilia zu verlassen, und klingeln jezt mit der Glocke seines Tambourins, und schlagen seine Handpauke — so bleibt dem vielbesprochenen Musikhelden doch wenigstens das Epochemachen, wie sehr dagegen auch gepocht werden mag, und von dieser Seite her ist er anzuerkennen. Seine Größe nämlich besteht darin, daß in ihm die dramatische Musik sich selbst, als Musik, sowohl von Seiten des Tones als reinen Klanges, als auch von Seiten der Harmonie und Melodie, für sich selbst als das Höchste, Lezte und einzig Gültige erfaßt, und dieß nur dadurch zu beweisen im Stande wird, daß sie allen Inhalt, der nicht sie selbst ist, verschmäht, von sich wirft, und selbstständig für sich in froher Selbstgenügsamkeit sich hinstellt. Aber die vergötterte Tiefe dieses Sichselbsterfassens und Musikwerdens ist nur der deßhalb verachtete unendlichste dramatische

Leichtsinn der Musik, weil eben die Oper wesentlich an einen Inhalt gebunden ist, und nur durch ihn, indem sie ihn in ihrer Form darstellt, Gehalt und Tiefe erhält. Daher wird solche Musik des Leichtsinns von Seiten des Künstlers dieses bewirken, daß er nicht, wie frühere, sich selbst mit seinem ganzen Wissen und Wollen in seinen Gegenstand vertieft und seine Brust zum Tempel dieses Gottes weiht, sondern umgekehrt seinen Gegenstand in sein, von diesem Gegenstand ganz leeres Ich verkehrt, und ihn willkürlich behandelt. Die Musik wird die Musik der Einfälle, welche, je bestimmter sich im Künstler ein Melodie- und Harmoniegang festgesezt hat, ihn immer wieder von Neuem rettungslos überfallen, da er keinen Grund hat sie von sich zu weisen, wie er denn auch Fremdes, wenn es ihm eben einfällt, nicht verschmäht. Bey dieser Willkür sollte man freylich glauben, daß die größte Mannichfaltigkeit, das bunteste Gemisch, immer veränderte launenhafte Verschiedenheit, die unberechenbarste Fülle stets unterschiedener Melodien hervortreten müßte, aber solche Verschiedenheit kommt nur durch den mannichfachen Inhalt herein, und weil dieser Inhalt fehlt, ist es nur ein ganz bestimmter Cyclus von Melodien, die nach verschiedenen Stimmungen den Komponisten überraschten, und welche ihn nun bey ähnlicher Stimmung immer ähnlich wieder überraschen, da er nicht aus sich zu seinem Inhalte herausgeht. Denn es zeigt sich im Gange der Kunstgeschichte, daß die Entwicklung und Fortbildung des Inhalts ebensosehr die Fortbildung und Entwicklung der Harmonie und Melodie bedingt, wie ebensosehr diese Fortbildung die des Inhalts hervorbringt — wird nun dieser Inhalt bey Seite geschoben, so geht mit der harmonischen Tiefe ebensosehr die Breite ihrer unterschiedenen Abstufungen verloren. Wir finden daher bey Rossini meist dieselben Harmoniegänge an welchen die Melodien fortgehn, und ihre Farbe nur durch Vorhalte, Nonen, Wechseltöne erhalten, während sie ihre Entwicklung in der breitesten Ausführung aller Mitteltöne der einfachen Tonverhältnisse suchend, alle Musikleitern auf und absteigen, die Perlenreihe der Töne hin- und herrollen, oder vom Höchsten in's Tiefste hinab und hinaufspringend, alles Lieblichste und Bizarrste willkürlich in sich vereinigen. Das Kunstwerk, das auf diese Weise zu Stande kommt, wird also zuerst ganz darauf verzichten müssen, ein in sich gegliedertes Musikganze zu seyn, da es, ein solches zu schaffen, unter allen Einfällen des Künstlers, der einzig unmögliche Einfall ist, der ihm kommen könnte. Der Inhalt bleibt daher das ganz Gleichgültige, denn es kömmt überhaupt nur darauf an, daß etwas geschehe, bey welcher Gelegenheit dramatische Musik gemacht werden könne, und eine wohllöbliche musikalische Polizey sollte deßhalb in Deutschland für Rossinische Opern die Textbücher verbieten. Das würde dieser Musik sehr vortheilhaft seyn. Denn bey ihr ist das einzig erfreuliche, losgelöst von allen Verhältnissen der Welt, ausgeleert von allem Inhalte, auf den Fittigen dieser Töne, gleichgültig wohin, zu entschweben, und im Mährchen des wunderbaren, verstandlosen Wechsels inhaltloser Gefühle, wie auf den steigenden, sinkenden Wellen des unabsehbaren Meeres hinzuschwimmen. Es wird uns ein Konzert in türkischen, indischen, egyptischen, in griechischen und römischen, in Staats- und Ritter- und Bauerkleidern gegeben. Die Tiefe der Ausführung und harmonischen Durchführung der Melodie verflacht sich bey solcher Behandlung in die Breite der Wiederholung und matten Veränderung, die charakteristische Unterscheidung verwechselt sich mit bloßer Abwechslung, und die Oekonomie der Kunst, welche ihre höchsten Gegensätze und unterschiedenen Abstufungen weise vertheilt, geht bey dem Leichtsinn der Willkür unter, welche alle Kraft und Mittel bey jedem einzelnen Stücke verschwenderisch vergeudet und sich vom künstlerischen Maler zum Feuerwerker augenblicklich verknallenden Effekts herabsezt. So wird dann auch der Unterschied der Konsonanz und Dissonanz ein zufälliger Wechsel, unvorbereitet, nutzlos, nur weil dem Komponisten nichts anderes einfällt, rollt das Dissonanzengewitter heran, schlägt bedeutungslos ein, lärmt, tobt, man weiß nicht woher es kommt, wohin es geht; es ist der plötzliche Wahnsinn des Besessenen, der polternd alles um sich her zertrümmert, der Krampf der neumodischen Damen, die kaum noch lächelnd, plötzlich in Zuckungen schreyend erliegen, ohne Ursach und ohne Folge. Es wandelt sie eben so an, wie den Komponisten die Dissonanzenwuth. Aber eben weil diese Musik ganz der Willkür anheimfällt, kann sie zufällig oder gewollt, im Allgemeinen hin und wieder ihrem Inhalte entsprechen. Ist dieß Entsprechen willkürlicher Vorsatz, so kommt derselbe hier dadurch zur Erscheinung, daß er desto merklicher wird, je seltener er kommt und muß, weil die Geschicklichkeit des Komponisten nur in der *Entfernung* vom Inhalte liegt, nur in der *Ungeschicklichkeit* der Ausführung des ungewohnten Entsprechens sein Daseyn beweist. Die wahre Verachtung des Inhaltes zeigt sich nicht in seiner gänzlichen Verschmähung, denn da bleibt er als nur bey Seite geschobene Macht draußen liegen, sondern in der willkürlichen Behandlung, welche, wie ihr gerade zu Muthe ist, ihn aufnimmt oder wegwirft. Und selbst, wenn er aufgenommen wird, bleibt dieselbe Willkür der Melodien und Harmonien bestehen, die, ehe man sich's versieht, weit von ihm wieder entfernt, sich in ihrem eigenen Gebiete ergötzen. Merkwürdig, aber dem allgemeinen Standpunkte des Komponisten ganz angemessen, sind deßhalb auch die Ouvertüren, die entweder in dem einfachen Wechsel einer Andante- und Allegro-Melodie bestehn, oder aus der beliebigen Abwechslung selbstständig konzertirender einzelner Instrumente zusammengesezt sind, während die Instrumentirung überhaupt eine nur willkürlich bequeme bedeutungslose Gesangbegleitung bleibt. Dieses Charakters wegen wissen auch Italiener nur diese Musik vorzutragen, denn nur sie in ihrer Liebe schon für den ganz inhaltlosen Ton lassen denselben für sich selbst, um seine Bedeutung unbekümmert gelten; sie singen diese Musik, weil es Musik ist, nicht weil sie etwas ausdrücken soll; Musik zu seyn ist ihr genug; eine Arie wird gesungen, weil es eben eine Arie ist. Bey dieser Inhaltlosigkeit fordert daher die Darstellung die schönsten sowohl als auch die geübtesten Stimmen, denn die Stimme als Stimme und ihre Fertigkeit und Geschicklichkeit wird das Konzertvergnügen solcher Aufführungen. Und weil der Sänger sich dadurch zur Hauptsache erhebt, gesteht ihm der Komponist auch einige Phantasie zu, und der Sänger überkomponirt sich die Komposition, die nicht ihrer selbst, sondern des Sängers wegen so und nicht anders gemacht ist.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindromischen *Räthsels* in Nr. 114.

Leben. Nebel.

Charade oder auch Räthsel.

Nimm in der Mehrzahl mich — ein Eigennamen, als After-
Nam' oft gebraucht (du verstehst ja die Grammatik) bin ich:
Doch in der einfachen Zahl, den ehrsamen Bund dann bedeut' ich,
Den viel Städte voreinst schlossen zu Trutz und zu Schutz.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. Mai 1826.

Je sicherer der stolze Mensch sich meynt,
Um so gewisser wird der Satan ihn gewinnen;
Er steht im Bund mit unsern Sinnen.
Fr. A. Müller.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

4.

Kaum aber hatte der Bürgermeister sich mit großer Mühe über die Wiese bis nach den Bäumen geschleppt, als er durchaus nicht weiter konnte vor der ungeheuren Schwere seiner Taschen.

„Ach — seufzte er, sich auf den Rasen niederlassend — wie schmerzlich prägt sich mir doch jezt die herrliche Wahrheit ein, daß nur Mäßigkeit glücklich macht. Hätte mein Sammlertrieb dieses große Wort vorhin besser erwogen, so säße ich jezt nicht hier fest, gleich der an dürrer Felsenklippe gestrandeten Silberflotte.“

Drauf kam ein Landmann daher mit einem vollgeladenen Karren, den ein vorangespannter Pudel ihm fortbewegen half. Der junge Mensch pfiff ein lustiges Stückchen und blieb eben stehen, um den Hut abzunehmen und nachzuschauen, ob auch das Röslein nicht verloren sey, welches seine Anne Rose ihm daran gesteckt hatte. Das Bürschchen mochte im damaligen Augenblicke vermuthlich glauben, diese und er wären die einzigen Personen auf der Welt. Denn als der Bürgermeister ihm zurief, sah er ganz erstaunt nach der Seite.

„Junger Geselle — sagte der Bürgermeister — geht doch sogleich zurück nach dem Dorfe und holt mir eine Frohnfuhre, die mich nach der Stadt bringen kann.“

Aber der Landmann entschuldigte sich zuerst damit, daß er hierzu keine Zeit habe, und dann mit dem Umstande, daß Frohnen dieser Art nicht gebräuchlich wären.

„Ey — versezte der Bürgermeister — einen guten Gebrauch kann man alle Tage einführen, und was die Zeit betrifft, so erlaube ich's, daß ihr euch welche dazu nehmt.“

Aber der junge Mensch schüttelte den Kopf und fuhr vorüber, im Fortpfeifen seines Stückchens die Bemerkung überhörend, daß seine jetzige Fahrt gegen die Sabbathsfeyer verstoße und er daher in Strafe genommen werden solle.

Als nun der tiefbetrübte Bürgermeister nach einiger Zeit mit größter Anstrengung sich wieder emporgearbeitet hatte und einige Schritte weiter gegangen war, so riß die Schwere des Goldes die eine seiner Rocktaschen entzwey. Wie aber die größte Noth nicht selten zur Hebamme der besten Gedanken wird, so auch dieses Mal. Denn der nächste hohle Baum bot ihm ja die trefflichste Niederlage für seine Schätze. Und nachdem er solche hineingethan und sich alle Eigenheiten des Baumes gemerkt hatte, um ihn, wenn der Schatz gehoben werden sollte, gewiß nicht zu verfehlen, schritt er recht wohlgemuth nach Hause.

Zwey Pröbchen von den goldenen Eiern, die er mitgenommen, labten dort auch sein Auge dergestalt, daß er Gaumen und Magen den Mittag über wider alle Gewohnheit dießmal ganz vergaß und seine alte Wirthschafterin gar nicht begriff, was dem, ihrer Ansicht nach, sehr wohlgerathenen Braten fehlen solle, und sein fünf-und-zwanzigjähriger Sohn die dicken Spargelstengel, welche sich

sonst der Vater vorbehielt, für heute sammt den dünnen ganz allein verzehren durfte.

Aber wie gewöhnlich aller irdischen Freude Sorgen und Kummer auf dem Fuße folgen, also auch hier. Kaum war der Bürgermeister darüber mit sich eins, auf welchem Wege er die Tochter der reichen Alten zur Frau erhalten könne, so machte ihn mit einem Male sein Sohn durch eine einzige Frage ganz verduzt.

„Apropos Vater — begann nämlich der Sohn — habt Ihr schon von der kuriosen Hütte gehört, welche noch völlig verschneit mitten im grünen Walde stehen soll?"

„Was? rief der Vater aus, und die Brodkugel, bey der er sinnend das ganze Gebäude seiner glücklichen Zukunft schon in Ordnung gebracht zu haben glaubte, kollerte ihm vor Schrecken unter den Tisch. Doch, nach einem augenblicklichen Verstummen ermannte er sich wieder und sprach: „Unsinn, weiter nichts! Schickt sich das, daß ein junger Mann, der nach dreyjährigen Studien die erste Censur nach Hause bringt, in der Residenz auch bereits die Specimina hinter sich und alle Hoffnung hat, einmal künftig meine Stelle im hiesigen Rathe einzunehmen, schickt sich's für einen solchen, der berühmten Aufklärung mit dem Glauben an solchen Unsinn eine Ohrfeige zu geben? Und ich befehle dir hiermit als Vater und auch als Bürgermeister, kein Anhänger dieses Glaubens zu seyn und noch vielweniger dergleichen abgeschmackte Lügen weiter zu verbreiten, vielmehr allenthalben, wo so was verlauten dürfte, zu verkündigen, und zwar in meinem Namen, daß das Strafgesetz gegen Alle, so daran glauben, bereits unter der Feder sey. Zu mehrerem Beweise der Unwahrheit jenes Glaubens holte er auch noch die topographischen Listen herzu und meynte, wie er sagte, nun wohl genug gezeigt zu haben, daß solch eine Hütte durchaus nicht existiren könne." Drauf aber eilte er, was er vermochte, aus der Stadt und eben jener Hütte zu.

5.

Nur neuer Aerger aber wandelte den Bürgermeister an über den wunderschönen Tag, der Groß und Klein, das die Woche über sich abmühte, in den engen, dumpfen und dunkeln Arbeitslöchern, hinausrief unter den blauen Pfingsthimmel, um auch einmal sich der lieblichen Schöpfung zu erfreuen und eines freyern Athemzuges und fröhlicherer Pulsschläge. Denn, meynte er, sieht das Volk seinen Bürgermeister den Weg nach dem Walde nehmen, so denkt es gleich, da mußt du auch hin, und wenn er dann gar den einsamen verwachsenen Pfad zu der Wiese aufsucht, wo die Schneehütte steht, so treibt schon Neugier die Leute an, zu wissen, was es dort gibt, und am Ende kommt das Geheimniß heraus, und ehe sich unser eins umsieht, so schnappt ein junger Gelbschnabel ihm das Töchterchen der steinreichen Person hinweg.

Er nahm sich daher auch vor, vom äußern Thore an dergestalt im Zickzack zu gehen, daß der bunte Menschenstrom auf ganz falsche Fährte gelockt würde. Leider jedoch sah er draußen zu seinem größten Leidwesen schon von weitem eine ganze Kolonne dem Walde zuschreiten und alles weitere trostlose Nachdenken über die Sache verdrießlich bey Seite legend, entschloß er sich nun, den geraden Weg einzuschlagen und wo möglich das Volk noch zu überlaufen.

Das allgemeine Befremden stieg auf's Höchste, als man den wohlbeleibten Bürgermeister mit gänzlicher Hintansetzung der sonst ihm eigenen Gravität, einer behenden Schmerle gleich, nur etwas keuchend, die Wellen des lebendigen Flusses rasch durchschneiden sah.

Aber als sey er eben in den Rachen eines argen Hechts gerathen, so stockte plötzlich seine flinke Bewegung, denn der naseweise Gleitsmann rief ihm zu: „Eilet mir doch nicht so gewaltig, Herr Gevatter. Unfehlbar wollt Ihr so gut wie ich zu der mitten im schönen grünen Walde verschneiten alten Frau, die eine Tochter haben soll, der zum Engel nichts weiter fehlt als die Flügel. Ein Paar Wittwer, wie Ihr und ich, in den besten Jahren, die müssen von dergleichen Gelegenheiten zu profitiren suchen. Die Einheimischen sind theils durch die schlechten Zeiten zu sehr heruntergekommen, theils geben ihre Töchter immer nur auf unbärtige Männer aus, was wir freylich nun schon lange nicht mehr sind. So ein fremdes, junges Blut aber ist zuweilen froh, wenn es ein Unterkommen findet, und der Titel, Frau Bürgermeisterin, oder Gleitsmannin, ist einem noch unverwöhnten Geschmacke solcher, man weiß gar nicht einmal woher geschneiter Menschen vielleicht eine Art von Labsal für ihre Zukunft. Dazu kommt, daß Ihr so gut wie ich nach Befinden etwas thun könnt zu Verminderung ihrer Steuern und Gaben. Denn so viel Vernunft wird den Leuten gewiß zu Gebote stehen, daß man hier im Walde kein Nestlein nicht so frey aufschlagen kann, wie ein lustiger Vogel, der aber auch dafür keinen Schutz genießt."

Doch aus dem kreideweiß gewordenen Gesichte des aller Fassung beraubten Bürgermeisters errieth der Gleitsmann, der bis jezt nicht darauf achtete, mit einem Male Alles. Daher bat er ihn, sich zu fassen bey der unerwarteten Entdeckung, wie viele Menschen schon von der großen Neuigkeit unterrichtet wären. Sie Beyde, der Gleitsmann und der Bürgermeister, wären (wenn sonst das Mädchen ihrem Aeußern und den Vermögensumständen nach auf die Ehre ihrer Bewerbung Ansprüche hätte) doch jedenfalls diejenigen, welche hauptsächlich zur Wahl kommen müßten. Wer das Glück hat — schloß er — führt die Braut heim, so sagt das Sprichwort. Und da übrigens wir Beyde vom Ansehen so ganz verschieden sind, wie etwa der Bohnenstengel vom Fleischklosse, so müssen wir's, falls der Dirne die erforderlichen Qualitäten beywohnen,

geduldig abwarten, wohin gerade ihr Geschmack sich neigen möchte. Der leer Ausgehende wird sich als Christ zu fassen wissen.

So wenig auch diese Art von Fassung im Plane des Bürgermeisters liegen mochte, so gab er doch durch einen Druck der Hand dem Gleitsmann seine Zustimmung zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Cook's Tod.

Es gibt in Kaavaroa noch viele Personen, die entweder selbst bey dem unglücklichen Streit, der dem Weltumsegler Cook das Leben kostete, zugegen waren, oder doch von allen Umständen genau unterrichtet sind. Ueber den unseligen Streit und den Tod des Entdeckers stimmen ihre Berichte ganz mit dem überein, was Kapitän King, sein Nachfolger, darüber sagt. Die Eingebornen hatten, um der Nägel willen, ein Boot, was zu Cook's Schiffe gehörte, gestohlen, und Cook wollte als Geißel bis zur Zurückgabe des Boots den König Taraiopu an Bord führen. Dieß suchten die Eingebornen zu verhindern, und im Gedränge wurde bekanntlich Cook von hinten niedergestoßen. „Nachdem Kapitän Cook todt war, sagten die Eingebornen, trauerten wir alle um ihn, seine Glieder wurden zerschnitten, das Fleisch losgeschabt und verbrannt, wie wir es mit unsern Häuptlingen nach ihrem Tode machen. Wir glaubten er sey der Gott Rono und verehrten ihn als diesen, und nach seinem Tode verehrten wir seine Gebeine. Hieraus geht hervor, daß die Art, wie die Eingebornen Cook's Leichnam behandelten, keineswegs eine Aeußerung der Wuth und der Rache war, wie man damals glaubte, sondern daß sie im Gegentheil dadurch sein Andenken ehren wollten. Sie erwiesen allen Gegenständen, die Cook gehört hatten, gleiche Verehrung, z. B. einem Schlitten, den er von der Nordwestküste von Amerika mitgebracht und auf der Insel gelassen hatte. Die Häuptlinge drückten auf's lebhafteste ihren Schmerz über diesen traurigen Vorfall aus, so oft von Cook die Rede war, und sogar das gemeine Volk scheint dieß Gefühl zu theilen. Ich war einst mit Cook's Reisen beschäftigt, als einige Anführer hereintraten; das Kupfer, welches Cook's Tod darstellt, schien sie sehr zu ergreifen, und Karaimoku wischte sich wiederholt die Thränen aus dem Gesicht. Mit dem Gott Rono, für den die Insulaner Cook hielten, hat es folgende Bewandtniß. Unter den Königen, welche zur Fabelzeit Owhyhee (oder Hawaii) regierten, war Rono, der aus irgend einer Ursache sein Weib ermordete, allein ihren Tod nachher so bereute, daß er wahnsinnig die Insel durchlief, und alle, die er antraf, zwang, mit ihm zu kämpfen. Später segelte er auf einem sonderbar gestalteten Boote nach Tahiti, oder einem fernen Lande. Nach seiner Abreise ward er von seinen Unterthanen göttlich verehrt und ein jährliches Kampfspiel zu seinem Andenken eingeführt. Sobald Cook auf der Insel landete, hieß es, der Gott Rono sey zurückgekommen, und dieß war die Ursache, weßhalb die Eingebornen sich niederwarfen, wenn er vorüberging. Als sie aber bey dem Angriff, den sie auf ihn machten, sein Blut fließen sahen, riefen sie alle: „nein dieß ist nicht Rono!“ Einige aber glaubten auch nach seinem Tode noch, daß er es doch sey, und daß er wiederkehren werde. Seine Rippen und seine Brustbeine wurden göttlich verehrt, und in einem, dem Gott Rono geheiligten Tempel niedergelegt. Von dort wurden sie oft in Prozession nach andern Tempeln getragen, um die Opfergaben der Einwohner für die Dienste des Gottes Rono zu sammeln. Diese Knochen werden in einem kleinen Korb aufbewahrt, der ganz mit rothen Federn bedeckt ist.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. April.

(Beschluß.)

Je meisterhafter ein deutscher Sänger als Deutscher ist, desto untauglicher wird er für Rossinische Opern. Denn uns Deutschen ist es unglaublich, wie eine Komposition ihrem Inhalte nicht könne entsprechen sollen, und da sich nun auch dieß Entsprechen bey dem musikalischen Willkürsfelden hier und dort vorfindet, so heben unsere Sänger besonders diese Stellen, welche gerade die mittelmäßigsten sind, heraus, und versuchen auch in die übrigen, so gut es gehn will, den Ausdruck ihres Inhalts hineinzusingen und zu spielen, wodurch eben die ganze Sphäre dieser Musik verkehrt, und ihr noch das einzig Annehmliche, was sie zu bieten vermag, genommen wird. Denn der entsprechende Ausdruck ist hier immer matt, gewöhnlich, ausdrucklos, und bey dem nichtentsprechenden kommt durch den Versuch, ihn entsprechend zu machen, gerade sein Widerspruch grell zur Sprache. Die deutschen Sänger singen dadurch nicht so sehr die Rossinischen Opern selber, als vielmehr die deutsche Kritik derselben, welche hiermit nur beweist, daß sie den Standpunkt dieser Musik nicht einsieht. In diesen Fehler verfielen bey der heutigen Darstellung alle unsere Sänger, sowohl Herr Bader (Othello), als auch Madame Seidler (Desdemona), Herrn Devrient d. J. nicht zu erwähnen. Sie würden sich, wenn sie ihn vermieden hätten, freylich noch geringeren Dank verdient haben, denn die Rigoristen hätten dann erst recht das große Wort geführt, und die Entzückten und Gerührten werden gerührt und entzückt, in welcher Weise ihnen Rossini auch entgegentöne. Der Gast, Herr Haizinger, vom Karlsruher Theater, riß das Publikum zu stürmischem Beyfall fort, und freylich zeigte er als Rodrigo in der gleich bey seinem Auftreten (wie es uns schien aus der „Jungfrau vom See“) eingelegten Arie Alles, was er in dieser Sphäre zu leisten vermag. Rubini, der mit dieser Arie in Paris viel Furore machte, sang sie mit größerer Zartheit und Lieblichkeit. Denn Herrn Haizingers Stärke liegt in der Stärke seiner gewaltigen Bruststimme, die bey aller Ausbildung ihn dennoch so sehr in seiner Gewalt hat, daß er es zu keinem Schwellen des Tones zu bringen im Stande ist. Denn er fängt ihn mit voller Gewalt an, und hält ihn mit gleichmäßiger Kraft aus. So ist aus ihrer Gewalt aller

Anmuth und Lieblichkeit geschieden, die nun für sich allein in ganzer Freundlichkeit austritt, und besonders bey den hohen und höchsten Falsetttönen ihre größte Annehmlichkeit entfaltet. Aber diese Lieblichkeit und jene Gewalt vereinigen sich nie, und dieß scheint uns außer der harten Aussprache der einzige Fehler des ausgezeichneten Sängers. Denn daß er in den Ensemblestücken, und besonders im Terzett des zweyten Aktes überall, sowohl den Sopran als den zweyten Tenor, so wie sich selbst überschrie, schieben wir beym ersten Auftreten auf die Unkenntniß des Künstlers, der in dem großen Hause nicht gehörig gehört zu werden fürchtete, und das klatschende Publikum am besten dadurch zu belohnen glaubte, daß kein Ton ungehört verklänge. Aus gleichem Dankbarkeitsgefühl hätte er dann aber auch vermeiden sollen, statt auf dem Vokal zu singen, auf den Consonanten, und besonders auf dem Schluß-N den Ton nicht zu halten, sondern versummen oder verschnurren zu lassen, in beliebter Manier auch des Herrn Jäger. Der Gast wurde übrigens, wie er es verdiente, am Schlusse der Vorstellung gerufen, und führte bescheiden Mad. Seidler und Herrn Bader mit hervor.

Um nun auch schließlich den Standpunkt des Publikums anzudeuten, der für die Rossinischen Opern paßt, so verhält es sich damit wie mit der Höflichkeit der Geselligkeit. Es ist unhöflich, Jemandem in der Gesellschaft etwas Tiefes, in Form der Sache selbst zu geben, denn das Tiefe ist schon Inhalt, schon Sache der Persönlichkeit, und es verstößt daher gegen das Recht und die selbstsüchtige Anforderung, der reinen Persönlichkeit ihrer Oberfläche die Gründlichkeit der Sache selbst aufdringen zu wollen. Das Leerste ist immer das Höflichste. Diese Höflichkeit hat Rossini in der Kunst, und sein Publikum ist daher das der Amüsementsjägerey. Das Tiefe ist ebensowenig amüsant als höflich. So ist es in Paris in der italienischen Oper auch schon dahin gekommen, daß selbst nicht das auch in Rossini noch Ausgezeichnete beklatscht wird, sondern nur die leerste Geschicklichkeit eines geübten Falsetts, so daß eine Tenorarie z. B. nur dann gefällt, wenn sie weder Arie noch Tenor-Arie mehr ist. Solche Extreme zeigen am besten, was die Natur eines bestimmten Standpunkts ausmacht. Es ist dieß der Zotogeschmack des Lustspiels, die Konzertrage in der Musik, und im Trauerspiel die Vorliebe für Herrn v. Houwald's Bilderevyen.

Damit wir nun aber nicht über Rossini den Othello ganz und gar vergessen zu haben scheinen, brauchen wir nur zu sagen, daß von einer Rossinischen Oper dasselbe gilt, was für die andere das Geltende ist. Der Hauptunterschied ist immer nur quantitativ, ob nämlich der Komponist mehr oder weniger beliebige Lust gehabt hat, sich am Inhalte zu halten oder nicht. Tancred als eine der ersten Opern des Beliebigkeits-Meisters wird am wenigsten den Stempel seiner neuen Manier an sich tragen, und ist daher in Deutschland die beliebteste, und von Ungediegenen sogar für gediegen gehalten. Zur Gruppe dieser gleichsam gediegenen gehört auch Othello, wie genugsam der Paukendonner bey dem Fluche des Vaters und der obligate Spektakel beweist, und das nachfolgende Erstaunen oder gar Entsetzen. Denn warum dem Komponisten nicht eben so gut für diese Stelle gerade die freundlichsten, lieblichsten Melodien hätten einfallen können, ist gar nicht zu sagen.

Aber der Inhalt gehört der Musik wesentlich an, er war bisher von seinem musikalischen Ausdruck ungetrennt, jezt jedoch ist die Scheidewand gefallen, die innige Ehe ist zerstört, denn das Weib hat Ehebruch mit dem Leichtsinn getrieben. Doch die Ehe der Musik und des Worts ist eine katholische, und der Kunstgeist wird der Pabst nicht, der Dispensation ausspricht. So folgt auf diese Periode des Leichtsinns in Deutschland die Periode des Bedeutungspedantismus, der gewissenhaft über jede Achtelnote und Pause hin- und herreflectirt, und im voraus sein eigener Kritiker ist. Mozart kann nur eine Reflexion nachgewiesen werden, nämlich die Hörneranspielung auf die Krone betrogener Ehegatten, die Figaro verschweigt und doch merken läßt. Da schreibt der Inhalt eine Allegorie vor. Jene allgemeine Bedeutungs-Reflexion aber wird jeziger Zeit nach jener Rossinischen Willkür gleichfalls nothwendig, und es wäre unbillig vom Virgil zu verlangen, er solle Homer seyn. —

München, Mai.

Auf Befehl des Königs wird nunmehr in unsern beyden Hoftheatern die Woche hindurch sechs Mal gespielt, nämlich fünf Mal im großen und ein Mal, des Mittwochs, im ehemaligen italienischen Hoftheater, das nunmehr ausschließend dem Comus gewidmet ist. Hier wurde bis jezt: Die Benefize-Vorstellung, Posse, a. d. Französischen, mit vielem Beyfall, deßgleichen die bekannten „Sieben Mädchen in Uniform gegeben, die auch hier, vorzüglich durch die Virtuosität ihres Korporals, Dem. Schechner, ein ausgezeichnetes Glück gemacht haben. Schade daß sie jezt, da sie ihren Führer verloren, vor der Hand nicht mehr zu Felde ziehen. Dem. Schechner ist nämlich bereits nach Wien abgegangen, um bey Barbaja ihr Engagement anzutreten. Wir wünschen dieser hochbegabten, ausgezeichneten Sängerin auf dieser ihrer neuen Laufbahn alles Glück, uns selbst aber einen genügenden Ersaz für die schmerzliche Entbehrung eines so großen Talents, welcher Ersaz uns jedoch wohl sobald nicht werden dürfte. — Eine weitere Neuigkeit, die jedoch wenig Gefallen erregte, war Auber's neue Oper: Das Konzert bey Hof. Da ich diesen sämmtlichen Stücken beyzuwohnen durch Krankheit verhindert war, so kann ich nichts weiter darüber sagen, werde aber vielleicht in einem künftigen Berichte darauf zurückkommen. — Im italienischen Hoftheater gibt zur Zeit ein Hr. Lebesnier, der sich einen Kämpfer (?) der königlichen Akademie zu Paris nennt, Vorstellungen. Die Leistungen des Athleten erreichen das Erstaunenswürdige, vorzüglich geht die Stärke seiner simsonischen Kinnlade über allen Begriff. Der Athlete faßt einen schweren plumpen Tisch, der vier Fuß in Quadrat hält, worauf zuerst ein starker Handlanger sizt, dann vier Kinder Plaz nehmen, mit den Zähnen, trägt ihn vor sich her, ohne ihn mit den Armen oder Händen zu stüzen, und bewegt sich tanzend mit ihm im Kreise. Die Centnerlast der Steine von 2000 Pfund hebt er zwar nicht, wie die Anzeige verkündet, mit der größten Leichtigkeit, denn er stemmt sich mit der äußersten Anstrengung unter dem Tische, worauf die Last liegt, gegen die Pfosten der Maschine, und drückt die 2000 Pfund einige Zoll gegen die Höhe, die man kaum merklich wahrnimmt; doch ist seine Kraft hier, wie seine Anstrengung von nicht geringem Umfange, und verkündet schon den herkulischen Sieger für die folgenden Leistungen, die Lebesnier mit den 30 Pfund schweren Steinen im Springen, und mit der äußerst schweren dicken Eisenstange im Balanciren, Schwingen, Werfen und Fangen zum Erstaunen aller Zuschauer, fast ohne sich Ruhe zu gönnen, entwickelt. — Die plastisch mimischen Darstellungen befriedigten unsre Erwartung nur in einzelnen Attituden, es fehlte ihnen die Dekoration, die Füllung und Ergänzung der Umgebung, ohne welche Alles kahl, sogar nackt erscheint. Uebrigens dürfte die auffordernde Eigenschaft eines „Kämpfers," in welcher sich Hr. Lebesnier ankündigt, künftig der bessern Anempfehlung: „Mitglied einer Akademie der bildenden Künste" Plaz machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. Mai 1826.

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.

Schiller.

Schiller's Denkfest zu Stuttgart, am 11ten Mai 1826.

Wenn in den Tagen großer politischer Partheyen und gewaltsamer äußerer Aufregung die Stimme der Poesie verstummt, so finden wir Ersatz in den Leidenschaften selbst, die durch jene Aufregung in Bewegung gesezt werden: denn jede Leidenschaft ist ihrer Natur nach wahre Poesie und die Weltansicht, die aus ihr hervorgeht, eine wesentlich poetische. In einer Zeit dagegen, wie die unsrige, wo selbst die lezten Donner der Kriege und Revolutionen verhallt sind, und nun jene naßkalte Stimmung eingetreten ist, die auch in der Natur gewöhnlich auf Gewitter folgt; in einer Zeit, die keine andere Aufregung zu kennen scheint, als etwa die des Magens und der damit zusammenhängenden niedern Geisteskräfte; da ist der Dichter allein der Prometheus, der die erloschene Lebenswärme in den Gemüthern der Menschen auf's Neue zu erwecken — der Orpheus, der die rohen Bestien zu entwildern und Steine und Felsen zu beseelen vermag. Wenn dann die Sänger schweigen, oder wenn das Volk theilnahmlos und kalt, oder höhnend an ihnen vorübergeht; so ist dieß das Zeichen einer Erstarrung, aus der Rettung nur um einen Preis zu erkaufen ist, der vielleicht theurer ist, als das Gerettete selbst.

Die Sänger schweigen; daß aber das deutsche Volk die Theilnahme am Gesang noch nicht verloren hat, beweist die allgemeine Verehrung gegen die großen Heroen der Poesie, die sich auch in unsern Tagen auf so vielfache, unzweydeutige und oft rührende Weise ausgesprochen hat; vor allem die Begeisterung für Schiller, der ja eigentlich in den lezten Jahren erst wahrhafter Nationaldichter geworden ist, seitdem die Werke jenes unsterblichen Geistes nicht bloß in den Bibliotheken der Vornehmen und Reichen stehen, sondern auch auf dem Arbeitstisch des Unbemittelten und selbst in der Hütte des Armen nicht länger fehlen.

Wenn unser Herz bey den Lebenden keine Befriedigung findet, so wendet es sich mit seiner Liebe zu den Todten: still und fest ist das Grab, treu und verschwiegen die todte Brust. Wer aber unter allen den großen Todten, die den deutschen Namen ehren, wäre dieser Liebe würdiger, als Er? als Er, dessen Werth, zu hoch für jedes preisende Wort, nur in dem freudigen Entgegenschlagen jedes biedern Herzens seine volle Anerkennung findet? als Er, dessen edler Geist nie dem vergänglichen Tand sinnlicher Lust und eitler Ehre gefröhnt, stets nur das Hehre, Würdige, Ewige gefeyert hat? als Er, der durch die reine läuternde Glut seiner Poesie in tausend Seelen das Feuer der Begeisterung für alles Gute und Schöne entzündet hat, das unauslöschlich, wie die Opferflammen auf dem Albordi, zum Himmel auflodt?

Eine ernste, aber gewiß die würdigste Feyer des Frühlings war es daher, die am 11ten Mai dieses Jahres durch den Stuttgarter Liederkranz begangen wurde: die erste Wiederkehr des am 9ten Mai des vorigen Jahres (Schiller's Todestag) zum ersten Male gefeyerten Schillerfestes, dießmal durch Ungunst des Wetters auf einen der nächstfolgenden Tage verschoben.

Vor Schiller's Büste, die, zweckmäßig geschmückt, in der Silberburg, einem öffentlichen Garten außerhalb der Stadt, aufgestellt worden war, standen die Mitglieder des Liederkranzes; außerhalb der Schranken eine zahlreiche Versammlung von Einheimischen und Fremden, die gekommen waren, um Theil zu nehmen an dem Feste. — Ein feyerlicher Marsch aus der Zauberflöte, ausgeführt von Mitgliedern der königlichen Hofkapelle, eröffnete um fünf Uhr die Feyer. Darauf wurde von dem Chor des Liederkranzes das schöne, von Professor Gustav Schwab für denselben gedichtete, Lied: „Wir kommen uns in dir zu baden" gesungen; und nachdem dasselbe beendigt war, betrat eines der Mitglieder des Liederkranzes, Dr. Schott, die Stufen der Erhöhung, auf welcher die Büste des Dichters stand, und sprach folgende Rede:

* * *

Rede.

Zum ersten Male kehrt uns die Feyer des Tages zurück, die wir voriges Jahr dem Andenken unsers größten Dichters, und wie wir hoffen nicht ohne Theilnahme mancher unserer Zuhörer, geweiht haben. Wenn ich mir erlaube, vor einer so ansehnlichen Versammlung redend aufzutreten, so geschieht es wohl nicht in der Meynung, als dürfe ich Anspruch auf Beredtsamkeit machen, oder als sey ich einem Gegenstande gewachsen, welcher nur die Aufgabe des ausgezeichneten und bewährten Talentes seyn kann; und ich müßte um doppelte Nachsicht bitten, wenn es nicht Pflicht eines jeden Mitgliedes wäre, dem Gesellschaftszwecke sich hingebend, auch mit schwachen Kräften einer edeln Sache zu dienen.

„Wir lieben den unsterblichen Dichter, dessen Na-„men uns hier versammelt hat, aber lieben ist er-„kennen,"

so sprach der Redner des vorigen Jahres, und zeigte uns damit den einzigen Weg, den wir bey der alljährigen Feyer unsers Festes zu gehen haben. Wir werden also unser Ziel am sichersten erreichen, wenn wir die eigenen Werke des Dichters in dem lebendigen Worte der Rede und in den harmonischen Tönen des Gesanges dem Geist und dem Herzen unserer Zuhörer zurückrufen. Ich kann es demnach nicht für unpassend halten, wenn ich Schillers Gedicht

„An die Sänger der Vorwelt"

zum Gegenstande meines Vortrags wähle, und es versuche, die Klage des Dichters zu beantworten.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist, hoch auf den Flügeln des Liedes?
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr,
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht, euer empfundenes Wort,
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm redend und bildend erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.
Nährt' und reinigte sie! der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Liedes,
Dem noch von Außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Diese Laute, welche einen Vorwurf gegen sein Zeitalter zu enthalten scheinen, führen uns zu einiger Betrachtung der Stellung des Dichters zum Volke, und des Verhältnisses Schiller's zu dem unsrigen. Wenn wir annehmen, daß das Wesen aller Dichtkunst darin bestehe,

die menschliche Seele durch Erhebung für Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit zu erfreuen, so ist es jedem ächten Dichter vergönnt, seine Bestimmung zu erfüllen, die Zeit, der er angehört, mag seyn, welche sie will; und der Genius bricht sich die Bahn an der sonnerhellten Küste Klein-Asiens, wie in Kaledoniens nebelumgürtetem Hochlande, in dem goldenen Garten Hesperiens, wie unter Indiens gewürzduftendem Himmel, auf der ernsten Schule der Gelehrten, wie an den glänzenden Höfen der Fürsten. Homer und Ossian, Tasso und Camoens, Shakspeare und Schiller waren die Freude und die Bewunderung ihrer Zeit, und auch die kommenden Geschlechter wird die Sonne der Dichtkunst erleuchten. Verschieden aber ist der Pfad, auf welchem der Dichter zum Tempel seines Ruhmes emporsteigt, so verschieden als der Laut, mit welchem der Genius sich in die Brust des Hörers senkt. Hier tritt uns in Charakter, Sprache und Oertlichkeit eine Mannigfaltigkeit von Verhältnissen entgegen, welche so unendlich ist, als die Natur selbst. Hier in der Außenwelt aber auch sind in jedem Zeitalter die Gränzen gesteckt, welche selbst der Dichter nicht zu überschreiten vermag. Zwar steht jeder Dichter auf der Höhe seiner Zeit; aber keine Zeit ist vollkommen, und selbst wenn der Genius, wie es sich begibt, mit dem Zeitgeiste ringt, muß er den Stempel des Jahrhunderts tragen, das ihn geboren.

So lange in der Jugendzeit eines Volkes Religion und Geschichte, die Wissenschaft überhaupt nur im Gesange lebt, so erringt der Dichter als wahrhafter Volksdichter die höchste Palme; dann ist er der Führer im Leben, der Lehrer des Volks, der Verkündiger seiner Heldenthaten und der Bewahrer seiner Heiligthümer. An seinem Liede entzündet sich jene Begeisterung, die Mutter hoher Gesinnung und That, jene Flamme heißer Liebe für das Vaterland, das hinwiederum in ihm seinen edelsten Sohn dankbar und huldigend ehrt. Wenn in den schönen Tagen des Alterthums der einfache Lorbeer- oder Fichtenzweig des Siegers Haupt umkränzte, wenn bey den festlichen Spielen und Kämpfen vor allen Völkern Griechenlands der Name des gekrönten Siegers in tausendstimmigem Rufe zum Himmel stieg, wenn selbst die Vaterstadt des Dichters, nur weil sie ihn erzeugte, unsterblichen Ruhm gewann, und ihres Dankes keine Gränzen fand, wenn endlich der Dichter in des ganzen versammelten Volkes Stimme erkannte, daß sein Wort ein empfangendes Ohr entzückt hatte, das es im tiefsten Herzen empfunden war, dann hatte er wohl das Höchste erreicht, was das äußere Leben dem Menschen zu bieten vermag. Glücklich aber vor allen Ländern ist Hellas zu preisen, welchem die Vorsehung in den schönsten Momenten seines Volkslebens auch immer den Genius sandte, der in unvergänglichen Werken den Ruhm seines Volkes zu den Sternen trug. Glücklich auch jezt noch ist Hellas, das zum zweyten Male jugendlich blüht; seine Sonne ist mit neuem Glanze aufgegangen und der aus der Asche erstandene Phönix wird auch die schlafenden Sänger wieder erwecken.

Nicht allen Völkern, nicht aller Zeit wurde so seltenes Glück beschieden, und wenn unsere eigene Vorzeit auch reich ist an großartiger Gesinnung und heldenmüthiger That, so hat doch der kältere Himmelsstrich uns keinen Homer begeistert; nicht erflehen, nicht erziehen läßt sich der Genius; frey als ein Geschenk des Himmels tritt er in das irdische Leben ein. Wohl dürfen wir beklagen, daß mit den Helden des schwäbischen Kaiserhauses auch jene sangreiche Zeit vergangen ist, ohne eine nationelle Dichterschule fortzubilden; darum wird uns aber jene altdeutsche Poesie mehr als historisches Erinnerungsmal, denn als Vorbild ehrwürdig seyn, und das neunzehnte Jahrhundert darf nicht bey den Minnesängern und Troubadours des Mittelalters in die Schule gehen. Die jetzige Zeit aber, nachdem Religion und Geschichte der Prosa überliefert sind, nachdem alles Oeffentliche aufgehört hat, nachdem Kunst und Wissenschaft sich in das Privatleben zurückgezogen haben, die jetzige Zeit freylich kann keinen Volksdichter im antiken Sinne des Worts mehr erzeugen. Allein wenn es auch ein Unglück ist, einer streng begränzten Nationalität, einer eigenthümlichen Volksbildung zu entbehren; finden wir nicht Entschädigung in dem höhern Standpunkte, den wir einnehmen, in dieser allgemeinern Kultur, und vor allem in jener edleren Humanität, welche sich nicht auf die Gränzen eines Landes, auf einen kurzen Abschnitt der Weltgeschichte beschränkt, sondern alle Völker und alle Zeiten umfaßt?

In diesem Sinne sind die Dichter-Heroen der neuern Zeit nicht mehr die Dichter ihres besondern Landes, sondern der ganzen Welt; ihrem Gesange huldigen alle Völker, welche die Fessel der Barbarey zu sprengen vermochten. Freyer als die Dichter des Alterthums erheben sie sich zu allgemeinen und erhabenen Ideen, welche ihren Werken einen unermeßlichen Umfang geben. Alle Gebiete des Lebens, welches durch das Christenthum und die Erhebung des Menschen über die sinnliche Welt eine höhere Bedeutung gewonnen hat, treten ihnen unter dem Gesichtspunkte großer leitender Gedanken entgegen,

die als eine Frucht der Philosophie ihre Werke läuternd durchdringen. Diese Philosophie, diese höhere Weltansicht ist es insbesondere, welche Schiller's Werken überall den Stempel der edelsten Humanität aufgedrückt, welche ihn allem Gemeinen und Beschränkten so feindselig gegenüber gestellt, welche ihn zu einem sittlichen Veredler seines Volks gemacht, und welche ihn vor der Schande jener aristokratischen Hof-Poesie, die so manches schöne Verdienst befleckt, bewahrt hat.

Mag er auch, empört von der Gemeinheit und Nichtigkeit des alltäglichen Lebens, sich gesehnt haben, in der Geschichte als Volksdichter in jenem Sinne der Alten zu leben! mochte er auch, den Gott im Busen fühlend, die Thaten vermissen, welche die Lyra freudig wecken! konnte er auch nicht seines Volkes lebendige Stimme vernehmen! — Größeres ist's, was er errungen hat.

Nicht äußerer Ehrenzeichen bedurfte Schiller, auch nicht öffentlich ausgesprochener Beyfall hätte ausgereicht für seinen Lohn; ein höherer Preis mußte diesen Ringer stärken; in jenen Nächten, in denen er, mit Sehnsucht zum Sternenhimmel aufblickend, der Gottheit näher war, da sagte ihm sein Genius, daß er der Menschheit angehöre. Wer könnte daran zweifeln? da sein ganzes Leben dem Kampfe für Wahrheit, Schönheit, Recht und Sittlichkeit geweiht war; und da er, was das Geheimniß des Genies ist, alle Kräfte seines Geistes nur auf Einen und nur auf diesen Einen Punkt gerichtet hat. Darum aber auch ist er einer der Wenigen, durch welche die Humanität sich fortpflanzt, einer der Wenigen, welche eine lebendige Saat ewiger Bildungen ausgestreut haben.

So groß aber Schiller ist in dem, was er war, so groß ist er auch durch das, wie er es war. Keiner Schule angehörend, keiner Autorität unbedingt folgend, hat er als Dichter und Denker sich frey und selbstständig ausgebildet.

Romantisch darf seine Poesie genannt werden wegen der zarten Huldigung, welche sie allem Schönen darbringt, wegen der tiefen Empfindung, mit der sie das Höchste im Menschenleben umfaßt, wegen des kühnen Fluges, mit welchem sie sich zu den ewigen Idealen aufschwingt; allein sie verschmäht jenes kindische Allerley, jener sinnlosen, aller festen Gestaltung ermangelnden Phantasiespiele der romantischen Schule, sie scheut jenes mystische Halbdunkel religiös sinnlicher Gefühle, durch welche religiös sittliche Wahrheiten künstlich verfinstert werden. Vor solcher Verirrung bewahrte sich Schiller durch seinen Geschmack, durch sein richtiges Gefühl und durch das fortgesetzte Studium der Schriftsteller des klassischen Alterthums; dieser Schriftsteller, welche nur ein Mal in der Weltgeschichte durch einen Zusammenfluß glücklicher Umstände erschienen, und als Musterbilder für alle Zeiten und für alle wahre Bildung gegeben sind. Aber frey, und ohne sich selbst aufzugeben, hat er sich die Kunst und die Kraft dieser klassischen Zeit angeeignet; wie hätte er sonst die Zeit, in der er lebte, als Dichter vertreten und sich zugleich über sie stellen können? Seine Zeit aber hat er in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und doch hat die klassische Bildung, die wir an ihm bewundern, bey aller Großartigkeit antiker Art, jedes Element des jetzigen Lebens durchdrungen. Ebensowenig endlich finden wir bey ihm jene todte und geschmacklose, die Sprache zerhämmernde, jede selbstständige Fortbildung derselben vernichtende Nachahmung der Alten; seine Dichtungen schwellen von frischer Blüthe und Frucht, wenn er gleich in deutscher Sprache griechische Schönheit mit römischer Kraft vermählt hat. Mit antikem Verstand, Maaß und Klarheit, mit deutscher Seele, Tiefe und Phantasie hat seine Muse das Schwierigste, das Höchste erreicht, und des Denkers tiefe Weisheit mit der Dichtkunst schönstem Reize geschmückt.

So darf sich also Schiller in seines Ruhmes unsterblichem Glanze zu jenen beneideten Sängern der Vorwelt gesellen, denn was diese ihrem Volke je gewesen, das ist er uns und der Menschheit: er hat zum Himmel den Menschen gesungen, er hat den Geist hoch auf den Flügeln des Liedes getragen, von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht fliegt sein empfundenes Wort, und mit Andacht und Liebe begrüßen wir heute:

Was sein Genius uns redend und bildend erschuf.

Hierauf wurde das bekannte Lied: „Wolken verschweben" aus Zumsteegs Geisterinsel gesungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Mai 1826.

Darf so der ird'sche Lenz sich neu erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen!

Uhland.

Schiller's Denkfest zu Stuttgart, am 11ten Mai 1826.

(Beschluß.)

Herr Professor Gustav Schwab betrat nun die Rednerbühne und recitirte, indeß in der Ferne bereits der Donner rollte und ein herannahendes Gewitter ankündigte, ein von ihm verfaßtes Gedicht, in reimfreyen Versen:

Der späte Frühling stellt sich endlich ein,
Der Wolkenschleyer reißt, die Lüfte wehen
Nicht unaufhörlich mehr aus trübem Nord.
Die Blüthe sieht sich wieder fröhlich an,
Und, langsam zwar, doch zieht er sich zurück
Der starre Frost, der tückisch lauernde.
Es schmückt sich die Natur zu unsrer Feyer,
Fruchtbarer Donner rollt im Westen fern,
Nicht Winter soll es seyn an diesem Tag.

Ein Dichterfest ist auch ein Frühlingsfest,
Denn ew'ger Lenz durchblüht den Geist des Dichters,
Und Blum' um Blume schließt sich auf in ihm,
Und keine welkt, weil eine neue kommt.
Von solchen sprech' ich, wie wir Einen preisen,
Von solchen, die kein Hauch der Zeit berührt,
Die reifer stets, doch immer jung, am Thor
Des Grabes erst ihr Schwanenlied uns singen,
Wie unser Schiller es gesungen hat.
Die Phantasie, des Geistes Frühlingsgabe,
Sie kehrt wohl flüchtig bey uns allen ein;
In frischer Jugend singt man wohl ein Lied,
Wohl seinen Spätlenz hat ein Mann, erzählt
Sinnvolle Sagen aus der Väter Zeit;
Doch jene Jugendgöttin flieht uns bald,
Der heiße Sommer kommt, der kühle Herbst;
Sie stellen anders uns die Dinge dar,
Die Menschen anders und den Lauf der Welt;
Da ist nichts mehr vom Nebelduft umzogen,
Da ist nichts mehr vom Frühlingshauch gewürzt,
Wir suchen jene Seelenkraft umsonst,
Die sich die Welt nach ihrem Willen schuf,
Den Strahl umsonst, der Alles rings verklärte.
Ach, bald entlaubt sich Alles um uns her,
Und eh der Schnee auf unsrem Scheitel glänzt,
Ist kalt das Herz und unsre Welt verschneit.
Den heiß' ich Dichter, der nichts davon weiß,
Vor dessen Auge, wo es hin mag schauen,
Der Dinge Wesen unverwelklich steht,
Von seines Geistes Sonnenlicht beschienen,
Getränkt vom Thau des ewigen Gefühls,
Im Farbenglanz der Phantasie sich spiegelnd;
Den nicht des Scheins gespenst'ge Gegenwart
Durch seines Lebens längre Hälfte quält,
Und der nur kund thut, was er wirklich schaut,
Wenn er den Traum der ew'gen Jugend singt.

Uns aber sind geschenket solche Geister,
Daß sie mit ihrem langen Frühlingslied,
Den kurzen Lenz in unsrer Seele wecken,
Wenn er noch schlummert, und, wenn schon er schwand,
Uns die Erinn'rung zaubern in das Herz,
Und uns verjüngen, während wir ihm lauschen.

Wer steht in diesem Kreise, der nicht schon
Bey Schiller's Lied in jener Jugend schwelgte?
Wo ist des Jünglings, wo der Jungfrau Herz,
In dem nicht reiner Jugend Knospe sprang,
Und, wie in lauer Mainacht, schnell zur Blüthe
Sich aufthat, wenn des Dichters Phantasie
Der ersten, frühen Sehnsucht heil'ge Glut
Verkörpert in den seligen Gestalten,
Die seinen dunkeln Wallenstein durchziehn?
Wo ist der Mann, dem's in der Brust nicht klopft,
Dem nicht erwachter Traum die Seele füllt,
Wenn herrlich, in der Jugend Prangen, ihm,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn, der Dichter,
Der Jünglingsliebe flücht'ge Schöpfung malt?
Und wer, der längst der Hoffnung abgesagt
Auf schnellen Sieg der Wahrheit und des Rechts
In dieser Welt voll Trug und Eigensucht,
Auf diesem Tummelplatz der Leidenschaft:
Wer glaubt nicht an der Freyheit Morgenroth,
Wer blickt nicht hoffend jezt nach Osten hin,
Sieht nicht getroster dort das Feuer flackern
Des schwachen Dochtes, der noch immer glimmt,
Wenn für den Glauben kämpfend ihm Provinzen
Der Dichter zeigt, und einen Posa fleh'nd,
Und einen Philipp schwankend und gerührt.

Das ist des Dichters Frühling, dessen Glanz
Die dürre Gegenwart mit Blüthen schmückt.
Im Urbild zeigt er Menschen uns und Welt,
Damit wir Welt und Menschen nicht verachten;
Er drängt uns die Jahrhunderte zusammen,
Das Edle zeigt er, und des Guten Lohn,
Das Böse stellt er auf den rechten Platz,
Wo es begreiflich, wo es nöthig wird,
Bis wir den Plan der höchsten Weisheit ahnen,
Und das Gewimmel, das uns irrt und quält,
In Gruppen sich vertheilt, zur Ordnung wird,
Und bis die Leitung der allmächt'gen Hand,
Der unsichtbaren, klar und sichtbar ist.
In seinem Spiegel zeigt's der Dichter uns,
Wir hören es, zwar halb in Räthselwort;
Doch wenn wir dann hinaus in's Leben treten,
So fühlen wir: es war kein eitles Bild,
Kein leerer Schall, und Spuren treffen wir
Auch in der Welt von jenem Dichterlenz:
Es hebt sich jede beßre That heraus
Vor unserm Blick; geschärft ist unser Auge
Für jede Liebenswürdigkeit; ja selbst
Den Schlechten finden wir erträglicher,
Den Falschen, wenn die Dichtung uns gelehrt,
In's Herz ihm schauend über ihn zu denken.

Und endlich, endlich wird der Glaube wach,
Daß jener Frühling, wie er vorgebildet
Im Dichtergeiste blüht, im Leben auch
Sich hinter blätterloser Knospe birgt,
Die winterlich uns däucht, und daß er einst
Aufbrechen wird in einem bessern Seyn; —
In jenem Seyn, in dem der Dichter lebt,
Deß Angedenken heute wir begehen.
Was er so herrlich verempfunden, weiß
Und schaut er jezt; wir aber laden uns
Am süßen Vorgeschmack in seinem Lied.

Und wie der Vögel Sang jezt neu erwacht,
Auf blühndem Baum den Frühling jubelnd grüßt,
So hört ihr uns mit dankerfüllter Kehle
Den Dichterlenz begrüßen, der sich uns,
So oft das Auge schauen will, erschließt.
Und wenn wir nach der Feyer uns zerstreuen,
So nimmt ihn Jedes in dem Herzen mit;
Dort pflegt es ihn, dort tödtet ihn kein Frost:
Er blüht, des ew'gen Frühlings Unterpfand.

Das Gewitter war indeß immer mehr heraufgezogen, und kaum konnte noch das bekannte herrliche Gedicht: „Die Macht des Gesanges" von Schiller, das von einem Mitgliede des Liederkranzes, Hrn. Kocher, (für vierstimmigen Chor) trefflich in Musik gesetzt war, vorgetragen werden, als ein Regenschauer die versammelte Gesellschaft auseinandersprengte und zwang, in dem nahen Gartenhause eine Zuflucht zu suchen.

Die Ouverture aus der Oper Titus leitete, nachdem dieser kleine Schreck für die Damen vorübergegangen war, die zweyte Abtheilung der Feyer ein. Zunächst wurde ein für dieselbe gedichtetes Lied von Hrn. Stadtrath Ritter, in Musik gesezt von Hrn. Silcher gesungen, das wir hier folgen lassen.

Was schwellt uns heut so hoch die Brust?
Das Fest des Edeln, den wir kennen,
Für welchen alle Herzen brennen,
Den wir mit Stolz den Unsern nennen,
Der uns erfüllt mit Himmelslust, —
Das schwellt heut unsre Brust!

Was gibt sein hehrer Geist uns kund?
Des Lebens Strom in Zaubertönen;
Den Werth des Göttlichen und Schönen;
Den Ruf: das Reine nur zu krönen;

Die Glut aus heller Seele Grund, —
Das gibt sein Geist uns kund!

Wo lenkt uns hin sein Feuerflug?
Zu seligen Begeisterungen;
Zur Kraft, die erst sich selbst bezwungen;
Zu hoher Tugend Huldigungen;
Zur Freyheit, zu des Rechtes Fug, —
Da lenkt uns hin sein Flug!

Was ist des deutschen Sängers Pflicht?
Des Danks Gefühle zu beleben,
Den Ruhm des Meisters zu erheben,
Gleich Ihm, nach Würdigem zu streben
Und nach der Wahrheit Sonnenlicht, —
Das ist des Sängers Pflicht!

Darauf trat Herr Opernregisseur Krebs auf, und deklamirte mit vielem Ausdruck Schiller's „Lied von der Glocke.“ Nächstdem wurde das Lied: „Freude, schöner Götterfunken!“ (nach der von Herrn Hofsänger Häser für den Liederkranz komponirten Weise) vorgetragen; worauf ein für das Fest gedichtetes Lied von Dr. Hermes folgte:

Es sprengt der Mai des Winters starre Bande;
Er ruft die Sänger heim aus fernem Lande,
Er ladet sie auf lauen Frühlingslüften,
Er grüßet sie mit Blüthen, Kränzen, Düften;
Schon schwillt die Brust und überall
Hallt, tönt und klingt's von Liederschall.

Doch Einer fehlt im heitern Sängerkreise,
Der nie gefehlt, wenn es, mit ernster Weise,
Das Edle galt zu feyern und das Schöne;
Er fehlt, und es verstummen alle Töne;
Er fehlt, und traurig schweigt das Feld,
Wald, Flur und Au, von Schmerz entstellt.

Da braust und wogt ein so gewaltig Klingen,
Wie Stromessturz vom Felsen, Sturmesschwingen
Von Ost und West, von Süden und von Norden:
Der todte Sänger lebt in den Accorden!
Und aufwärts, wie sein Geist sich schwang,
Wallt tausendstimmig der Gesang.

Mit dem Vortrag des Rochlitz'schen Liedes: „Hoch lebe deutscher Gesang!“ (unter Instrumental-Begleitung) wurde endlich das Fest, als bereits die Nacht eingebrochen war, beschlossen, und ließ gewiß in den Meisten, die dabey zugegen waren, das Andenken an eine Stimmung zurück, die leider in unsern gegenwärtigen Lebens- und Gesellschaftsverhältnissen nur all zu selten sich zeigen kann.

Der Liederkranz hat sich durch dieses Fest Ansprüche auf die Dankbarkeit aller Anwesenden erworben; und außer den Mitgliedern desselben, die für die Anordnung der Feyer thätig gewesen waren, fühlen wir uns verpflichtet, besonders auch der Herren Mitglieder der königlichen Hofkapelle rühmlichste Erwähnung zu thun, welche die Solopartien in den Gesängen, so wie die begleitende Instrumentalmusik mit vieler Liebe ausführten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. April.

Spontini's Olympia hat auch in ihrer verbesserten Gestalt nicht lange die Opernbühne behaupten können, der Text zieht das Publikum zu wenig an, und die Musik ist dem Orchester zu schwer, und den Zuhörern etwas zu verworren und zu lärmend. Dagegen erhält Boyeldieus weiße Frau auf allen Bühnen Frankreichs und der Nebenländer rauschenden Beyfall; solch eine faßliche, gefällige, lebhafte Musik ist es, was dem großen Haufen behagt. In seiner Vaterstadt Rouen hatten die Tonkünstler aus lauter Enthusiasmus dem Verfasser der weißen Frau eine hübsche Serenade gebracht; allein dieß ist ihnen nicht wohl bekommen; denn die Polizey hat darin eine Störung der öffentlichen Ruhe erkennen wollen, die Serenadisten vor Gericht gezogen, und sie zur Erlegung einer Geldbuße von einigen Thalern verurtheilt; es läßt sich nichts ungereimteres denken, als solch ein Urtheil, und ich zweifle, ob in einem andern Lande Richter eine ähnliche Entscheidung von sich geben würden. Im Grunde mögen die Richter zu Rouen wohl selbst die Abgeschmacktheit ihres Urtheils erkannt haben; allein ihr Beweggrund war vermuthlich dieser: Wenn die Volsdeputirten nach geendigter Session in ihre Departements zurückkehren, so werden den Freysinnigen unter ihnen zuweilen Serenaden gebracht; dieß mißfällt natürlich den Präfekten und andern Ministerialbeamten; und um nun dergleichen Ehrenbezeugungen verhindern zu können, werden die eines populären Rufes erwiesenen Ehrenbezeugungen alle insgesammt verhindert oder geahndet; denn wenn man eine zu Ehren Boyeldieus gebrachte Serenade nicht als ein Vergehen behandelte, wie sollte man hernach das Recht haben, diejenigen zu verfolgen, die einem liberalgesinnten Deputirten ein Ständchen bringen? Der Konsequenz halber wird also alles, was die Schlafmützen in Unordnung bringen könnte, als ruhestörend vom Polizeygerichte betrachtet, und so viel als möglich mit Geldstrafe belegt. Dergleichen Albernheiten werden unmöglich lange Dauer haben können; eine große und aufgeklärte Nation läßt sich nicht lange so kindisch behandeln; die Schuld liegt aber an den Gesetzen, wovon die meisten noch aus einer Zeit herstammen, da man es für nöthig hielt, die Bürger immer auseinander zu halten, und jeden Verein auf öffentlichen Plätzen als eine Zusammenrottung ansah. Man hatte Scribe in den Tagesblättern vorgeworfen, er sey mit seinem gewöhnlichen Witze zu sparsam gewesen am Tage der Operette, die weiße Frau; vielleicht hatte er sich dieß zu Gemüth geführt; denn seitdem hat er eine andre Operette, das junge Mütterchen, gegeben, worin man seinen Witz ganz wieder findet, und dießmal hat er den Tonkünstler Namens Fétis überwältigt, während er bey der Operette, die weiße Frau, von Boyeldieu überwältigt worden war. Der Inhalt ist kürzlich dieser: während des Feldzugs der großen Armee gegen Rußland (ein Feldzug, dessen grausame Folgen bereits vergessen werden, und der schon Stoff zu mehrern Theaterstücken lustigen Inhalts geliefert hat) verkleidet sich eine junge und schöne russische Gräfin, aus Furcht vor den Franzosen, die man in den russischen Bulletins beynahe als Menschenfresser schilderte, in ein altes Mütterchen;

ein junger gefangen genommener französischer Offizier, kommt auf ihr Schlosse in's Quartier; das Mütterchen bezeigt sich recht liebreich gegen ihn, und als ein Befehl der Regierung kömmt, der die gefangenen Offiziere nach Sibirien verweist, weiß sie kein anderes Mittel, ihn von der Verweisung zu befreyen, als daß sie sich entschließt, ihn zu heirathen, indem sie ihn dadurch zu einem russischen Gutsherrn macht. Ein solches Mütterchen zu heirathen, hat freylich für einen jungen Offizier nichts sehr Einladendes; allein ein reicher Gutsbesitzer zu werden, und nicht nach Siberien wandern zu müssen, hat doch sein Gutes; er sieht, daß er in den sauren Apfel beißen muß, und ergibt sich. Die Heirath soll noch denselben Abend vor sich gehen; das Mütterchen schickt sich zum Brautschmucke an; aber allmählig verjüngt sie sich, und zulezt tritt sie als reitzende junge Braut hervor; der Charakter des Offiziers ist ganz in dem heitern Tone der Scribeschen Liebenden; die Liebe weiß er auf eine scherzende Art zu behandeln, wodurch sie den faden Anstrich verliert, den sie in so manchen Theaterstücken hat; indessen wenn man ein halb Dutzend Stücke von ihm gesehen hat, so merkt man doch auch wieder das Einerley. Ich sah neulich an einem Abende auf dem Théâtre de Madame mehrere Stücke, an denen Scribe Mitarbeiter gewesen ist, nämlich: *der schönste Tag meines Lebens*, *Mädchen zu verheirathen*, *die erste Liebe*, und *das Dachstübchen der Künstler*, lauter Gemälde voller Heiterkeit und Scherz; *der schönste Tag meines Lebens* hat den Dichter freylich wenig Mühe gekostet, denn er hatte den ganzen Umriß des Stückes in Theod. Leclercs Sammlung dramatischer Sprichwörter vorgefunden, einem vor einiger Zeit erschienenen merkwürdigen Werke, das reich an Skizzen aus der wirklichen Welt ist, und von einem scharfsinnigen und witzigen Beobachter herrührt, welcher die komische Seite der heutigen Sitten sehr gut auffaßt und darstellt; alles freylich in leichten und flüchtigen Zügen. Unter diesen Skizzen befindet sich dann auch eine, worin die Verwirrung eines Hochzeittages in der großen Welt, das heißt unter den Reichen, sehr lustig geschildert wird; aus dieser Skizze nun hat Scribe mit seinen Gehülfen ein Vaudeville gemacht, worin die Gefallsucht der jungen Frau, die Plagen des reichen Ehemanns, der Weltton der Schwiegermutter, welche von lauter mütterlicher Zärtlichkeit überfließt, und doch darüber ihr eigenes Ich nicht vergißt, dann der schwache Schwiegervater, der bey jedem Vorfalle nichts weiter untersucht, als ob dieselbe dem Gebrauche gemäß seye, ein sehr gefälliges Gemälde ausmacht. In dem *zu verheirathenden Mädchen* geht die Handlung in einer nicht so hohen Sphäre vor. Hier ist es eine gute, schlichte Familie auf dem Lande, die, weil sie einen jungen, reichen Nachbar zum Besuche erwartet, sich zwängt und ängstiget, um seinen Beyfall zu erhalten, dadurch in eine lächerliche Steifheit verfällt, die dem jungen Gutsbesitzer widerlich wird, und ihn von dem Vorsatze abbringt, die Tochter des Hauses zur Ehe zu begehren. Das arme Mädchen soll singen, damit der junge Herr ihre schöne Stimme bewundern könne; allein man hat sie so zugeschnürt, daß sie kaum athmen kann. Die Hausfrau ist den ganzen Morgen in der Küche beschäftigt gewesen, um ihr Kochtalent zu zeigen; allein der junge Herr hat schon gefrühstückt und kostet nichts von allen den leckern Sachen, die mit so vieler Mühe zubereitet worden sind; so geht alles den Erwartungen und Wünschen zuwider. Als man aber vernimmt, daß die Familie dem jungen Herren nicht gefällt, und als ein Freund des Hauses einen andern Freyer vorschlägt, wird die Familie auf einmal von aller ihrer Aengstlichkeit befreyet; die Alltagskleider werden wieder angelegt und der gutmüthige Charakter blizt wieder hervor, das Mädchen gefällt und die Heirath wird beschlossen; dieser plötzliche Uebergang ist zwar nicht sehr natürlich; aber solche Unwahrscheinlichkeit muß man Scribe in manchem seiner Stücke zu gute halten. Gerade aus den Unwahrscheinlichkeiten zieht er den Stoff zum Komischen. So kömmt in seiner *Ersten Liebe* ein Mädchen vor, das von dem ihr vorgeschlagenen Freyer nichts hören will, weil es einem Vetter, dem es in früher Jugend Liebe geschworen hat, der aber seitdem in die Fremde verreist ist, treu zu bleiben beschlossen hat. Der Freyer gibt sich nun keck für diesen Vetter aus, läßt sich alle die kleinen Vorgänge aus der Jugend wieder ins Gedächtniß bringen und erhält die Hand des Mädchens; aber als die Heirath vor sich gehen soll, erscheint plötzlich der Vetter wieder, aber als ein liederlicher Kerl, voll Schulden und bereits mit einer Nätherinn verheirathet. Die *Erste Liebe* geht zu Grunde und der Freyer gelangt zum Ziele. Die Voraussetzung, die diesem Stücke zum Grunde liegt, ist ungereimt; aber wenn man dieselbe dem Verfasser nachgibt, so findet man es sehr lustig, wie das Mädchen ihn an alle die Vorgänge erinnert, an das Zusammenspazieren im Mondscheine, an den Kuß, den er ihr einmal geraubt hat, an ihre zärtlichen Unterhaltungen u. s. w., worauf er antwortet, wie ein aus dem Traume Erwachender, aber doch fürchtet, aus diesen Erinnerungen zu erfahren, daß er in seiner Jugend sich zu viel Freyheit mit seinem Bäschen herausgenommen habe. In dem *Dachstübchen der Künstler* ist die Handlung romanhafter; ein junger Maler, ein Tonkünstler und ein eben promovirter Arzt wohnen unter dem Dache zusammen; hier ist nichts übertriebenes; manche jezt berühmten Männer in Paris, die arm aus der Provinz gekommen waren, haben so begonnen; Marmontel, Diderot und manche andere haben Anfangs so gelebt; was aber unwahrscheinlicher vorkömmt, ist, daß dieses Kleeblatt, das sich mit Mühe durchhilft und den Miethzins schuldig ist, eine Waise aufnimmt und ernährt, die dafür ihre Junggesellenwirthschaft besorgt. Die Noth treibt die Künstler aus dem Dachstübchen; der junge Arzt, welcher behauptet, man müsse ein wenig Charlatanerie treiben, um sich in der Welt durchzuschlagen, fängt an, die Armen zu kuriren, die Kunden vermehren sich, er wird zu einem Kranken geladen, läßt ein Portrait aus der Tasche fallen; es ist dasjenige der Waise, der Kranke, der dies Portrait erblickt, staunt, erkennt seine Nichte, sezt sie zur Erbin ein, ruft das Künstler-Kleeblatt in sein Haus; alles dieses wird sehr lustig vorgestellt. Es kömmt noch ein alter Professor der Medizin vor, der sich darüber beklagt, daß man heutzutage die ganze Arzneykunde in Blutigeln setze, eine Anspielung auf die Broussais'sche Lehre, die freylich eine furchtbare Konsumation von Blutigeln verursacht, weßhalb auch ein Teich mit Blutsaugern für die französischen Gutsbesitzer den Werth eines Bergwerkes erhalten hat, man wird wahrscheinlich darauf fallen, künstliche *Blutigeleyen* anzulegen, denn bereits ist dieser Artikel auch schon zur Ausfuhr nach Amerika sehr ersprießlich geworden. Der alte Professor, welcher der neuen Lehre fremd ist, und der junge Doktor, welcher etwas Marktschreierey treibt, um in Ruf zu kommen, scheinen ächte Abbildungen nach dem Leben zu seyn; solche Leute trifft man in den Pariser Gesellschaften ziemlich häufig an. Indessen ist die Marktschreierey der Aerzte eben keine neue Erfindung; einige ältere haben auch zu diesem Mittel ihre Zuflucht genommen. Ganz Paris kennt die Anekdote des jetzigen Barons Port**, der, als er noch wenig angesehen war und nur eine geringe ärztliche Praxis hatte, Leute besoldete, die des Nachts aus allen Kräften an die großen Hotels der Vorstadt St. Germain klopften und schrieen, ob hier nicht der Doctor Port** wohne, da die Frau Gräfin N. N. oder die Fürstin N. N. schleunig seiner Hülfe bedürfte. Die Einwohner der großen Hotels, welche so oft nach dem Doctor fragen hörten, wurden aufmerksamer, meynten, er müsse wohl der Arzt aller gräflichen und fürstlichen Familien seyn, und ließen ihn selbst kommen; so bekam nach und nach der Herr Doktor eine ausgebreitete und angesehene Praxis, wurde königl. Leibarzt und Baron. Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Mai 1826.

Der wahre Unterschied der Regierungsformen dürfte in der Verschiedenheit der Wege bestehen, die man einschlagen muß, um in jeder mächtig zu werden.

Joh. v. Müller.

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien. *).

Von dem blinden serbischen Naturdichter Philipp, „Sliepac“ genannt, im Anbeginne der serbischen Revolution **).

Uebersezt von C. Herloßsohn.

Lieber Gott! welch großes Wunder!
Da es war verhängt von oben,
Daß es anders werden sollte
In dem Land der Serbier,
Und ein andres Reich beginne;
Dachten d'ran noch nicht die Knesen.
Auch die Türken nicht, die Plündrer ***),
Doch die armen Rajah wollten's,
Die das Weh nicht dulden konnten,
Nicht der Türken harten Zwang;
Jene, die sich Gott erwählt;
Weil das Blut der Erd entquellte,
Weil die Zeit war angekommen,
Wo man blut'gen Streit muß führen,
Blut für's heil'ge Kreuz vergießen,
Und die Ahnen Jeder rächen. —
Selbst des Himmels Heil'ge stritten,
Wunderzeichen oben bildend
An dem Himmel, ob dem Serbier Lande,
Bildeten zuerst dieß Zeichen:
Von St. Triphon bis zu Georg ****)
War der Mond in jeder Nacht verfinstert,
Daß die Serbier zu den Waffen sollten;
Doch die Serbier konnten sich nicht heben.
Drauf die Heiligen ein andres Zeichen:
Von St. Georg bis zu St. Demeter *)
Zogen stets am Himmel blut'ge Wolken,
Daß die Serbier zu den Waffen sollten;
Aber sie vermochten's nicht zu wagen.
Drauf die Heiligen das dritte Zeichen:
Als der Festtag war des heil'gen Sawa,
Donnerte es mitt' im Winter,
Wo es Zeit nicht ist dem Donner,
Blizt der Bliz am Tag des Heil'gen,
Und die Erd' erbebt von Osten —:
Daß die Serbier zu den Waffen sollten;
Doch sie scheuten die Empörung.
Dann das vierte Zeichen ward gesehen:
Ueber Serbien an dem hellen Himmel
Ward die Sonn' im Lenz verfinstert,
S'war am Tag des heil'gen Teifan,
Eines Tages dreymal ward sie finster,
Dreymal tanzte sie im Osten. —
Das gewahrten in Belgrad die Türken
Aus der Festung all' die sieben Dahien,
Aganlia und Kutschu Kalia,
Und zwey junge Brüder Fotscheh waren's,
(Mehmed-Aga und Muß-Aga)
Mulay Jusuf, er der große Pascha
Derwisch-Aga, Festungsproviantner,
Fotscho dann, der Greis von hundert Jahren.
Alle sieben hatten sich versammelt,
An dem Stambul-Thor von Belgrad **)

*) Despoten, Unterdrücker, Zwingherrn.

**) Sammlung serb. Volkslieder, herausgegeben von Wug (Wolfgang) Stefanowitsch. Leipzig 1823.

***) Wörtlich Ausfresser.

****) Zeitabschnitt für die Dauer des Winterhalbjahrs.
A. d. U.

*) d. h. Während des Sommers.

**) Das Thor gegen Konstantinopel. A. d. U.

Eingehüllt in purpurne Binischen *),
Ihre Thränen rollen und sie schau'n die Zeichen.
„Allah! Bruder, welche Wunderzeichen!
Freund, das deutet uns nichts Gutes.“ —
Und voll Angst die sieben Zwingherrn
Machten sich vom Glase Schüsseln,
Schöpften Wasser aus der Donau,
Trugen's auf den Thurm Nekoischa **),
Stellten auf des Thurmes Gipfel all die Schüsseln,
Und die Schüsseln spiegelten die Sterne,
Wollten da die Himmelszeichen schauen,
Was die Zukunft ihnen würde bringen.
Rings herum die Dadien standen,
Sahen sich gespiegelt in den Schüsseln,
Aber als sie wechselweis sich schauten,
Sah'n sie, daß auf keinem Rumpf der Kopf war,
Und sie nahmen ihre Nadschab-Eisen ***),
Und zerschlugen all die Glasgeschirre,
Warfen sie vom weißen Thurme in die Donau,
Daß nicht 'mal ein Stückchen bliebe.
Dann voll Sorgen alle sieben stiegen
Von dem Thurm des Jagschilch 1) nieder,
Gingen nach dem großen Kaffeehause,
Sezten da sich nieder alle,
Rings im Kreise, einer an den andern,
Und den alten Fotscho in die Mitte.
Weißer Bart reicht ihm zum Gürtel,
Und sie riefen alle sieben Zwingherrn;
„Holt uns schnell die Weisen und Gelehrten,
Bringet her die Indschil-Bücher 2).“ —
Und sie sah'n die Bücher, weinten viele Thränen,
Zu den Dadien sprachen sie, wie folget:
„Türken-Brüder, alle sieben Herrscher!
Also sagen uns die Indschil-Bücher:
Da am Himmel über Serbien
Solche Wunderzeichen sind erschienen,
Sind fünfhundert Jahre schon verflossen.
Damals ward das Serbenland gestürzet,
Damals hatten wir das Reich erobert,
Und zwey Gyaursche 3) Fürsten da erschlagen,
Den Konstantin mitt' in Stambul
An dem Scharaz-Fluß, dem kalten Wasser 4)
Und den Lazar auf dem Feld Kossowa 5)
Milosch tödtete dafür den Murad —
Doch er hatte ihn nicht ganz getödtet,
Murad war am Leben noch geblieben,
Bis er Serbien sich hatt' erobert.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Oberkleid der Türken, Mantel.

**) Nekoischa, deutsch: der Unfurchtsame. Ein Thurm aus der serbischen Herrscherzeit. Unter den Türken ward er als Gefängniß benuzt.

***) Eine Waffe, wie ein Messer gestaltet, und von dem Handschar zu unterscheiden.

1) Jagschitnh, der Erbauer des Thurmes.

2) Indschil, das Evangelium der Türken, eine Art Apokalypse.

3) d. h. christliche.

4) Ein Flüßchen in Konstantinopel.

5) Lazar, der lezte serbische König. Feld Kossowen, das Amselfeld, eine fünfzehn Stunden lange Ebene, rings von Bergen eingeschlossen. Hier stand Lazar mit der serbischen Armee gegen den Eroberer Murad I. im Juni 1389. Er hatte zwey Pflegesöhne, Wug (Wolf) Brankowitsch und Milosch Brankowitsch. Am Tage vor der Schlacht beschuldigte der Erstere seinen Bruder laut bey der Tafel eines angesponnenen Verrathes. „Der Verräther sizt an deiner Seite,“ sagte Milosch zu dem Könige, und wies auf Wug — „was ich aber bin, sollt ihr Morgen sehen. Er stand auf — bestieg in der Nacht noch sein Pferd und ritt in das Lager der Türken. Er drang in das Zelt Murads und erdolchte ihn. Murad aber starb nicht sogleich. Er ließ seinen Mörder in Ketten legen, am folgenden Tage die Schlacht schlagen. Sie wurde gewonnen, und Lazar selbst gefangen. Der sterbende Murad ließ diesen und seinen Mörder vor sich bringen, beyde vor seinen Augen enthaupten, und befahl sie auf dem Schlachtfelde zu seinen Füßen zu begraben. Er gab seinem Nachfolger Bajazeb noch einige Befehle, rücksichtlich des eroberten Landes, und verschied. Man begrub ihn, wie er befohlen. Wug Brankowitsch aber, der Ankläger, war noch während der Schlacht mit der Reiterey übergegangen. Zur Belohnung dafür erhielt er von Bajazed die Verwaltung Serbiens.

A. d. U.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

6.

Schon aus der Ferne entdeckten sie ein ungeheures Getümmel um die Schneehütte her.

„Schutz, Herr Bürgermeister, Schutz!“ rief es dann auf einmal aus einem Sprachrohre ihm zu und bald erblickte er auch durch sein Fernglas im Dachfenster der Hütte eine Weibsperson, die er für die darin wohnende Alte hielt. „Darf ich wohl — erklang es nunmehr ferner durch das Sprachrohr — da die Leute mein Haus niederzureißen drohen, sie mit Kraft von mir hinwegtreiben?“

„Ja wohl!“ — antwortete der Bürgermeister. Aber freylich zweifelte er, daß die durch das fette Gehäuse seines Geistes an sich schon sehr gedämpfte Stimme den Weg bis zum Ohre der entfernten Alten gefunden haben möchte, als auch schon ein wahres Zettergeschrey unter der Volksmasse sich erhob und in Kurzem die Schneehütte von den nach allen Seiten erschrocken Hinwegflüchtenden so verlassen und einsam dastand, wie ein todaushauchender Giftbaum.

Der Bürgermeister konnte sich übrigens gratuliren, daß der Hause, der ihnen entgegenächzte, kein so feines Gehör hatte, als die Alte. Wäre den Flüchtenden bekannt gewesen, von wem die Erlaubniß, sie zu zerstreuen, ausdrücklich gegeben worden, so würde der Menge gewiß aller Respekt vor seiner Würde verschwunden und er schwerlich mit heiler Haut davon gekommen seyn. Denn von den Schlangen, Leoparden, Tigerkatzen und andern Bestien, welche aus den eingeschlagenen Fenstern der Hütte und aus dem Schornsteine herausgekommen waren und sie

weggebissen hatten, mit Entsetzen erfüllt, vergaßen sie ohnehin schon jezt vor der lebendigen Rundung, die sie sonst, als ihren Bürgermeister, besonders wegen der Geldstrafen, die er so gern diktirte, gewaltig fürchteten, dergestalt den Respekt, daß sie ihn starr ansahen, ohne auch nur den Hut abzuziehen. Dabey blickten sie immer noch von Zeit zu Zeit ängstlich zurück, ob vielleicht ein oder das andere Mitglied jenes wilden Freykorps, das ihre Belagerung der Hütte so kräftig abgeschlagen, ihnen noch auf den Fersen sey. Und das Schreyen und Wehklagen der Flüchtigen, die, einem einmal aufgezogenen Uhrwerke gleich, ununterbrochen davon eilten und ihre Beschreibungen von den Ungeheuern, die auf sie losgelassen worden und wogegen die bösen Hunde, welche die hohe Sittlichkeit der gebildeten Europäer noch heut zu Tage auf die wilden Eingebornen Indiens loshetzen soll, um sie zu humanisiren, nichts als ein etwas weit getriebener Scherz genannt werden könnten, wirkte so gewaltig auf den erst im Anzuge begriffenen Menschenstrom, daß er plötzlich im Laufe umkehrte, und in Kurzem der ganze Wald von zweybeinigem, ungeflügelten Leben so verödet war, wie der freye Platz um die Schneehütte.

Nur der Bürgermeister und der Gleitsmann standen noch auf derselben Stelle, wo das große Ereigniß sie getroffen und in der Brust des erstern hatte ein so gewaltiger Kampf stattgefunden, zwischen seiner Furcht vor den gräßlichen Dingen, welche so eben seine Mitbürger davonscheuchten, und der Hoffnung auf die köstlichen goldenen Eier, von denen sich vielleicht wieder eine Parthie heimlich einsammeln ließe, und durch diesen Kampf war der Mann so abgemattet worden, daß er sich zulezt am nächsten Baume anhalten mußte, um nur nicht zusammenzusinken. Der Gleitsmann aber hatte während der Kriegsjahre bey Durchmärschen, Einquartierungen und Plünderungen, wenn auch leider nichts an Gold und Gut, doch an militärischem Blicke so viel wenigstens gewonnen, um mit ziemlicher Sicherheit das Urtheil fällen zu können, daß ein Schlachtfeld wie dieses, auf dem offenbar gar Niemand geblieben, als eine einzige alte Frau, die obendrein in diesem Augenblicke ebenfalls wieder von selbst aufgestanden war, unmöglich ein sehr blutiges zu nennen sey. Daher hielt er's für das Beste, sich einen Bericht von ihr über die eben stattgefundene Affaire auszubitten.

Die Frau Steuereinnehmerswittwe erzählte nun, daß sie nicht anders geglaubt habe, als sey sie von einem Krokodille, ziemlich untersezter Statur und keinesweges so klein, wie solches in der lezten Thierbude zu sehen gewesen, erst im Nacken gebissen und dann hintergeschlungen worden. Sie bat den Gleitsmann nun um die Gefälligkeit, ihre Wunde zu verbinden, damit sie sich nicht etwa gar verbluten möchte.

Zu ihrem größten Erstaunen aber sagte er ihr, daß auch nicht die mindeste Verletzung zu bemerken sey. Jezt erst athmete die Frau wieder recht frey auf, gestand auch geradezu, daß die lange Quasiohnmacht, in der sie auf der Erde gelegen, vermuthlich von nichts hergekommen, als von ihrer Furcht die Augen aufzuschlagen, weil ihre schwachen Nerven den Anblick des Krokodillbauches, in dem sie zu seyn geglaubt habe, schwerlich ausgehalten hätten.

Diese Aussage trug sehr viel auch zur Wiederbelebung und Kräftigung des Bürgermeisters bey. Man schloß, anscheinend nicht ohne Grund, auf die Unverleztheit aller Davongescheuchten und darauf, daß jene Bestien eine sehr gute Erziehung müßten genossen haben, und freylich einer alten Frau, die sich mit einer schönen Tochter allein mitten im Walde niederlasse, die Anwendung eines solchen Hülfsmittels kaum zu verargen sey.

„Freylich — sagte die Frau Steuereinnehmerin — freylich kam ich auf die unschuldigste Weise zu dem großen Schrecken. Ich knickte nämlich so leise als möglich, eine Scheibe ein, um nur den köstlichen Brillanten, der im Innern auf dem Fenster lag, näher zu betrachten. Kaum aber streckte ich die Hand danach aus, als auch schon das Unthier sich meiner bemächtigte.

„Ja — sprach da der Geleitsmann achselzuckend — nur Unschuld in Ehren, Frau Steuereinnehmerin, aber dergleichen Betrachtungen führen doch allerdings zuweilen zu Nebenbetrachtungen, zum Exempel, nur zu der, wie hübsch solch ein Brillant am Finger einer Tochter, gleich der eurigen, lassen müsse. Daher dünken sie mich immer gefährlich, zumal wenn der Eifer schon zuvor bis zum Eindrücken einer Fensterscheibe gegangen ist.

Ihr werdet mir aber doch nicht etwa gar zutrauen, Herr Geleitsmann — —

Gott behüte! — antwortete er. — Aber die gute Frau kennt euch ja nicht, wie wir beyden. Die Einnehmerin gab das zu und stimmte zulezt um so mehr mit ihm und dem Bürgermeister darin überein, daß die Alte von sehr gemäßigten Maximen ausgehe. Daher sey es auch wohl zu wagen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prosaische Intoleranz.

Fragst du, warum nun vom Gatten so manche Poetin sich scheide?
Weil der prosaische Wirth mehr, als Poetik verlangt.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Fortsetzung.)

Ehe wir unsern Bericht über das Theater schließen, können wir nicht umhin ein Wort über einen harten Angriff zu erwiedern, den unlängst unsre Bühnenanstalt von Seite eines nambasten Dramaturgen erduldet hat. Hr. Hofrath Tiek, der sich voriges Jahr einige Tage in München aufgehalten, sagt im zweyten Band seiner „dramaturgischen Blätter“ „den 23. Mai besuchte ich das neuaufgebaute prächtige Theater. Der Eingang ist imposant, die Vorhallen groß, die Treppen würdig, Säulen, große Verhältnisse, Alles macht einen edeln Eindruck. Inwendig Pracht auf Pracht, Goldverzierung wohin man sieht, das Auge ist fast geblendet. Das Theater ist rund und faßt in Logen und Parterre sehr viele Menschen. Dabey ist es hoch und gewölbt, was auf jeden Fall für eine Schaubühne ganz unzweckmäßig ist, weil der Ton verhallt. Behaglich fühlt man sich in dieser prächtigen Umschließung nicht. — Ich nehme endlich den Komödienzettel zur Hand, um zu sehen, welche große, erhabne Begebenheit sich nun in diesem mächtigen Raum vor meinen Augen entwickeln soll, die nur irgend diesem Gebäude entsprechen könnte, und lese: „die beyden Grenadiere, oder die verwechselten Tornister.“ Es ist eines der vielen Lustspielchen nach dem Französischen. Die Figuren erscheinen in dem ungeheuren Raume wie Pygmäen; um zu verstehen, war große Anstrengung nöthig, denn die Töne verhallen oben in der Wölbung, wie ich vorausgesehen hatte 2c. Ein Ballet folgte mit Flugwerken, Amor, Nymphen, Lusterscheinungen und vielerley Sprüngen und Umkräuselungen. An diesen Kunstprodukten kann ich einmal kein Interesse nehmen, und ich verstehe sie nicht zu würdigen u. s. f.“

Aus dieser und andern Aeußerungen geht hervor, daß der Beurtheiler zu kurze Zeit hier verweilte, um die Verhältnisse unsrer Bühne und ihre artistischen Kräfte gehörig kennen zu lernen, und ihren Standpunkt anzugeben. So viel Wahres — was übrigens schon früher von Andern anerkannt und ausgesprochen wurde — in seinem Urtheile über den Bau des Theaters selbst, dessen Vorzüge und Mängel, Vortheil und Nachtheil für die Kunst, liegen mag, so ungenügend dünkt uns sein übriges Raisonnement. Hr. Hofrath Tiek sah weder eine große deutsche Oper, noch ein anderes klassisches Stück hier vorstellen, und lernte somit das Kunstvermögen zweyer Hauptgattungen gar nicht kennen. Das Ballet hat für ihn gar kein Interesse, — das bedauern wir. Die Münchner haben einen andern Geschmack. Sie lieben die tanzende Muse, und ein kleines Stück mit einem guten Ballet sind Darstellungen, die hier oft einen vergnügten und heitern Abend gewähren. Der Mensch lebt ja nicht von Shakspear und Calderon allein. — Das Münchner Theater ist nicht wie das Wiener Burgtheater einer Gattung dramatischer Produktion geweiht, sondern es muß alle Gattungen in sich aufnehmen: Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel, Posse, große Oper, Vaudeville, Ballet und Pantomime. Diese nothwendige Abwechselung bestimmt die Ordnung des Repertoirs, das überdieß noch, wie in der Natur eines jeden Hoftheaters liegt, höheren Bestimmungen zu genügen hat. Daß Hr. Tiek in den wenigen Tagen seines Aufenthalts nur kleinere Vorstellungen sah, lag in eben diesen Repertoirverhältnissen. Bey längerem Verweilen würde er sich überzeugt haben, daß unser großes Theater auch Großes und seiner Würdiges zu leisten im Stande ist. Viele hundert andere Fremde von Nord und Süd sind wenigstens mit dieser Ueberzeugung schon von hier abgereist.

Eine interessante Feyerlichkeit war am 7. April die Grundsteinlegung zur neuen Gemäldegallerie, Pinakothek, durch den Minister des Innern, Hrn. Grafen von Armansberg, von der ihr geschätztes Kunstblatt bereits eine ausführliche Beschreibung, so wie die gehaltvolle Rede gegeben hat, welche der nunmehr für die hiesige Akademie der Künste als Professor gewonnene Hr. Dr. Schorn, früher Ihrem Stuttgart angehörig, mit Würde und Anstand gehalten hat. — Da wir eben von bildender Kunst handeln, so begleiten Sie mich wohl für einige Momente in unseres Stieler's Werkstätte, die in diesem Augenblicke eine Zahl und Mannichfaltigkeit gelungener Arbeiten darbietet, die sie gewissermaßen zu einer Kunstausstellung erhebt. Wir sehen hier das eben vollendete Bildniß J. M. der Königin Friederike von Schweden, über das ein Zauber verbreitet ist, den nebst dem höchsten Grade der Aehnlichkeit, selten die Kunst eines Malers in diesem Grade erreicht. Die Fürstin ist in Lebensgröße sitzend dargestellt. Ihr einfaches Gewand zeigt nicht die Königin, aber in kleinen Andeutungen wußte der Künstler ihren hohen Stand anzuzeigen, ihre goldnen Armbänder zeigen die Form der Krone, und ihr herabhängendes Tuch läßt in dem Ecke den Namenszug mit der Krone sehen. — In dem Reitze und Glanze der Jugend blühend, wie die eben aufgegangene Rosenknospe, zeigt sich dann Eugenie, Prinzessin von Leuchtenberg, des edlen zu früh verewigten Herzogs Eugen Tochter, aus deren reitzenden Zügen der Frohsinn der Jugend und der glücklichen Zukunft goldne Hoffnung strahlt. Auch die Bildnisse der Grafen von Woronzow, russischen kaiserlichen Gesandten allhier, und Tascher de la Pagerie, überraschen durch glückliche Auffassung und sprechende Aehnlichkeit — wenn Stieler das blühende Leben in allen seinen Nuancen aufzufassen versteht, und die Knospe wie die aufgeblühte Blume in aller ihrer Herrlichkeit sich aus seinem Pinsel entfaltet, so weiß er auch des Todes bleiche Gestalt ohne dessen Schrecken zu malen. Sein Bild Maximilian Josephs, nach dessen Tod gezeichnet, ist das rührendste Andenken an den, den Gott noch im Tode belohnen wollte, indem er ihn so sanft entschlafen ließ, daß er ohne Kampf und Schmerz aus der Welt schied. — Ein anderes, wahrhaft rührendes Bild für die Familie der Entschlafenen, ist jenes einer früh verewigten edlen Frau, der Gemahlin des Staatsministers Grafen Rechberg, die ebenfalls nach dem Tode gezeichnet, in das wohlgetroffenste Bild einer Lebenden übergetragen wurde, das kaum den Gedanken zuläßt, es sey es erst nach ihrem Tode gemalt. — Aber für ganz Bayern interessant ist das von Stieler begonnene Bildniß Sr. M. des jeztregierenden Königs, weil es das erste seyn wird, welches man im vollendetsten Grade ähnlich nennen kann. Zwar ist nur erst der Kopf dieses lebensgroßen Bildes vollendet, aber dieser schon zeigt in sprechenden Zügen die ganze volle Wahrheit, welche dieses Gemälde einst erhalten wird, durch das, wir hoffen und wünschen es, in getreuen Kopien vervielfältigt, dereinst jeder Bewohner des Königreichs sich in den Stand gesezt sehen wird, das Bild seines geliebten Monarchen in einer gelungenen und treuen Abbildung zu besitzen; denn man konnte es bisher nicht ohne Unwillen sehen, wie von unberufenen Sudlern die Bildnisse JJ. MM. in ganz unähnlichen und verzerrten Zügen verfertigt, in den kleinen Bilderläden dem Publikum zum Kauf angeboten wurden.

Man sieht hier mit gespannter Aufmerksamkeit dem neuen Schulplane entgegen, zu dessen Ausarbeitung, wie bekannt, Se. M. der König aus sehr einsichtsvollen Männern unter dem Vorsitze des geistreichen Ministerialraths Eduard v. Schenk einen neuen Schulrath zusammenzusetzen geruhte. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. Mai 1826.

Oftmals pflegst du mich um meine Gesinnung zu fragen,
Wenn ich plötzlich zu Geld käm' und zu schallender Macht.
Glaubst du, Jemand vermöge die künftigen Sitten zu sagen?

Martial.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

7.

Wirklich fanden alle drey die beste Aufnahme bey der Alten. Vermuthlich aus bloßer Artigkeit erkannte sie die Frau nicht wieder, deren bedenkliche Eingriffe und Betrachtungen sie erst vor Kurzem durch ein Krokodill unterbrochen hatte. Zum Bürgermeister aber sagte sie: „Meinen schönen Dank für Eure Erlaubniß, mich selber schützen zu dürfen gegen das Gesindel aus Eurer Stadt. Die Bitte darum war freylich nichts weiter, als eine gesellschaftliche Redensart, wie so viele andere. Denn hättet ihr mir die Erlaubniß verweigert, so würde ich mir solche ohne Zweifel genommen haben. Uebrigens sind alle die Thiere und zum Theil auch Unthiere, mit denen ich mich von der Zudringlichkeit der Menschen befreyt habe, eitel Geschöpfe ihrer eigenen Phantasie gewesen. Auf diese zu wirken, darin besteht hauptsächlich meine geheime Kunst. Ihr staunt mich an, daß ich dergleichen Kunststückchen vor Euch voraushabe. Ich habe mir sie aber auch theuer genug erkaufen müssen. Gestern sind es gerade zweyhundert Jahr gewesen, daß ich in Eurer scharmanten Stadt als Hexe verbrannt wurde. Und meine ganze Hexerey bestand in nichts weiter, als daß ich rothe Augen hatte und daß ich alle die Verbrechen bekannte, die man mir auf der Folter abfragte, auch lieber sogleich mich verbrennen ließ, als mir durch nachheriges Widerrufen die Folterqual von Neuem zuziehen wollte. Seitdem bin ich freylich, wie der Phönix aus der Asche, wieder hervorgegangen, ob ich schon an äußerer Schönheit vielleicht eben nicht gewonnen habe. Denn wie in Rübezahls Schneegruben auf dem Riesengebirge der Schnee eines jeden Jahres eine besondere Schicht bildet, so auch die Runzeln meines Gesichts. Uebrigens ist Alles, was Ihr hier schon sehet und was ich Euch noch zeigen werde, im Grunde auch weiter nichts als die Frucht Eurer durch meine Kunst bearbeiteten Phantasie. Manches darunter wird Euch vielleicht einen recht angenehmen Anblick gewähren."

Hiermit öffnete sie ihnen nicht nur die beyden Schränke mit den goldenen und silbernen Eiern, sondern auch noch viel andere, worin die köstlichsten Perlen und Edelsteine zu schauen waren.

„Das Einzige jedoch, bitte ich — sagte sie, als die Begierde danach Allen ordentlich furchtbar aus den Augen blitzte — entfremdet mir nichts davon, sondern sprecht mich lieber geradezu darum an."

Das geschah denn, und wenn auch der Bürgermeister, als ein offenbarer Günstling von ihr, dabey besser Maaß und Ziel hielt als am Vormittage, weil der muthmaßliche Schwiegersohn sich in solchen Dingen, seines Erachtens, vor der Hand noch genügsam zeigen mußte, so bepackten sich dagegen der Gleitsmann und die Steuereinnehmerin außerordentlich.

Nachdem dieß geschehen war, wurden sie von der Alten ohne Umstände entlassen, der Bürgermeister aber zu-

rückgehalten, weil sie ihm ihr Töchterchen noch vorzustellen gedachte.

Sobald sie allein waren, rief sie auch Jukunden aus der Kammer herein. Dem Bürgermeister blieb der Mund offen stehen vor Bewunderung und Liebe. So viel hübsche Mädchen er in seinem Leben gesehen und, besonders seit dem Tode der seligen Frau, sich in's Haus gewünscht hatte, solch ein üppiger Wuchs war ihm doch nie vorgekommen, solch ein weiß und roth blühendes Gesicht, solch ein Kohlenschwarz von Haar hatte er noch nie erblickt und noch nie ein Paar Augen geschaut, mit deren blauem Himmelsglanze sogleich ein vollkommener Verjüngungsprozeß in ihm eintrat und sein Herz mit Allem, was drum und dran hing, von Regungen ergriffen wurde, die ihn zu dem seltsamen Wahne brachten, sein Gesicht habe auch wieder die Glätte und Röthe erhalten, welche es im achtzehnten Jahre etwa gehabt, und bey der herrlichen Frühlingssonne, so in Jukunden vor ihm aufgegangen war, wäre sogleich der starke Winterreif, der sein vormals kastanienbraunes Haar entstellte, wieder hinweggeschmolzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien.

(Fortsetzung.)

Darauf rief er zu sich die Wessire,
Sprach zu ihnen: hört ihr Türkenbrüder!
Ihr Wessire und ihr meine Räthe! —
Seht, ich sterbe — aber Serbien ist erobert.
Drum das eine hört, was ich befehle —
Damit euer Reich langwierig daure;
Seyd den Rajahs nicht zu bitter,
Sondern bleibt den Rajahs immer gütig.
Mag der Haradsch *) seyn fünfzehn Dukaten,
Mag er selbst meintwegen seyn auch dreyßig.
Aber fordert nicht unmäß'ge Steuern,
Auch nicht Schulden, die erlogen, fordert.
Tastet an nicht ihre Kirchen,
Ihren Glauben nicht, und ihre Ehre.
Spielet nicht die Rächer an den Rajahs,
Weil mich hier der Milosch hat entleibet,
Denn dieß ist ja nur des Kriegsglücks Zufall.
Denn dieß Reich, man kann es nicht erringen,
Auf dem Bette sitzend, Tabak rauchend.
Treibt die Rajahs drum nicht in die Wälder,
Daß sie fürchten euch, vor euch sich scheuen —
Aber achtet sie, wie eure Söhne;
Lange dauern wird da eure Herrschaft. —
Wenn ihr aber dieses nicht befolgt,
Wenn ihr wollt die Unterdrücker spielen,
Dann müßt ihr die Herrschaft auch verlieren. —
Und so starb der Kaiser, und wir blieben.
Aber wir vergaßen seine Lehren,
Wir beschwerten sie mit großen Lasten,
Traten ihre Ehrlichkeit mit Füßen,
Viel Erpressungen wir uns erlaubten,
Und belegten sie mit harten Strafen,
Und begingen vor Allah viel Sünden.
Jetzt sind solche Zeichen angekommen,
Jemand muß das Reich anjezt verlieren.
Fürchtet euch vor keinem Könige,
Der wird unsern Kaiser nicht befehden *),
Weil das Königthum zu widerstehen,
Nicht dem Kaiserthum vermag zu schaden,
Da es hergestammt von Gott, dem Herrn, ist.
Aber fürchtet diese armen Rajahs —
Denn wenn aufsteht mit dem Stiel die Hacke,
Da wird große Angst die Türken fassen,
Selbst in Medina sie Furcht ereilen.
Selbst in Schama **) werden Weiber weinen,
Denn die Rajahs werden sie zu Thränen zwingen.
Türken-Brüder alle sieben Herrscher;
Also sagen unsre Indschil-Bücher:
Daß verbrennen werden eure Häuser,
Und die Köpfe werdet ihr verlieren,
Gras wird auf den Feuerheerden wachsen,
Spinnen auf den Minareten wohnen,
Niemand wird seyn, der den Esam rufe ***),
Auf den Straßen, auf dem Pflaster Belgrads,
Ueberall, wo Türken sind gewandelt,
Wo der Pferdehuf die Erde stampfte,
Aus der Hufe Stapfen Gras wird wachsen,
Sehr begierig werden seyn die Straßen,
Einen Türken doch zu sehen,
Aber nirgends wird man Türken finden.
Also sagen unsre Indschil-Bücher." —

Als dieß hörten alle sieben Zwingherrn,
Ließen sie den Muth gleich alle sinken,
Sahen trübe nieder auf die Erde.
Mit dem Buch weiß keiner doch zu sprechen,
Weiß dem Buche Antwort nicht zu geben,
An den Bart faßt sich der alte Fotscho,
Und er nagt den Bart mit seinen Zähnen,
Er auch weiß nicht mit dem Buch zu reden —
Aber staunend sinnt er dem Gehörten.
Doch der Fotschilch Mehmed-Aga ließ sich
Niederschlagen nicht, und rief als Held dieß:
„Fort hinaus die Kerle, die Prophet' und Weisen ****),
Betet Gott an, singet euren Esam,
Täglich fünfmal singt ihn, ihr Verstockten.
Habet keine Sorge für uns Herren,
Denn so lang wir noch gesund und klug sind,
Und so lang wir Belgrad noch besitzen,
Stehen wir als Herrn noch in der Festung,
Wie auch rings um den verlaßnen Rajahs.
Wenn die Könige uns Krieg nicht bieten,
Können uns die Rajahs nicht verdrießen,
Jeder haben wir ein Magazin voll Schätze,

---

*) Haradsch, Kopfsteuer. A. d. U.

*) König; der Kaiser von Oestreich. Denn die Türken nennen blos ihren Sultan „Kaiser." jeder andere Monarch ist blos König und sein Diener.

**) Schama, der türkische Name für Syrien.

***) Esam. das Gebet, welches der Muazzin fünfmal des Tages vom Minarete herabruft.

****) Kerl im Original More, wird sowohl einen Schimpf zu bezeichnen gebraucht, als in dem Sinne eines wackern, heldenmüthigen Burschen; im Deutschen ein sehr unpoetischer Ausdruck.

Welch ein Reichthum, all' weiche*) Dukaten,
Und viel Reichthum in den festen Gründen.
Darum meine Brüder, wir vier Herren,
Agaalja du, Kutschuk-Alia
Ich nicht minder, und du Mulay Jesuf!
Haben jeglicher zwey Magazine Geldes.
Wenn wir aufstehn auf die leichten Füße,
Wenn wir unsre reichen Schätze öffnen,
Da zerstreuen wir die Rupien auf das Pflaster,
Sammeln Krieger mit dem vielen Gelde —
Und wir vier, wir großen Herscher wollen
Dann das Heer zertheilen in vier Theile,
In vier gleiche Theile wie vier Brüder.
Und dann ziehen wir aus unsrer Festung,
Ziehn durch unsre siebenzehn Bezirke,
Und enthaupten alle Serbier-Knesen **).
All' die Knesen, die serbischen Häupter,
Und die Kmeten, alle, die was taugen,
Und die Priester auch die serbischen Lehrer.
Blos die kleinen Kinder woll'n wir lassen,
Nur die Kinder bis zu sieben Jahren;
Und die werden ächte Rajahs werden,
Diese werden gut den Türken dienen.
Sobald ich erschlag' den Knes Palalia ***)
Aus dem schönen Dorfe Begalita:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha ****)!
Bis ich auch erschlage den Knes Jowan
Aus dem kleinen Dorf Landowa:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha!
Und den Nanoe, Knes aus Zeoba:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha!
Bis ich tödte den Stewa Jakobljew,
Aus dem Lewetschdorf, dem Räuberneste:
Er ist Pascha — ich bin Su-Pascha!
Und den Johann, Knes aus Krsnjie.
Bis ich erst erschlag' die beyden Tscharapischen
Von dem weißen Bache bey Avala [1]),
Die vermögen nach Swadschar zu dringen [2]),
Und in Belgrad hier uns einzuschließen:
Sie sind Pascha's; ich bin Su-Pascha!
Bis den Czerni Georg ich erschlage,
Aus dem stolzen Dorfe Topola [3]),
Aus dem Topola, dem stolzen Dorfe,
Ihn, der handelt mit dem Wiener Cäsar,
Der im Stand ist, Waffen viel zu kaufen,
Von der weißen Festung Waradin
Und Gewehre, wie viel man nur nöthig;
Der im Stand ist, Krieg mit uns zu führen:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha!
Bis ich tödte den Protopop Niklas [4])
Aus dem schönen Dorfe Ritopek:
Er macht sich zum Pascha, ich Su-Pascha!
Bis den Georg Guzonja ich tödte
Seinen Bruder auch, den Arsenia
Aus dem schönen Dorfe Zelesnike,
Die im Stand sind Topschid zu versperren. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Silbermünze heißt hartes Geld — Gold wird weiche Münze genannt.

**) Knesen, Distriktsvorsteher der Serbier aus ihrer Nation.

***) Dieser und die meisten folgenden sind auch wirklich unter den türkischen Dolchen gefallen.

****) Su-Pascha, eine Art Schaffner, den die türkischen Zwingherrn in jedem Dorfe zum Eintreiben der Steuern und anderweitigen Erpressungen früher hatten.

1) Dorf im Gebirge nächst Belgrad.

2) Swabschar, Feld vor Belgrad.

3) Topel im Slavischen ursprünglich Pappel; daher das Dorf den Namen.

4) Protopop bekanntlich ein oberer Geistlicher der griechischen Kirche. A. d. U.

*) Ein Engpaß vor einer Brücke über den gleichnamigen Fluß. A. d. U.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Beschluß.)

Die von unserm Thiersch in vier Abtheilungen erschienene Schrift „über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern hat hier, wie es bey der Wichtigkeit des Gegenstandes und dem großen Rufe des Verfassers nicht fehlen konnte, große Theilnahme gefunden. Wenn auch Einige nicht ganz mit dem übereinstimmen, was der Verfasser über die Bestimmung der gelehrten Schulen (mancher stößt sich schon an dem Beyworte gelehrt) und über den Unterricht im Deutschen sagt (er weiset nämlich der Muttersprache eine etwas untergeordnete Stelle im Unterricht an), so ist doch nur eine Stimme der Billigung über alles, was er über das Studium der alten Klassiker, über den Lehrstand (honos et proemium) mit gründlicher Sachkenntniß vorträgt. Sehr interessant ist die von ihm in der vierten Abtheilung mitgetheilte „Geschichte der bayrischen Schule von 1804—1825.“ Solche Aufschlüsse müssen zu dem größten Dank verpflichten. — Ueber denselben hochwichtigen Gegenstand ist auch hier so eben ein Schriftchen von Professor Sendtner erschienen: „Ueber Lehr und Zucht in den Schulen, als zeitgemässes Wort in Beziehung auf Bayern.“ Der Verfasser sieht christliche Gesinnung und deutsche Gesittung als die Herzwurzel aller — nicht bloß der gewöhnlichen Volksbildung, sondern auch der höhern Geisteskultur an, und empfiehlt daher, daß bey dem gesammten Schulwesen unausgesezte Rücksicht auf den religiösen Unterricht, auf die deutsche Sprache und die vaterländische Geschichte genommen werden. Die kleine Schrift enthält gute Ideen und treffende Bemerkungen, zumal wo der Verfasser als Hausvater, Lehrer und Patriot spricht. — Auch die unterrichtete Gattin des Hrn. Sendtners (man sehe Schindels Leben deutscher Schriftstellerinnen) hat vor einigen Monaten in die hiesige Zeitschrift Eos ein paar Aufsätze pädagogischen Inhalts einrücken lassen, die allgemeine Zustimmung erhielten, und den Wunsch erzeugten, daß diese vaterländische Schriftstellerin Muße finden möge, uns mit ihrem poetischen Talent, das uns früher manch Gelungenes und Zartes geliefert, und mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen im Erziehungssache zu erfreuen. — Noch muß ich eines hier unlängst herausgekommnen geschichtlichen Romans erwähnen: „Die Löwenritter, von Baron Max Freyberg. Das Gelungenste an dem Werklein (es enthält kaum zehn Bogen) ist, will uns bedünken, daß hier die Poesie neben und zwischen der Geschichte beleuchtend und belebend auftritt, und daß jener wie dieser gegeben wird, was ihr gehört. Die Zeit, die uns vor Augen gestellt wird, ist einer der glänzendsten Lichtpunkte der bayrischen Geschichte — die Zeit Albrechts IV., der, auf der Wetterscheide der alten und der neuen politischen Aera stehend, einerseits gegen die anmaßenden Widerstrebungen eines verjährten und erstarrten Feudalismus, andrerseits gegen die gebieterischen Forderungen einer immer weiter um sich grei-

fenden, zur Universalmonarchie sich gestaltenden Herrschaft mit Weisheit und Macht die Selbstständigkeit der bayrischen Krone zu retten mußte. — Um nun das Liebliche mit dem Ernsten zu verbinden, erlaubte sich der Verfasser eine Dichtung einzuschalten, nämlich das Verhältniß zweyer Liebenden, Wilhelm von Fraunberg und Agnes von Stauff, zweyer rein menschlichen Gestalten, die übrigens an Max und Thekla erinnern. Ihre zarten Mittheilungen und frommen Handlungen sind eben so viele lichte Partbieen, die uns überall in der, von hohem und düsterm Geist beschatteten Natur begegnen, und die sich uns als eben so viele freundliche Ruheplätze anbieten, wo die Brust wieder freyer athmen und das Herz wärmer schlagen kann.

Im Laufe des vorigen Monats starb hier — im 75sten Jahr — ein eben so sehr durch Rang, Geburt und Reichthum, als durch seltne Tugenden und Verdienste ausgezeichneter Mann, August Graf von Törring-Guttenzell, Minister, Präsident des Staatsraths, Reichsrath, Großkreuz verschiedner Orden 2c. Der Adel dieser dynastenmäßigen Familie ist einer der ältesten in Europa. Ihr Stammbaum führt als Stammvater Allwig Torringer an, der um das Jahr 735 Stallmeister des Herzogs Tassilo gewesen seyn soll. Auch der Theaterwelt bleibt der leztverstorbne Graf denkwürdig, denn er ist der ungenannte Verfasser der beyden Volksschauspiele: „Caspar der Torringer" und „Agnes Bernauer." Am 22. April hatte hier die feyerliche Einweihung des neuen Tempels statt, welchen die hiesigen Einwohner vom israelitischen Kultus seit zwey Jahren erbauen ließen. Nachdem Mittags 1 Uhr der lezte Gottesdienst in dem vormaligen Lokal statt gehabt, geschah der feyerliche Einzug in den neuen Tempel. Unter einem Baldachin wurden die Toroth (Gesetzrollen) getragen, mit Gesang und Gebet im neuen Tempel empfangen, und später nach gehaltenem Hakapha (Umgang) in die heilige Lade gelegt. Diese Ceremonie hatte etwas Feyerliches und Würdiges, und war mit Einsicht angeordnet, um allen Anwesenden einen bessern Begriff von dem Gottesdienste dieses alten Volkes beyzubringen, der sich seit Tausenden von Jahren fast ganz in seiner ursprünglichen Form erhalten hat. Das Chor während des Hakapha, von Hrn. Kapellmeister Stunz komponirt, drückte sehr gut das Feyerliche der Handlung aus. Hierauf folgte eine Rede in deutscher Sprache von dem Rabbinalskandidaten gehalten, und nach dieser eine Hymne von Hrn. Bruckbräu gedichtet, und von Hrn. Freyherrn v. Poissl, dem Gegenstand angemessen, in Musik gesezt, welche von dem königl. Hoforchester mit großer Präzision vorgetragen wurde. Nachher wurden die Gebete für J. k. M. und das ganze königliche Haus gesprochen. J. M. der König und die Königin geruhten mit einem zahlreichen Gefolge dieser Feyerlichkeit beyzuwohnen. Der Souverain gab durch diese Anwesenheit einen erfreulichen Beweis des erhabenen Schutzes, dessen alle Religionspartheyen sich unter seiner Regierung eben so erfreuen dürfen, wie unter seinem glorreichen königlichen Vater.

Heilbronn.

Fünf Landschaftsgemälde, die der Maler Herr Carl Dörr, ein Tübinger, gegenwärtig zu Heilbronn, zur Ansicht des Publikums in einem öffentlichen Saale ausstellt, sind für alle Freunde der Kunst und Natur eine gewiß sehr werthe Erscheinung. Herr Dörr gibt in ihnen eine Probe eines größern Cyclus von Landschaftsgemälden, die er auf eine ganz eigene, bis jezt nur ihm eigenthümliche Weise, der Natur abborgte, und vor das menschliche Auge zur höchsten Täuschung und zum besten Genusse hinstellte. Die Probe beschränkt sich auf fünf Ansichten aus der Schweiz. Herr Dörr gedenkt zu diesen noch eine größere Reihe hinzuzufügen, und sie alsdann in den bedeutendsten Städten Deutschlands auszustellen. Von diesen fünf Darstellungen heben wir besonders drey: die Ansicht am Zugersee, die Gegend im Linththal und die von Pfeffers aus. Diese Ansicht am Zugersee ist eine Mondscheinidylle, bey deren Betrachtung man ganz vergißt, daß man ein Gemälde, und nicht die Natur selbst, betrachtet. Man sieht sich in Versuchung gesezt, vorzuschreiten und an diesem Mondscheinleben selbst Theil zu nehmen, näher zu treten diesen idyllischen, mit Reben umrankten Hütten, um durch ihre, vom innern Lichte erleuchteten Fenster auch in ihr inneres Leben zu schauen. Ueber den Spiegel des See's zieht der volle Mond ein schimmerndes Silberband, und bey längerer Betrachtung meynt man ein leises Bewegen und Wellen des Wasserspiegels zu sehen. Im Hintergrunde erhebt sich über dieses stille freundliche Leben der ernste Pilatus, und noch aus weiterer Ferne schimmern die Gebirge Unterwaldens, Grindelwaldes und Lauterbrunns herüber.

Dieses Gemälde verdient im vollsten Maße die Aufmerksamkeit sinniger Betrachter. Auf dasselbe besonders aufmerksam zu machen, ist überflüssig, sein Zauber ist zu groß, es läßt den Betrachter lange nicht mehr von sich, er kann aus dem Zauberkreise seiner Rahme fast nicht mehr heraustreten, und es hüte sich jeder Schweizer, dieses Gemälde im fremden Lande anzuschauen, gewiß würde es in ihm, noch heftiger als jedes Alphorns Ton, die schmerzlichste Sehnsucht nach dem Heimathlande wecken.

Nur durch die Klarheit, nur durch die unbeschreibliche Wärme in Licht und Schatten der Gegend im Linththal, in der Abendbeleuchtung, kann der Beschauer sich auf kurze Zeit wieder aus der Mondscheinidylle am Zugersee heraussträumen. Wer noch nie das herrlich Grün einer Schweizermatte, die zum himmel steigenden Schneegebirge in ihrer Farbenpracht sah; wer noch nie sah, wie die Kunst im Stande ist, der Natur unübertreffbar scheinendes Farbenspiel auf dem Papier mit aller Treue wiederzugeben, der verweile bey der Betrachtung dieser Darstellung. Auch in dieses Gemälde wußte des Meisters Kunst Bewegung zu bringen. Wie in der Natur treten auch hier einem bey längerer Betrachtung Licht und Schatten, wie beym Zuge der Wolken, bald heller, bald dunkler hervor, und wechseln die im Abendlichte verklärten Häupter der Schneegebirge ihre Hellheit.

Kommen wir auch nicht gerade aus der Hellheit dieses in Licht und Wärme getauchten Gemäldes, dieses Linthals, unmittelbar zur Betrachtung des nächtlichen Schlundes von Pfeffers, sondern machen wir mit Betrachtung des leztern den Anfang, so muß dennoch unser Auge zuerst längere Zeit in diesem Dunkel ruhen, eh' ihm diese Felsen und Schlünde mit all' ihrer Kraft und Schauer in stillem Mondlichte hervortreten. Dann aber genießt der Betrachter auch den vollen Zauber der Ansicht einer durchgekämpften, riesenhaften, gleichsam unterirdischen Natur, und diese — in stiller Mondnacht!

In der Ansicht des Kurplatzes von Gais in der Morgenbeleuchtung, bildete der Künstler im Vorgrunde sich und eine Reihe seiner Freunde und Bekannten (wie es oft die alten Meister zu thun pflegten) mit sprechender Aehnlichkeit ab. Aber in all diesen Darstellungen erblickt man dieses Künstlers eigenes Bild: Die Kraft, die Wärme und Wahrheit einer nur der Natur geweihten Künstlerseele, die Herr Dörr auch besizt, und ohne die er diese Darstellungen nicht hervorgebracht hätte.

Heilbronn, das Herr Dörr schon seit mehreren Jahren bewohnt, genießt die Freude der ersten Ausstellung dieser gelungenen Kunstwerke. Möchte sie bald auch andern Städten werden!! —

J. K.

Beylage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Mai 1826.

Die Freyheit winkt; sie stärkt der Schwachen Muth.
Wir wollen brechen jezt die Sklavenbande;
Uns treibt der Rache Flammengluth.

A. Z.

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien.

(Fortsetzung.)

„Bis ich tödte den Protopop Marko,
Aus dem schönen Dorfe Ostruschnize:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha!
Bis ich tödte die zwey Igumenen *)
Hadschi **) Djera und den Hadschi Ruwim,
Die das Geld gut wissen zu zerschmelzen,
Die damit viel kleine Briefchen schreiben,
Uns damit beym Kaiser zu verläumden,
Rings umher den Rajah's zu verrathen:
Sie sind Pascha's — ich Su-Pascha!
Bis ich tödte den Bidschanin Ilia,
Dann den Oberknes von Untermedednike;
An drey Jahr' sind schon seither verflossen,
Daß er allzu übermüthig worden;
Wo er geht, da reitet er 'nen Schaecken,
Und 'nen andern führt er in Bereitschaft.
Eine Keule trägt er auf dem Sattelknopfe,
Und den Schnurrbart hat er unterm Kalpak ***)
Um den Kopf zusammenbunden,
In seine Bezirke läßt er keine Türken,
Schlägt sie in die Rippen mit der Keule,
Wenn der Türk' dann aushaucht seine Seele,
Ruft zu sich er seine Haiducken:
Bursche ihr! Werft diesen Hund hin,
Wo der Rabe seine Knochen selbst nicht findet.
Und wenn er uns die Abgaben bringet,
Mit den Waffen kömmt er in den Divan,
Seine Linke hält er an den Handschar,
Mit der rechten Hand reicht er die Steuern.
Da, spricht er, hast du die Gaben,
Und das arme Volk, es läßt dich grüßen,
Mehr vermag es jezt nicht abzugeben.
Und wenn ich die Gelder nun will zählen,
Blizt er da mich an mit seinen Augen:
Warum willst du sie noch einmal zählen,
Ruft er, ich hab' sie ja schon gezählet —
Und ich darf sie da nicht überrechnen,
Sondern werfe still die Gelder seitwärts,
Gerne bin ich, ist er fort der Streiter,
Weil ich ohne Grimm ihn nicht kann sehen.
Er ist Pascha: ich bin nur Su-Pascha!
Bis den Knes Grbowitsch ich erschlage
In dem schönen Dorfe Mrotischtch —
Er ist Pascha, ich bin nur Su-Pascha!
Bis den Knes Alexi ich erschlage,
Und den Jakob, Bruder des Alexi;
Denn als unser Sultan mit dem König kriegte,
Waren sie beym Cäsar wohl Obristen,
Trugen goldne Helme auf dem Kopfe,
Plünderten uns alle Türken-Städtchen,
Sengten dort und nahmen all' gefangen.
Als der Sultan Frieden drauf geschlossen,
Da ergaben sie sich dort dem König,
Bey dem König wurden sie zu Kmeten,
Viel' von uns verläumdeten sie dorten,
Sieben Pascha's schalten sie beym König,
Schalten sie verläumdend und verschlagen.
Ey die sind wohl Pascha's — ich Su-Pascha!

*) Igumenen: Guardiane des Klosters.

**) Hadschi bey den griechischen Glaubensgenossen einer, der in Jerusalem war — wie bey den Türken die Wallfahrten nach Medina.

***) Kalpak, hohe Kopfbedeckung der Griechen und Servier, wie auch der ungarische Kalpak: eine Art Tschako.

A. d. U.

Bis ich auch den Knes von Tamnaw tödte,
Aus Ljutic den Obern Stanko,
Bis den Knes von Matschwa ich erschlage,
Von Bogatsch den Martinowitsch Lazar —
Er ist Pascha — ich bin nur Su-Pascha!
Bis den Knes von Pocerje ich tödte,
Und den Ruzitch Mtalo von Wedkowitsch:
Er ist Pascha, ich bin nur Su-Pascha!
Bis das Kloster Radscha ich verbrenne *),
Bis den Hadschi Melentja ich tödte,
Ihn, der über's braune Meer gewandert **)
Und die gyaurschen Wallfahrtsörter sahe;
Wie im Rückweg Stambul er besuchte,
Sich 'nen Firman hat allda erlogen
Einen um hundert Dukaten, gelbe,
Daß er darf den Gyauern bau'n 'nen Bethaus,
Daß er dürf' es bau'n in sieben Jahren.
Doch er baute es in einem Jahre,
Denn es sind wohl sechse schon verflossen,
Wo er um die Kirche Thürme baute,
Waffen und viel Pulver hinein schaffte,
Und zur Nacht hineinführte Kanonen.
Seht ja, Freunde! daß er 'was erwartet!
Und so woll'n wir durch die Kreise gehen,
Woll'n enthaupten alle serbischen Kmeten.
Sprecht! wie könnten uns die Rajahs schaden?"

Alle Dahien sprangen auf die Füße,
Bückten all' sich vor dem Mehmed-Aga:
„Dank dir Freund, du Fotschitch Mehmed-Aga,
Dein Verstand kann einen Pascha geben,
O! wir wollen dich zum Pascha machen,
Und wir woll'n in Allem dir gehorchen. —

Doch jezt nahm das Wort der alte Fotscho:
„Seht mir doch den Jungen, die Vernunft da!
Wie sein Wort ihn hob zum Paschalike;
Nehme Söhnchen Stroh in's weiße Händchen,
Schwing das Stroh mein Söhnchen über'm Feuer —
Ob das Feuer du damit verlöschest,
Ob du es wirst ärger brennen machen?
Ja ihr könnt, und Gott hat's Euch gegeben,
Solch ein mächtig Heer zusammenbringen,
Ja ihr werdet geh'n durch die Bezirke,
Einen Knesen könnt ihr wohl betrügen,
Auf die Treue könnt ihr her ihn locken,
Doch den Glauben werdet ihr verlieren.
Einen tödtet ihr — zwey werden fliehen,
Zwey enthauptet ihr — vier werden fliehen,
Jene werden eure Häuser zünden,
Jene werden Dahien, Euch erschlagen. —
Darum dürft ihr also nicht beginnen;
Sondern hört und merkt den Rath des Alten!
Ich hab' nachgeforscht in unserm Indschil.
Diese Herrschaft wird nicht lange dauern,
Denn das Reich wird baldigst sich verändern —
Darum du, mein Söhnchen, und ihr Andern,
Macht euch besser, gütiger den Rajahs,
Lasset nach vom übermäß'gen Haradsch,
Mag der Haradsch seyn, wie Murad wollte,
Höret auf mit Gelder-Strafen und Erpressen,
Macht die Knesen euch zu guten Brüdern,
Denen Knesen schenket eure Hengste,

*) An der Drina.
**) Statt schwarze Meer.

Dann den Kmeten mittelmäß'ge Pferde,
Mit den Pfaffen, sag' ich, lebt in Freundschaft.
Daß wir neben ihnen ruhig leben,
Weil das Unsre nicht wird lange dauern. —
Und wozu braucht ihr die schmutz'gen Schätze,
Daß ihr sie zermalmet; könnt ihr's essen?"

Aber drauf sprach Fotschitch Mehmed-Aga:
„Sieh ich hör' dich nicht, mein alter Vater!"
Dieses sprechend sprang er auf die Füße
Und mit ihm die übrigen Dahien,
Von der Festung ließen sie Kanonen donnern,
Sammelten mit den Dukaten sich Armeen,
Sammelten sie, die vier Zwingherrn,
In vier Theile theilten sie das Heer ein,
Unter sich, so wie vier Brüder,
Oeffneten die Thore dann der Festung,
Gingen mit den Heeren aus, zu dämpfen
Durch die siebenzehn Bezirk den Aufruhr. —

So betrogen sie den ersten Knesen
Lockten ihn heran den Knes Pallalja,
Ließen ihn enthaupten dort in Gracska *).
Und den Knes Stanor aus Zeoka,
Haben sie betrogen und getödtet,
Hingerichtet in dem weißen Hofe.
Sie betrogen auch den Mart Tscharapitsch,
Und den Gajitsch Janko, ihn den Häuptling,
Dort aus Poletsch, aus dem kleinen Dorfe,
Auch erschlugen sie den Knes Theophan,
Aus Owaschd dem Semderewischen Kreise,
Und den Knes aus Ressowa, den Peter,
Sie betrogen auch den Mata, Hauptmann
Aus Ripowatz unweit Grakowatze,
So erschlugen sie auch all die Jungen,
Ueberfielen auch die Kirche Morawedzi,
Und erschlugen da den Hadschi Djera.
Und den Runim schickten sie nach Belgrad,
In der Festung ließen sie ihn richten.
Dann kam Mehmed-Aga nach Waljewo —
Doch der Grdowitsch hat es geahnet,
Hat sich auf die Seite da gezogen,
Doch da kam zu ihm der Knes Alexa,
Auch der Birdschanin Ilia **):
Und da fängt sie Beyde Mehmed-Aga,
Führt sie auf die Brücke Kolubara.
Als hier sah der Oberknes Alexa,
Daß sie Beyde sollten allhier sterben;
Sprach er zu dem Fotschitch Mehmed-Aga:
Herr du! schenk das Leben mir am Wahlplatz,
Nimm von mir da sechzig Beutel Geldes ***)!"
Doch der Mehmed spricht zu dem Alexa:
„Ich kann dich, Alexa, nimmer lassen,
Wolltest du auch hundert Beutel geben." —
Darauf spricht der Birdschanin Ilia:
„Da hast du auch hundert Beutel Geldes,
Schenke mir das Leben auf dem Wahlplatz!"
Spricht zu ihm der Fotschitch Mehmed-Aga:
„Mache keinen Narren, Birdschanin du!
Wer wird den Gebirgswolf denn auslassen;"
Und so rief der Mehmed nach dem Henker.

*) Städtchen an der Donau
**) Ilia, Elias.
***) Ein Beutel gilt 500 Piaster — ein Piaster hat 40 Para.
A. d. U.

Dieser nahm das Schwert aus dem Gewande,
Schlug damit dem Ilia den Kopf ab.
Und da sezt sich Aler auf die Brücke,
Und begann zu sprechen diese Worte:
„Möge Gott erschlagen jeden Christen,
„Der noch Glauben baut auf einen Türken —
„Jakob du! mein angeborner Bruder!
„Halte Glauben nimmer auf die Türken,
„Wo du sie begegnest, schlag' sie nieder!" —
Doch der Henker ließ ihn nicht mehr reden,
Schwang das Schwert, und schwang es unterm Haupt weg. —

Als man so gemordet die zwey Knesen,
Den Alera und den Birdschin Ilja,
Auf der Brücke von Kolubra halte,
Und den Hadschi Ninwim auch in Belgrad,
Eines Tages und in einer Stunde:
Da verfinstert plötzlich sich die Sonne!
Mehmed Aga eilte schnell nach Hause,
Um noch einen Serbier zu treffen,
Um noch andre für den Mord zu wählen. —
Doch die Serbier sahen die Gefahren,
Blieben weit entfernt vom Orte,
Keiner kam vor Mehmed Aga.
Als dieß sah der Foddschi Mehmed-Aga,
Sah er ein, daß er es schlecht begonnen,
Und bereute gleich, was er gehandelt —
Aber spät war jezt die Zeit zur Reue.
Und er rief zu sich zwölf seiner Muth'gen,
Drunter seinen Kaffehschenker Usum. *)
Hört ihr, sprach er, meines Kleides Falten **)
„Sezt euch schnell auf leichte Pferde
„Reitet nach dem Dorf Topola,
„Dorten mögt ihr tödten auch den Czerny,
„Denn wenn der uns jezt entwischet,
„O dann wißt, daß es nicht gut sey." —
Da es hörten die zwölf Kühnen,
Gleich bestiegen sie die schnellen Rosse,
Und vor ihnen ritt der Usum, Kaffehschenke
Und sie eilten nach dem Dorf Topola.
Und am Samstag nach Sonn'untergang,
Noch bevor der Sonntag hat gedämmert,
Von dem Morgenroth und hellen Tage,
Sind sie angelangt die zwölf Gesandten.
Da umringten sie den Hof des Georg,
Sie umstellten ihn von beyden Seiten,
Und von beyden Seiten riefen sie noch:
„Komm heraus Petrowitsch Georg!" —
Wer wird da den Wilden trügen,
Wer ihn schlafend finden da?
Denn der Georg war gewöhnet,
Vor der Sonne aufzustehen,
Sich zu waschen, zu dem Herrn zu beten,
Dann zu trinken ein Glas Branntwein.
So war er schon aufgestanden,
In den untern Keller schon gegangen —
Als von unten er die Türken schaute,
Wollt' er ihnen sich nicht melden —
Meldet sich die junge Georgsgattin
„Gott, zur Nacht, mit euch ihr Türken,
„Sprecht! was sucht zu solcher Zeit ihr — ?

*) Usum, türk. der Lange.

**) Ihr meines Gewandes Falten, orientalische Spruchformel für: Ihr meine Diener! — A. d. U.

„Eben war der Georg vor dem Hause,
„Eben jezt, und ist jezt fortgegangen,
„Und ich weiß nicht, wo er hingegangen."
Dieses schaut und hört der Georg —
Als er überzählte all' die Türken,
Trank er ruhig aus sein Gläschen,
Hatte in der Hand die Flinte,
Schüttet auf die Pfanne frisches Pulver,
Nahm zu sich noch Blei und Pulver
Schlich von unten aus dem Keller,
Ging zu seiner Hürd' im Wald,
Denn dort hatt' er zwölf von seinen Hirten.
Und sogleich erweckt er diese Hirten:
„Stehet auf und bindet los die Pferdchen,
Treibt hinaus die Heerde aus dem Zaune,
Mag sie immerhingehen, wo sie wolle.
Und ihr Brüder höret meine Worte.
Nehmet eure bunten Flinten, deckt die Pfannen,
Denn, wenn Gott, der Herr, gibt, daß geschehe,
Was ich heut beschlossen zu beginnen,
Glücklich sollt ihr alle durch mich werden,
Will mit Gold und Silber euch umwickeln
Und in Seide und Damast euch winden."
Alle kaum es konnten nur erwarten,
Trieben da die Heerde aus den Zäunen,
Schütteten das Pulver auf die Pfannen,
Folgten nach sogleich dem Georg. —

Und der Georg ging gerad zum Hofe,
Als er sah mit seinen Hirten, da die Türken,
Sprach er also zu den Seinen:
„Jeder von euch wähle einen Türken,
Aber drückt nicht früher los die Büchsen,
Als bis ihr die meine krachen höret.
Ich will mir den Usum Mehmed nehmen,
Sehet zu, was aus ihm bald wird werden."
Und dieß sprach er aus Petrowitsch Georg,
Kniete nieder, drückte los die Flinte.

Wo der Georg hinzielt, da auch trifft er
Todt fiel Usum nieder von dem Pferde,
Als dieß sahen die zwölf Hirten,
Schossen ab sie die zwölf Flinten,
Und sechs Türken fielen, die getroffen,
Und die andern sechs zu Roß enteilten.
Gleich rief Georg in Topola viele Brüder,
Auf der Spur den Türken nachzusetzen.
Und sie jagten sie bis nach Sibniza.
Da verschloßen sich die Türken in ein Gasthaus.
Wehe ihren Müttern! daß sie da geblieben.
Da umringt sie Czerni mit den Seinen,
Rief noch viele aus dem Dorf Sibniza,
All' zusammenkamen die Sibnizer,
Sammelten sich da bis hundert Helden,
Warfen Feuerbrände in das Wirthshaus,
So verbrannten drinn drey Türken,
Drey doch kamen angstvoll aus der Thüre,
Die die Serbier gleich niederschlugen.
Drauf schickt Georg Brief nach allen Seiten,
Nach den Belgrad'schen siebzehn Bezirken,
An die Kneten, Dorfesoberhäupter:
„Jeder seines Dorfs Su-Pascha tödtet,
„Weib und Kinder berg' im Zufluchtsörter."
Als dieß hörten alle Serbier-Häupter,
Also gleich gehorchten sie dem Auftrag,
Sprangen alle auf die leichten Füße,

Gürteten sich mit den blanken Waffen,
Jeglicher erschlug seinen Su-Pascha.
Und verbargen ihre Kinder, Weiber. —

Als die Serbier Georg so gerufen,
Mit den Türken so sie überworfen,
Also gingen sie durch die Bezirke.
Sengten all' die türkischen Wachthäuser,
Rissen nieder all' die Lusthäuser.
Fielen in die Marktplätze der Türken,
Alle türk'schen Märkte sie verbrannten,
Weiber, Männer schlug ihr Schwert darnieder —
So hat er die Türken angefeindet;
Dachten wohl die Türken, daß die Rajahs
Ihnen nur ein Scherz, allein die Rajahs
Sind den Festungen ja doch das Leben.
Und so standen auf die Rajahs,
Häufig, wie das Gras wächst aus der Erde,
Trieben in die Festungen die Türken.
Georg eilt von einer Festung zu der andern,
Ruft zusammen überall die Bewohner:
„Hört mich an ihr Türkenbürger,
„Oeffnet mir die Thore eurer Schanzen,
„Gebt heraus mir all' die Unterdrücker,
„Wenn ihr wollt in Ruh' und Frieden bleiben.
„Daß die Festung wir dem Kaiser nicht zerstören,
„Aber wollt ihr nicht die Zwingherrn liefern,
„Sie, die Dahien, diese Türkenschelme;
„Dann so wißt ihr! wie von Rajahs diese Schanzen
„Sind gebauet worden in neun Jahren,
„Können sie in einem Tag sie brechen —
„Mit dem Kaiser können wir selbst kriegen,
„Aber mit dem Kaiser, wenn wir kriegen,
„Mögen alle sieben Könige sich mühen,
„Uns zu sühnen, werden's nicht vermögen;
„Denn wir werden kämpfen mit Verzweiflung."

(Der Beschluß folgt.)

Gentleman.

Folgende Definition des Wortes Gentleman finden wir in einem englischen Blatte. „Ein Gentleman durch Geburt (Gentleman by birth) ist der Sohn eines Gentleman; ein Gentleman durch Blut (Gentleman by blood) ist der Enkel eines Gentleman. Jeder, der eine Stelle im Namen Sr. Majestät bekleidet hat, hat insofern die Gunst Sr. Majestät genossen und kann Ansprüche auf alle Vorrechte eines Gentleman machen, er mag Handlung treiben oder nicht. Es ist sehr zu bedauern, daß das Recht der Siegelfähigkeit (jus scuti) in der neuern Zeit so wenig beachtet worden ist; es war früher, gleich dem jus imaginum bey den Römern, ein ausschließliches, bezeichnendes Vorrecht eines gentilis homo. Die Gränzen der persönlichen gentilitas (gentility) sind jedoch sehr ausgedehnt, wie man aus folgender Definition in Smith de republica anglica sieht. Wer die Gesetze des Reiches studirt, wer auf den Universitäten studirt, wer eine freye Kunst treibt, und mit einem Wort, wer müßig und ohne Handarbeit leben kann, und die Art und Weise eines Gentleman an sich hat, der sollte Herr (master) genannt und als ein Gentleman angesehen werden. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Mai.

Die nun geschlossene Jubilatemesse hat keinen bösen Nachruhm hinterlassen; vielleicht blos darum, weil man auf einen, glänzende Vortheile bringenden Verkehr nicht hoffen durfte, und deßhalb das sich Darbietende mit Zufriedenheit hinnahm. Allmählich gewinnt der Handelsverkehr wieder seinen ruhigen Gang. — Doch ich überlasse jedem, von diesen Angelegenheiten zu sprechen, dem eine größere Uebersicht derselben verstattet ist. Ich beschränke mich hier auf Anführung des Interessanten und Schönen, welches uns die verflossene Messe darbot. Zuerst standen wiederum zur Freude der hiesigen und fremden Kunstfreunde die Kunstsammlungen der HH. von Speck und Campe zur Beschauung offen; auch die Gemäldesammlung des Hrn. Hofraths Keil (die sonstige Löhr'sche Sammlung), in welcher treffliche Originalwerke und Kopien bedeutender Bilder zu sehen sind, war mit dankenswerther Liberalität den Freunden geöffnet. Die Ausstellung der hiesigen Kunst- und Zeichenakademie fand zum ersten Male in dieser Messe in einem vortrefflich dazu eingerichteten Saale des Schlosses Pleißenburg statt, und gab mehrere Beweise von dem rühmlichen Fortschreiten unserer Künstler. Etwas ausführlicher werde ich von derselben im Kunstblatte sprechen. Vor dem Grimmaischen Thore stand — leider in der allerschlechtesten Beleuchtung, welche der anhaltend stürmische Himmel lieferte, Altona und Hamburg, ja auch London in Panorama aufgestellt. Die Malerey des erstern Panorama, und besonders die Wasserseite desselben ist sehr lobenswerth; aber die ungünstige Aufstellung wirkte der Illusion sehr entgegen. Das Panorama von London ist gut gemalt, aber jezt schon ein wenig abgenuzt. Außerdem waren eine Menge interessanter Städteansichten von dem geschickten Hrn. Jerwitz, ferner Paris und Leipzig in fleißig gearbeiteten Modells, Reliefs genannt, aufgestellt. Eine Sammlung Modells von Maschinen und Instrumenten von hiesigen Künstlern gefertigt, zeugt auch von den Fortschritten in der mechanischen Kunst. Die Natur hatte zu den sehenswürdigen Gegenständen, welche in den Buden ausgestellt waren, vornehmlich einige Schlangen (Anaconda, boa constrictor, zwey Klapperschlangen, eine größere und eine kleinere) und das hier noch nie lebendig gesehene Chamäleon geliefert, welche Thiere unsere zahlreichen Naturforscher sehr interessirten. Jene hielt nur die rauhe Witterung zu sehr in ihren Friesdecken versteckt. Auch war ein schöner Löwe mit der Löwin zu sehen. Die ganze Menagerie, welche ein Herr von Dinter zeigte, war, wie Alles, was dießmal gezeigt wurde, mehr ausgezeichnet als zahlreich.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade oder auch Räthsel in Nr. 120.

Hanse (die große Hanse — in der einfachen Zahl Hanse oder Hansa) im Mittelalter die Verbindung der 85 niederdeutschen Städte unter dem Vorsitze der Stadt Lübeck.

Räthsel.

Es ward von Rednern und Autoren
An mich nur zu viel Zeit verloren,
Sie sagten mich, und merkten's nicht,
Glaubt darum nicht mit eitlem Sinn,
Daß Ihr mich auch so leicht erfaßt. —
Am ersten räthst du, was ich bin,
Wenn du mich nicht im Kopfe hast.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. Mai 1826.

Deines Lebens Sonnenlicht
Ist Vernunft; die fliehe nicht.
Wird sie dir im Rücken steh'n
Wird dein Schatte vor dir geh'n.

Herder.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

„Könntest du mir gut seyn, schönes Kind!“ fragte der Bürgermeister, und das Mädchen legte das niedliche Händchen auf ihr Herz, dessen starkes Klopfen noch einmal so einnehmend und anziehend war, weil die Wölbung, welche ihm zur Wohnung diente, im schönsten Style gebaut war.

„Leider — sprach die Alte an ihrer Stelle — ist das Mädchen freylich stumm, und ich weiß nicht, ob Ihr hieran vielleicht Anstoß nehmen möchtet.“

„Ach Gott, nicht den mindesten, antwortete der Bürgermeister in höchster Exaltation. Vielmehr danke ich meinem Schöpfer verbindlichst, daß es so ist, und daß er mir vermuthlich hierdurch die vielen abgeschmackten Worte und Redensarten gewissermaßen vergüten will, mit denen meine Selige mich ohne Zweifel längst unter die Erde gebracht hätte, wenn sie nicht so zeitig selber aus derselben gegangen wäre.“ Zugleich wollte er seinen Arm um das Mädchen schlagen.

Die Alte sagte jedoch: „Oha! so weit sind wir noch gar nicht.“ Dabey zog sie ihn so mächtig hinweg vom Ziele seiner Wünsche, daß sein Respekt vor ihr beynahe so groß wurde, als seine Sehnsucht nach dem Mädchen.

„Für's erste — fuhr sie fort — müßt Ihr wissen, Herr Bürgermeister, daß das Mädel durchaus nichts hat, als was Ihr hier an ihr seht. Denn wollte ich ihr auch von meinen Siebensächelchen einen ganzen Frachtwagen voll mitgeben, so würde es ihr doch nichts helfen in einem Leben, wo die Phantasie, in deren Reich ich mich, seit die Wirklichkeit so heillos an mir verfuhr, einzig zurückgezogen habe, höchstens Sklavin, nie Gebieterin seyn darf und daher auch ihre Produkte kein Anerkenntniß finden. Denn unter uns, jene blinkenden Goldeier, die Euch offenbar erstaunlich in's Auge stechen, sind nichts weiter als hartgesottene Phantasiebilder. In der Wirklichkeit halten sie sich nicht und lassen sich auch am allerwenigsten versilbern.“

Glaubte nun der Bürgermeister — was die Folge als das Wahrscheinlichste erweist — dieß sey nur ein gnädiger Spaß der alten Hexe, oder war er wirklich der Meynung, daß solch eine Schönheit auch ohne alle sonstigen irdischen Güter annehmlich sey, genug, als die Alte ihn fragte, ob er das schöne Kind an sich für werth achte, die Frau eines rechtlichen Mannes zu werden, so gab er ganz unbedenklich ein Ja zur Antwort.

„Und — sprach sie mit einer so freundlichen Grimasse, daß er aus Abscheu davor die Augen fest zudrücken mußte — wollt Ihr sehen, wer der Mann ist, so schaut einmal in den Spiegel dort.“

Kaum aber hatte der Bürgermeister das gethan, so gerieth er auch ganz außer sich vor Freude, erstens darüber, daß seine Hoffnung gegründet und er selber der Mann war, und dann, daß es mit seiner Verjüngung in der That seine Richtigkeit hatte, und er, wenn er sich recht erinnerte, im Spiegel völlig so aussah, wie vor ungefähr dreyßig Jahren. Und es ging ihm just wie vormals einem

gewissen Narciß, und wie noch alle Tage einer Menge Leute. Denn er konnte sich gar nicht satt sehen an dem erfreulichen Bilde und vergaß darüber anfangs sogar das Mädchen und die Alte.

„Nun — fragte diese, zu ihm tretend — findet Ihr das Mädchen passend für den, so Ihr da seht?"

„Vollkommen! antwortete er, und war so trunken in Freude, daß er, des erschrecklichen Schmunzelns der Alten ungeachtet, ihre Runzeln und blauen Lippen doch dankbarlichst an seinen Mund drückte. Auch sie schien die seltene Gelegenheit mit Feuer zu ergreifen und küßte ihn so inbrünstig und laut, daß man es vielleicht draußen im Walde hören konnte.

Aber die ganze Jugendfülle, welche ihn durchflammt hatte, erfror auf einmal wieder, als er sich umwendete, und sein inzwischen aus der Kammer hereingetretener Sohn dastand, und um den väterlichen Segen zu dieser Verbindung bat.

Je klarer ihm die, bis dahin ganz schief betrachtete, Sache nun plötzlich in's Licht trat, da sein Sohn wirklich die größte Aehnlichkeit mit ihm hatte, um so aufgebrachter ward er auch. „Böser Junge — rief er aus — nun merke ich leider nur allzugut, daß du heute Mittag genau wußtest, welche Gottlosigkeiten in dieser vermaledeyten Hütte getrieben werden. Rechne jedoch ja nicht auf meine Einwilligung und überhaupt auf nichts weiter von mir, als daß ich dich aus meinem Hause stoße für immer."

Und während sich sein gemißhandeltes Herz durch eine Menge von Bösewichtern, Galgenstricken u. s. w., die er von sich warf, große Erleichterung verschaffte und das Pärchen die Augen tief niederschlug, um nur die furchtbaren Gesichter nicht zu sehen, welche den Hagel begleiteten, der aus seinem Munde auf die schönsten Hoffnungen niederfiel, so lachte die Alte dergestalt, daß sie sich den Bauch halten mußte und sagte dann zu ihm: „Ereifert Euch doch nicht so gewaltig, umsonst und um nichts. Erlaubt mir aber, den Leutchen draußen Trost zuzusprechen. Indeß könnt Ihr Euch hier die Sache überlegen."

Vielleicht mochte ihm das noch das Liebste seyn. Denn da die Schränke offen standen, so sprach er in ihrer Abwesenheit dießmal lieber den Diamanten zu, mit denen er übrigens, ohngeachtet des festen Vorsatzes einer des Rückweges halber nothwendigen Beschränkung seines Begehrungsvermögens, zulezt doch die Taschen ebenfalls überfüllt hatte. Und über die große Schwierigkeit in der Wahl bey so vielen ganz ausgesuchten Kostbarkeiten hatte er nicht nur die Hauptsache, das Ueberlegen, ganz vergessen, sondern auch sogar aus der Acht gelassen, daß inzwischen die Dämmerung immer undurchsichtiger geworden war.

Ein leises Geräusch, wie von Schlangen, theils mit, theils ohne Klappern, welche über den Fußboden schlürften, erschreckte ihn jezt dergestalt, daß er, ohne die Rückkehr der Andern abwarten zu wollen, die Thür schon zu gewinnen dachte, um vor Einbruch der völligen Nacht wenigstens den Wald hinter sich zu haben. Allein umsonst alle Versuche, die Thüre zu öffnen. Die Fenster waren gleichfalls so verquollen, daß sie nicht aufgingen, ja sogar der Versuch, nach dem Beyspiel der Frau Steuereinnehmerin, eine Scheibe einzudrücken, um so hinaus in's Freye zu gelangen, mußte versagen, da die Alte dem Glase seitdem eine ganz fabelhafte Härte gegeben hatte. Verzweiflungsvoll sank er endlich in den Armstuhl, wo schon am Vormittage sein Sitz gewesen war. Aber zum Unglück wurde das Innere der Hütte immer lebendiger und unheimlicher. Der Lindwurmsdrachen, welcher den Ofen vorstellte, gab, troß der fortdauernden Glut in ihm, alle Kennzeichen des Lebens von sich. Der dem Bürgermeister gradüber sitzende Basilisk fing an, wie sein Vater, der Hahn, zu krähen, und nebenher, wie seine Mutter, die Schlange, zu zischen. Als nun der gepeinigte Bürgermeister, um nur von seinem mit zugenommenem Dunkel immer heller aufsprühendem Blicke nicht vergiftet zu werden, die Augen vor sich hin zur Erde senken wollte, äugelten die beyden Brillenschlangen, welche seinem Sessel zugleich als Lehne und Arme dienten, von seinen Armen herauf den Mann so gierig an und streckten ihm die sehr beweglichen Züngelchen nebst den Giftzähnen mit so vielem Behagen entgegen, daß er unstreitig einen herzhaften Sprung aus dem Sessel gethan hätte, wäre nicht der ganze Fußboden mit dem vollständigsten Assortiment von giftigem Gewürm dergestalt überdeckt gewesen, daß an kein Aufspringen zu denken war, ohne auf mehreres davon zu treten und so die Rache des Ungeziefers erst noch zu reizen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien.

(Beschluß.)

Da die Bürger fingen an zu weinen,
Sprachen dann zum Georg diese Worte:
„Georg Bey! du Serbier Hauptmann,
Alles woll'n wir geben, was ihr fordert,
Doch zerbrechet nicht des Kaisers Vesten,
Streitet nur nicht mit dem Herrn und Kaiser,
Und wir liefern euch die Türken, die Bedrücker."

So erhuben sich die Türkenbürger,
Oeffneten die Thore von der Festung,
Lieferten die schändlichen Gesellen,
Die Auesseesser, die Türkenschelme,
Uebergaben sie den Serbierhänden!
Lieber Gott, und liebe Gottesmutter!
Ach wie sie die Serbier da empfingen,
Die Bedrücker in die weißen Hände!
Da begannen sie sie auszukleiden,
Führten nackt herum sie, ohne Kleider,

Ohne Sarul *) in den kleinen Mützen,
Barfuß, ohne Stiefel, ohne Schuhe,
Also nackt und barfuß, schlugen sie mit Keulen,
„Kerle, Paschen, wo sind unsre Gelder?“ —
Mitt' im Felde zieht Georg den Säbel,
Und enthauptete die Bösewichter.
Als so Georg niederschlug die Türken,
Sie erschlug, die türk'schen Bösewichter —
Ging der Georg eingsum in die Festen,
So viel Türken in den Festen waren,
Welche Türken zum Enthaupten waren,
Hat er ausgerottet; aber auch verschonet
Alle, welche waren zum Verschonen.
Was zum Christenthume taugte, ließ er taufen. —

Als der Georg also Serbiens Herrscher wurde,
Als er Serbien mit dem Kreuz gesegnet,
Und mit seinen Flügeln es bedecket,
Von Widim bin bis zur Dryna.
Vom Kossomer Felde bis zu Belgrad.
Da sprach Georg zu dem Drynaflusse:
„Drynawasser! edle Landesgränze,
„Zwischen Bosnien und Serbien Gränze,
„Heil dir, deine Zeit, bald wird sie kommen,
„Wo ich dich auch übersetzen werde,
„Und das schöne Bosnien heimsuchen!“ —

* * *

Anmerkung des Originals.

Als die Serbier Schabatz (Festung an der San) zum ersten Male umeingten, im Anfange des Jahres 1804, da, spricht man, sollen die türkischen Weiber in der Festung gesungen haben:

„Es empörten sich Paar Schlechte,
„Haben Bischen Pulver in dem Kürbiß,
„Wollen Schabatz unsern Moslem nehmen;
„Meinen, Schabatz wär' ein Scherz, die Dummen;
„Aber Schabatz ist das Haupt von Belgrad.“

Aber die Serbier eroberten es dennoch.

* * *

Der Verfasser dieses Liedes, der serbische Rhapsode Philipp ist geboren in Mediaschi in Bosnien. Näheres über ihn bitte ich in meinen frühern Notizen über Serbien in der Leipziger Modenzeitung dieses Jahres nachzulesen. Zugleich kann ich mir hier die Bemerkung nicht versagen, daß, selbst abgesehen von dem unbestritten hohen poetischen Werthe dieser Dichtung — das außerordentliche Gedächtniß eines Mannes, der ein improvisirtes Gedicht von mehr als 630 Versen (und deren hat er über hundert gesungen) sogleich nach dem ersten Auffassen für immer im Gedächtniß behält und zu jeder Zeit unverändert absingt — daß ein solch ungewöhnliches Talent, meines Wissens, bey keinem der neuern berühmten und unberühmten italienischen Improvisatoren angetroffen wird. Dieser blinde Philipp ist in mehr als einer Rücksicht der Homer der Serbier, und die Uebersetzung seiner gesammten episch-lyrischen Gesänge wäre sicherlich keine unbedeutende Bereicherung für die deutsche Literatur.

*) Kopfbedeckung der Türken; eine große Schande für sie, sich mit entblößtem Haupte zu zeigen.

A. d. U.

Erfindung der Dampfschiffe. *)

Bey der zunehmenden Wichtigkeit der Dampfmaschinen, und namentlich der Dampfschiffe, ist es nicht mehr als billig dem eigentlichen Erfinder dieser leztern die gebührende Ehre zu geben. Dieser ist aber weder ein Engländer noch ein Franzose, noch ein Amerikaner, sondern ein Spanier. Blasco de Loyola machte schon im Jahr 1543 dem Kaiser Karl V und seinem Sohne Philipp Anträge zur Erbauung eines durch Dampf getriebenen Schiffes. Er machte bey Barcelona glückliche Versuche mit einem von ihm erbauten Dampfschiff. Die Beweise dieser Thatsache, die Protokolle u. s. w. sind noch in dem Archiv von Simancas vorhanden. Blasco de Loyola fand Feinde und Neider. der Kaiser scheint die Wichtigkeit seiner Erfindung nicht begriffen zu haben, und sie ward wieder vergessen. Die Verbreitung und die Unterstützung der großen Erfindungen, die als Stufen in der Civilisation des Menschengeschlechts dastehen, müßen von den Völkern selbst ausgehen. Daß zu einer Zeit, wo Carl V. den lezten Funken bürgerlicher Freyheit in Spanien erstickte, eine Erfindung, welche nur von einem betriebsamen, wohlhabenden, freyen Bürgerstand gewürdigt werden kann, in Vergessenheit gerieth, ist nicht zu verwundern.

*) Aus einem Brief des S. F. M. de Navarrete an den Baron von Zach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Mai.

(Beschluß.)

An Fremden fehlte es dießmal nicht; aber wohl an einem schönen Himmelslicht für die herrlichen Anlagen um unsere Stadt, aus welchen sich jezt das vollendete Gebäude der Bürgerschule imposant hervorhebt, und für das sonst belebte Rosenthal, in welchem das sogenannte Schweizerhäuschen des Hrn. Kintschy noch größtentheils verlassen stand. Ungeachtet der anhaltend schlechten Witterung war doch auch das Theater nicht sehr besucht, in welchem unsere Direktion durch Mannich-

[illegible] zu unterhalten suchte. Hier sah man Götz von Berlichingen (eine vortreffliche Vorstellung) und das Alpenröslein, Makbeth, und den Hofmeister in tausend Aengsten, Don Carlos und Armuth und Edelsinn, Zauberflöte, Tankred und Fräulein vom See, Berggeist und Jagd, Zemire und die sieben Mädchen in Uniform ꝛc. Am Schlusse der Messe verließ Hr. und Mad. Schmidt, nebst Dem. Hauf unsere Bühne. Vorzüglich die leztere war unserer Bühne sehr brauchbar, und bey dem Publikum, das sie von Kinderrollen an sich hatte entwickeln sehen, beliebt. Indessen habe ich bey mehrern Gelegenheiten angedeutet, daß mir die Schäzung derselben, welche sich in öffentlichen Wünschen an die Direktion und bey einigen Darstellungen aussprach, etwas übertrieben vorkam, was sich auch zulezt zum Mißfallen der Gebildeten durch eine ärgerliche Partheyenfehde erwiesen hat. In gemüthlichhertern Rollen leistete sie unstreitig das Meiste; ihre Schwester, Mad. Schmidt im eigentlich Sentimentalen. Später verließ Dem. Canzi unsere Bühne, nachdem sie als Helene im Fräulein vom See, Zemire, und als Sängerin im Konzert am Hofe, ihren vorzüglichsten Parthien, sich verdienten und einstimmigen Beyfall erworben hatte. Sie gab noch am 1sten Mai ein Abschiedskonzert mit Deklamation, und wird wahrscheinlich im nächsten Winter zu unserer Oper zurückkommen. Nachdem Hr. Haaken seine Gastrollen geschlossen, wobey ich bemerken will, daß er im Conversationsstück sich hier größern Beyfall als im Tragischen erworben hat, trat Hr. Fähringer vom Frankfurter Theater als Gast auf. Ich habe nur seinen Posa gesehen, fand diesen aber zu zahm und zierlich; am meisten von der Idee entfernt in der berühmten Unterredung mit dem König, wo er in dem Tone eines jungen Mannes sprach, der den Monarchen wegen einiger liberalen Ideen, die er sich vorzutragen genöthigt sieht, gleichsam um Verzeihung bittet. Auch habe ich viel falsches Betonen gehört. In dieser Darstellung war Mad. Miedke als Eboli ganz ausgezeichnet; Hr. Devrient stellte den Carlos mit mehr Fleiß und Auseinandersezung als sonst dar. Mad. Genast gab eine würdige Darstellung der Königin. Hr. Fähringer hat noch den Carl Moor, Rudolph in Körners Hedwig, den Hrn. von Uhlen in der eifersüchtigen Frau repräsentirt; allein ich konnte diesen Darstellungen nicht beywohnen, auch habe ich über die Erstre nichts Günstiges erfahren. In der Conversation soll Hr. Fähringer ein gewandter und angenehmer Schauspieler seyn. — Mad. Neumann aus Karlsruhe wird nun erwartet.

Noch fielen in die Ostermesse einige interessante Konzerte, nämlich die zwey lezten Abonnementskonzerte, in welchen vorzüglich Symphonien von Beethoven (A und F) aufgeführt wurden. Im lezten trat auch Dem. Blahetka aus Wien auf, deren ungemeine Fertigkeit im Pianofortespiel in dem Vortrag des ersten Satzes des Kalkbrennerschen Klavierkonzerts (D-moll) und der von ihr selbst komponirten gefälligen Bravourvariationen hervorleuchtete. Die Gediegenheit, welche das Spiel dieser liebenswürdigen und auch durch ihre äußere Erscheinung ausgezeichnete Virtuosin noch erwartet, muß von Innen herkommen. In dem von ihr im Gewandhaussaale veranstalteten Konzert trug sie das schwierige Konzert aus Cis-moll von Ries vor, eine Musik, in welcher große Schattenmassen gegen einander geworfen und sanfte Lichter dazwischen gestreut sind, aber die Einheit und Haltung des Gefühls ganz fehlt. Von ihren in demselben Konzert vorgetragenen Variationen über ein Ländlerthema waren die meisten recht hübsch. Ein eigentliches Adagio, aus welchem man den Umfang dieses Talents hätte kennen lernen, spielte Dem. Blahetka leider nicht. Die Theilnahme an diesem Konzert war gewiß dadurch vermindert worden, daß man kurz vorher mehrere Klaviervirtuosen, und vornehmlich Hummel gehört hatte. — Ein darum auch wenig besuchtes Konzert gab der kleine achtjährige Pete Krogulski im Saale des Musikvereins. Was wir von ihm vortragen hörten (Konzert von Hummel, Konzertsaz von Kalkbrenner D-moll, und interessante Variationen von Kurpinski über ein sehr nationelles Thema) hat uns gezeigt, daß bey ihm mehr, als ein großes mechanisches Talent vorhanden ist; es ist ein ausgezeichnetes Musiktalent, dessen Entwickelung aber erst dann vollkommen werden wird, wenn es durch die übrige geistige Ausbildung fortdauernde Nahrung empfängt — was freylich auf Reisen nicht leicht zu erwerben ist. Von neuen Musikstücken hörten wir in den leztgenannten Konzerten Schillers Sehnsucht, von A. Romberg komponirt, und vortrefflich gesungen von Hrn. Hering; die Komposition gehört zu den glücklichsten und empfundensten Rombergs. Ferner Ouvertüren von Max Eberwein (im pathetischen Styl mit einigen gewaltsamen Ausweichungen) und L. Maurer (zu der Oper: der neue Paris; lebhaft und gut gearbeitet, aber ein wenig zu lang.) — Eine große musikalische Aufführung wurde zum Besten der Abgebrannten des sächsischen Städtchens Dippoldiswalde von dem Musikverein in Verbindung mit der hiesigen Singakademie am ersten Meßsonntage veranstaltet. Hier dirigirte Hr. Musikdirektor Schulz Haydns Frühling, und Hr. Musikdirektor Pohlenz Naumanns Vater unser. Beyde Aufführungen waren im Ganzen vortrefflich; der vollstimmig besezte Chor, so wie die Sopran- und Tenorsolopartien zeigten, was unter sorgfältiger Leitung unsere Dilettanten zu leisten im Stande sind.

Von neuem Musikverlag, welchen wir in dieser Messe empfingen, empfiehlt sich Preindl's (Kapellmeisters zu St. Stephan in Wien) Gesanglehre; ein schönes Gesangsterzett (für Sopran, Tenor und Baß) von Beethoven, wahrscheinlich aus dessen blühender Zeit: Tremate, empi, tremate etc., welches in Stimmen und im Klavierauszug erschienen und für Konzertgesang sehr brauchbar ist; — gefällige Sonaten für Pianoforte und Violine von Mayseder; und ein Rondo brillant (oeuvre 109) für Pianoforte, von Hummel, (sämmtlich bey Steiner in Wien erschienen). In Simrocks Verlage sind zwey Hefte, die Hand trefflich übender und nicht allzuschwerer Etuden für das Pianoforte, welche auch durch Modulation interessiren, erschienen. Unter den Stimmen des Frühlings von Lorche und H. Stieglitz (bey Probst erschienen) sind einige sehr gelungene Liedermelodien. Aus Schotts Verlage (in Mainz) erwarten wir noch Beethovens neueste große Werke. Vor Kurzem hat diese Verlagshandlung schon das sechszehnte Heft der sehr gelesenen Cäcilia versendet.

Was die Literatur anlangt, so wird noch mehreres Bedeutende, was angekündigt war, erwartet. Erschienen ist nun der fünfzehnte Theil der großen Encyklopädie, der bis Caz geht, und von dem encyklopädischen Wörterbuch, welches durch Pierer in Altenburg erscheint, des sechsten Bandes erste Abtheilung, der vom Credo bis zur Diebslaterne fortgeht. Freunde der bildenden Kunst werden in Quandts geistreichem Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst (Leipzig bey Brockhaus) eine angenehm belehrende Lektüre finden. In der poetischen Literatur theilen sich die lyrischen Dichter noch am meisten mit. Die Vesperklänge von Heilmann (Essen bey Bädeker) gehören nebst dem ebendaselbst erschienenen Psalterion oder Erhebung und Trost in heiligen Gesinnungen von Hengstenberg zu dem Vorzüglicheren. —

Beylage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. Mai 1826.

O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben.

Gellert.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

8.

Zum Glück verschwanden alle diese Schrecknisse mit der Rückkehr der Alten, und des jungen Pärchens. Als aber der geängstete Bürgermeister durch die noch offen gebliebene Thüre hinauswollte, so sagte sie: „Ey warum nicht gar!" und ergriff ihn beym Arme.

Drauf beschwerte er sich sehr über die gräßliche Lebendigkeit der Hütte in ihrer Abwesenheit und beschrieb solche auf das Furchtbarste.

„Bürgermeisterchen, Bürgermeisterchen! — sprach hierauf die Alte, den Finger drohend aufgehoben — weißt du wohl, daß das dumme Zeug, das du da gesehen, dir durchaus nicht zur Ehre gereicht. All das giftige Leben um dich her ist nichts weiter gewesen als eine Art von Gewissensbisse. Gehe daher hübsch in dich, du gottloses Männchen, und gib eine ordentliche Erklärung darüber ab, daß dieses Mädchen und dieser junge Mensch nächstens ein Ehepaar werden sollen.

Das that er auch wirklich, jedoch allein unter der Bedingung, daß sein Sohn ihn sogleich heimbegleiten solle, was die Alte ihm auch willig zugestand.

Kaum aber hatten Vater und Sohn den freyen Platz um die Hütte im Rücken, so nahm auch der Bürgermeister (denn es ging ihm mit den Edelsteinen gerade wie am Vormittage mit den Goldeiern, er war außer Stande sie weiter fortzubringen) einen Vorwand, sich von seinem Sohne zu entfernen und einen Weg in's Dickicht einzuschlagen und warf sie dort unter Strauchwerk, um die Kleinodien gelegentlich nach und nach heimzuholen, dann kehrte er zu dem, auf ihn harrenden Sohne, zurück.

„Und nun, mein Sohn — begann er jezt, grade so, als wenn er mit Allem recht zufrieden gewesen wäre — nun sage mir doch auch hübsch, wie du zu der Bekanntschaft jener Alten und des Mädchens gekommen bist."

Recht froh über solch eine unerwartet freundliche Zusprache, glaubte ihm der junge Mann sein Herz ausschütten zu müssen, und erzählte ihm, er sey diesen Morgen ganz früh in den Wald spazieren gegangen und habe aus Kuriosität zur Lektüre ein uraltes Stück Akten mitgenommen. Nach diesen Akten wären in wenigen Jahren eine große Menge Hexen in ihrer kleinen Stadt verbrannt worden. Die Akten aber, statt Auskunft über ihre Verbrechen zu geben, hätten gemeiniglich nichts als die Anklage, und nachher in größter Kürze ihr Bekenntniß auf der Folter enthalten und mit der Hinrichtung geschlossen, da habe er denn sein Entsetzen über solch ein himmelschreiendes Verfahren laut ausgesprochen. Plözlich sey nun eine alte Holzleserin zum Vorschein gekommen, die sich auf das Freundlichste erkundigt, ob er nicht einem Mädchen aus der Nachbarschaft recht herzlich gut sey. Auf sein Erstaunen, daß sie davon wisse, habe sie sich sogleich als von Allem unterrichtet gezeigt, die Wahl gebilligt, ihn auch mit dem Mädchen zusammenzubringen versprochen. Das sey nun

in der Hütte geschehen, welche sie, ihrem Berichte nach, sich alle hundert Jahre zur Jubelfeyer ihres Todes in hiesiger Stadt aus Eis hier im Walde erbaue. Einmal schon hatte sie, wie sie gesagt, diese hundertjährige Feyer vollbracht, ohne daß eine Menschenseele etwas davon gewahr worden, dießmal aber hätten die Irrwische eine Botenfrau ihr zugeführt, welche vermuthlich das Ding ausplaudern würde. Sie habe sich übrigens, wegen der guten Gedanken, die er für sie geäußert, als Mitlerin in seiner Liebesangelegenheit erboten. Leider sey nur seine Braut unglücklicher Weise auf einmal der Sprache beraubt gewesen. Anfangs habe ihm das zwar großes Herzeleid verursacht, er wisse sich aber schon jezt recht erträglich darein zu finden.

„Böser Junge!" summte es jezt an das Ohr des Berichterstatters. Aber er wußte nicht, rührte der Ton wirklich von den Lippen seines Vaters her, oder war er nichts als ein Auswuchs seiner eigenen, am damaligen Tage allerdings außerordentlich in Bewegung gesezten Phantasie, denn das Wort klang nur so unbestimmt, wie der zornige Laut der Aeolsharfe, wenn ein recht heftiger Windstoß sie erfaßt.

Der junge Mann fügte noch ganz kurz hinzu, daß, sobald man ihn auf die Hütte habe zuschreiten sehen, das Pärchen sogleich durch die Hinterthüre von der Alten entlassen worden sey.

„So, so!" sagte der Bürgermeister und rieb jezt die Hände, dann nahm er Tabak, dann hustete er, als ob sein Hals im Innern voller Fischgräten stecke. Doch fügte er bald darauf hinzu: „Charmant, charmant!" denn er bedachte, wie verdrießlich es seyn würde, wenn sein Sohn in der Verzweiflung zurückkehrte zu der Hexe und ihn allein ließe in der Stockfinsterniß des Waldes, zumal da in keiner großen Entfernung erst vor Kurzem Schüsse gefallen waren, ein Wilddieb aber, den er vor einiger Zeit in's Zuchthaus geschickt, nach seiner Entlassung aus diesem ihm die schriftliche Zusicherung gegeben hatte, daß er nächstens bey der, Gott gebe glücklichen, Fortsetzung seiner frühern Lebensbahn, in Gemeinschaft mit mehrern Gleichgesinnten seinen Regreß an ihm gewiß zu nehmen hoffe.

„Vermögen hat sie wohl nicht?" fragte dann der Bürgermeister weiter. „Leider, gar keins! Wie wollte auch die Tochter eines armen Schulmeisters zu Vermögen kommen? Eben darum fehlte mir das Herz, Euch um Eure Einwilligung zu bitten." — „Ah so!" sprach der Alte und lachte so stark, daß der arme Verliebte immer mehr zu zweifeln anfing an der Aechtheit der väterlichen Freude über sein Glück, besonders da jezt, weit vernehmlicher als vorhin der böse Junge, erst ein verdammter Schlingel und dann gar ein vermaledeyter Taugenichts aus dem Munde des Vaters herausbrummten.

Späterhin raffte der Alte aber doch wieder so viele Freundlichkeit zusammen, als er nur habhaft werden konnte und sprach: „Gleichwohl, du Schelm, gingst du heute Mittag so wenig mit der Sprache heraus, als ich dir sagte, daß dergleichen Dinge nicht möglich wären?" — „Weil Ihr ja, lieber Vater, von dem Daseyn der Eishütte eben so gut unterrichtet waret als ich."

Innerhalb der Stadtmauern hatten sie aber kaum zwey Schritte gethan, als der Vater seine Maske ganz fallen ließ und sagte: „Von nun an, Bursche, befehle ich dir, keinen Gedanken mehr zu haben an die junge Bettlerin und die alte Hexe, die durch ihr heutiges Benehmen schon allein das Urtheil rechtfertigt, das vor zweyhundert Jahren über sie gesprochen wurde, und das ein gelbschnäbliger Galgenschwengel, wie du, wahrlich nicht um seinen damaligen Kredit bringen wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Zeitungslese.

Alle niedlichen Fingerchen in der Chaussee d'Antin sind gegenwärtig voll Stiche, wie die Finger der Nätherinnen. Aber sie verwenden die Nadel für eine sehr edle Sache; wenn sie nicht einsammeln für die Griechen, so arbeiten sie für die Griechen.

* * *

Die Lieblingsgesänge der Franzosen sind bekanntlich von Beranger, und verboten. Man hat nun eine sehr gute Spekulation gemacht, indem man den Inhalt in lithographischen Bildern darstellte; die erste Lieferung in sechs Blättern ist bereits erschienen.

* * *

Unter dem jetzigen Minister des Innern war versprochen worden, daß die beyden Bauten, die am längsten unvollendet dastehen, endlich fertig werden sollten. Vor einigen Tagen befahl nun der Herr Minister, die Arbeiter, die den Triumphbogen von der Sternbarriere vollenden sollen, müssen auch einen halben Tag an dem Elephantenbrunnen beym Arsenal arbeiten, aber sie müssen jedesmal, wenn sie vom Triumphbogen nach dem Elephanten gehen, ihre Weste und Hut dort lassen zum Beweis, daß sie da gewesen.

* * *

Neulich sagte jemand zu einem der vierzig Akademiker, es sey doch etwas schwer, den Gang über die Kunstbrücke (die eiserne Brücke vom Louvre hinüber nach Quatre Nations, wo die Akademie ihre Sitzungen hält) zu machen, um endlich in die Akademie zu kommen. Ey, erwiederte der Unsterbliche, die Brücke ist nicht schwer zu gehen, es ist die Eselsbrücke (Pont aux ânes).

* * *

Aus der Recension des Buches: Literarische, politische und biographische Erinnerungen Herrn von Rochefort's: „die Leser, welchen es um Schandkroniken zu thun ist, finden in dieser Sammlung eine Menge galanter Anekdoten, wovon die Personen zur allervornehmsten Gesellschaft der vorma-

ligen Regierung gehören; das ist derselbe D..., dieselbe Frau Genlis, die einst — jezt sucht sie das Paradies — Aus diesen Annalen des Lasters kann man jene reine, patriarchalische Sitte jener schönen Jugend von 1765 beurtheilen, die, weil sie sonst nichts mehr treiben kann, jezt über die Verderbniß des neunzehnten Jahrhunderts schreit.

* * *

Herr Brillat de Savarin hat neulich eine ganz vortreffliche Satyre auf die Gastronomie herausgegeben unter dem Namen, Physiologie des Gaumengeschmacks, oder Betrachtungen über die transcendentale Leckerey, 2 Bde. in 8.; dieser Gelehrte, ein höherer Justizbeamter, ist kürzlich gestorben. In seinem geistvollen Werke, steht die Geschichte eines ausgewanderten Franzosen, der in London viel Geld durch seine Fertigkeit im Salat-Anmachen verdiente. Die Thatsache ist äusserst sonderbar. Der Ausgewanderte heißt d'Albignac. Ob er gleich wegen seiner beschränkten Finanzen keinen kostbaren Tisch haben konnte, so war er dennoch einst in einer der berühmtesten Tavernen von London; er dachte wie mancher Andere, man könne sich mit einer einzigen Schüssel begnügen, wenn sie nur ausgezeichnet sey. Während er sich an einem saftigen Roostbeef labte, ergözten sich fünf bis sechs junge Leute an einem Tisch neben ihm, und Einer von ihnen stund auf und redete ihn höflich folgendermaßen an: „Herr Franzose, man sagt, ihre Nation habe den Vorzug in der Kunst, Salat anzumachen; wollten Sie uns wohl die Gunst erweisen, und uns einen anmachen?" d'Albignac besann sich zwar, aber er willigte endlich ein, verlangte Alles, was er glaubte, das zu dem Meisterstück gehörte, gab sich dabey Mühe, und es glückte ihm. Während er sein Rezept durchdachte, antwortete er freymüthig auf die Frage, die man ihm wegen seiner Lage machte; er sagte, er sey ausgewandert, und gestand ein, doch mit einigem Erröthen, er habe Antheil an den Unterstützungen der englischen Regierung. Einer der jungen Leute glaubte nun, ihm eine Note von fünfhundert Pfund Sterling in die Hand drücken zu dürfen, was er unter einer honetten Weigerung annahm. Er hatte seine Adresse gegeben, und einige Zeit nachher wunderte es ihn nicht, da er einen Brief erhielt, in welchem man ihn äußerst höflich bat, er möchte sich in einem der schönsten Hotels von Grosvenor-Square einfinden, um einen Salat anzumachen. d'Albignac sah im Geiste voraus, es könnte daraus etwas Ständiges für ihn sich ergeben, nahm nicht den geringsten Anstand und stellte sich genau ein; auch hatte er sich mit einigen neuen Zubehörden versehen, um sein Werk noch zu veredeln. Er hatte sein Geschäft zuvor gut ausstudirt, hatte das Glück, abermal zu gefallen und bekam für dieses Mal eine Belohnung, die er, um sich nicht für die Zukunft Schaden zu thun, nicht ablehnen konnte. Man kann sich wohl vorstellen, daß die ersten jungen Herrn, für welche er angemacht hatte, ihn übertrieben lobten. Die zweyte Gesellschaft machte noch mehr Lermen, so daß d'Albignacs Ruhm bald sich verbreitete; man nannte ihn den fashionable Salat-Maker; und in dem Lande der Novitäten seufzte bald Alles, was zu der eleganten Welt der Hauptstadt der drey Königreiche gehörte, nach einem Salat des französischen Edelmanns. d'Albignac benuzte die Liebhaberey als ein gescheiter Mann; bald schaffte er sich seinen Einspänner, genannt Carrik an, um desto geschwinder dahin zu kommen, wo man ihn gerufen hatte, und ein Bedienter trug ihm in einem Kästchen von Mahagony Alles nach, womit er seine Rezepte bereichert hatte, z. B. Essige mit verschiedenen feinen Gerüchen, Oele mit oder ohne Olivengeschmack, Caviar, Trüffeln, Sardellen, Fleischbrühe und sogar Eyergelbe, wodurch sich der berühmte Salat Mayennaise auszeichnet. In der Folge ließ er ähnliche Kästchen machen, um sie hinlänglich mit den Zubehörden zu füllen, und verkaufte sie zu Hunderten. Er kam nach Paris zurück, suchte aber kein Vergnügen darin, sich auf dem Pariserpflaster zu zeigen; er sorgte für seine Zukunft, legte 60,000 Franken in den Renten an, und kaufte im Limousinerlande ein kleines Edelgut, wo er wahrscheinlich noch jezt zufrieden und glücklich lebt, indem er sich in seinen Wünschen zu beschränken weiß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 16. April.

Heut vor acht Tagen bot die Promenade außerhalb dem Volksthore eine Scene dar, welche hier nichts Neues ist, aber auf mich, einen nicht minder schmerzhaften, als interessanten Eindruck gemacht hat. Etwa eine Stunde nach Mittag sah man einen in Lumpen gehüllten Menschen zwischen dreyßig und vierzig Jahren Zeichnungen mit Kohle, die Chaussee hinunter, an die Mauer der Häuser machen, welche, obgleich aus freyer Faust und mit sichtbarer Eile entworfen, sich dergestalt durch höchst richtige, obgleich etwas steif gehaltene Umrisse auszeichneten, daß alle Vorübergehenden davon frappirt wurden. Die größte derselben stellte den Triumph eines römischen Konsuls dar, aus zehn Figuren bestehend. Das Detail war bis in die kleinsten Nebenumstände wahr und nichts vergessen, was, wie wir aus den Schriftstellern wissen, einen solchen Aufzug auszumachen pflegte. Die vier neben einander gespannten Pferde sahen aus, als lebten sie, blos die acht Hinterfüße, deren Gelenke einen absoluten Winkel bildeten, waren verzeichnet. Als ich vorüberging, war der Mensch mit der dritten Zeichnung (einer sterbenden Römerin, vielleicht Virginia, denn es stand eine männliche Figur mit einem Messer als Schwert davor) beschäftigt; hier sahe ich, mit welcher Eile und Sorglosigkeit er dabey zu Werke ging. Ueber beyden Zeichnungen stand (der Mensch war ein vortrefflicher Zeichner, aber ein sehr schlechter Schreiber) in keineswegs schönen Buchstaben: Filippo Sebastiani, privo di sostenimento, (Philipp Sebastiani, welchem der Lebensunterhalt mangelt), geschrieben. Vergebens suchte ich nach der Adresse. Ein Franzose, besonders ein Pariser, würde diese hinzugesezt haben. Wenn es bey mir noch eines Beweises bedurft hätte, wie sehr der Charakter beyder Nationen von einander verschieden wäre, hier hätte ich ihn gefunden: der Römer, vom Augenblicke abhängend, ohne alle Spekulation und natürlich, wie

die Natur, in und mit welcher er lebt; der Pariser, vom Momente nichts wissend, sondern allein in der Zukunft lebend, und Alles für diese berechnend! Der arme Mensch war von einer großen Menge Volks umgeben, welche ihm Lob aus allen Backen, aber kein einziger einen Bajocco aus dem Säckel spendete. Indessen war es noch mehrere Stunden bis zur Zeit des Corso (der allgemeinen Spazierfahrt Stunde), und also noch Hoffnung für ihn vorhanden. Ich sezte meinen Spaziergang fort, aß dann später in der Trattoria di Papa Giulo (so genannt, weil sie gegen dem, vom Papst Julius III. erbauten, Casino über liegt) und kehrte gegen Abend durch das Angelicathor in die Stadt zurück, so daß mir für den Abend vom Schicksale des Zeichners nichts weiter zu Ohren kam. Aber am folgenden Tage konnte ich der Begierde nicht widerstehen, Erkundigungen einzuziehen. Zuerst fragte ich die Leute am Thore. Diese sagten mir, der Mensch sey eigentlich Soldat, aber vom Regimente gejagt, weil er mehrere Male desertirt wäre. Weiter konnte ich von ihnen nichts erfahren. Vor der ersten Zeichnung stand abermals ein großer Haufen Neugieriger; den Zeichner selbst suchte ich vergebens. Ein neuer Charakterzug, der den Römer vom Pariser unterschied: lezterer würde wenigstens für acht Tage sein Standquartier neben derselben aufgeschlagen und sich durch alle Ressourcen der Spekulation den Vorübergehenden bemerkbar und interessant zu machen gesucht haben! Einer der Umstehenden wollte wissen, der Zeichner habe sich am vorigen Tage gegen Abend in eine nahgelegene Schmudelküche begeben, und daselbst gegessen und getrunken. Ich ging hin: hier hieß es unter andern: jener habe, beym Eintreten, vor aller Augen seine Taschen geleert, und drey-und-dreyßig Bajocchi (sage drey-und-dreyßig Bajocchi) gezählt! Man bemerkte, daß sich an Sonn- und Festtag-Nachmittagen wenigstens zehn Tausend Menschen, die Elite Roms, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß vor dieses Thor zu begeben pflegen, daß man Bettler kennt, welche hier an solchen Tagen zwey Scudi und mehr erbeuten, und daß endlich (und warum sollte mich eine jämmerliche Delikatesse veranlassen, diesen Umstand zu verschweigen) ein bedeutender Theil von jenen drey-und-dreyßig Bajocchi von mir selbst herrührte! Es sollte mich nicht wundern, wenn ich erführe, daß dieser Mensch, troz des routinirten Mahlens, welches in den erwähnten Zeichnungen wahrzunehmen war, nie in seinem Leben einen eigentlichen handwerksmäßigen Gebrauch von dieser Kunst gemacht, oder sonst irgend einen Unterricht darin erhalten hätte. Wer hier nicht mit verbundenen Augen durch die Straßen geht, kann an allen Eken dergleichen Proben von dem glücklichen Kunstsinne des hiesigen Volkes erblicken. Und wie könnte das auch anders seyn? Wenn das Sehen bildet, wo in der Welt möchten die Veranlassungen dazu häufiger seyn als in Rom? Daß dieser Kunstsinn sich besonders unter den Handwerkern und materiellen Künstlern zeigen müsse, läßt sich schon von vorn herein schließen, und bedarf keines Beweises. Es müßte interessant seyn, einen Vergleich zwischen den hiesigen und den Pariser mechanischen Kunstprodukten anzustellen, und durch Abbildungen zu versinnlichen zu suchen. Was der Pariser mechanische Kunstfleiß erzeugt, verbreitet sich durch Zeichnungen über ganz Europa; die römischen Arbeiten lernt Niemand kennen. Alles was, von der eigentlichen Form abgesehen, graziöse Ausschmückung und wizige Erfindung der einzelnen Theile anbetrifft, darin behauptet der Pariser Künstler vor dem Römischen den Vorzug. Aber wie unendlich übertrifft lezterer ersteren, wenn es auf Erhabenheit, Einfachheit und Grandiosität der Form ankömmt! In allen hiesigen Werkstätten, wo nach Zeichnungen gearbeitet wird, erblickt man Arbeiten, welche durch ihre wahrhaft edle und schöne Form das Auge in Erstaunen sezen. Ich habe, um von tausend Beyspielen nur ein's anzuführen, neulich bey einem Messingschmiede eine Tischwage, etwa eine Elle hoch, gesehen, welche, ohne alle und jede Verzierung, aus bloßem gemeinen Messing, kaum einmal nothdürftig polirt, mir ein solches Wohlgefallen verursachte, daß ich mehrere Male dahin zurückgekehrt bin, um sie immer wieder zu sehen. Ich bat am Ende den Meister, mir eine Zeichnung davon zu geben, ihm zugleich versprechend, daß sie zum Ruhme des römischen Kunstsinnes in Deutschland öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Was ich aber vorausgesehen hatte, trat ein: der Mann sah mich zweydeutig an, und schlug mir am Ende, unter dem wirklichen Vorwande, daß er keine Zeit dazu habe, meine Bitte ab. Man glaube nicht, daß dieß aus Grobheit oder gar aus Mißgunst geschah: es war Mangel an Eigenliebe und Mangel an Spekulation. Derselbe Fall trifft bey den Tischlerarbeiten ein; es werden hier Meubeln gemacht, welche, durch ihre Form, nicht durch ihre Details oder Ausschmückungen in Erstaunen sezen. Vielleicht komme ich nächstens auf diesen Gegenstand wieder zurück.

Zürich, Mai.

Zu Meilen am Zürichsee ward am 17ten April ein musikalisches Fest von eigenthümlicher Art begangen. Es war ein Sängerverein für den Männerchor, der sich zum ersten Mal versammelte. Der Pfarrer Pestaluz in Richtenschwyl hatte dafür in leztem Spätjahr die Einleitung getroffen, indem er eine Zusammenkunft in Wädenschweil veranstaltete, um die Frage zu beantworten, ob sich wohl so viele Gesangfreunde am Zürichsee finden möchten, um vereint einen Chor zu bilden? Damals wurde die Hoffnung geäußert, daß sich leicht sechszig bis siebenzig Theilnehmer für den Anfang zeigen möchten, also genug, um eine bedeutende Tonmasse zu bekommen. Diese Erwartung fand sich nun aber weit übertroffen. Die einzelnen Vereine, die zu den Vorübungen zusammentraten, mehrten sich, und bey der Versammlung in Meilen waren 175 Sänger gegenwärtig. Der erste Versuch gelang. Ein voll und stark ertönender, richtig zutreffender, dem hehren Orgelton vergleichbarer Gesang hallte durch das Kirchengewölbe, zur Freude des gedrängten Volkes, und nicht ohne Beyfall selbst der Kenner. Wie war dieß mit Stimmen zu erzielen, deren Mehrzahl der Singkunst wenig kundig ist? Durch zwey einfache Mittel. Erstlich, daß man leicht singbare Stücke aus Nägeli's Männerchören wählte, in der Ueberzeugung, daß ein richtiger Vortrag einfacher Melodien bessern Eindruck mache, als ein künstlicher Gesang, der die Kräfte eines Theils der Mitsänger übersteigt. Das andere Mittel war oft wiederholte Einübung im kleinern Kreise der einzelnen Gemeinden, so daß auch die Minderkundigen ihrer Stimme Meister wurden. Etwas ward allgemein gerügt, nämlich die kurze Dauer des Gesanges, der nicht eine volle Stunde anhielt; ein Tadel, der sich noch wohl hören läßt. Bey der nächsten Versammlung zu Wädenschweil im September wird man diesem Mangel abhelfen. „Man hat viel darüber gesprochen, sagt ein Zürcherblatt bey Erwähnung dieses Sängerfestes, wie dem evangelischen Gottesdienst, den man allzu einfach finden will, mehr Würde und Weihe könne gegeben werden. Hier ist ein leichtes Mittel durch die Erfahrung dargeboten. Wir bedürfen der kostbaren Aushülfe der Malerey und Bildhauerey nicht, ja nicht einmal der Instrumentalmusik. Die Singkunst bietet uns, was wir bedürfen. Ein leicht zu erwerbendes Gemeingut des Volkes, vermittelst gehöriger Anleitung, kann sie Großes leisten. Unserm vaterländischen Komponisten Nägeli gebührt dankbare Anerkennung, daß er, von der schwierigen Art seiner früheren Tonsezungen herabsteigend, sich in mannichfaltigen Singweisen, für die Jugend wie für die Alten, faßlich, angenehm und ergreifend mit dem Volke befreundet hat.“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Mai 1826.

Ach! es sey die lezte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!
Hölderlin.

Missolonghi.

Ach, ich kann nicht klagen, trauern —
Mich durchrieselt eisig Schauern,
Denn auf Missolonghi's Mauern
Ist der Halbmond bleich gepflanzt!

Und es zieh'n herbey die Raben —
Und ein Blutbach füllt den Graben,
Denn es liegt hier ganz begraben
Hellas, deine heil'ge Schaar!

Und die heil'ge Schaar, die Frohne,
In der blut'gen Martirkrone
Klagt vor Gottes Richterthrone
An die ganze Christenheit! —

Sagt, was wollt ihr weichen Zähren?
Könnt ihr Helden neu gebären?
Darum schweigt, ihr schwachen Zähren:
Trocknet still in's Herz zurück!

„Dürfen wir nicht Helden fließen?" —
Nun so mögt zum Strom ihr schießen,
Brennend euch ein Glutbach gießen
In das kalte Christenblut!

In die eisigkalten Herzen,
Die beym Taumelkelche scherzen,
Während dort zu Todesschmerzen
Alles in die Blumen sinkt!

Schlaget lichterloh zusammen,
Brennt wie des Gewissens Flammen
Allen, die von Kain stammen
Und den Brudermord gelenkt!

Und die Klügler kalt und karge
Und die Schmuggler, alt' und arge —
Brandet sie zum großen Sarge,
Drein die Heldenstadt versank!

Daß sie sehn, wenn sie nicht hören;
Vor sich selber sich empören,
Dorten Urfehd' endlich schwören
Zu der armen Christenheit! —

Bis die Schlange wird zertreten,
Laßt im Geist uns geh'n und beten,
Zu den rothen Todesbeeten,
Dort auf Missolonghi's Grab!

H. F. M.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

9.

Selbst die herzbrechendsten Bitten und Einwendungen des armen Jungen konnten auch zu Hause nicht das Geringste bewirken, als daß der Vater, immer erboster, ihn zulezt zur Thüre hinauswarf.

Daß die gute liebende Seele vor Gram über die Rückgängigkeit aller seiner Hoffnungen kein Auge zuthun konnte, ist leicht zu glauben.

Desto besser schlief sein Vater, träumte äußerst angenehm von seinen goldenen Eiern und Edelsteinen und machte tausend Pläne, wie er Beydes am besten in's Geld setzen und dann seine irdische Wohlfahrt auf das dauerndste damit befestigen wolle.

Kaum aber hatte die Rathsthurmglocke die schauerliche Mitternachtsstunde ausgeschlagen, so krähte ihn plötzlich Jemand aus dem Schlafe, so daß er, an allen Gliedern bebend, sich noch mit geschlossenen Augen im Bette aufsezte, und ein seltsames Zischen ihm gleich dem häßlichsten Januarwinde durch die, vom Glücke seiner Träume noch ganz glühende, Seele fuhr. Und wie nun seine Augen sich aufthaten, so sah er, mitten in der Schwärze der so eben große Tropfen und Schloßen an die Fenster werfenden Gewittersturmnacht so klar, als sey es am hellen Mittage, einen Basilisken auf seinem Deckbette sitzen und wandte nur schnell die Blicke hinweg, damit er nicht vergiftet würde von den stechenden Strahlen des Ungeheuers und eilte davon zu dem armen schlafenden Sohne, diesen um Gottes und aller Heiligen willen zu beschwören, daß er doch ja kommen und das Thier todtschlagen möchte, er wolle ihm Alles gewähren, um was er ihn bitte, ja sogar das dumme Mädel zur Frau geben, in das er sich nun, leider, vergafft habe.

So jammervoll nun auch seine Angst dieß vorbrachte, so tönte es dem Sohne doch wie himmlischer Harfenklang und sogleich eilte er mit seinem Ziegenhainer, vielleicht der einzigen Sache von Werth, die er aus dem akademischen Leben heimgebracht hatte, in des Vaters Schlafgemach. Weil aber sein scharfes Auge das Unthier gar nicht sah, so hielt es der darüber erzürnte Vater für bösen Willen und riß ihm den Ziegenhainer aus der Hand, um die Heldenthat selbst auszuführen. Damit er jedoch nicht ein Opfer der giftigen Blicke der Bestie werden möchte, so wagte er den Versuch, nur mit festgeschlossenen Augen, wobey es ihm daher ging, wie den Bauern beym Hahnenschlage, immer traf er daneben. Denn sobald er ein Augenblickchen wieder hinschaute, siehe, da saß der Basilisk noch dort, wie zuvor, nur daß seine Blicke allezeit grimmiger geworden waren.

Sein Lärm über das Alles erweckte das ganze Haus aus dem Schlafe. Aber jedermann ging es gerade wie seinem Sohne, kein Mensch erblickte das Thier, und je ungebärdiger sich der alte Herr darüber stellte, desto mehr kam man mit einander überein, daß der Bürgermeister an einem höchstgefährlichen hitzigen Fieber laborire und schickte bereits zum Nachbar Seiler nach festen Handstricken, um ihm die Arme auf den Rücken zu binden, und so vor Schaden zu bewahren. Da er nun, seiner Ansicht nach im vollen Gebrauche seiner Sinne sich befand, so lag ihm dergleichen außer dem Scherz; und er suchte hinter dem Rücken der eben über ihn sich Berathenden zu entfliehen. Es gelang ihm auch wirklich.

10.

Als aber der Bürgermeister schon die Hausthüre, die wegen der Mission an den Seiler so eben offen stand, glücklich passirt und draußen in dem ungeheuern Wetter angelangt war, entdeckte er erst, daß der heillose Basilisk ihm auf dem Fuße folgte, wohin er auch gehen mochte. Weil nun jezt in seinen Augen durchaus nichts weiter zu fürchten stand, als der entsetzliche Page, der wie sein Schatten ihm auf den Fersen war, so faßte er den herzhaften Entschluß sogleich wieder in den Wald nach der Schneehütte zu eilen, und die Alte unter dem Versprechen, alle ihre Wünsche zu erfüllen, um Dispensation von dem Basilisken zu ersuchen.

Mit unglaublicher Schnelle erreichte er auch wirklich die Hütte. Aber, wie das zu gehen pflegt, so hatten, in der Zeit, daß er nicht dort gewesen war, die Wünsche der Alten sich außerordentlich erweitert. Denn nachdem sie den, sein ganzes eingestandenes Unrecht an seinem Sohne bereuenden, Sünder tüchtig ausgescholten hatte, sagte sie, daß sie ihn nun unmöglich so billig, wie zuvor, durchlassen könne, sondern keine Befreyung von dem Basilisken ihm vergönnt werden solle, als wenn er, außer der Genehmigung der Heirath seines Sohnes mit Jukunden, ihr selbst, der Hexe, seine Hand gebe und sie so zur Frau Bürgermeisterin derselben Stadt mache, wo sie einst so jämmerlich umgekommen sey.

Das schien dem Bürgermeister doch eine allzuharte Nuß für seine wankenden Zähne zu seyn und er stand lange Zeit unentschlossen, ob er sich nicht lieber den Blicken des Basilisken so recht con amore und rücksichtlos hingeben solle, weil er auf diesem Wege ein Leben mit Einemmale einbüße, das an solcher Hand ihm ja nur die Hölle auf Erden werden müsse.

Dabey sagte die Alte: Uebrigens bestätigt mir der Basilisk, über den du klagst, daß du dich hier in meinen vier Pfählen sehr schlecht aufführtest und von jenen goldenen Eiern zu dir nahmest. Aus einem davon ist unstreitig das Unthier ausgekrochen. Das mag auch der Grund seyn, daß ihn Niemand sieht, als du, durch die scharfe Brille deines Bewußtseyns. Erfüllst du aber meine Wünsche nicht auf der Stelle, so wird das künftig anders werden und ich will den Leuten ein Licht aufstecken, das dich sogar um das ehrliche Begräbniß bringen soll.

Auf diese furchtbare Drohung willigte der arme Gepeinigte in Alles.

Wie durch Zauberspuck befand er sich bald darauf in einer ihm wohlbekannten, benachbarten Dorfkirche, und wohnte der Trauung seines Sohnes mit dem Mädchen bey, und neben ihm stand die Alte, welche in dem Gold und

Silber, mit dem sie belastet war, und in den unschätzbaren Edelsteinen, die in ihrem weissen Haare funkelten, noch um ein Bedeutendes häßlicher aussah, als gewöhnlich.

Aber die Vaterfreude über das Glück, das aus den Augen des neueingesegneten jungen Pärchens leuchtete, konnte nicht Raum fassen im Herzen des Bürgermeisters vor der Furcht, nun ebenfalls eine neue Lebensgefährtin in der Hexe zu erhalten. Um so größer war daher auch sein Entzücken, als diese jezt zu ihm sagte: dasmal will ich euch noch lossprechen von der Ehe mit mir. Sündigt aber künftig nicht mehr. Ihr möchtet sonst schwerlich wieder so mit blauem Auge davon kommen.

II.

Und als am Morgen sehr spät der Bürgermeister erwachte, sah er zu seiner größten Verwunderung, daß er zu Hause im eigenen Bette geschlafen hatte. Vermuthlich würde er Alles in der Nacht Vorgefallene für bloße Hirngespinnste gehalten haben, hätte sich nicht nachher gefunden, daß wirklich sein Hauswesen um das allerliebste Persönchen vermehrt worden war, bey deren Anblick ihn selbst der gewaltigste Appetit zur Wiedervermählung anwandelte.

Die seltsamen Vorfälle der Nacht mußten allerdings eine ungeheure Menge von Muthmaßungen in der Stadt veranlassen, die zum Theil noch viel seltsamer waren. Besonders wurde auf dem Rathhause, das früher bisweilen ziemlich zweifelhafte Gemüth des Bürgermeisters vom ersten seiner Kollegen an, bis hinunter zu den Subalternen und dem Frohne, gelegentlich explorirt. Nach einstimmigem Urtheile aber war er um keinen Grad unverständiger, als zuvor, daher auch seine hitzigen Fieberträume der Nacht nach und nach wieder in Vergessenheit geriethen.

Ueber die Schneehütte des Waldes entstanden einige gelehrte Zänkereyen im Wochenblatte. Da schon am Tage nach Pfingsten auch keine Spur mehr von ihr wahrzunehmen war, so läugneten die meisten von denen, die sie nicht mit Augen gesehen hatten, ihre Existenz gänzlich. Sie beriefen sich dabey auf Vernunft und Wahrscheinlichkeit, welche beyderseits freylich das Unmögliche der Sache darthaten. Allein hiergegen behauptete man, daß man mit diesen beyden Zeuginnen heutzutage gar nicht mehr fortkomme, wenn man auf den Namen eines aufgeklärten Mannes Anspruch machen wollte. Besonders brachen die vielen Menschen, welche draußen im Walde die unglaubliche Erscheinung, mit eigenen Augen, gesehen hatten, in die heftigsten Invektiven gegen die naseweisen Läugner aus. Es gab auch Personen, welche, das vermittelnde Prinzip eintreten lassend, behaupteten, die so vielen Leuten sichtbar gewesene Schneehütte möge wohl für eine bloße Lufterscheinung zu halten seyn. Als eine besondere Unterstützung dieses Anführens betrachteten sie die Schlangen und andern Bestien, von denen man schwerlich so leichten Kaufes weggekommen wäre, wenn sie wirklich existirt hätten. Diese Ungeheuer konnten durchaus für nichts weiter passiren, als für eine Variation jener Lufterscheinung, vielleicht in Verbindung mit der Einwirkung des heißen Pfingsttages und der Doppelbiere, welche an diesem Feste stark probirt zu werden pflegten, auf die Einbildungskraft der Leute hervorgebracht.

Der Gleitsmann und die Steuereinnehmerin hätten vielleicht durch Vorzeigung der herrlichen Pretiosen, welche sie mitgenommen hatten, diese Meynung am besten entkräften können. Allein all ihre Pretiosen hatten offenbar in nichts als einer sehr festen Eismasse bestanden, und waren ihnen zu Hause ganz zu Wasser geworden. Mit den goldenen Eiern des Bürgermeisters lief es ungefähr auf dasselbe hinaus. Denn als er am Morgen nach seines Sohnes Hochzeit darnach sah, hatten sie sich in ganz ordinäre Zwiebelschalen verwandelt, die, als er vom Rathhause heimkehrte, ganz durch die Luft verzehrt zu seyn schienen, weil auch keine Spur mehr davon vorhanden war.

Am meisten dankte er dem Himmel, daß der vertrackte Basilisk sich ebenfalls wieder ganz aus seinen Augen verloren hatte.

Seine ansehnlichen Schätze im Walde, nach denen er allerdings auch gesucht, hatte die nämliche Vernichtung getroffen. Das Einzige ihm zum Andenken an jene Wunder Gebliebene war die Schwiegertochter. Uebrigens hatte diese mit dem Ja, das sie in der Kirche zu Rixdorf am Altare ausgesprochen, auch die verlorene Sprache wieder erhalten. Und um nur zu wissen, ob die Trauung nicht etwa ebenfalls ein Traum gewesen, wie so Manches, fragte er selbst bey dortigem Schulmeister deßhalb nach, und richtig das Paar stand im Kirchenbuche zu Rixdorf eingeschrieben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Königliches Opernhaus; Freitag den 14ten April 1826, die Zauberflöte. Musik von Mozart.

Die Zauberflöte ist, wenn auch nicht die vollendetste, dennoch sicher die interessanteste aller Mozartischen Opern. Denn man kann sie als die eigentliche Geburtsstätte des Don Juan, des Figaro und der Weibertreue ansehn, als das egyptische Räthsel, als die Aufgabe, zu entziffern was der Mozartische Musikgeist eigentlich sey, indem er hier alle seine Elemente auseinander breitet und sich bekämpfen läßt, während er klar und als gelöste Aufgabe in jenen klassischen genannten Opern hervortritt, und im Titus von sich selber Abschied nimmt. Obgleich sowohl Figaro als auch Don Juan und die Weibertreue der Zeit nach die früheren sind, so ist doch dem Geist nach die Zauberflöte die erstere Oper, und tritt nur darum

später aus dem Innern des Komponisten heraus, weil sich erst nach seiner Vollendung, was denn alles in ihm lebe, wodurch er denn eigentlich was er geworden sey, auseinander breiten kann. So ist diese Oper die naive Selbsterkenntniß des neuen musikalischen Geistes; aber eben weil in Mozart noch keine Reflexion über das, was er ist und was er will, hereingebrochen, weil sein Komponiren noch das Weben des musikalischen Genius in ihm ist, dem er vertrauungsvoll jugendlich folgt, ohne den männlichen Verstand, der sich Rechenschaft von seinem Thun und Lassen geben will, und zu welchen wir erst die jezige Musik heranreifen sehn, zeigt sich ihm selber unbewußt die Zauberflöte als die bisher unsichtbare Mutter aller früheren, als die Mozartische Cäcilie, welche bisher in Wolken verhüllt, nun hervortritt und sagt: aus mir sind jene lieblichen Kinder entsprossen. Die ganze Welt der gluckischen Mächte und der italienischen nur rein persönlichen Empfindungen sind die verstorbenen dramatischen Musikgeister, die in Mozart das Auferstehungsfest ihrer Vereinigung feyern. Denn Glucks Geistern, eben weil es noch ganz nur Mächte sind, welche die sie darstellenden Person durch und durch erfüllen, fehlt die tiefere Innigkeit, wie den italienischen, rein nur persönlichen Empfindungen die Tiefe, die Macht des Inhalts; Gluck hat alle Tiefen der Musik, aber nur erst in Einzelheitsloser, unausgeführter elementarischer Gründlichkeit, die Ausbildung für sich, ohne die Tiefe dieser Grundlage haben jene andere Geister übernommen; Mozart führt beyde zu einander, und darum hat seine Tiefe diese Innigkeit, die noch keiner erreichte, so wie die Heiterkeit und der Glanz des frischsten jugendlichsten Frohsinns nicht der Tiefe entbehrt. Und diese Innigkeit, worin der ganze Mozartische Zauber besteht, tritt in der Zauberflöte für sich gegen die Seite der reinen Tiefe und jener flacheren Persönlichkeit, die jenem Lichte als die Nacht sich gegenüberstellt, heraus, und wird das Verbindende beyder Reiche. Tamino mit seiner Flöte, Papageno mit seinem Glockenspiel sind der Mozartische Musikzauber selber, der hier als das hervortritt was er ist. Er ist nur dieser Zauber durch die Vereinigung jener beyden Seiten, diese Vereinigung daher wird seine Arbeit, seine Aufgabe, an der er sich als Oedip zeigt. Und gerade das Naive dieser seelenvollsten Innigkeit, die ihre Unschuld noch nicht durch den Baum reflectirender Selbsterkenntniß vergiftet hat, und noch im Paradiese lebt, macht den Zauber dieser Oper aus, der, als sie mit ihrem tiefen geheimnißvollen und doch lächelnden Jugendgesicht hervortrat, jeden bestrickte. Keine hat so klare Massen, einen so folgerechten Gang. Das Reich der Nacht, eben weil es das Reich jener reinen Persönlichkeit ist, geschieden von der Tiefe jener geistigen Mächten die es sich zum Inhalte seiner Töne nehmen sollte, entbehrt des Chors, und aller größten Tiefe der harmonischen und melodischen Bewegungen, deren einfache, innigkeitslose Lieblichkeit als die drey Damen, der einzelnen Königin gegenübersteht, welche wieder mit aller bedeutungsloseren Pracht musikalischer Geschicklichkeitsbravour geschmückt ist, getrennt von ihrem innigen Kinde, dessen Verlust sie allein zu tieferer Klage zu bewegen im Stande ist, so wie zur Wuth, die zu größerem Toben steigt, je unmächtiger sie wird, und je mehr dieß Kind, Tamina, mit der Tiefe des anderen Reichs sich bereichert. Dieß Reich hat alle Kraft, alle Tiefe in seinen Posaunenchören, aber eine Tiefe, welcher noch der lezte Punkt der Innigkeit fehle, und welche jener Nacht gegenüber ein zwar ungetrübtes, aber dadurch auch farbloses Licht bleibt, welches nur durch die Berührung mit der bezaubernden Innigkeit, die in diesem Licht sich verklärt, und hellerem Farbenglanze sich verlebendigt. Zwischen diesen beyden Reichen steht Tamino, die ernstere lichtere, tiefere Innigkeit jenes Reiches der Tiefe; und ihm gegenüber die liebliche Flachheit und unschuldvollste Fröhlichkeit Papagenos; zwischen beyden Pamina, welche aus den Duetten mit Papageno heraus, durch ihre Arien, durch das Terzett mit Tamino und Sarastro sich unendlich vertieft, bis sie im lezten musikalischen Kampfe mit Tamino siegt, und beyde nun die Vereinigung beyder Reiche jubelnd in dem allgemeinen Schlußchor feyern. Die drey Damen, und drey Genien stehn wieder als Mittelglieder jedes der beyden Reiche und jener Personen der zauberhaften Innigkeit da, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß ihnen überall die vierte Stimme fehlt. Die äußersten Extreme des Discantes und Basses gehören den entgegengesezten Reichen an, die Mittelstimmen der vermittelnden Innigkeit. Weil aber beyde Musikreiche zu einander gehören, und doch von einander getrennt sind, so zeigen sie dieß ursprüngliche Füreinanderseyn dadurch, daß der Mohr als die persönlichste Gier und Wuth und Rachsucht, mit allen Leidenschaften ungebändigter von keinem allgemein geistigen Inhalt erfüllter Selbstsucht, auf der Seite des Lichtreiches erscheint, welches, weil er eben solcher mit ihm schon vermittelter Persönlichkeit entbehrt, und sie noch außer sich als sein Entgegengeseztes hat, aus der einfachen Allgemeinheit seiner zwar tiefen Musikverhältnisse nicht heraustritt. Diese klarste Einfachheit ist auf der Seite der Königin der Nacht Papageno, ohne alle Persönlichkeit und Tiefe, und Leidenschaft, die reinste, flachste, lieblichste Tonunschuld vergnüglicher Zufriedenheit. Und diese Unschuld ist sein Zauber, der ihn der Nacht entrissen zu werden würdig macht, aber ebensowenig zu irgend einer Tiefe gelangen läßt. In keiner andern Oper treten dergleichen große Musikunterschiede so klar als in der Zauberflöte hervor, und keine wäre daher geschickter das Geheimniß der Bedeutung der Töne und ihrer Verbindung mit dem geistigen Inhalt des Wortes zu offenbaren.

(Der Beschluß folgt.)

Zürich, Mai.

(Beschluß.)

Die Zürcher Bibelgesellschaft hat ihre dreyzehnte Nachricht und Rechnung vom Jahr 1825 kürzlich ausgegeben. Ihre Einnahme, fast ausschließlich aus freywilligen Gaben bestehend, betrug 2070 Gulden. Nach dem jüngst vollendeten Abdruck einer zierlichen großen Hausbibel, in Bogenform, ist man jezt mit Veranstaltung der Stereotypenausgabe einer Handbibel beschäftigt. Der Bericht erzählt die seit einiger Zeit viel vermehrte Nachfrage der Katholiken nach dem neuen Testamente, von dessen von Eß'scher Ausgabe die Gesellschaft einen Vorrath hat. „Drey Pilgerinnen, die von Einsiedeln zurückkehrten (so meldet der Jahresbericht), kamen und baten, man möchte ihnen doch das Buch geben, worin von dem Herrn Jesus erzählt werde. Auf die Frage: Woher sie denn wissen, daß man hier dieß Buch haben könne? antwortete die eine: Wissen sie noch, sie haben in leztem Spätjahr einem Handwerksburschen, der aus unserm Dorf ist, eines gegeben; der brachte es mit großer Freude heim, las oft des Sonntags auch andern daraus vor; und wir freuten uns einmal das Buch zu haben, woraus der Pfarrer die Texte seiner Predigten vorliest. — Sie wurde gefragt, was ihr Hr. Pfarrer dazu sage? und erwiederte: O, der sieht es recht gerne. Es brachte ihm Jemand das Buch, da sagte er: das ist recht brav, daß ihr damit eine solche Freude habt. Leset nur fleißig darin. Eine andere Pilgerin kam bald hernach mit gleicher Bitte, sagend: Sie wolle doch viel lieber dieß schöne nüzliche Buch mit sich heimbringen; als daß sie in Einsiedeln etwas von dort feilgebotenen Pilgerkrämen gekauft hätte."

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Juni 1826.

Noch sprechen sie viel Unverständiges
Und achten kein Gesez
Und keine Noth und keine Sitte;
Ein Irregestirn ist unser Volk.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

I.

Die Hinrichtungen, welche öffentlich geschehen, geben alltäglich den Stoff zu Verhandlung der Frage, ob die Menschen das Recht haben, einander hinzurichten; wir haben hier darüber nichts zu sagen, als daß sie bis auf diesen Tag in Europa bestehen als ein Recht, ausgeübt von der Justiz, und daß sie als Selbsterhaltungsmittel der heutigen menschlichen Gesellschaft aufgenommen sind in das Gesetzbuch jedes europäischen Volkes. Aber diese Frage wurde ganz beseitigt in jenem Zeitpunkte der französischen Revolution, wo die Hinrichtungen nicht mehr in den Zweck der Gesellschaft, sondern in das System einzelner Häuptlinge von Partheyen gehörten.

Die Menschen wurden in den Jahren 1793 und 1794 in Frankreich nur darum hingerichtet, weil die Hinwegschaffung ihrer Personen entweder wegen ihrer Individualität oder wegen ihres Kontakts mit ganzen Menschenklassen diesem oder jenem Häuptlinge nöthig schien. Die Meisten fielen auf Anstiften des Marat, Robespierre und Carier; jene Beyden wütheten von den Rednerbühnen der Jakobiner und der Nationalversammlungen aus in ganz Frankreich, dieser in der Stadt Nantes und in den westlichen Departementen. Ihre Reden und Befehle galten für Rechtssprüche; die Richter waren nur ihre Schergen und die Urtheile blos zur Form.

Diese Thatsache ist bekannt, aber die Schande von Paris fällt auf den Pöbel der Stadt Paris zurück. Man darf jene entehrende Erscheinung nicht dem französischen Volke anrechnen, das jezt im Jahre 1825, wo die damalige Generation noch nicht ganz aus dem Leben getreten ist, es selber unglaublich findet, daß das Faktum in Frankreich statt gehabt habe. Wir werden an einem andern Orte erklären, wie die Revolution die ganze Nation in Schrecken gesezt, betäubt und vernichtet hatte. Wenige gute, starke Köpfe erhielten sich in ihrer Kraft; es waren entweder die Mörder selbst, oder die Edelsten im Volke; diese gingen fast alle zu Grunde, und auch von den Mördern haben sich nur Wenige gerettet. die, die gerettet wurden, sind nunmehr entweder verborgen und vergessen, oder schmachten in Reue auf einer fremden Erde.

Die Justizmorde der Revolution haben beynahe zwey Jahre lang gedauert. Nur ein Häuptling ging zu Grunde durch Privatmord und Einer durch Selbstmord. Die große Corday schaffte den Marat für ihre eigene Rechnung aus der Welt; es war eine der größten Handlungen des Jahrhunderts — ein edler Meuchelmord; und der schamlose Pöbel von Paris beklatschte die Hinrichtung der Jungfrau, eben so, wie das bessere Volk nachher den Fall des Robespierre. Ueber den Tod dieses leztern fiel Rühl, ein deutscher Abgeordneter des Oberelsasses beym Nationalkonvent in Verzweiflung und entleibte sich; er war auch die geheime Ursache des Unglücks manches armen elsässischen Deutschen gewesen. Man hat in diesen lezten Tagen viel Abergläubisches,

aber auch viel romantisch Schönes über das heilige Glas gesagt, welches einst die Taube vom Himmel zur Taufe des Franken Clovis herunterbrachte, allein man muß sich darüber wundern, daß man bey dieser Gelegenheit die Selbstentleibung Rühls nicht als eine Strafe des Himmels anführte, denn er war es, der einst das Wunderglas zerbrochen hat; der Nationalkonvent hatte ihn als Volksrepräsentanten nach Rheims geschickt, um dem Wunderglauben an das Oel ein Ende zu machen.

Eine befremdende Erscheinung war übrigens die Ordnung, welche viele Monate lang und in verschiedenen Zeitpunkten bey den Hinrichtungen herrschte; sie war offenbar die Folge der abscheulichen Ueberzeugung, daß auch diese revolutionären Mordthaten ihren Zweck verfehlt haben würden, wenn man sie nicht in gewisse Formen menschlicher Art eingezwängt hätte. Nur einmal in Paris, während weniger Tage im September 1793, erwürgte man die Verhafteten in den Gefängnissen, hingegen ein ganzes Jahr lang nachher führte man sie regelmäßig auf den Richtplatz.

Das Unglück Frankreichs war die Ueberspannung, welche die Revolution hervorgebracht hatte. Gerade dieser Seelenzustand paßte ganz in den Plan der Häuptlinge; und als sie sahen, daß die Majorität der Nation bald erschöpft war durch diese Verschwendung der moralischen Kraft, und nun die Mäßigung wieder eintreten wollte, da erklärten sie die Gemäßigten für Verbrecher; Viele wurden nur ihrer gemäßigten Ansichten halber auf's Schaffot geschickt. So mußte nachher die unermeßliche Mehrzahl lange unter einem Joche harren, das ihr ein roher, verächtlicher Hause auferlegt hatte.

Die Gränze ist nicht schwer zu bestimmen, auf welcher schon mit der Erscheinung Napoleons die bürgerliche Ordnung nebst allen Zeichen der gesellschaftlichen Vervollkommnung wieder allmächtig eintrat; die geistige Ausbildung hatte während des Gräuels der Verwüstung dennoch ihren stillen Gang fortgesezt, unerachtet die alte französische Kultur verschwunden zu seyn schien, und an ihrer Stelle der wilde Pöbel mit der Barbarey des Naturzustandes aufgetreten war; die Menschlichkeit und die unsichtbare Aufklärung waren es, welche auch durch den mit Blut bezeichneten Pfad hindurch die Franzosen so leitete, daß sie keineswegs hinter der übrigen Menschheit in ewige Barbarey zurückfielen.

Hier möchte übrigens auch der Ort seyn, zu erörtern, warum die Franzosen seit dem Ende 1813 ihre Schlachten verloren, warum sie 1814 am Vaterlande verzweifelten und 1815 dem übrigen Europa zinsbar wurden. Die französischen Armeen hatten ihre ehrenvollsten Siege nur im Auslande erfochten, die Nation hatte die Siege nicht mit ihren eigenen Augen gesehen; sie hatte sie nur aus Zeitungen und durch die blindgeladenen Kanonen erfahren, welche man nach jeder Schlacht in Paris abfeuerte; die Nation war nur im Auslande groß und stolz und selbstständig geworden, hingegen die innere Kraft des Volks war durch die übertriebene Anstrengung der Revolution erschöpft. Das stolze Bewußtseyn des eigenen Nationalwerthes, was die Deutschen nachher befreyte, hatten die Franzosen im Innern durch den beständigen Wechsel von Tyrannen und mächtigen Intrikanten, durch die Schande der blutigen Greuel und durch die Demüthigungen verloren, welche sie von ihrem Pöbel und von den Häuptlingen desselben erlitten. Daher hatte im Jahre 1814 das Volk kein Zutrauen zu sich, und was die Armeen betrifft, so waren sie die lezten Trümmer des alten Ruhms und die lezten Reste der waffenfähigen Bevölkerung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die goldenen Eier.

(Beschluß.)

12.

Ueber viele andere Nebenumstände, die wohl gar sehr einer Erläuterung bedürfen, ging der Bürgermeister nur so oberflächlich hin, wie der leichtsinnige Schreiber dieser Geschichte. Der Gedanke an den verwünschten Sammlergeist, der beym Anblicke der glänzenden Basiliskeneier auf Einmal ihn gleich einem Fieber anwandelte, demüthigte ihn freylich dergestalt, daß er die ganze Sache am liebsten für eine Fabel erklären sah, welche jedoch die Farben der Wirklichkeit auf das Täuschendste an sich getragen hätte.

Die meisten Historiker und Geographen würden vielleicht schon aus Bequemlichkeitsliebe dieser Meynung beyzutreten geneigt seyn, wäre nicht das Wunderbare in unsern Tagen auf's Neue so augenscheinlich ins Leben getreten, daß die sonst so beharrliche Zweifflerin Aufklärung jezt selber daran zu glauben genöthigt ist, will sie nicht in's alte Register geworfen seyn. Sie wünschen daher nichts so sehnlich als das Jahr zu wissen, in dem sich die Geschichte begeben und den Ort, an dem sie sich zugetragen hat, und erstaunen ordentlich darüber, daß den vielen politischen, halbpolitischen und ganz unpolitischen Blättern, welche dermalen als Netze ausgespannt sind, um Alles einzufangen, was nicht nur in den Gegenden, Städten, Gassen und Gäßchen Deutschlands, sondern auch in seinen dunkelsten Privatwohnungen sich ereignet, solch eine merkwürdige Begebenheit entgangen seyn kann.

Nebenher geht freylich die Sage, die alte, schon vor zweyhundert Jahren verbrannte, oder wie man solches damals nannte, gerechtfertigte Hexe habe in einer unserer zahllosen Zeitungen die oben angeführte Historie schon darum für ein Unding erklärt, weil sie ja selber ein Unding sey und seyn müsse. Denn von der Unzahl in jener Zeit verbrannten Hexen wäre sie unstreitig die erste wieder auf-

erstandene, und man könne es ihr, sogar wenn ihr dergleichen möglich gewesen, wie sie allerdings dafür halte, als die größte Sonderbarkeit und Arroganz auslegen, hätte sie davon wirklich Gebrauch machen wollen.

Einige Kritiker behaupten hiergegen, scharfsinniger als man es ihnen zutrauen sollte, es sey nicht sowohl Bescheidenheit als Schlauheit gewesen, was die Hexe zu dieser Erklärung vermochte. Es habe ihr nämlich allem Vermuthen nach geahnet, daß bey den vielen Wundern der heutigen Tage an Kranken und Gesunden, welche doch hoffentlich zum wahren Glauben an die Hexerey wieder führen würden, auch die Hexenprozesse bald von Neuem einen ehrenvollen Rang in den Annalen der Justizpflege einnehmen müßten, und sie, um ihrer eigenen Sicherheit willen, der Welt Staub in die Augen streuen wollen. Wie dem aber auch seyn mag, so ist das Zeitungsblatt mit ihrer Protestation nirgend mehr aufzufinden gewesen.

Um den Erdbeschreibern einen guten Dienst zu erzeigen, würde Schreiber dieses aus einer Menge der triftigsten Gründe, die Stadt und Gegend von Schilda als den unfehlbaren Schauplatz der Historie bezeichnen, wenn Peter Leberecht, ihr neuester und bey Weitem vorzüglichster Geschichtschreiber, solcher auch nur mit einer Sylbe gedächte. Dieses Stillschweigen und die außerordentliche Unwahrscheinlichkeit und Abgeschmacktheit der Erzählung von jener Schneehütte bringen vielmehr den Nichtunterzeichneten auf die unschuldige Vermuthung, daß sie zu den offenbaren Lügen gehöre und also weit besser ganz ungedruckt geblieben seyn dürfte, besonders da nicht einmal mit erwähnt worden, ob der Bürgermeisterssohn eine gute Ehe mit Jukunden geführt habe, und in der Welt sonst fortgekommen sey. Von ersterer sind übrigens allerdings neuerlich recht angenehme Nachrichten eingegangen und sein Fortkommen ist wegen seiner rühmlichen Gewohnheit, immer nur beym guten Alten stehen zu bleiben, ebenfalls so gut als gewiß, da er späterhin selbst Bürgermeister geworden und nach übereinstimmenden Nachrichten bis jezt kein Bürgermeister irgendwo, wenn er nicht gewaltig über die Schnur hieb, an seinem guten Fortkommen zu verzweifeln hatte.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Der Stoff ihres Haares.

Sag', woraus ist doch ihr Haar gesponnen?
Aus dem reinsten Morgengold der Sonnen,
Und damit der Himmelsglanz hier lange
Für der Erdenkinder blödes Auge,
Hat beym Spinnen ihn getaucht die Liebe
In die Thränen ihrer süßen Triebe.

Amors Goldprobe.

Wie das stolze Gold auf Erden nun in seinem Preise fällt,
Seit mit ihm die neue Probe Amors Richterauge hält!
Wirft es weg als falsche Münze, sey es wichtig oder leicht,
Wenn es nicht an Farb' und Glanze deinen Lockenringen gleicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Beschluß.)

Schon die Ouvertüre spricht den ganzen Charakter der Oper in schönster Klarheit aus. In den Posaunenaccorden bricht gleich das Lichtreich herein, und in dem folgenden Allegro die Seite der persönlichen Empfindungen, die vielfach verschlungen, hin und herlaufend, einander durchkreuzend, leidenschaftlich bewegt, streitend, ja in äußersten Dissonanzengegensatz gerathend, die Flötenmelodien jener tiefen Innigkeit gebähren, bis das Lichtreich seine Tonsonne in den majestätischen Posaunenaccorden über diese Welt des Streites wieder aufgehn läßt, der sich jezt dadurch nur zu größerer Hartnäckigkeit entzündet, aber von den Tönen jener Innigkeit, die immer siegender hervortönen, überwunden in dem allgemeinen Freudenjubel des Sieges untergeht. — Tamino, die tiefere Innigkeit auf der Seite des Lichtreichs, hat seinen eigentlichen Gegensatz dadurch an den Tönen der Königin der Nacht, daher sehn wir ihn in Berührung mit diesem Reiche, das er überwinden muß, um zu der eigentlichen musikalischen Tiefe, die in Sarastro's und seiner Priesterchöre Tönen lebt, zu gelangen. Dieß Naturreich der Nacht ist aber deßhalb sein eigentlicher Feind, ihm unbewußt, von ihm unempfunden, daher tritt dieß als Recitativ, als ein Geschehen in seiner Flucht vor dem Ungeheuer hervor, welches die drey Damen tödten. In dem ersten Terzett derselben ertönt nun sogleich eine ganze Welt der verschiedenartigsten Empfindungen, immer wechselnd, melodievoll, klar, lieblich, aber ohne musikalische Tiefe, und ohne die Tonverhältnisse, welche Mozart für den nur ihm eigenthümlichen Ausdruck der Innigkeit benuzt. Dann läßt Papageno die liebliche, anmuthige, aber leidenschaftlose und inhaltlose Unschuld seiner dadurch flachen Fröhlichkeit erklingen, bis sich jenes Terzett und dieses Lied zur Bravour-Arie der Königin der Nacht zusammenspitzen, diesem leidenschaftlichen Brennpunkt der Persönlichkeit ihres Schmerzes und ihrer Rache. In Belmonte und Constanze klingen diese Coloraturen, diese Läufer, dieses Staccato noch in den Arien der Innigkeit selber, jezt aber hat die Innigkeit diesen Schmuck schon abgestreift und der Nacht übergeben, die auf diesen buntgestalteten, bedeutungslosen Wolkenwellen einherschwebt. In dieser Arie ist nur der Schmerz von tieferem musikalischem Werthe, weil eben durch diesen Schmerz schon die Macht des Lichtreichs hindurchtönt und die Ahnung erregt, daß die Gewalt, welche solchen Schmerz erregen könne, siegen werde. Nun folgt Taminos Arie, in der er für seine Innigkeit den eigentlichen Inhalt der musikalischen Innigkeit, die Liebe, erhält. Er schreckt vor der Schönheit ihres Bildes zurück, dem er sich doch verwandt weiß, er fühlt es sein ganzes Herz erfüllen, und weiß nun was Liebe sey, da alle ihre heiße Sehnsucht, und die Vorempfindung vereinter Seligkeit über ihn kommt. Von jezt an beginnt der Zauber der Innigkeit zu wir-

-ten, aber noch erkênt er nicht für sich selbst, sondern in dem nächsten Quintett der drey Damen, Tamino's und Papageno's, ist er noch ein fremdes Wunder, vor dem alle erstaunen, worüber sie Betrachtungen anstellen, deren musikalische reflexionslose Naivität aber den allgemeinen Charakter der Mozartischen Musik nicht zu stören vermag. Nun sehn wir Pamina hervortreten, welche, weil das Lichtreich ihr Entgegengesetztes ist, mit dem sie sich vereinigen soll, und dem sie eigentlich zugehört, den Kampf zu bestehn hat, die Fremdheit ihrer Töne gegen dasselbe schwinden zu lassen, und sich seiner Tiefe anzuvertrauen. Weil Tamino's Innigkeit auf der Seite jenes ernsten Geisterreiches steht, und Pamina's auf der Seite des anderen, sind sie in der Innigkeit die Entgegengesezten, und doch ursprünglich Einen, — die Liebenden. Aber ihre Liebe hat einen harten Kampf zu bestehen, denn Tamino hat sich mit dem strengen Ernst des Lichtreichs zu vereinen, dem er durch die drey Genien zugeführt wird; er staunt, zum ersten Mal verkehrt sich sein Dur in Mol, aber weil er noch nicht weiß, wie ihm geschieht, tritt ihm dieß neue Reich als Recitativ mit dem Sprecher entgegen, dessen musikalische Tiefe ihn besiegt, bis der kurze vierstimmige Saz ihm Glück und Heil und Sieg verspricht, Und nun in der Ahnung seines höchsten Glückes tönt zum ersten Mal der volle Zauber der Innigkeit. —

Aber wir fürchten, wenn wir weiter nur immer Grundzüge und Grundzüge angeben, zu ermüden, denn obgleich eigentlich das Aufhäufen von Einzelnheiten könnte als das Langweilige angesehn werden, so ist es doch die Weise der jezigen Kritik, entweder nebelhaft und unbestimmt an der Sache umher zu schwazen, ohne nur je darauf zu kommen, was denn nun eigentlich ihr innerstes Wesen sey, oder diese Armuth unter dem Reichthum der Einzelnheiten zu verbergen, die aber, von der Seele jenes ungekannten Innern nicht zusammengehalten, todt und farblos auseinanderfallen. Und so mag es uns auch künftig erlaubt seyn, die Grundzüge der Kunstwerke anzugeben, denn auf diese Grundzüge kommt es zunächst an. Sie werden oft zwar unbestimmt erscheinen, insofern ihre Konseauenz nicht durch die Folge aller Einzelheiten verfolgt ist, aber Tagesblätter sind der Ort für weite Ausführungen nicht. Die Sonne erleuchtet Wald und Wiese und Berg und Thal, und jedes Kraut und jede Blume; will man wissen, was das Licht sey, gehört sich's zunächst auf die Sonne und nicht auf Kraut und Blume und Berg und Thal zu zeigen, und nicht über die Fülle des Erleuchteten die Erleuchtung zu vergessen.

Der Gast, Herr Haizinger, bestätigte das Urtheil, das über ihn schon als Othello gefällt wurde; Mad. Schulz brillirte als Königin der Nacht; Herr Sieber war ein würdiger Sarastro; Herr Blume als Papageno — Herr Blume.

Neapel, Mai.

Das für die ganze katholische Christenheit auf 1826 von Rom ausgeschriebne heilige Jahr fing hier mit dem Eintritt der Fasten an, und ward während derselben streng beobachtet. Alle Theater und andre öffentliche Unterhaltung jeder Art eingestellt; Fast- und Bußtage waren an der Tagesordnung, Prozessionen von Frommen und Nichtfrommen folgten täglich und stündlich auf einander, und eine gedruckte Vorschrift, wie die vorgeschriebenen vier Kirchen mit Würde und Andacht zu besuchen seyen, ward und wird noch wie warmes Brod verkauft. Man schmeichelte sich, daß diese christlichen Uebungen nebst dem heiligen Jahre nach Beendigung des Osterfestes geschlossen werden würden, allein sie sollen volle sechs Monate dauern, und täglich, besonders an Sonn- und Feyertagen, sieht man Züge von vielen hunderten, vier und vier im Arm gefaßt, singend und betend von einer Kirche zur andern ziehen. Die auffallendsten Kontraste finden dabey in dieser volkreichen, lärmenden Hauptstadt statt. Auf einer Seite die frommen Züge, auf der andern die wogenden Menschenmassen, welche ihren Geschäften und Vergnügen nachgehen; die Hunderte von Fuhrwerke aller Art, welche dann halten müssen, wenn ihnen ein Zug Betender begegnet; das daraus entstehende doppelte Gedränge, das dem Neapolitaner immer so natürliche Geschrey, und die Rufe der Verkäufer, welche ihre Waaren feil bieten, mit den Litaneyen und Ora nobis, Exaudi nos u. s. w. vermischt, geben eine eigene Mischung.

Die allgemeine Furcht, die Theater würden während des ganzen Zeitraums geschlossen bleiben, lößte sich um Ostern zwar zur allgemeinen Freude der Theaterfreunde, jedoch nicht zu deren Zufriedenheit mit dem Dargestellten. Alle wurden geöffnet, allein was man seitdem gibt, ist wahrlich nicht von der Art, daß es einer Residenz und dem so berühmten Theater von St. Carlo würdig wäre. Lauter alte gehörte und wiedergehörte Opern, gesehene und wiedergesehene Ballette, wenig bedeutende Sänger, und noch unbedeutendere Tänzer erregen wahrlich nur wenig Lust es oft zu besuchen. Eigentlich ist nur der einzige la Blache vorzüglich, doch in der ernsthaften Oper bey weitem nicht so sehr an seiner Stelle, wie in der komischen, und wenn er im Fondo in einer alten, aber wie es heißt, hier nie, oder doch seit vielen Jahren nicht gegebnen Oper — der eingebildete Sokrates — vom Paesiello auftritt, welche im Styl der ganz alten Opern manche tolle Scene allein ein zweckmäßiges wiziges, wohlgeschriebenes Buch hat, ist er eben so vortrefflich, wie weniger bedeutend im Solitario von Pavesi, der seit einiger Zeit als neu gegeben worden, aber so wenig Beyfall findet, daß fast nur er, und auch nur an einigen wenigen einzelnen Stellen beklatscht wird; welches denn keineswegs ihm zur Last fällt, da er, wann und was er singt, immer meisterhaft vorträgt. Die Mad. Meire Lalande, welche der Tosi Stelle eingenommen hat, ist zwar eine gute Sängerin zu nennen, allein nicht für unser großes Haus, wo etwas Bedeutenderes verlangt wird. Ihre Stimme hat wenig Umfang und keine Stärke, und in der Aussprache hört man ihr sehr die Französin an. Sehr widrig für die, welche gewohnt sind, das schöne Italienische voll und deutlich reden zu hören.

Durch des geschickten Balletmeisters Gioja Tod hat dieser Zweig ungemein verloren, und was jezo geliefert wird, ist eben so unverständlich als wenig unterhaltend; besonders da die besten Tänzer verreißt und die jezigen mit ihnen gar nicht zu vergleichen sind. Nur einer der vielen Vestris verdient genannt zu werden. Ob Barbaja die Direction noch länger wie ein Jahr behalten wird, bleibt die große Frage. Man behauptet, er bestehe auf die Wiedereinführung der öffentlichen Spiele, welche man ihm durchaus nicht zugestehen will, weil man von der Verderblichkeit derselben zu sehr überzeugt ist, und weßwegen es auch sehr zu wünschen ist, daß man bey diesem Entschluß bleibe; besser ohne St. Carlo Theater, als diesen Weg zum allgemeinen Ruin unter Authorisirung immer offen zu sehen.

Wir haben den Genuß gehabt, die Catalani drey Mal in Konzerten in Fiorentini zu hören, weil Barbaja ihr St. Carlo nicht anders als gegen 700 P. für einen Abend abtreten wollte. So vorgerückt in Jahren diese berühmte Sängerin auch ist, so sehr sie auch verloren haben mag, so ist und bleibt sie doch immer die erste jezt lebende Sängerin, und ihre Geschicklichkeit und Ausführung ist die nämliche, wenn auch ihre Stimme verloren hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Juni 1826.

Wie mein Glück ist, ist mein Lied.

Hölderlin.

Die Makamen des Hariri.

Dritte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich brachte in Kufa ohne Nachtruh — eine schöne Nacht zu, — deren Farbe ein Dunkelklar, — und deren Mond wie eine Silberspange war; — in Gesellschaft anmuthig rührender, — Geistesflammenschürender, — mit Redezauber umschnürender, — Nachtgespräche-führender — Männer, aus deren Mund — kam, was in keinem Buche stund, — deren Wort man bewahrte wie das Herz inwendig, — und es lernte wie den Koran auswendig. — Sprech- und Hörlust hielt uns munter, — bis der Mond ging unter, — ohne daß der Mund versiegte, — oder Schlaf das Aug' besiegte. — Als nun die große Lampe war ausgegangen, — im Zelt der Nacht, und nur die kleineren blieben hangen, — die auch zu verlöschen zitterten, — weil sie das Nahen des Frühhauchs witterten; — als die eilende Nacht zuwinkte den Blicken, — sich nun zu schicken, — wenn sie wollten vor Tags noch ein Stündlein nicken; — hörten wir draußen im Finstern einen andern, der wachte, — der erst von weitem ein Hundegebell nachmachte, — dann, genaht, an unsern Pforten krachte. — Wir riefen: Wer ist der Lärmer, — in der dunkeln Nacht, der Schwärmer? — Da rief es:

Volk dieses Hauses! sey vor'm Leid versteckt,
Vor'm Schaden stets beschattet und bedeckt!
Es trieb die Finsterniß, die schauernd schrecket
Zu euerm Hof, das Haar vom Thau beleckt.
'nen Mann der Reise, die sich weit erstrecket,
Davon er war gekrümmt und fahl gefleckt,
Dem Halbmond gleich, wenn er im Osten bleckt.
Er hat sich nun zu eurer Hall' erkecket,
Insonderheit nach euch die Hand gerecket,
Ruh' suchend vor der Unruh', die ihn necket.
Da habt ihr einen Gast, dem alles klecket,
Der nimmt, was süß und auch was bitter schmecket,
Und, scheidend, seinem Wirthe Wohlduft wecket,
Weil er den Dank nicht in die Tasche stecket.

Hareth Ben Hemmam erzählt: Als seine tönenden Glocken — uns so begannen zu locken, — und wir merkten, welch erquicklicher Regen — sey hinter seinen Donnerschlägen; — eilten wir, die Pforten aufzureißen, — und ihn bey uns willkommen zu heißen, — dem Sklaven zurufend: Schnelle! Schnelle! — Bestelle! — und schaffe, was im Haus ist, zur Stelle! — Doch der Gast sprach: Bey dem, der mich geführt zu eurem Hause! — ich rühre nichts an von euerem Schmause, — ihr versprechet mir denn, euch für mich nicht in Ungemach zu setzen, — noch um meinetwillen eure Ruh zu verletzen. — Eßgier schadet dem Esser; — zu scharf wird schartig das Messer. — Der Gast ist lieb, — der nimmt vorlieb, — und nicht Ungelegenheit — im Hause macht zur ungelegenen Zeit. — Ein schlimmer Gast wird — genannt, wer

zur Last wird seinem Gastwirth; — zumal zu solcher Stund' und Nachtzeit, — wo kaum noch Wachzeit, — geschweige denn Essenszeit ist —, für einen Mann, der gescheit ist. — Wenn Schlaf will bethauen — die Augenbrauen, — bleibt für die Zähne keine Zeit zum kauen. — Das Sprichwort sagt: Das beste Abendmahl — ist das vor dem lezten Abendstrahl; — und Nachtessen schadet den Augen, — wenn es auch dem Magen mag taugen. — Ach Gott! nur daß das Feuer des Hungers brennt, — das nicht den Thau des Schlummers kennt! — Sprachs, und mit seinen Entschuldigungen — war ihm der Sieg über uns gelungen; — wir bezeugten seinem holden Mund unsere Huldigungen, — und wünschten alles Süßes und Feistes — dem trocknen Gaumen eines so schönen Geistes. — Als nun der Diener herbeygeschafft, — was in der Eile war zusammengerafft, — und vor uns angezündet das Licht, — schaute ich, und schaute Ebu Seids Gesicht. — Da sprach ich zu den guten Freunden: Glück zur guten Stunde — und zum guten Funde, — zum seltenen Gast in eurer Runde! — Der Wind des Glücks hat zum Platz — euch hergewebt einen mühlosen Schatz, — der für alles andere beut Ersatz. — Wenn der Mond des Gesichtskreises ist untergegangen, — so ist der Mond des Gedichtkreises nun aufgegangen; — und wenn der himmlische Leitstern in Dunst ist geschwunden, — so ist dieser Zeitstern der Kunst uns gefunden. — Da durchdrang sie der Most der Freude, — und Schläfrigkeit verließ das gewölbte Augengebäude; — sie verabschiedeten wieder die Stille, — zu der sich hatte geneigt ihr Wille, — und entfalteten neu den Scherz und die Lust, — die sie hatten zusammengefaltet in der Brust. — Doch Ebu Seid war mit Seel' und Leib — bey dem Werk, das er nicht trieb zum Zeitvertreib; — der Wetteifer seiner Händ und Zähne — war thätig auf der dampfenden Scene, — bis der Inhalt der Schüsseln war geschwunden. — und seinen Platz hatte in ihm gefunden. — Da sprach ich: Nun tisch' uns zum Nachtisch und Nachtisch auf — einen Abschnitt und Aufschnitt aus deinem Lebenslauf, — eine Neuigkeit aus deinem alten Sack, — eine Wahrheit und Dichtung nach deinem Geschmack. — Er sprach: Von Seltsamkeiten hab' ich erlebt und gethan — Mehr als Augen sahn, — oder als Lippen kundgethan. Doch das Seltsamste begegnete mir diese Nacht, — kurz vor dem, als das Glück mich hier zu euch gebracht. — Da forderten wir von ihm die Wunderkunde — von dem Begegniß seiner nächtlichen Runde. — Er sprach: Ein Pfeil, geschleudert von des Wanderlebens Bogen, — kam ich verirrt hier in die Stadt geflogen, — Herr eines hungrigen Magens und eines leeren Schooßes — und eines Futtersacks, der ledig war, wie das Herz der Mutter Moses. — So ging ich, Vater des Seides *), — oder Vater des Leides, als die Dunkelheit einbrach, — ob mir gleich vor Ermattung das Bein brach, — eine gastfreye Küche zu suchen, — einen Koch oder einen Kuchen. — Und der Hunger, als ein guter Treiber bekannt, — und das Geschick, ein Vater der Wunder genannt, — führten mich vor eines Hauses Thor, — da trug ich mein Anliegen aus dem Stegreif vor:

Gegrüßt, Bewohner des Gehöfts, groß oder klein!
Und lebet lang! in Wohlstand und in Wohlgedeihn!
Was gibt's bey euch? für einen Mann der Wüstenreyn,
Für einen Sohn des Weges mit erlahmtem Bein,
Deß Eingeweide brennend nach Erquickung schrein,
Der nichts gegessen seit zwey Tagen oder drey'n,
Und keinen Freund hier hat, ihm Gastrecht zu verleihn;
Indeß die finstre Nacht schon bricht mit Schauer ein.
Vom Leben blieb Verdruß am Leben ihm allein.
Wohnt etwa nun in diesem Haus ein Freudenschein,
Ein Herz, das spreche: wirf den Stab hin, tritt herein,
Und was im Haus sich findet, soll gegönnt dir seyn!

Sprachs; da sprang hervor ein junges Füllen, — ein Knab' in flatternden Hüllen — und sang:

Beym Preis des Alten **), der das Gastrecht eingesezt,
Und Mekka's Sand mit Opferthierblut hat genezt!
Nichts gibts bey uns für einen Gast, der Zähne wezt,
Als „Gott zum Geuß!" und eine Streu, die nicht verlezt.
Wie soll gastiren, wer, wie ich, noch wacht und schwäzt,
Nur weil der Hunger seinem Schlaf sich widersezt?
Du hörst; bedenk' nun, was du thust, bedenk' es jezt.

Ich sprach: was soll ich mit einer leeren Herberge thun — und mit einem Wirthe, den der Hunger selber nicht läßt ruhn? — Aber wenn mir auch mißfällt dein Quartier, — Knabe, so gefällst du mir. — Sage mir deinen Namen, — da deine Worte das Herz mir nahmen. — Er sprach: mein Name ist Seid — und mein Geburtsort ist Feid ***); — ich kam in diese Stadt erst gestern, — zu meinen Mutterbrüdern und Schwestern. — Ich sprach: Sage mir alles ohne Heucheley, — so erhalte dich Gott von Straucheln frey! — Er sprach: Mir hat erzählt meine Mutter Liebhold, — die, wie ihr Name, ist lieb und hold, — daß im Jahr der großen Plünderung — sie geheirathet zu ihres Jammers Minderung, — einen Edlen, der ihrer schien würdig, — von Ghassan stammend und von Serug gebürtig. — Doch wie sie war gesegneten Leibes, — hat er von der Seite seines Weibes — im Stillen seinen Weg genommen, —

*) Das heißt Ebu Seid.

**) Abraham.

***) Ein Einkehrort auf dem Wege nach Mekka.

und soll noch wieder kommen. — Er war, nach allem was ich gehört, ein Durchtriebener, — und ich bin sein Nachgebliebener. — Wir wissen nicht, ob er noch lebt, und wir auf ihn sollen warten, — oder ob er bestattet ist auf dem Pfühl, dem harten. — Da erkannte ich, sprach Ebn Seid, an jedem Zug — und jedem Zeichen ohne Trug, — daß dieses mein Sohn sey, mein Saamen, — von dem ich nichts an mich genommen als den Namen. *) — Und ich konnte der Natur kaum widerstreben, — die mich drang, ihm seinen Vater zurück zu geben. — Doch die Scham der leeren Hand — und des schlechten Kleides, in dem ich vor ihm stand, — hielt den väterlichen Trieb im Band; — und ich riß mich von ihm mit einem Herzen, das gepreßt war, — und einem Auge, das genäßt war. — Habt ihr nun, o ihr Männer von Herz und Geist, — ein Wunder wie dieses gehört, von allem was Wunder heißt? — Wir sprachen: Nein bey dem, den Mond und Sonne preißt! — Er sprach: Ja verzeichnet es nur unter des Zufalls Wundergeschichten, — und verewigt es auf Blättern mit wahrhaften Berichten; — denn dergleichen läßt sich nicht erdichten. — Und wir brachten die weiße Fläche und die schwarze Flut, — und schrieben aus seinem Mund die Geschichte wohlgemuth. — Dann erforschten wir ihn, was er nun habe beschlossen, — um an sich zu nehmen seinen Sprossen. — Er sprach: wenn mein Beutel schwerer wöge, — wär' es mir leicht, daß ich meines Jungen pflöge. — Wir sprachen: Wenn mit einigen Pfunden dir ist zu dienen, — so stehen wir dir zu Diensten mit ihnen. — Er sprach mit verklärten Mienen: — Wie dienten mir Pfunde in der Noth nicht? — Ein Weiser verschmäht ein Loth nicht. — Der Berichter dieser Geschichte spricht: Da trugen wir auf der Stelle unsre kleinen Späne zusammen, — um zu schüren seiner Vaterliebe Flammen; — dann bestimmten wir noch eine Summ', eine runde, — und theilten sie auf uns in die Runde, — und jeder schrieb auf seinen Antheil eine Verschreibung, **) — die er jenem übergab zur Betreibung. — Er zeigte sich über die Wohlthat gerührt und erkenntlich, — ergoß sich in Dank und erschöpfte sich in Preis unendlich; — bis das Lob uns zu hoch zu steigen schien, — und wir uns mühten unser Verdienst herabzuziehn, — Dann entfaltete er Nachtgespräche, witzverbrämt, — von denen Damast und Brokat ward beschämt, — und durchwürzte die lezten Hauche der Nachtluft — mit der Poesie Nachtblumenduft; — bis das Licht im Osten emporbrach, — das Goldgeweih des Sonnenhirsches hervorstach. — da sprang er wie ein Hirsch auf, und sprach: — Komm, laß uns an Ort und Stelle passiren, — die Verschreibungen einzukassiren, — die Körnlein zusammen zu lesen, — und die Tröpflein zu schlürfen zum Genesen. — Denn mir schlägt das Herz in hörbarem Tone, — vor Verlangen nach meinem Sohne. — Da ging ich mit ihm Hand in Hand, — bis das Geldgeschäft war zu Rand; — und als er eingethan im Sack das blanke, — blinkte er und blühte wie eine Ranke, — dann sprach er: Vergüte dir Gott die Bemühung der Sohlen! — du bleibst von mir dem Schutze des Höchsten befohlen. — Ich sprach: Ich wünsche dich zu begleiten, — um deinen edlen Sohn zu sehn an deiner Seiten. — Da blickte er mich an, wie ein Preller den Geprellten, — und lachte, bis seinen Augapfel Thränen schwellten, — indem er sang:

◡ ◡ | ◡ ◡
— — ◡ — — | — — ◡ — —

O der du ansiehst den Dunst *) für Wasser
Und Worte glaubest, die von mir kamen:
Ich hoffe nicht, daß so wahre Früchte
Mir tragen sollte der Lügensaamen.
Vielleicht, ich habe wohl einen Sohn, und
Vielleicht, ich hab' auch von ihm den Namen;
Doch heut die Nacht sah ich keinen, außer
Nur in Erinnrungen, die mir kamen.
Kein Weib auch hab' ich das Liebhold heißt; der Kunst
Und List nur hab' ich zu meinen Damen;
Die soviel Streiche mich täglich lehren,
Als Raum nicht haben in Buches Namen,
Als As m a'i' selbst, der Sagenkrämer,
Vermöcht' in Worten nicht auszukramen.
Sie sind die Bürgschaft des Unterhalts mir,
Der ohne sie bald mir würd' erlahmen.
Wie sollt' ich leben? und leben soll ich;
Wenn ich nicht täglich zög' einen Hamen?
So nimms nicht übel, daß ich dich heut fing;
Es ist mein Handwerk; Gott segn' es, Amen!

*) Der Dunst der Wüste.

---

*) Nämlich den Zunamen Eb u. Seid, Vater des Seides. Eine solche Ehrenbenennung eines Mannes nach seinem Sohn heißt Kunjet.

**) Eine Anweisung auf einen Wechsler.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Volk und Armee waren der Revolution müde, denn auch Napoleon war nur eine neue Revolution gewesen; man hatte im Jahr 1814 noch einmal die Revolution gesehen, und vergaß darüber das Vaterland. Man verwechselte sogar Vaterland und Revolution, und ließ das Vaterland muthlos erobern, weil man auch die Eroberung selber für eine Revolution, für die lezte, hielt.

Aber es ist doch wenigstens jezt im Jahr 1825 ganz klar, daß das innere Feuer der Revolution nicht alles Gute verzehrt hatte; daß aus dem Schutte des Brandes viele kostbare Trümmer gerettet worden waren, und aus dem verschmolzenen kostbaren Materien noch manche schwere

Schlacken hervorgezogen werden konnten, voll gediegenen Inhalts. Daß Frankreich den verborgenen Schaß schon im Jahr 1814 kannte, das sah man daraus, daß man es nicht wagen durfte, ihm eine Charte zu verweigern. Jezt im Jahre 1825, das doch kein Siegesjahr war für die Opposition, sieht man überall; daß die revolutionäre Krankheit die französische Nation nur einen Augenblick aufgehalten hatte im Fortschritte, und daß sie sogar durch den kritischen Stillstand nur noch mehr Kraft gewonnen hat. Der sprechendste Beweis davon ist, daß sie ihre so oft verlorne Preßfreyheit immer wieder erringt; sie, die sie während ihrer ganzen Revolution nie besaß, troß aller Freyheit und Gleichheit.

Der Zeitpunkt der zahlreichsten und wichtigsten Hinrichtungen war unmittelbar nach dem grausamen Tode des besten aller Menschen, Ludwigs XVI., besonders aber nach der Ermordung der Königin und einiger andern Mitglieder der königlichen Familie. Zwischen diese Königsmorde, welche durch die dabey beobachteten Formen als revolutionäre Justizmorde erscheinen, fällt das Morden im September, was man in der Geschichte nicht durch den Namen: Septembrisiren kennt, sondern die Geschichte wollte gleichsam nur die Ungeheuer verewigen; sie brandmarkte sie alle mit ihrem Zeichen unter dem allgemeinen Namen und in Masse; sie heißen Septembriseurs. Noch jezt, und vielleicht auf ewig, wenn ein Pariser in einer heftigen Aufwallung und mit außerordentlicher Energie seinen Abscheu oder seinen Haß gegen einen Bösewicht ausdrücken will, nennt er ihn einen Septembriseur, oder wenigstens sagt er von ihm, er glaube, er wäre einer gewesen oder geworden, wenn er im September 1793 gelebt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Mai.

(Beschluß.)

Der immer fruchtbare Dichter Camerano von St. Carline, welcher im Auffassen des neapolitanischen Volkslebens so glücklich wie die Gesellschaft geschickt im Darstellen ist, hat wieder ein recht gutes neues Stück zum Besten gegeben, worin er die Wuth, die hier so allgemein und ohne Ueberlegung noch Zurathziehung eines Arztes im Gange gebrachte Medizin des französischen Arztes le Roy vernünftig beleuchtet, und die Sache geschickt auf die neapolitanische Volkslebensweise anzuwenden weiß. Es ist schon einige zwanzig Mal nach einander gegeben, indeß mit vielen seiner andern Kompositionen nicht ganz zu vergleichen, indem er diese aus dem Leben aufgegriffen, und daher das Verhältniß gerade umgekehrt ward. Neapolitanische Volksscenen veranlaßten jene Darstellungen; in diese wird durch etwas außer neapolitanisch auf das hiesige Volk gewirkt.

Wir haben auch die Freude, daß das Dampfschiff, dessen Fahrten nach Sicilien eingestellt waren, weil die Grobheit der englischen Führer und Matrosen, so wie der Verlust der Eigner die Fortsetzung unmöglich zu machen schienen, nun von einem französischen unternehmenden Mann gekauft worden, und seine Reisen am zweyten nach Palermo wieder angefangen hat, wöchentlich hin und her, mitunter auch nach Messina gehen wird. Und da die Preise auf 18 P. für den ersten, 8 P. für den zweyten und 4 P. für den lezten Platz herabgesezt sind, so dürfte man sich doch endlich überzeugen, wie in jeder Rücksicht diese Reisegelegenheit den königlichen langsamen Paketbooten vorzuziehen sey.

Der farnesische Stier, welcher bekanntlich von dem öffentlichen schönen Spaziergang der Villa Reale nach dem königlichen Museo gebracht werden, hat seine kurze Reise dahin in neun Tagen ohne Unfall beendigt, und ist jezt dort unter Dach und Fach gebracht, welches denn wohl gewiß zweckmäßiger ist, als ihn so nahe dem Meere, allem Winde und Wetter und der zehrenden Seeluft ausg[...]t zu sehen, die am Ende doch auf dieses Meisterwerk der alten Kunst sehr nachtheilig gewirkt haben würde. An der neuen Fontaine zur Verzierung seiner vorigen Stelle wird, langsam genug, gearbeitet, und es dürften noch mehrere Monate darüber hingehen, ehe sie beendigt wird, denn schnell scheint's könne hier nichts gemacht werden, und wenn's nur überhaupt geschieht, muß man sich schon zufrieden geben.

Es ist auffallend, daß von einer Merkwürdigkeit dieser an dergleichen so reichen Hauptstadt so wenig geredet, sie von Fremden wenig gesehen, und in keiner Reisebeschreibung erwähnt wird. Der Pallast und Garten des Prinzen Leopold vereinigt nämlich in einem kleinen Raume mitten in der Stadt, dem königlichen Pallaste gegenüber, so viel, und Alles was sich von Lebensgenüssen und Lebensbequemlichkeiten auf einen Fleck vereinigen ließ, daß man vieles davon auf Land- und Lustschlössern vergebens suchen würde. Die innere Einrichtung ist geschmackvoll, wohnlich, allein ohne große Pracht, viele schöne Bilder alter berühmter und neuer Meister zieren die Zimmer, von denen vielleicht manches der erstern ziemlich willkürlich benennt wird, und wohl auf jeden Fall nicht unter die Meisterwerke des Meisters zu rechnen seyn würden, sie verschaffen jedoch dem Künstler und Liebhaber manchen Genuß. Vorzüglicher ist aber doch wohl die einzige Lage des Pallastes. Nahe dem Meere hat man über dasselbe und den ganzen herrlichen Golf aus allen Fenstern und von allen Punkten den erhabensten Blick in die schöne Natur. Aus dem zweyten Stock tritt man zu ebner Erde in einen Garten, der ungemein überrascht. Man glaubt hier die hängenden Gärten der Semiramis verwirklicht oder erneuert, wähnt sich in den schönsten Anlagen, weit von der Stadt entfernt, fast außer Europa versezt zu seyn, denn eine Menge ausländischer Pflanzen von größter Schönheit wachsen, blühen und gedeihen in diesem glücklichen Klima im Freyen, und erreichen eine Vollkommenheit, welche man in Deutschland mit der größten Sorgfalt kaum in Treibhäusern zu erzwingen vermag. Eine vieljährige hohe Dattelpalme erhebt ihre Krone weit über alle übrigen Gewächse, und gereicht zur größten Zierde des ganzen Gartens. Schade daß heftige Winde im lezten Winter sie beschädigten, und sie sich vielleicht kaum wieder erholen dürfte. Mehrere junge sind indessen wieder angepflanzt, und bilden mit Agaven, Cactus, Magnolien und hundert andern ein fremdes Land. Außerdem ist noch ein reich versehenes Gewächshaus, Ananaspflanzung, und selbst eine Vaccaria oder Holländerey, um Milch und Butter immer frisch zu haben, und wenn man den kleinen Raum bedenkt, scheint es fast unmöglich, so vielerley auf demselben zu haben. Den höchsten Punkt nimmt eine Gloriette oder Terrasse ein, und von hier hat man eine Aussicht, wie sie nur von hier gesehen werden kann, und deren Beschreibung die Wirklichkeit auf das Entfernteste nicht erreichen kann, indem man hoch über den am Meere liegenden Theil der Stadt, St. Lucia genannt, erhaben ist, und nichts die freye Umsicht hindert.

Beylage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 132.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Juni 1826.

> Die Schwachheit ist die Mutter der Macht, und wenn der wackere Sohn der Mutter nicht bey der Geburt den Leib zerreißt, so geschieht es nicht aus Schonung: wer sollte ihn sonst säugen und nähren?
>
> Klinger.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Der Ursprung der revolutionären Hinrichtungen von 1793 ist folgender: die Gewaltigen unter den Revolutionsmenschen hatten befürchtet, die Wuth der französischen Revolution möchte zu früh ersterben, die Ueberspannung und Erbitterung der ersten Revolutionsjahre möchte sich nicht mehr länger erhalten können, um so weniger, als bey den Franzosen, die mit dem Blute vorher nicht bekannt waren, ein allgemeiner Grundzug des Nationalcharakters ist, weder Rache noch Erbitterung, ja auch nicht einmal ein bloßes Böseseyn lange im Gemüthe nähren zu können; schon in der Sprache sind die Worte rancune und rancunant gehässige Worte, und man bestraft wegen einer rancune schon die Kinder strenge, gleichsam als wegen eines Vergehens. Die Häuptlinge erfanden daher zwey gräßliche Mittel; das eine war, den Pöbel als das Werkzeug in blutiger Wuth zu erhalten, das andere, die Abgeordneten der Nationalversammlung und die Staatsbeamten in den Departementen zu einem Schritte zu verleiten, der ihnen jeden Weg zur Reue, jeden Rücktritt zur bessern Ordnung versperrte. Wenige Deputirte hatten Kraft genug, die Zumuthung von sich abzuweisen; diese mußten für ihren Muth, für ihren Edelmuth sterben. Die Verurtheilung des Königs und seiner unglücklichen Familie durch den Nationalkonvent und die Ermordung der Verhafteten durch den Pöbel hatten keinen andern Grund, als jene Absicht der Häuptlinge, den Pöbel immer tiefer in den Abgrund der Verbrechen zu stürzen. Die Stifter dieser tief berechneten revolutionären Politik erreichten ihren Zweck; denn auch die Staatsbeamten und Gemeindevorsteher in den Provinzen nahmen daran beynahe alle in förmlichen Belohnungsbriefen des Königsmords, welche sie an den Konvent richteten, Antheil. Somit war dann auch die Pöbelwuth gerechtfertigt und auf's Neue angefacht; der Pöbel von Paris wußte nicht, daß auch die Departementsräthe und Munizipalitäten in den Provinzen nichts anders waren als Pöbel.

Wie konnte man die wilde Gährung anders nähren als mit Blut! Es gehörte in die geheime Berechnung der Revolutionsmänner, alle Tage Blut hinzugeben, so wie man auf dem Meer alle Tage Wasser austheilt. Der Vorwand zu dem Morden war immer die Gefahr vor der Kontrerevolution. Die wirkliche Veranlassung, die Anzahl der Blutopfer zu vermehren, oder zu vermindern, waren entweder Siege der Alliirten gegen die französischen Armeen, oder Unfälle in den westlichen Departementen, wo der Sitz des Vendeekriegs war, oder endlich die Furcht eines Häuptlings, von einem andern Häuptlinge oder gar durch das Volk selber gestürzt zu werden. Auch mordete die Revolutionsjustiz bisweilen aus Verdacht wegen geheimen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs oder wenigstens der Revolution, aber er war nur selten gegründet, denn die meisten reichen Leute wa-

ren gerade wegen ihres Reichthums um so vorsichtiger, und Andere zähmte der Schrecken.

So allein muß und kann man sich erklären, warum die Hinrichtungen sich nicht immer gleich in der Zahl waren. Die Akte selber waren anfänglich nicht alltäglich. Bald war die Anzahl der Opfer auf einmal unverhältnißmäßig stark; bald wurde sie wieder ganz gering. Eine Nachricht von einer verlornen Schlacht wurde gerächt auf dem Richtplatze. Für fünfzig Stück Kanonen, die die Republik verloren hatte im Bürgerkriege, bluteten fünfzig Staatsgefangene. So ist die schreckliche Blutprogression zu verstehen, wie nach und nach die einzelnen täglichen Exekutionen von den Einheiten in die Zehn, und von den Zwanzig bis zu den Vierzigen, und wie sie endlich bis auf den höchsten Punkt von acht-und-siebzig unglückseligen Unschuldigen stiegen. Als Robespierre, der Schuldige, hingerichtet wurde, war die Zahl seiner Todesgefährten ebenfalls in den Siebzigen; die Nemesis ist doch überall da mit ihren geheimen Winken und ihren warnenden Zeichen! Eine solche Masse, die man zum Tode führte, benannte der unbarmherzige Pöbel mit dem Ausdruck, mit welchem der Bäcker seine Anzahl Brode in dem Ofen bezeichnet; er sagte: „Der Einschuß war heute beträchtlich, es waren ihrer beynahe achtzig."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Makamen des Hariri.

Vierte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich machte nach Dimjat eine Reise, — wohl versehen mit Trank und Speise, — wohl aufgeräumt — und aufgezäumt, — mit Genossen geschaart — von gleicher Art, — von denen die Eintracht nicht beeinträchtigt ward; — die das Band der Freundschaft nicht abbrachen, — und aller Feindschaft den Stab brachen; — gleich als ob sie getrunken die Milch von Einer Amme, — oder wären die Funken von Einer Flamme, — oder die Zinken an Einem Kamme. — Wir ritten nur den scharfen Ritt, — und litten nur Thiere vom starken Tritt; — und wenn wir zur Herberge lenkten, — oder zur Tränk' uns senkten, — ruhten wir nur im Flug, — ohne langen Verzug. — Einst hielten wir unsere Thier' im Trabe, — in einer Nacht, die von Alter ein Knabe *) — und von Locken war ein Rabe; — wir spornten bis die Dämmerung graute, — und die dunkle Schminke der Luft zerthaute; — da ward uns der Nachritt beschwerlich — und der Schlummer unentbehrlich. — Wir hielten den Zügel — an einem Hügel, — wo weich und grasreich war der Ranft, — und die Luft gelind und sanft. — Da stiegen ab die Reiter — von dem Rücken der Schreiter; — und als diese waren gestellt, — und jene ruhten ihren Waaren gesellt, — als das Gebrülle verstummt war, — das Geschrille versummt war, — und Alles stille von des Schlummers Hülle vermummt war; — hörte ich einen Sprechenden, — die Frühruh' unterbrechenden, — der an einen, der mit ihm wachte, — mit heller Stimme die Frage machte: — Wie ist dein Verfahren — gegen die, die mit dir fahren? — Jener sprach: den Ungütigen — such' ich durch Güte zu begütigen; — ich bin gefällig dem Ungefälligen, — gesellig dem Ungeselligen; — ich vertrage mich mit dem, der mich betrügt, — und sage Wahrheit dem, der lügt. — Mein Herz bleibt zugewandt den Verwandten, — wenn sie mir gleich den Rücken wandten; — und ich bin erkenntlich meinen Bekannten, — wenn sie mich schon verkannten. — Ich fliehe nicht vor dem Flehenden, — ich entziehe mich nicht dem Zehenten; — feil ist mir meine Fülle — zu des Kranken Heil und zu des Nackten Hülle. — Ich schenke meinen Trank, und denke nicht an Dank; — ich verarbe den, der mich verrieth, — ich schade nicht dem, der mich übel beschied. — Ich füge mich bescheiden — auch ungefügen Bescheiden; — ich habe nicht Wohlgefallen, — daß meine Feinde fallen; — ich reiche heilendes Wu[illegible]kraut — dem, dessen Nagel mich wund kraut — und entzi[illegible] meine Haut — dem, der sie haut. — Mich tröst[illegible] ein Koran-Abschnitt, — wenn man mir die Ehre abschnitt; — und ich lasse den guten Namen — denen, die mir ihn nahmen. — Ich heuchle mit keinem Hauch, — ich täusche in keinem Tausch; — übervortheilen mag ich nicht, — und über Nachtheile klag' ich nicht; — ich suche nicht Händel im Handel, — und bin in meinem Wandel ohne Wandel. — Lieber ungerächt, — als ungerecht; — lieber dem Feind erlegen, — als den Feind erlegen! — Ich klage nicht, wenn man mich verklagt; — ich entsage, wo man mir versagt. — Was versucht, — lass' ich unversucht; — wo man flucht, — nehm' ich die Flucht. — Wo man spricht, will ich nicht widersprechen, — wo man sticht, will ich nicht wieder stechen; — und sollte mich die Hyder stechen, — so wollt' ich mich an ihr nicht rächen. — Darauf sprach der andere: O weh mein Sohn! — wer wird Frohn thun ohne Lohn? — Man muß kargen gegen den Kargen, — arg thun gegen den Argen, — gegen den Schnarcher muß man schnarchen. — Den will ich nicht letzen, — der mich will verletzen; — ich will nur netzen den, der mir nützt, — und nur schätzen den, der mich schützt. — Dem sey meines nicht gewährt, — der seines mir wehrt; — wer mir sich nicht paart, — den lass' ich apart; — der mich verschmäht, nach dem schmacht' ich nicht; — der mich ächtet, den acht' ich nicht. — Ich wünsche die Plage meinem Placker, — und pflanze nicht Friedensbäume auf Feindesacker. — Ich

*) Eigentlich von Jugend ein Mädchen.

gebe nicht mein Korn für deine Spreue, — und nehme nicht deinen Zorn für meine Treue. — Lieber ungerecht, — als ungerächt; — lieber schinden als geschunden, — und lieber den Schmerz verwinden, als klagen über Wunden. — Ich will nicht streicheln, wo man mit Ruthen streicht; — ich will nicht weich seyn, wo man mir nicht weicht, — nicht liebreich seyn, wo man mir nicht reicht. — Dem ist mein Herz zugethan, — dessen Hand mir ist aufgethan. — Wer mich schiert, ist nicht mein Hirt; — wer mich nicht werth hält, ist nicht mein Wirth. — Den will ich nicht leiten und nicht geleiten, — der mich selber gern sähe gleiten; — dem will ich im Himmel keinen Stuhl bereiten, — der ein Pfühl in der Hölle Pfuhl mir möchte breiten. — Oder wer hat geboten, daß ich soll dienen und du dich dehnen, — ich mit Demuthsmienen und du mit Löwenmähnen? — daß ich säe und du speicherst, — daß ich flehe und du weigerst? — daß ich schmelze und du gefrierst? — daß ich in Staub mich wälze und du dich vornehm zierst? — Nein, sondern bey Gott, Gericht für Gericht — und Gewicht für Gewicht, — ein Schuh nach dem Maaß des Fußes, — ein Dank nach der Art des Grußes; — daß Niemand uns einen Vorwurf mache, — noch Jemand über uns lache. — Und o wie herrlich hat dein Vater gesagt:

Ich schätze jeden, wie er mich wird schätzen,
Und schütze mich vor dem, der mich will schatzen,
Zumess' ich jedem, was ihm angemessen,
Und zeige Krallen dem, der mich will kratzen.
Ich kränke nicht, und mag auch nicht erkranken;
Ich hetze nicht, und diene nicht zu Hatzen,
Ich bin nicht dessen Narr, der aus den Kohlen
Den Braten holen will mit meinen Tatzen.
Mein Freund ist, wer mir zeigt ein freundlich Antlitz;
Wer stolz sich bläht, dem sag ich: Magst du platzen!
Den lieb' ich, der sich läßt von meinen Scherzen
Berücken, und nicht zürnet meinen Fratzen.
Der Jugend steht es an, gefoppt zu werden,
Doch traurig ist ein Löffel mit der Glatzen.
Mein Sohn! geh' hungrig auf die Jagd mit Füchsen,
Wenn du nicht satt vom Schlafen wirst wie Ratzen.
Und wenn du deine Beute hast, so gehe
Geschwind als wie vom Taubenschlag die Katzen.
Und glaube nicht, daß der sein Herz dir schenke,
Der dich verlangen sieht nach seinen Batzen.

Hareth Ben Hemmam spricht: Als ich so ihr Gespräch belauscht, — hätt' ich gern Worte mit ihnen getauscht. — Als nun der Morgen anglomm, — das Frühroth im Glanz heranschwomm, — ging ich aus in des Frühlichts Glimmen — auf die Spur meiner Nachtstimmen; — da sah ich Ebu Seid mit seinem Sohn im Gespräche, — und ihre Mäntel trugen der Armuth Gepräge. — Ich erkannte, daß meine Nachtkunde — gekommen war aus ihrem Munde, — und wandte mich zu ihnen, voll Lust über ihre Geistesfülle, — und voll Mitleid über ihre zerrissene Hülle. — Ich lud sie ein, zu theilen mein Zelt, — und zu gebieten über mein Gut und Geld. — Dann streute ich ihren Ruhm aus unter der reisenden Gilde, — und schüttelte für sie die Bäume der Milde, — bis sie waren zu Gut und Ehren gekommen, — von allen zu Brüdern aufgenommen. — Unser Lager aber war an einer Stätte, — von wo sich zeigte die Hügelkette, — an der sich ließen die Dörfer erkennen, — und ihrer wirthlichen Feuer Brennen. — Als Ebu Seid nun seinen Sack gefüllt, — und seine Blöße gehüllt; — sprach er zu mir: Ich bin mit Schmutz beladen; — laß mich gehn, im nächsten Dorf ihn abzubaden. — Ich sprach: wenn du gehn willst, so eile, — und kehre zurück ohne Weile. — Er sprach: du siehest mich wieder, — eh du einmal senkest die Augenlieder. — Dann schlug er aus, wie ein Hengst auf der Weide, — rief seinem Sohne: Scheide! scheide! — und weg waren sie Beyde. — Wir dachten nicht, daß er Reißaus genommen, — und harrten auf sein Wiederkommen, — wie auf das neue Licht, — das die Fasten bricht. — Wir sandten aus nach ihm Führer, — Späher und Spürer, — bis der junge Tag ward alt, — und unser Eifer kalt. — Da, als wir waren des Wartens satt, — und die Sonne schon strahlte matt, — sprach ich zur Gesellschaft: Wir sind betrogen, — und der Mann hat gelogen; — ein Sumpf war diese Grüne; — laßt uns räumen die Bühne! — Ich ging und zog mein Kameel beym Nacken, — und fing an zu satteln und aufzupacken; — da fand ich von Ebu Seid's Stift — auf meinem Sattelknopfe die Schrift:

Der du heute dich mir hold erwiesest,
Mein dich nahmest an vor allen Mannen;
Glaube nicht, daß Laun' und Uebereilung,
Oder Ueberdruß von dir mich bannen;
Sondern weil im Koran steht geschrieben:
Wann ihr habt gegessen, geht von dannen.

Da las ich ihnen die Sattelschrift, — um niederzuschlagen ihres Zornes Gift; — sie bewunderten seine Schwänke, — und baten Gott um Schutz gegen seine Ränke; — worauf wir abfuhren, und von ihm nichts weiter erfuhren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, April.

Unser junger herrlicher Monarch bezeichnete den ersten Tag seines Regierungsantritts mit der feyerlichen Verheißung: „Meine Regierung soll in jedem Betracht nur eine Fortsetzung der meines verewigten Bruders, des von seinen Völkern so unendlich geliebten, und wegen seiner glorreichen Thaten mit dem Namen des Gebenedeiten belegten Kaisers Alexander seyn.“ — und so wahrhaft löst er gleich im Anfange dieses sein kaiserliches Wort. Wir dürfen hier in kein umständliches Detail seiner zwar erst viermonatlichen, dennoch an Thatergebnissen von seiner Seite schon überaus reichen Regierungsgeschichte eingehen, dürfen hier von seinen schon erlassenen weisen Ver-

treten über strenge Justiz- und Kriminalpflege im weiten Umfange seiner Staaten nicht sprechen; wollen aber doch hier in einer flüchtigen Skizze das referiren, was Kaiser Nikolaus schon in dieser kurzen Frist zum Wohle und zur Beförderung des Flors wissenschaftlicher Institute that, und zu welchen schönen und großen Erwartungen diese Aufmunterungen vom Throne aus alle Freunde der Wissenschaften und Künste in Rußland berechtigen. Am 14ten Februar erfreute sich die hier seit einigen Jahren schon mit so glücklichen Erfolgen für ihre Zwecke bestehende Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste eines sehr huldreichen Rescripts Sr. Majestät. Allerhöchstdieselben bezeugten ihr darin seine stete Willfährigkeit, sie fortdauernd zu beschützen, empfahlen ihr angelegentlichst, mit gleichem Eifer wie früher die von ihr beabsichtigten, so nutzvollen Zwecke zu verfolgen, zur Verbreitung und Beförderung der schönen Künste in Rußland mitwirkend beyzutragen. Den vom verewigten Kaiser Alexander ihr zugesicherten Jahresbeytrag von 5000 Rubeln erhöhten Sie auf das Doppelte, so daß diese Gesellschaft sich also jezt eines jährlichen Gratuits von zehntausend Rubeln aus dem kaiserlichen Kabinet erfreuen darf. Die hier und zu Moskau bestehenden ökonomischen Societäten erhielten im Verlauf des Februars gleich huldvolle Handschreiben aus höchster Hand; erstrer sicherte der Kaiser auch einen jährlichen Beytrag von 10,000 Rubeln aus dem Kabinet zu, statt der früher erhaltenen 5000. Der unter der Regierung des Kaisers Alexander im Jahr 1803 hier organisirten Kommission zur Redaktion eines allgemeinen Gesezbuchs für den ganzen russischen Kaiserstaat und spezieller für mehrere seiner Provinzen, die besondre Privilegien und Verfassungen besitzen, gab der Kaiser gleichfalls in diesen Tagen eine bessere, sie zu einem schnellern und bestimmtern Ziele führende Reform. Während einer 23jährigen Existenz hatte diese Kommission die ihr aufgegebene Aufgabe, dem Reiche einen ihm so überaus notthuenden, bestimmten, dem Geiste der Zeit und der Völker anpassenden Codex zu gewähren, immer nicht lösen können. Mehrere ihrer ersten Glieder, im Besitze vorzüglich guter Jahrgehalte und Leibrenten, deren Beziehung von der längern oder kürzern Dauer ihrer Posten abhing, betrachteten diese fetten Pfründen als Sinekuren für ihr Leben, und schritten so mit aller Gemächlichkeit, höchst langsam, fast unmerklich dem ihnen vorgesteckten Ziele zu. Bey einer solchen Bewandniß der Umstände hätte das Reich gewiß noch lange eines seiner fühlbarsten Bedürfnisse, das eines guten Gesezbuchs, entbehren müssen, hätte nicht der junge, unermüdet thätige, auf alle Wehen und Wünsche seiner Völker aufmerksame Monarch auch auf diesen Gegenstand gleich eine erste Aufmerksamkeit gerichtet, und ihm die erwünschtere Richtung gegeben. In einem, an den bisherigen Präsidenten dieser Kommission, Fürsten Peter Lopuchin, unter dem 12ten Februar dieses Jahrs gerichteten Rescript, — sagt der Kaiser unter andern: „Gleich bey meinem Regierungsantritt war einer der ersten, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Gegenstände eine genaue Uebersicht der verschiedenen Theile der Reichsverfassung. Ich richtete meinen forschenden Ueberblick auf unsre vaterländischen Geseze und ersah, daß die während vielen Jahren in dieser Hinsicht unternommenen Bemühungen oft unterbrochen wurden, und darum bis jezt ihr Ziel nicht erreicht haben. Wünschend so viel als möglich die schnelle Vollendung der Redaktion eines Gesezbuches zu beschleunigen, habe ich es für nöthig erachtet, den bisherigen Bestand der Gesezkommission auflösend, sie unter meine unmittelbare Jurisdiktion zu nehmen. Deßwegen habe ich befohlen, in meiner eigenen Kanzeley eine besondre Sektion für sie zu formiren.“ Bey dieser neuen Reform ist ihr früherer Etat nun bedeutend reducirt worden. Die talentvollsten und fleißigsten ihrer ältern Glieder sind in die neue Sektion übergeführt, nächstdem aber auch andre berühmte Juristen im Reiche für sie angestellt worden. Unter den Leztern befindet sich auch der ordentliche Professor des russischen Rechts an der Universität zu Dorpat, Staatsrath und Ritter Neumann, der auf Allerhöchsten namentlichen Befehl an den Minister des öffentlichen Unterrichts, vom 17ten Februar temporär zur eignen Kanzley Sr. Majestät abbeordert wurde, jedoch Mitglied der Universität und im Genusse aller mit seiner Professur verknüpften Gehalte bleibt. Damit aber diese Professur während seiner Abwesenheit von Dorpat interimistisch von andern besezt werden könne, ist Allerhöchst befohlen, eine dem Gehalte des Hrn. Professors Neumann gleiche Summe aus dem Etat der eignen Kanzley des Kaisers jährlich an die Dorpat'sche Universität zu verabfolgen. — So sind also die Glieder dieser neuen Gesezsektion unter die eignen Augen des Monarchen gestellt, dem sie durch ihren Präsidenten monatliche und vierteljährige Berichte über ihre geleisteten Arbeiten zu unterlegen haben, genöthigt, rasch und ohne Zaudern ihrem Ziele entgegen zu schreiten, und wir dürfen nun recht bald die Erscheinung unsers neuen Gesezbuchs hoffen. Es heißt, der Kaiser habe derselben nur eine zweyjährige Frist zur gänzlichen Vollendung ihrer Arbeiten anberaumt. Zwey Professoren der Universität zu Dorpat machen in diesem Augenblick mit Allerhöchster Genehmigung, und ganz auf kaiserliche Kosten, wissenschaftliche Reisen und Forschungen in den entferntesten Südostgouvernements des Reichs. Der Professor der Mineralogie daselbst, Hofrath von Engelhardt, macht mit Beybehaltung seines Gehalts, und zum Behuf seiner mineralogischen, geognostischen und geographischen Beschreibung des Uralgebirgs, eine Reise nach den Gouvernements Saratow, Orenburg und Perm. Zur Bestreitung der Kosten sind ihm 6000 Rubel aus den Ersparnissen der Universitätssumme ausgezahlt. Er hat diese Reise bereits am 25sten Februar von Dorpat angetreten, und ist bis zum November dieses Jahrs beurlaubt. Ihn begleiten zwey frühere Zöglinge der Universität, von welchen der eine, Hr. Doktor Heß aus Genf gebürtig, schon früher vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts nach Stockholm beurlaubt ward, um unter der Leitung des daselbst lebenden berühmten Chemikers Berzelius sich in der Chemie und Mineralogie noch weiter zu vervollkommnen, vor zwey Monaten auf seinen Wunsch vom Ministerium des Innern als Arzt bey den Turkinskischen Mineralwassern am Baikalsee angestellt, interimistisch aber dem Hrn. von Engelhardt bis zum nächsten November beygegeben ward.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 126.

Nichts.

Charade.

Freyheit wehet auf der Höhe,
Die dir meine Erste nennt;
Daß die Zweyt' in dir ich sehe,
Sey für Muth und Ruhm entbrennt!

In der Erde grause Tiefen
Wühlt das Ganze kühn hinab;
Weckt es Geister, die hier schliefen,
Fand es dort schon oft sein Grab,
Wenn sie seine Weise ahmen.
Tragen Hunde selbst den Namen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Juni 1826.

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht! —
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!

Goethe.

Olivier*).

Einleitung.

Jedermann in Paris hat die Gräfin R. gekannt, die vor einigen Jahren in einem sehr hohen Alter starb. Mit einem alten Manne, der ihr Vater hätte seyn können, vermählt, war sie schon in ihrem siebenzehnten Jahre Wittwe geworden. Zwey Jahre später verband sie sich, in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit, in zweyter Ehe mit dem Grafen Olivier von R., der mit einer glänzenden Geburt und einem großen Vermögen alle persönlichen Annehmlichkeiten vereinigte. Die Vermählung wurde, nachdem die Gesellschaft unter den herkömmlichen Gebräuchen feyerlich davon in Kenntniß gesezt worden, in einem Schlosse der Familie R. gefeyert. Aber nur die nächsten Verwandten wohnten der Einsegnung bey, und man hörte seitdem nichts weiter von den beyden Eheleuten, als daß der Graf von R. kurze Zeit darauf verschwunden sey. Es waren damals verschiedene Gerüchte darüber im Umlauf: nach dem einen sollte er todt, nach dem andern sollte er schon am Tage seiner Hochzeit entflohen seyn; aber Niemand wußte es sich eigentlich zu erklären, was aus ihm geworden sey.

Die Gräfin R. blieb, ungeachtet ihr sehr bedeutendes Vermögen durch ihre Heirath noch zugenommen hatte, mit ihrer alten kränklichen Mutter in der tiefsten Zurückgezogenheit auf dem Lande. Ihr Leben auf dem Schlosse, das sie bewohnte, war äußerst einförmig, und sie stand in keinem weitern Verkehr mit der Außenwelt, als durch die reichlichen Wohlthaten, die sie durch den Pfarrer des Ortes, dem allein der Zutritt bey ihr vergönnt war, vertheilen ließ.

Die Mutter der Gräfin R. starb, wie es schien, von geheimem Gram verzehrt. Kaum zwey-und-zwanzig Jahre alt, konnte die Gräfin nicht allein in dieser Einsamkeit bleiben, wo überdem Alles dazu beytrug, ihre trüben Erinnerungen zu erhöhen. Sie entschloß sich daher nach Paris zurückzukehren und sich unter den Schutz einer Tante, der einzigen ihr verbliebenen Verwandten, zu begeben. Aber leider gehörte diese Frau, obwohl schon ziemlich bejahrt, zu den Leuten, die es nicht begreifen wollen, daß sie älter geworden sind. Sie theilte noch ganz den Geschmack der Jugend, ihr Salon, der äußerst besucht war, wurde selbst den Sommer über, wo doch Paris beynahe verödet ist, nicht geschlossen.

Dieser Lebensweise war Frau von R. ganz entwöhnt. Ihre Erscheinung in dieser Gesellschaft machte viel Aufsehen. Wittwe, oder doch dafür geltend, reich und noch

*) Dieser kleinen, zum Vortheil einer wohlthätigen Stiftung gedruckten Erzählung ist ein so seltsames Gepräge von Wahrheit gegeben, daß sie schon deßwegen Interesse einflößt. Sie zog den Uebersetzer dieser Wahrscheinlichkeit wegen an, da sie ihm auf's Neue einen Beweis zu geben scheint, wie Mancher in der Gesellschaft, welchen wir erscheinen und verschwinden, bewundern und zerreißen, bemerken und vergessen sahen, vielleicht mit blutendem Herzen seine Rolle spielte, und mit gebrochnem Herzen sie abgab. D. Uebers.

sehr anziehend, obwohl man ihr die Spuren eines tiefen Kummers ansah, war sie bald und zu ihrer eigenen Pein, der Gegenstand der allgemeinen Huldigungen. Aber sie hatte in ihrem Betragen so vielen Anstand und Zurückhaltung, daß sie, ohne irgend Jemand zu beleidigen, einen Jeden in der geziemenden Entfernung zu erhalten wußte. Obgleich ihr zahlreiche und glänzende Heirathsanträge gemacht worden waren, hatte sie solche doch immer mit einer Bestimmtheit abgelehnt, die um so mehr Erstaunen erregte, als man sich keinen Grund dazu denken konnte. Man wußte, daß keine geheime Neigung dabey im Spiele seyn konnte; der einzige Mann, den sie einigermaßen auszuzeichnen schien, war der Verfasser dieser Zeilen, aber Niemand fiel es ein, daraus nachtheilige Folgerungen für sie zu ziehen. Ich mache diese Bemerkung auch nur für diejenigen, die mich nicht kennen, denn ihren und meinen Freunden sind die heiligen Bande bekannt, die mich an sie knüpften.

Zehn Jahre waren verflossen, ohne daß sich in dem Leben der Gräfin R. etwas Besonderes zugetragen hätte. Ihre Lage hatte anfangs die Neugierde sehr gereizt, und man hatte Alles versucht, um ihr Geheimniß zu erspähen, aber seitdem die Jahre ihr einen Theil ihrer Reize geraubt hatten, ergab man sich darein, daß sie sich immer mehr ihrem Geschmack für Einsamkeit und Beschäftigung überließ.

Die Revolution brach aus und zerstreute die Gesellschaft, in welcher Frau von R. lebte, so daß sie endlich ganz vereinzelt zurückblieb, denn auch ich war genöthigt, mein Vaterland zu verlassen. Nach meiner Rückkehr war meine erste Sorge sie aufzusuchen. Ich fand bey ihr einen Mann, den man ohne weitere Bezeichnung „den Herrn" nannte. Seine Kleidung war äußerst einfach, aber er hatte in seinem Wesen etwas Edles und Ehrfurcht Gebietendes. Obwohl seine Haare grau waren, schienen seine Züge eher von Kummer und Anstrengung als vom Alter gefurcht zu seyn. Ich hatte mich immer des Vertrauens der Gräfin R. zu erfreuen gehabt, ohne mich ihr jemals aufzudringen; ich wartete also auch jezt, bis sie mir selbst Auskunft über ihren neuen Gast geben würde; aber sie erwähnte seiner mit keiner Sylbe.

Einige Jahre waren verflossen, ohne daß Frau von R. Jemand bey sich gesehen hätte, als mich und den Fremden. Man hatte die größten Aufmerksamkeiten für ihn. Er war einsylbig und in sich gekehrt; er verließ das Hotel der Gräfin, so lange er es bewohnte, niemalen, hatte seine Zimmer in einem entlegenen Flügel des Gebäudes, und ein einziger Diener, ein vertrauter alter Kammerdiener der Frau von R., hatte das Recht sie zu betreten.

Die Revolution hatte nach und nach einer ruhigeren Ordnung der Dinge Platz gemacht, als der Fremde eines Tages verschwunden war, ohne daß ich über seine Abreise mehr erfahren hätte, als über seine Ankunft. So wenig wie das erste Mal fragte ich auch jezt nach der Ursache dieser plötzlichen Abreise, und sah, daß die Gräfin es mir Dank wußte. Sie sagte mir sogar einige Worte, wodurch sie mich mit ihrem Vertrauen auf die Zukunft verwies. Seit dieser Zeit trug sich in ihrem äußern Leben nichts Bemerkenswerthes zu, ausgenommen daß sie oft Briefe erhielt, die der alte Kammerdiener selbst auf der Post abholte. Die lezten, die ihr auf diese Weise zukamen, schienen ihr vielen Kummer zu verursachen, und bald darauf sah ich sie, so wie das ganze Haus, in Trauer gekleidet.

Aber sie trug sie nicht lange; bald darauf wurde sie von einer entzündlichen Krankheit befallen, und die Aerzte erklärten, daß sie nicht zu retten sey. Wenige Tage vor ihrem Tode sagte sie zu mir: „Ich hatte ein Geheimniß vor Ihnen, mein theurer Freund! ich habe versprochen es Ihnen mitzutheilen; nun fühle ich mich zu schwach dazu. Doch will ich mein Versprechen halten — und indem sie auf ein Kästchen wies, das am Fuß ihres Bettes stand, fuhr sie fort — Sie finden in diesem Kästchen Papiere, die Ihnen Alles aufklären werden, was ich Ihnen schon seit langer Zeit mittheilen wollte, ohne mich dazu entschließen zu können. Es bleibt mir nur noch dieses Mittel, Sie von einem Geheimniß zu unterrichten, das ich gerne mit mir in's Grab genommen hätte, das mir aber die heiligste Pflicht gebietet, nicht mit mir untergehen zu lassen. Ich vertraue dieses Vermächtniß Ihrer Freundschaft und Verschwiegenheit, denn es betrifft außer mir noch eine andere Person. . . ." Ich sah, der Gedanke überwältigte sie. Sie schwieg — und denselben Abend war sie nicht mehr.

Der Schmerz über den Verlust meiner besten Freundin erlaubte mir lange nicht, das geheimnißvolle Kästchen zu öffnen, bis ich endlich wegen der Vollstreckung und sogar zur Verständlichkeit ihres lezten Willens dazu gezwungen war. Ich fand Briefe und Aktenstücke darin, die mich in das größte Erstaunen versezten. Ich begriff nun die Ursache ihres Schweigens, und war entschlossen, das Geheimniß ewig in meiner Brust zu bewahren, aber die Sorge für ihr Andenken und eine unglücklicher Weise zu öffentlich gewordene Begebenheit zwangen mich, einigen Personen, so wie den Behörden einer Provinz, mehrere dieser Papiere mitzutheilen. Ich war sogar genöthigt, sie einige Zeit aus meinen Händen zu lassen, und erfuhr, daß man Mehreres daraus heimlich bekannt gemacht hatte. Da durch diese Treulosigkeit die Wahrheit mancher Begebenheiten entstellt worden ist, glaube ich meine Pflicht zu erfüllen, wenn ich die Irrthümer berichtige, die durch die Bosheit oder mindestens durch den Eigennutz, mit der man die Leichtgläubigkeit des Publikums mißbrauchte, verbreitet worden sind.

E. von B . . . g.

Anmerkung. Der Inhalt dieses Berichts ist mit strengster Wahrheitsliebe den Briefen der darin genannten

Personen wörtlich entlehnt, und öfters habe ich da, wo es mir zur Verständlichkeit der Erzählung nöthig schien, die Briefe selbst darin aufgenommen.

* * *

Olivier, Graf von R., hatte vom König das Regiment N. N. erhalten, um das sich alle Obersten mit dem größten Eifer beworben hatten; jeder suchte die Verbindungen, die er bey Hofe hatte, geltend zu machen und den zeitlichen Machthabern zu schmeicheln, um zu dieser Stelle zu gelangen. Man war daher nicht wenig erstaunt, als man erfuhr, daß sie zwar einem der Würdigsten, aber auch einem, der die wenigsten Verbindungen am Hofe hatte, zugefallen war. Die Menschen, die doch einen Grund zu diesem Vorzug wissen wollten, schrieben es dem Einfluß zu, den die Baronin von B. bey dem Herrn von Maurepas hatte.

Unter den Mitbewerbern des Obersten von R. war der Marquis von St. H., der, ob er größere Rechte oder mehr Hoffnungen hatte, lauter als die Andern sein Mißvergnügen darüber äußerte, und sich dabey Ausdrücke erlaubte, die beleidigend für seinen Nebenbuhler waren. Graf von R. wurde davon unterrichtet und schrieb sogleich an Herrn von St. H., daß er, sobald er es wünsche, zu seinen Diensten stehe.

Nach wenigen Tagen hatte der Zweykampf statt. Herr von St. H. war sehr oft im Falle gewesen, von seiner vorzüglichen Geschicklichkeit als Fechter Beweise zu geben. Olivier hatte die Waffen nicht anders als im Kriege geführt. Die beyden Kämpfer waren zwar einer des andern würdig, aber es war augenscheinlich, daß Herr von St. H. den Vortheil einer geübtern Hand für sich hatte. Auch hielt sich Olivier auf der Defensive, indem er die Stöße seines Gegners mit vieler Geschicklichkeit und unerschütterlicher Kaltblütigkeit abwehrte. St. H. erhitzte sich hingegen über den unerwarteten Widerstand, er beging Fehler, die Olivier benutzte und ihn am Arm verwundete, so daß er ihn nur noch mit vieler Mühe gebrauchen konnte; er war daher ganz der Willkür seines Gegners Preis gegeben, der nun sogleich den Kampf endete.

Dieser Zweykampf erregte viel Aufsehen. Alle, deren Hoffnungen auf Oliviers Stelle gescheitert waren, wurden durch seinen Ausgang nur um so mehr gegen ihn erbittert. Bey der großen Welt dagegen fand der Sieger um so mehr Anerkennung. Er wurde der Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, und da er mit dem Muth und der Gewandtheit, die er bewiesen, den Ausdruck der äußersten Bescheidenheit verband, und seinen Gegner mit rührender Sorgfalt pflegte, stieg die Bewunderung für ihn bald bis zur tollsten Uebertreibung. Die Gemüther waren zu jener Zeit in Frankreich schon so aufgeregt, daß sie keiner ruhigen Gefühle mehr fähig waren, die Achtung steigerte sich zur Bewunderung, wie der Tadel sogleich in Haß ausartete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

(Beschluß.)

Der Professor der Botanik an der Universität Dorpat, Staatsrath Ledebour, bereiset die Gouvernements Tomsk und Jeniseisk, wohin er schon am 28sten des vergangenen Januars abgegangen ist, um die altaischen Hochgebirge in botanischer und zoologischer Hinsicht kennen zu lernen. Er ist für diese Reise, zu deren Bestreitung ihm 10,000 Rubel, gleichfalls aus den ökonomischen Summen der Universität, angewiesen sind, bis zum Januar 1827 beurlaubt. Ihn begleiten der Apotheker Meyer und der Doktor von Bunge, beyde frühere Eleven der Universität. Die Naturgeschichte darf gewiß für ihre Zweige, von den Forschungen dieser beyden Gelehrten, wichtige Beyträge und eine reiche Ausbeute für ihre Kabinette aus diesen Provinzen unsers fernsten Ostens erwarten, die uns, den eignen Landsleuten, in jeder wissenschaftlichen Rücksicht noch immer so äußerst mangelhaft bekannt sind. Die Universität Abo im Großfürstenthume Finnland, deren Angelegenheiten der gegenwärtige Kaiser Nikolaus, noch Großfürst, neun und ein halbes Jahr als Kanzler *) geleitet hatte, erfreute sich in diesen Tagen (den 11ten Januar) nachstehenden Allerhöchsten Rescripts von ihm, das speziell an ihren gegenwärtigen Vicekanzler, den Grafen Aminow, gerichtet ist: „Hr. Graf Aminow! Nachdem auf das erfolgte Ableben Sr. Majestät des Kaisers Alexander, glorwürdigsten Andenkens, wir nach der Fügung der göttlichen Vorsehung, Rußlands Kaiserthron bestiegen haben, ist es bey dem Gedanken an das Großfürstenthum Finnland eine unsrer ersten Sorgen gewesen, uns mit der Universität Abo zu beschäftigen, deren Gedeihen während neun Jahre, wo wir das Kanzleramt bey derselben bekleideten, jederzeit ein Gegenstand unsrer guten Wünsche gewesen ist. In der Absicht, auch auf unsern Nachfolger die Gesinnungen und Gefühle für Finnland und Finnlands Universität zu verpflanzen, welche wir von unserm hohen Bruder Kaiser Alexander, dem zweyten Stifter dieser Universität, zum Erbtheil empfingen, und um noch zugleich dieser Einrichtung ein Merkmal unsrer besondern gnädigen Huld zu verleihen, haben wir zum Kanzler der Universität Abo unsern vielgeliebten Sohn, den Großfürsten Alexander, ernannt. In Erwägung dessen, daß das jugendliche Alter Sr. kaiserlichen Hoheit ihm selbst noch nicht verstattet, sich mit den Geschäften, die das Kanzleramt angehen, zu befassen, haben wir unserm Staatssekretär der Finnländischen Angelegenheiten, Baron Rehbinder, in Gnaden befohlen, einstweilen, und bis auf fernerweitige Verfügung, den Obliegenheiten dieses Amtes vorzustehen. Indem wir Sie von diesem unserm gnädigen Willen in Kenntniß setzen, tragen wir Ihnen zugleich auf, denselben dem akademischen Konsistorium zu eröffnen, damit dasselbe von nun an alle seine Anmeldungen und Vorstellungen auf den Namen

---

*) Bekanntlich berief der hochselige Kaiser Alexander am 6ten April 1816 den Großfürsten Nikolaus zu dieser Würde.

Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten und Thronerben richte. Unserm Finnländischen Staatssekretär kömmt es zu, Alles, was an den Kanzler ergeht, zu empfangen im Namen Sr. kaiserl. Hoheit, aber mit eigner Verantwortung alle Angelegenheiten, die das Kanzleramt betreffen, abzumachen und alle dahin gehörigen und von da emanirten Geschäftssachen nach folgender Formel zu unterzeichnen: „In Sr. kaiserl. Hoheit des Großfürsten und Thronfolgers Namen, zufolge Allergnädigster Verordnung. Wir befehlen Sie Gott dem Allmächtigen gnädiglich. — St. Petersburg den 11ten Januar 1826. Nikolaus."

Die hinterbliebenen Familien einiger jüngst verstorbenen berühmten Gelehrten wurden mit wahrhaft seltner kaiserlicher Großmuth bedacht und versorgt, andre für eifrige und vieljährige Dienste auf's ehrenvollste pensionirt, entlassen. Die Familie des verstorbenen Astronomen Schubert bezieht (wobey unbezweifelt von der unterlegenden oder verfügenden Seite ein Irrthum obgewaltet haben muß) eine jährliche Leibrente von 11,300 Rubeln. Wie man vernimmt, haben zwey Minister unmittelbar nach einander sich Allerhöchsten Ortes für dieselbe verwandt, der Chef des kaiserlichen Generalstabes und der Minister des öffentlichen Unterrichtes. Fürwahr ein außerordentlicher Wetteifer unsrer Großen im Wohlthun, den wir in sonstigen bedrängten Familienumständen von ihnen hier zu sehen nicht immer gewohnt sind. Dem sey nun wie ihm wolle, so erhält jezt die Familie unsers berühmten Astronomen Schubert an Leibrenten 4000 Rubel jährlich mehr, als der Verstorbene je an Gehalten bezog. Beyde Minister-Doklade über diesen Gegenstand sollen noch im Dezember vergangenen Jahrs dem Kaiser unterlegt worden seyn, wo die damaligen so hartbedrängten ersten Regententage unsers jungen Monarchen wohl leicht bey Unterzeichnung des zweyten Doklads ein Vergessen des ersten bewirken konnten. — Den Kindern des verstorbenen Fuß ist gleichfalls der Gehalt des Vaters, bey unsern Akademikern auf 7300 Rubel jährlich festgesezt, zur Leibrente verliehen. Der verdienstvolle Professor der Physik zu Dorpat, Staatsrath Parrot, hat seine Dienstentlassung, mit Beziehung seines ganzen Jahrgehalts von 5000 Rubeln, als Pension genommen. Es ist ihm allerhöchst die Erlaubniß ertheilt, das physikalische Kabinet nach seinen Wünschen benuzen und über die Hälfte der zur Unterhaltung desselben bestimmten Summen disponiren zu können. Er ist mit dem Titel eines Professors emeritus entlassen.

B°°°g.

Berlin.

Mittwoch den 19ten, am Bußtage, führte Herr Ritter Spontini, unter Mitwirkung der königlichen Kapelle und des Theatersängerpersonals, im Opernhause die Haydn'schen Jahreszeiten auf, indem er die kontraktmäßig ihm zukommende, dießmal bey gepreßt vollem Hause sehr bedeutende Einnahme für die Mitglieder der königlichen Kapelle und des Theaterpersonals bestimmt hatte. Der berühmte brittische Held war am vorigen Abend von Petersburg zurückgekommen, und saß inmitten unserer Prinzen und Prinzessinnen. — Er müßte sich über den Geschmack der Musikfreunde, welche für den Bußtag die Jahreszeiten begehrten, sehr gewundert haben, wenn es nicht auch Engländer gäbe, welchen Thomson's Jahreszeiten über jedes andere Dichterwerk geht. Die Aufführung gelang nicht zum Besten, die Chöre vereinigten sich hin und wieder unter einander, und stimmten auch nicht immer mit dem Orchester zusammen; Herr Bader sang besonders die Recitative mit einer Art von Unlust, auch Herr Haizinger war nicht mit Leib und Seele bey der Musik, über Herrn Blume sagen wir nichts, weil es Pflicht wird ihn als Sänger, der er der Stimme nach nicht mehr ist, zu ignoriren, und Mad. Schulz sang eigentlich nur immer ihre Mooquerie über die tändelnde Naivetät des Landmädchens, dessen Lieder sie als Theaterprinzessin vortrug, die, gewohnt im Reiche ächter Poesie zu schweben, sich in diese platte Naturprosa nicht hineinfinden will und kann. Und das war uns eine Art von Satisfaction, denn wir gehören nicht zu den gelehrten Herren, welche nur immer darauf sehen, ob ein Musikstück nur tüchtig und fleißig gemacht, und mit seinem Inhalt übereinstimmend sey. Wir sehn auch auf den Inhalt, und bringen die Forderung mit, daß er poetisch und der musikalischen Behandlung fähig sey. Jammervollere Prosa aber als die jahreszeitliche ist wohl in der ganzen Musikwelt nicht aufzufinden. Sie stammt aus der Zeit der Ausklärung her, wo aller geistige Inhalt ist leer und hohl und unbefriedigend geworden, wo der reine Verstand alles hat zu nichte gemacht, und nun in seiner Leerheit in dem Schwanken und Niederstürzen der ganzen geistigen Welt, in der er überall Widersprüche findet und sie deßhalb für falsch erklärt; eine unendliche Sehnsucht nach Festem und Aufrichtigem in sich findet, und sich nun an den Busen der Mutter Natur wirft. Denn gegen die Lebendigkeit des Geistes ist sie das Ruhende, Todte, Feste. Der Verstand wird wieder naiv, aber es ist die sentimentale Naivetät geßnerischer Schäferey, die idyllische Musikprosa, die ihre Herkunft nicht verläugnen kann, daher finden wir außer jenen naiven Melodien die höchste Verstandesreflexion in der Musik, wie es die Fleißfuge beweist. Der Inhalt ist entweder die Natur oder der Preis Gottes, als des Erhabenen, Gütigen, daß er die Natur gemacht. In der Schöpfung läßt man sich dieß gefallen, denn der Schöpfungsakt, obgleich ein eigentlich jüdischer Gegenstand, (der christliche Schöpfungsakt ist die Geburt Christi) bleibt ein erhabener hoher Aktus, aber die läppische musikalische Freude über jede Birne und jeden Apfel, über Schaafe und Wiesen, diese Spinnstubenprosa, die nur aus Verachtung des Geistigen die Natur liebt, hat wohl ein historisches Interesse, doch wenn ihre Zeit vorüber ist, sieht man in ihr nur den Irrthum. Denn die Natur ist kein Gegenstand der Musik, die jeden Inhalt an unser Gefühl bringt. Aeußere Gegenstände, Baum, Berg, Blume, können wohl gemalt werden, denn durch die Malerey kommen sie in ihrer ganzen Bestimmtheit vor unser Auge, und gerade die ausgeführteste Bestimmtheit und Treue macht bey solchen Gegenständen das einzige Interesse aus, eben so wie bey dem Kreise des Geistes, der sich in dieser Sphäre bewegt, den Ostadeschen Rauchern, den van Steenschen Schenken u. s. w. Aber diese Treue kann die Musik nicht liefern; sie quält sich ab, uns eine Jagd abzumalen, aber mit Tönen kann man nur Empfindungen malen, und die Musik entehrt sich selbst, wenn sie sich an solchen Inhalt wegwirft. Das Höchste, wozu sie es in dieser Sphäre bringt, ist, das allgemeine Gefühl des Frühlings, des Sommers, des Winters in uns zu erwecken — aber welch leere Gefühle sind dieß! Was hat es z. B. für ein Interesse, in einer langen Arie das Gefühl eines Wanderers, der verirrt in tiefem Schnee umhertappt, an uns zu bringen, bis er ein Licht sieht, und nun ein Spinnrockenlied hört. Und denn nun gar noch das vornehme Naturgejammer Hannchens und Lucas über die Stadtherrn, d. h. über geistigen Inhalt, und der lezten Baßarie über die Zeitlichkeit. — dergleichen historische Verirrungen, wenn sie gut bearbeitet sind, sollten sich die musikalischen Historiker in ihrer Wohnstube vorspielen lassen, aber für öffentliche Musiktage sollten die Werke aufbehalten seyn, welche, über alles historische Interesse hinaus, zu allen Zeiten zu entzücken im Stande sind. —

Beylage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Juni 1826.

— Wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt:
Der beleidigt, — der verführt.
Goethe.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Unter den Freunden, die sich Olivier bey dieser Gelegenheit erwarb, war der Marquis, sein Gegner, selbst; sobald dieser von seiner Wunde geheilt war, unterließ er nichts, um ihm Beweise seiner Anerkennung zu geben. Die innigste Freundschaft verband sie seit dieser Zeit, und sie besaßen auch in der That Alles, was zu einem engeren Verhältnisse nöthig ist, nämlich die größte Unähnlichkeit sowohl in ihren Bestrebungen, als auch in ihren Charakteren. Olivier war blond und hatte ein angenehmes Aeußere, manche Frau würde froh gewesen seyn, wenn sie seine Gesichtsfarbe gehabt hätte. In seinem Wesen lag etwas Kaltes und Abgemessenes, er belebte sich nur in wenigen Fällen und dann nur so spät wie möglich. Sein Verstand hatte dieselben Eigenheiten: voller Kenntnisse und Bildung schien er zu schlummern, um nur zu Zeiten wieder zu erwachen. Uebrigens hatte er etwas Angenehmes und Edles, und er besaß alle Eigenschaften, die zu einem vollkommenen Weltmann gehören, man hätte von ihm das sagen können, was man von Herrn von Longueville sagte: daß ihm nichts fehle als Fehler.

Herr Cesar von St. H. verdiente diesen Vorwurf nicht, seine Fehler entsprangen jedoch nur aus einem gewissen Leichtsinn und waren nicht unverträglich mit einem guten Herzen und einem rechtlichen Gemüth. Cesar war eben so unbändig und aufbrausend, als Olivier ruhig und überlegt war. Der Eine sprach und handelte oft, ehe er dachte, der Andere schien von beständigen Ungewißheiten befangen. In den meisten Begegnissen ihres Lebens lieh der Eine den Kopf, der Andere den Arm, um zu handeln, und bey dieser Vereinigung befanden sie sich meistens sehr gut. Das Vertrauen zwischen den beyden Freunden war gegenseitig und unumschränkt bis auf einen Punkt — die Liebe. Cesar verhehlte seinem Freunde nichts, was darauf Bezug hatte, er setzte lieber etwas dazu, als daß er etwas verschwiegen hätte. Olivier war hingegen sehr zurückhaltend und geheimnißvoll über diese Angelegenheiten, oft wurde er von seinem Freunde darüber geneckt; da es Cesar aber für ein Uebermaß von Zartgefühl hielt, fand er seine Freundschaft durch dieses Schweigen nicht gefährdet.

Cesars Liebesglück hätte den größten Reiz für ihn verloren gehabt, wenn er es nicht der ganzen Welt hätte verkündigen können, es durfte ihr daher auch keine seiner Trophäen entgehen. Er hielt ein genaues Verzeichniß über alle Briefe, die er erhielt, sie wurden sorgfältig abgeschrieben, mit Datum, Anmerkungen, Tabellen und Kommentaren versehen und ein besonderes Register darüber gehalten. Ueber diesen Punkt, und, wie man sagt, über diesen Punkt allein, hatte er eine beyspiellose Ordnungsliebe, indem er sagte, daß ihm das von großem Nutzen wäre, wenn er ein Verhältniß abbrechen müßte. Es geschah ihm sogar, sich mancher Anekdoten zu bemächtigen und sie zu erzählen, als wäre er dabey gewesen; und nachdem er die Sache Einigen weiß gemacht hatte, hörte er damit auf, sie selbst zu glau-

ben. Unter diese kann man wohl eine rechnen, die er mit dem größten Vergnügen erzählte und auf die er nicht wenig stolz war.

Er unterhielt, wie er versicherte, während zwey Monaten einen Briefwechsel mit einem Frauenzimmer, deren Eroberung er aus Rache unternommen und vollbracht hatte; mehr wie fünfzig Briefe, die er von ihr erhielt, beantwortete er, ohne sie erbrochen zu haben, und als der Bruch geschehen konnte, hatte er die süße Genugthuung, ihr diese Briefe alle uneröffnet zurückschicken zu können. Jedermann wird ein solches Betragen nach seinen eigenthümlichen Ansichten beurtheilen, aber gewiß würde es in unsern Tagen strenger gerichtet worden seyn als zu jener Zeit; damals wurde es, wo nicht gut geheißen, doch durch das allgemeine Beyspiel entschuldigt. Oeffentlich wurde es vielleicht getadelt, aber im vertrauten Kreise lachte man darüber, und einige der Frauen, die sich am lautesten darüber aufhielten, sagten, daß man ein ausgezeichnetes Verdienst besitzen müßte, um das Recht zu einem solchen Betragen zu haben. Man versichert sogar, daß einige, die ihr Entsetzen über ein solches „Registerhalten" am meisten zu erkennen gaben, sich selbst nachher nicht gescheut haben, dieses Liebesarchiv zu vergrößern. Diese kleinen Schwächen abgerechnet, war Herr von St. H. ein Mann von Ehre und nicht ohne feines Gefühl, er war sogar fähig, sich ernsten Geschäften hinzugeben; davon gab er den Beweis, als er bey seinem Oheim, dem französischen Gesandten am ....schen Hofe, als Gesandtschaftskavalier war, und so viel Herrschaft über sich ausübte, daß er unter diesem ernsten Volke überall Beyfall zu finden und die Würde seiner Nation auf die ausgezeichnetste Weise zu behaupten wußte.

Wir haben bereits gesagt, wie sich die innigste Freundschaft zwischen diesen beyden jungen Männern entspann. Olivier tadelte Cesar oft über sein Betragen, und dieser neckte seinen Freund über seine übertriebene Sittsamkeit, die, seiner Ansicht nach, wohl für die alten guten Zeiten gepaßt hätte, aber zu ihrer Zeit fast als Thorheit galt. „Glaubst du denn, dein Glück in allen diesen Zerstreuungen zu finden?" fragte ihn Olivier. „Mein Glück? ich weiß es nicht, aber mein Vergnügen gewiß, und nichts kommt dem Glück so nahe als das Vergnügen." — „Nichts ist weiter davon entfernt, mein Freund, denn das wahre Glück besteht nur in der Erfüllung aller unserer Pflichten, und das Vergnügen finden wir meist in ihrer Uebertretung." — „Ey glaubst du denn, daß das abschreckt?" — „Leichtsinnige Menschen, wie du bist, gewiß nicht, aber du wirst auch einmal zur Vernunft kommen, und dann wirst du meiner Meynung seyn." — „Das wird mich Wunder nehmen! Auf alle Fälle will ich suchen, daß es so spät wie möglich geschehe."

Eben so verschieden waren ihre Ansichten über die Ehe. Olivier machte der Theorie nach ihren Fürsprecher, da Cesar ihr entschiedener Feind war. Nach diesen Ansichten handelten auch die beyden Freunde. Cesar that Alles, um täglich mehr den Ruf, nach dem er strebte, zu verdienen, und er hatte es darin auch schon so weit als möglich gebracht. Die Beständigkeit hielt er für ein bloßes Vorurtheil, und er fand nur noch in immerwährendem Wechsel Vergnügen. Die Sitten der damaligen Zeit waren übrigens so verdorben, daß sich ein Mann nicht den geringsten Tadel zuzog, so lange er nur — Weiber betrog.

Was Olivier betrifft, so war seine Lebensweise sehr verschieden davon; obwohl er in der großen Welt lebte, so hatte er doch noch keine ernstliche Neigung verrathen. Man hatte zwar von seiner Verbindung mit der Baronin von B. gesprochen und behauptet, diese Frau sey nicht ohne Einfluß bey seiner Beförderung gewesen; da sie aber seitdem eben so sehr gegen ihn eingenommen zu seyn schien, als sie es zuvor für ihn war, und sich sogar ziemlich bittere Aeußerungen gegen ihn erlaubte, waren die früheren Vermuthungen wieder vergessen worden, und Niemand wußte ein Frauenzimmer zu nennen, der seine Huldigungen vorzugsweise gegolten hätten. Die Strenge seiner Grundsätze war bekannt, und man fand sogar, daß sie manchmal in Rauhheit ausartete, denn obwohl er die Gesellschaft der Frauen liebte, so äußerte er doch bey jeder Gelegenheit seine Verachtung gegen diejenigen, deren Ruf nicht ganz tadellos war; nie hätte er mit einer von ihnen gesprochen, da er hingegen einer Jeden, deren Tugend anerkannt war, die größten Aufmerksamkeiten bewies. In seinem Umgang mit jungen Mädchen wurde sein Gespräch, das gewöhnlich kalt und ernst war, wie durch einen Zauber belebt, er entwickelte dann alle Annehmlichkeiten seines Geistes, so daß, wenn von einer Seite die koketten Weiber über seine Unart klagten, so waren dagegen die jungen Mädchen und ältern Frauen unerschöpflich in seinem Lobe. Aber da ein leichtfertiger Tadel gewöhnlich mehr Eindruck macht als das Gute, was von einem Menschen gesagt wird, und die Welt eine wunderbare Neigung hat, Lächerlichkeiten aufzufassen, so galt Olivier nun einmal für einen Wilden, oder mindestens für einen Sonderling, dessen Sitten nicht in die Zeit paßten. Während ihn aber die Menschen für kalt und unempfindlich hielten, wechselten in ihm alle Gefühle der Liebe, die um so heftiger waren, als er sie ganz in sich verschloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ball in Lima.

(Aus dem Brief einer jungen Dame an ihre Verwandten in Nordamerika.)

Wenige Tage nach unserer Ankunft gab Bolivar einen Ball im Pallast, wozu auch wir eingeladen waren. Das Gebäude hat nicht das Ansehen eines Pallastes, und ist,

wie ihr denken könnt, sehr baufällig, da es zu Pizarro's Zeit erbaut worden ist. Seit dem Ausbruch der Insurrektion haben alle Partheyen gewetteifert, es allen Schmuckes, aller Gegenstände von Werth zu berauben; der einzige bemerkenswerthe Gegenstand, den wir fanden, ist ein schönes Portrait von Columbus. Gegen neun Uhr begaben wir uns in den Ballsaal, auf derselben Treppe, wo Pizarro ermordet wurde, jezt war sie mit kolumbischen Offizieren angefüllt. Eine große Bande von Musikanten in rothen Uniformen saß zunächst an der Thüre, und längs dem Saale zu beyden Seiten saßen die Damen auf niedrigen Sopha's, wie Automaten, während die Tanzenden das untere Ende und die Mitte des Saals einnahmen. Wir wurden an das untere Ende des Saals geführt, wo uns der Libertador mit großer Höflichkeit und Freundlichkeit empfing; er sagte zu mir: „Ich wünschte, Sennore, ich könnte Ihnen in Ihrer eigenen Sprache das Vergnügen ausdrücken, was ich empfinde, indem ich eine Landsmännin Washington's sehe." . . . Ich sagte ihm dagegen etwas Verbindliches, was er sehr gütig aufnahm. Oberst Santana war mein Dollmetscher, allein es gibt nichts Lächerlicheres, als sich durch einen Dritten Höflichkeiten zu sagen. Die Damen fragten sogleich nach unsern Taufnamen, bey welchen sie uns auch fortan nannten, mit so viel Leichtigkeit und Anmuth, daß wir uns gleich als alte Bekannte fühlten. Die Marquisin von N. hatte ihre beyden Töchter bey sich, wovon die älteste nur sieben Jahr alt ist; Beyde waren in Seide gekleidet und mit Juwelen, Gold und Blumen bedeckt. Ein anderes junges Mädchen war ebenfalls, wie eine alte Dame, im höchsten Staate gekleidet; sie trug an ihrem Turban einen Diamanten, der auf 40,000 Piaster geschäzt wurde. Sie ist eine Waise und mit einem jährlichen Einkommen von 400,000 Piastern die reichste Partie in Peru. Sie soll mit einem spanischen (?) Obersten versprochen seyn. Ich wurde in meiner Erwartung von den spanischen Nationaltänzen getäuscht; sie schienen mir sehr monoton, doch mögen sie für dieß Klima passender seyn als unsere Quadrillen. Den Walzer tanzten die Damen mit erstaunlicher Anmuth, und ihre tapfern Ritter nahmen sich sehr zu ihrem Vortheil aus. Bolivar tanzte nicht, er behandelte uns mit der größten Aufmerksamkeit und Achtung; um Mitternacht führte er mich in den Speisesaal, wo eine Tafel für 300 Personen bereitet war; sie war mit Backwerk, Eis, Früchten und Weinen im Ueberfluß bedeckt; bey jedem Gedecke stand ein Leuchter, was nebst der Menge von herrlichen, wohlriechenden Früchten einen prachtvollen Anblick gab. Dieß nennt man ein Refresco, und erst um drey Uhr des Morgens wird das Abendessen aufgetragen. Den 22sten Februar, an Washington's Geburtstag, frühstückte Bolivar an Bord der amerikanischen Fregatte. Er ward mit neun und zwanzig Kanonenschüssen empfangen, und die kolumbische Flagge neben der amerikanischen aufgezogen. Blumen und Früchte waren überall gestreut, es war ein herrlicher Tag und alle Herzen zur Freude und den Gefühlen, welche diese Feyer erregen mußte, offen. Viele Gesundheiten wurden unter allgemeinem Jubel ausgebracht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. April.

Von den Theaterneuigkeiten habe ich nicht Alles in meinem lezten Brief zusammenfassen können; hier wäre noch Stoff für mehrere Briefe; glücklicherweise werden die neuen Theaterstücke so schnell von Paris aus nach Deutschland überbracht, daß eine Uebersezung zuweilen schon eher erscheint als ein Bericht. Die dritte Nachahmung von Schiller's Kabale und Liebe ist nun bereits mehrmals auf der Bühne des Théâtre français, und zwar mit ziemlich gutem Erfolge aufgeführt worden, wiewohl der Nachahmer, Hr. Delaville, Verfasser des Folliculaire und Charles VI., sich zu viel Freyheit mit dem Originale herausgenommen hat, besonders mit der Hauptperson des Stückes, der Geliebten des Fürsten, aus welcher er eine recht honette Person gemacht hat, die zwar auf dem Sprunge stand, ihre Ehre zu verlieren, aber versichert, es sey noch nicht zu spät, und behende den Fuß vom Abgrunde zurückzieht; natürlich muß diese Veränderung das ganze Stück verderben. Da bey Gelegenheit der fünf Nachbildungen des deutschen Trauerspiels dieser Gegenstand vielfach in den Tagesblättern besprochen worden ist, so hat man auch unter andern über den ästhetischen und moralischen Werth des Schiller'schen Stückes debattirt. Die aristokratischen Blätter behaupteten, dieß sey ein's der mittelmäßigen Produkte aus dem Schiller'schen Theater; der Verfasser habe dadurch, daß er in dem Stücke den untern Ständen Tugend und Ehrgefühl, den höhern hingegen nichts als Niederträchtigkeit, Schaamlosigkeit und Hartherzigkeit beygelegt habe, ein unmoralisches Stück hervorgebracht, wogegen unabhängigere Blätter den deutschen Dichter rühmten, daß er mit so vieler Kühnheit und Energie den Mißbrauch der Gewalt gebrandmarkt, und einen so kräftigen Gegensaz zwischen Laster und Tugend, Ehrbegierde und Ehrgefühl aufgestellt, wie kein andrer Dichter es vermocht noch gewagt habe. Eben diese Blätter meynten, statt eines Präsidenten hätte man in der Nachahmung einen Minister sezen sollen, da in Frankreich kein Präsident so viele Gewalt habe, als in dem Stücke, es wäre denn, sezten sie stichelnd hinzu, der Président des Ministres. Die meisten Tagesblätter sind der Meynung, daß der Nachahmer, der das deutsche Trauerspiel für's Theater der Porte St. Martin als Melodram bearbeitet hat, dem deutschen Texte am nähesten geblieben ist, und folglich den Franzosen, die kein Deutsch verstehen, am besten einen Begriff vom Originale geben kann. Und dieß ist auch ganz natürlich; auf den Boulevardsbühnen, wozu diejenige der Porte St. Martin gehört, wird auf die dramatischen Regeln nicht scharf gesehen; hier besteht das Publikum aus den untern Volksklassen, die von einem dramatischen Dichter nichts weiter fordern, als daß er sie so gut als möglich unterhalte, gleichviel durch welche Mittel; für ein solches leicht zu befriedigendes Publikum können die deutschen Stücke mit einigen Abkürzungen ziemlich getreu wiedergegeben werden; aber bey den höhern Bühnen macht das aufgeklärtere Publikum schärfere Forderungen an die Dichter; hier ist es mit einer bloßen Uebersezung nicht abgethan; das Stück muß ein französisches Gewand haben, und zwar ein gefälliges, und nach den Regeln zugeschnittenes. Auch

dem Théâtre français hat sich in diesen Tagen auch der bekannte Vicomte d'Arlincourt als dramatischer Dichter versucht, nämlich in einem Trauerspiel: die Belagerung von Paris, worin blos die oberflächlich erwähnte Begebenheit der Belagerung von Paris unter den Normännern im neunten Jahrhundert historisch, alles Uibrige aber erdichtet ist. Der Vicomte d'Arlincourt ist einer von den wenigen Männern, welche zwar einen großen Ruf haben, über welche man sich aber allgemein lustig macht. Seine Romane zeugen von einer lebhaften Phantasie, aber nicht damit zufrieden, durch außerordentliche Abenteuer die Einbildungskraft der Leser in Anspruch zu nehmen, hat der Hr. Vicomte auch noch durch einen ganz besondern Styl Aufsehen erregen wollen; dieß Besondere besteht in wunderlichen Umschreibungen gewöhnlicher Ausdrücke, in furchtbar großen Bildern und Vergleichungen, und dann in Versezungen der Wörter, wozu sich die französische Sprache aber gar nicht bequemen will. In seinem lezten Roman hatte er sich solche Verdrehungen der Konstruktion abzugewöhnen gesucht; aber in dem neuen Trauerspiele blickte die alte Gewohnheit wieder durch, und so oft ein wunderlich verdrehter Saz sich hören ließ, lachten die Zuschauer, so daß die erste Vorstellung seines Trauerspiels mehr belustigte, als ob er ein Lustspiel geschrieben hätte. Seitdem hat er die allzulächerlichen Ausdrücke und Verse weggeschnitten, und dadurch die Kurzweil des Publikums sehr vermindert. Den Bombast und die Wortverdrehungen würde man dem phantasiereichen Vicomte aber noch zu gute halten können, wenn er nicht die Schwachheit hätte, an der Verbreitung seines Rufes als Schriftsteller eigenhändig zu arbeiten, und im Nothfalle das träge Publikum selbst anzuspornen, um seine Geistesprodukte zu kaufen und zu lesen. Da er reich ist, so wird ein Theil seines Einkommens zu diesem Zwecke verwendet. Von einem seiner Romane erschienen zehn Auflagen kurz nach einander; allein man bemerkte bald, daß das Ding nicht mit Rechtem zugehe, und die kleinern Tagesblätter machten sich über die zehn Auflagen lange lustig, wovon mehrere nichts als eine und dieselbe Auflage mit verschiednen Titeln waren, und deren einige vermuthlich auf seine Kosten gedruckt worden. Da den Vicomte aber das Spaßen der Tagesblätter verdroß, so ließ er seinen lezten Roman mit einer Vorrede seines Verlegers begleiten, welcher darin den Hrn. Verfasser auf's eifrigste herausstrich, und den Spöttern mit der Anzeige von, ich weiß nicht wie vielen, Uebersezungen der d'Arlincourt'schen Romane entgegnete. In Deutschland waren einige dieser Romane sogar zwey Mal, wo nicht noch mehr Mal übersezt; allein was übersezt man nicht in Deutschland? Die Uebersezungen waren auch für's französische Publikum noch kein Beweis des Werthes der Originale, und wahrscheinlich hat die eifrige Vertheidigungsschrift des Verlegers die Meynung des Publikums über das literarische Verdienst d'Arlincourts auf dem Punkte gelassen, wo sie zuvor stand. Als dramatischer Dichter war der Hr. Vicomte bisher noch nicht aufgetreten; auf der Bühne war also sein Sieg noch sehr ungewiß, zumal da das Parterre des Théâtre français sehr scharf richtet. Um nun hier nicht durchzufallen, und seinen mühsam und kostspielig erworbenen Ruhm einzubüßen, hatte der Dichter den Saal mit seinen Freunden, Bekannten und Freundes Freunden angefüllt, die dann auch weidlich darauf losklatschten, indessen der andre Theil der Zuhörer, nämlich der zahlende, lachte oder pfiff; allein der bezahlte Theil machte die Mehrzahl aus, und das Stück wurde zu Ende gespielt; es ist bereits mehrmals gegeben worden; bey den fünf oder sechs ersten Vorstellungen aber zog immer eine klatschende Rotte in's Parterre ein, und ein Theil der Logen war mit des Dichters Freunden besezt, weßhalb auch die Tagesblätter über die Kosten dieses neuen Triumphes des Dichters scherzten; ein's derselben äußerte, der Hr. Vicomte werde wie Pyrrhus sagen müssen: noch ein solcher Sieg, so bin ich zu Grunde gerichtet! Es ist nun freylich nichts Neues in Paris, daß man Klatscher besoldet, um den guten Erfolg eines Theaterstückes zu sichern; weltbekannt ist es im Gegentheile, daß bey allen Theatern solch ein Haufen handfester junger Kerls vorhanden ist, den bald ein Schauspieler oder eine Schauspielerin, bald ein Dichter, bald die Theaterdirektion selbst in Sold nimmt, und die ihre Rolle wirklich einstudiren, damit sie immer zur rechten Zeit klatschen, und nicht durch unzeitigen Beyfall sich verrathen, und den Unwillen des Publikums erregen; aber selten hat man diese Söldlinge in solcher Menge beysammen gesehen; der Herr Vicomte soll ein ganzes Regiment derselben in Sold genommen und haben aufmarschiren lassen. Man will sogar ein hundert Arbeiter aus einer Fabrik, je zwey und zwey, in's Theater haben einrücken sehen, um des Hrn. Vicomte Belagerung von Paris glücklich zu Ende zu bringen; vielleicht wird aber mehr erzählt, als an der ganzen Sache ist. Man ist nun einmal gewohnt, über diesen Verfasser zu scherzen, und in dergleichen Fällen wird nicht immer darauf gesehen, ob der Scherz auch gegründet ist. An der komischen Oper geht es jezt sehr ernsthaft her, hinter der Bühne nämlich. Da hatten im vorigen Jahre die Schauspieler, welche auf eigne Hand das Schauspiel dirigirten, und tief in Schulden versunken waren, sich der Verwaltung in die Hände des Ministeriums des königlichen Hofhalts entledigt, und dieses sezte den bekannten Melodramdichter Pixérecourt als Theaterdirektor ein; das Ministerium bezahlte eine Menge Schulden; andre wurden mit dem Ertrage getilgt, und die Schauspieler, welche sonst die dirigirende Gesellschaft ausgemacht hatten, bekamen schon im lezten Jahre jedweder 14,000 Franken. Allein man stattete ihnen keine genaue Rechenschaft von der Theaterverwaltung ab, und sie meynten, sie hätten jedweder über 20,000 Franken einnehmen können, wie ehemals. Sie wollen also die Rechnungen einsehen; hierüber hat sich Pixérecourt, der oft am Podagra leidet, höchlich erbost, sich beym Ministerium beklagt, und darauf sind zwey Schauspieler, als ob sie Beamte wären, abgesezt worden, was dann in den unabhängigen Tagesblättern bittere Klagen über den despotischen Direktor verursacht hat. Paris nimmt an dieser Sache ziemlich lebhaften Antheil: es fragt sich, in wie weit ein vom Ministerium eingesezter Direktor befugt ist, mit dem Eigenthum der Schauspieler zu schalten; Pixérecourt beschuldigt die Schauspieler der Undankbarkeit, sie ihn des Mangels an Zartgefühl; denn da er über ihre Gelder verfüge, so müßte er, falls er ein zartfühlender Mann wäre, ihnen so klare Rechnungen vorlegen, daß ihnen auch nicht der geringste Zweifel über die uneigennützige Verwaltung übrig bleiben könne. Zu solchen verwickelten Streitigkeiten gibt die sonderbare Einrichtung in Paris Anlaß, daß manchmal der Direktor von der Regierung angesezt wird, indeß das Eigenthum des Theaters den Aktienbesizern oder den Schauspielern bleibt. Leztere sind meistens Schuld an dieser Einrichtung, denn wenn sie durch ungeheure Ausgaben in Schulden gerathen sind, so wenden sie sich an die Regierung, damit diese ihnen aus der Noth helfe; das Ministerium kömmt dann zwar zu ihrer Hülfe herbey, weil es in Paris ein Grundsaz ist, daß man Schauspieler, besonders größere, nicht untergehen lasse: allein diese Wohlthat pflegt nur gegen Aufopferung der Freyheit und Unabhängigkeit der Schauspieler verliehen zu werden; diese bereuen dann zu spät, daß sie sich goldne Fesseln angelegt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Literaturbl. Nr. 45. u. Monatsreg. Mai.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Juni 1826.

> Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
> Strenge treibt ihr eure Rechte,
> Furchtbar, unerbittlich ein.
> Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
> Doch das Glück hab' ich genossen,
> Und das schönste Loos war mein.
>
> Schiller.

Der Abschied.

Ingeborg.

Schon graut der Tag und Frithiof kommt noch nicht!
Gleichwohl berufen gestern ward der Ting
Auf Bele's Hügel; passend war der Ort,
Dort zu entscheiden seiner Tochter Schicksal.

Wie viele Bitten hat es mich gekostet,
Wie viel der Thränen (Freia zählte sie)
Des Hasses Eis um Frithiofs Brust zu schmelzen,
Dem Stolzen das Versprechen abzuschmeicheln,
Noch eins die Hand zu bieten der Versöhnung!
Ach, hart ist doch der Mann, und für die Ehre
(So nennt er seinen Stolz) nimmt so genau
Er's eben nicht, ein treues Herz zu brechen.
Gleicht doch das arme Weib an seiner Brust
Dem Moose, das auf schroffer Klippe Stirn
Mit bleichen Farben blüht; nur mühsam hält es,
Ein unbemerkt Gewächs, sich am Gestein,
Und seine Nahrung sind des Nachtthau's Thränen.

So ward denn gestern mein Geschick entschieden,
Und drüber nieder sank die Sonne schon,
Doch Frithiof kommt noch nicht — die bleichen Sterne
Erlöschen droben, einer nach dem andern,
Und ach! mit jeglichem, der dort verschwindet,
Stirbt eine Hoffnung auch mir in der Brust.
Doch warum hoffen auch? — Wallhalla's Götter
Sind mir nicht hold, erzürnet hab' ich sie;
Der hohe Baldur, in deß' Schutz ich wohne,
Verunglimpft ist er, denn ein menschlich Lieben,
Nicht heilig g'nug ist's für der Götter Blick,
Und ungestraft darf ird'sche Freude nicht
Der Halle nahn, worin die ernsten Mächte,
Die himmlischen, den Thron sich hier befestigt.
Und doch, was ist mein Fehler? — Warum zürnet
Der fromme Gott der jungfräulichen Liebe?
Ist sie nicht rein wie Urda's klare Flut,
Nicht unschuldsvoll, wie Gefions Morgenträume? —
Die hohe Sonne wendet abwärts nicht
Von glücklich Liebenden ihr reines Auge;
Des Tages Wittwe, die gestirnte Nacht,
Hört, trauernd selbst, der Liebe Schwur mit Freuden.
Was schuldlos unter dem Gewölb' des Himmels,
Wird's unter Tempelwölbung strafbar denn?
Ich liebe Frithiof. Ach, soweit zurück mir
Erinn'rung reichen kann, liebt' ich nur ihn.
Mit mir geboren ja ward dieß Gefühl,
Nicht kenn' ich seinen Anfang, noch vermag ich
Zu denken, daß es jemals anders war.
Gleichwie die Frucht sich ansezt um den Kern,
Und sich um ihn in reifem Wachsthum rundet,
Beym Sommer-Sonnenschein, ein goldner Ball:
So wuchs auch ich empor, und reifte so
Um diesen Kern bisher, es ist mein Wesen
Die äuss're Schaale meiner Liebe nur.
Vergib mir, Baldur! mit getreuem Herzen
Betrat ich Deinen Saal, mit treuem Herzen
Will ich von dannen gehn: ich nehm' es mit
Einst über Bifrost's Bogen, stelle kühn
Mit meiner Liebe mich vor Wallhall's Götter.
Dort wird, ein Asakind, sie stehn, wie jene,
In Schildern blank sich spiegeln und befreyt
Mit Taubenschwingen fliegen durch die Räume,
Die ungemess'nen in Allvaters Schooß,
Woher sie kam. — Warum denn runzelst Du
Im Morgendämmrungsschein die helle Stirne? —
In meinen Adern strömt, wie in den Deinen,

Des alten Odins Blut. — Was willst Du, Ohm? —
Kann ich doch nicht Dir meine Liebe opfern,
Noch will ich's — wie sie Deines Himmels würdig.
Mein Lebensglück hinopfern kann ich wohl,
Kann's von mir werfen, wie die Königin
Den Fürstenmantel von sich wirft und doch,
Was sie gewesen, bleibt. — Es ist beschlossen!
Nicht soll Wallhall der Enkelin sich schämen,
Entgegen gehen will ich meinem Schicksal,
Wie ihm der Held begegnet. — Dort kömmt Frithiof,
Wie wild, wie bleich! Ich seh's, es ist geschehn! —
Mir naht zugleich mit ihm die grimme Norne.
Sey stark, mein Herz! — Willkommen, wenn auch spät!
Bestimmt ist unser Schicksal, lesbar steht es
Auf Deiner Stirne.

Frithiof.

Stehen dort nicht auch
Blutrothe Runen, sagend Dir von Schimpf
Und Hohn und Landsflucht?

Ingeborg.

Frithiof, fasse Dich!
Erzähle, was geschah; das Schlimmste ahnet
Mir lange schon, bereit bin ich auf alles.

Frithiof.

Ich kam zum Ting dort auf den Grabeshügel,
Um dessen grüne Seiten, Schild an Schild,
Die Faust am Schwert, des Nordens Männer standen,
In immer engern Kreisen, dicht gedrängt
Bis hoch zum Gipfel, auf dem Tingstein aber
Gewitterdunkel saß Dein Bruder Helge,
Der bleiche Blutmann mit dem düstern Blick;
Und neben ihm dort, ein erwachsnes Kind,
Saß Halfdan, mit dem Schwert gedanklos spielend.
Da trat ich vor und sprach: „Es steht der Krieg
Und schlägt den Heerschild an des Landes Gränzen;
Dein Reich ist, König Helge, in Gefahr,
Drum gib mir Deine Schwester, und ich leihe
Dir meinen Arm im Streit, er kann Dir nützen.
Vergessen zwischen uns sey denn der Groll,
Ich nähr' ihn ungern gegen Ing'borgs Bruder.
Sey billig, König, rette so zugleich
Die goldne Kron' und Deiner Schwester Herz.
Hier meine Hand, bey Asa Thor, ich biete
Zum letztenmal sie hent Dir zur Versöhnung." —
Da laut erbraust's im Ting — mit tausend Schwertern
Hört Beyfall man auf tausend Schilde schlagen,
Der Stahlklang stieg zum Himmel auf, der froh
Der freyen Männer Rechtgefühl empfing.
„Gib!" rief's — „ihm Ingeborg, die schlanke Lilie,
Die schönste, die in unsern Thälern aufwuchs:
Ist er die beste Klinge doch im Land! —
Drum gib ihm Ingeborg!" — Mein Pflegevater,
Der alte Hilding mit dem Silberbart,
Trat vor und hielt die weisheitsvolle Rede
Mit kurzem Kernspruch, treffend scharf wie Schwertschlag,
Und Halfdan selbst erhob vom Königssitz
Zum Bruder flehend sich mit Wort und Blick.
Vergebens war's, verloren jede Bitte;
Gleich wie auf nacktem Fels der Sonne Strahl:
Aus starrer Brust entlockt er keinen Keim,
Und König Helge's Antlitz blieb sich gleich,
Ein kaltes Nein auf menschlich warme Bitte.
„Dem Bauernsohn vielleicht — (sprach er mit Nachdruck)
Gäb' ich die Schwester — doch der Tempelschänder,
Nicht paßt er, wie mich dünkt, für Wallhall's Tochter,
Und brachst Du, Frithiof, Baldur's Frieden nicht?
Sahst Du nicht Ingeborg in seinem Tempel,
Als sich der Tag vor Eurem Frevel barg? —
Ja, oder Nein?" — Laut aus der Männer Kreise
Da schallt der Ruf: „Sag' nein nur, sage nein!
Wir trauen Deinem Wort, wir frey'n für Dich,
Du Thorstens Sohn — wie er, der Königssohn,
Sprich nein, sprich nein, und Dein ist Ingeborg."

(Die Fortsetzung folgt.)

Olivier.

(Fortsetzung.)

Cesar, den bisher keine Verbindung fesseln konnte, hatte jetzt plötzlich seine Beweglichkeit und Heiterkeit verloren. Er verkaufte sein Haus in der Straße Popincourt, nahm keinen Theil mehr an den Soupées; kaum sah man ihn noch im Schauspiel, und wenn er hinging, war es nicht mehr wie ehemals, um Aufmerksamkeit zu erregen, sondern man sah im Gegentheil, daß er gesehen zu werden vermied. Hinter eine Säule verborgen, schien er in unruhige Betrachtungen verloren, die aber weniger der Bühne als dem Schauspielsaal galten. Man glaubte nun, er sey einmal ernstlich verliebt, und um den Neckereyen darüber zu entgehen, zöge er sich ganz von der Gesellschaft zurück. Olivier selbst sah ihn nur selten, er hatte ihn ein Paar Mal mit aller Schonung über seine veränderte Stimmung auszuforschen gesucht, aber Cesar war jedesmal ausgewichen, so daß Olivier nun nicht weiter in ihn drang.

Als er eines Tages seinen Freund besuchte, traf er bey ihm einen Menschen, der im Dienste der Baronin B. stand, und ihr ganzes Vertrauen besaß. Diese Erscheinung fiel ihm auf, und er fragte Cesar, was diesen Mann zu ihm geführt hätte. Bey dieser Frage überzog eine tiefe Röthe Cesars Gesicht, er stotterte eine Erklärung hervor, war aber so verlegen, daß Olivier mehr als genug wußte, und zu etwas anderm überging. Gleich darauf verließ er seinen Freund mit einem schmerzlichen Gefühl über die menschliche Schwäche, die einen Mann, der so lange sein Spiel mit mancher rechtlichen Frau getrieben, nun in die Schlinge einer der kokettsten und unliebenswürdigsten Weiber fallen ließ.

Die Baronin von B. war in der besten Gesellschaft aufgenommen; schon längst nicht mehr jung, wußte sie durch jedes Mittel, das die Kunst darbietet, ihr Aeußeres zu heben und dadurch ihre ehemalige Schönheit einigermaßen zu ersetzen. In ihrer Jugend liehen ihr ihr Verstand, ihre Falschheit und ihre Hinterlistigkeit oft einen so eigenthümlichen Reiz, und die Ueberlegenheit, die ihr ihre Schönheit vor den meisten andern Frauen gab, machte nachsichtig gegen sie und mehr zum Wohlwollen geneigt. Aber

seitdem ihre Reize weniger anziehend waren, suchte sie durch ihren Verstand zu ersetzen, was sie an äußern Annehmlichkeiten verlor. Ihre Kenntnisse arteten in Pedantismus, ihre Schalkhaftigkeit in Bosheit und ihre Anmuth in Verzerrung aus. Da sie sehr streng gegen andere Frauen geworden, glaubte man, sie sey es auch gegen sich selbst gewesen, und sie unterstützte diese Meynung durch eine so übertriebene Strenge, daß sie sich zu einer Sittenrichterin erhob, deren Urtheile unumschränkte Geltung hatten.

Dieser Frau war es gelungen, einen der flatterhaftesten und liebenswürdigsten jungen Männer zu fesseln. Es ist, als wenn in diesem Schicksal, dem doch zulezt die meisten Männer dieser Art unterliegen, die ewige Gerechtigkeit waltete, die sie endlich an der Klippe scheitern läßt, zu der sie so viele Schlachtopfer verlockten. Durch eine sonderbare Verwandlung schien Frau von B. seit einiger Zeit Olivier eben so angelegentlich aufzusuchen, als ihn Cesar zu fliehen schien. Sie war in allen Gesellschaften, wo sie hoffen konnte, ihn zu finden, und erwies ihm jede Art von Aufmerksamkeit, wodurch sie um so mehr Aufsehen erregte, als sie kurz zuvor gerade das entgegengesezte Betragen beobachtet hatte. In seiner Gegenwart milderte sie ihr satyrisches Urtheil, und es war offenbar, daß sie ihn sich zum Freunde oder vielmehr zum Bundesgenossen gewinnen wollte. Ihre Bemühungen hatten aber nicht die gehoffte Wirkung. Olivier suchte den Grund zu allen diesen Künsten, und war überzeugt, daß er nicht gut seyn könnte. Aber er wäre nie dazu gekommen, wenn er nicht in der Gesellschaft gehört hätte, daß man sich von der Vermählung Cesars und der Frau von B. unterhielt.

Diese Nachricht erregte in ihm die lebhaftesten Besorgnisse. Er sah das Unglück seines Freundes voraus und hielt es für seine Pflicht, ihn zu warnen. Die Mittel, es zu thun, fehlten ihm nicht, aber ihr Gebrauch stritt gegen sein Zartgefühl, und konnte ihm selbst, da er den Charakter der Baronin kannte, gefährlich werden. Er hatte selbst mehrere Briefe aufbewahrt, die sie ihm in der äußersten Vertraulichkeit geschrieben hatte, und die den Beweis gaben, daß sie wenigstens einmal von ihren strengen Grundsätzen abgewichen sey. Aber soll er sich dieser Briefe bedienen? Außer dem Widerwillen gegen ein solches Verfahren weiß er, daß ihre Mittheilung den Haß der Baronin erregen wird, denn er weiß, daß sie diesen nur darum in Schranken hält, weil sie diese Briefe in seinem Besitz wußte; und hätte er sich einmal dieses Mittels bedient, so mußte ihre Wuth gegen ihn ausbrechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zeitungsgelehrte.

Wie der Postkurier gleich an dem Schilde die Schenken, so kennest,
Zeitungenreiter! auch du schon aus dem Titel das Buch.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 20. April.

Schon in einem meiner vorigen Schreiben habe ich berichtet, daß der Advokat Fea gegen den übertriebenen Miethzins, welchen die Hauswirthe nehmen, in einer eignen, etwas pedantisch geschriebenen, und mit allen möglichen Citaten versehenen, Broschüre zu Felde gezogen ist. Der gute Mann hat in ein Wespennest gestochen. Die Absicht des Hrn. Fea, welcher hier allgemein für einen rechtlichen, uninteressirten Mann passirt, mag wohlgemeynt seyn; aber seinen Vorschlag, die Hauseigenthümer zu einem, nach einer gewissen Norm zu bestimmenden, Miethzinse zu zwingen, kann Niemand billigen. Die Häuser sind, wie jedes andere Besitzthum, verkäufliche, oder verheuerbare Gegenstände, und es muß daher den Verkäufern oder Vermiethern freystehen, den Preis einer immerwährenden oder zeitlichen Veräußerung derselben nach eigner Willkür zu bestimmen. Die allgemeine Konkurrenz wird hier ausgleichen, was die Habsucht eines Einzelnen verschulden möchte. Vielleicht liegt der Grund des Uebels, welches Hr. Fea zu bekämpfen sucht, nicht im zu weit getriebenen Egoismus der Hauseigenthümer, sondern in dem hier herrschenden Mangel an Gemeingeist. Wenn Gesellschaften von Kapitalisten zusammenträten, und öffentliche Bauten unternähmen; so würden die Hauseigenthümer schon von selbst zur Milderung ihrer Forderungen gezwungen werden. Es scheint nicht, daß die Regierung Partey in der Sache nehmen wolle, woran sie sehr wohl thut. Unterdessen hat Hr. Fea die Ehre, zuerst in die Schranken gegen die Hauseigenthümer getreten zu seyn, und gleichsam den Märtyrertod für die Inquilinen zu leiden. Vor allen andern Libellen, welche, sämmtlich im rohesten, gemeinsten Tone und ohne Gründe geschrieben, gegen ihn erschienen sind, zeichnet sich eine, in diesen Tagen herausgekommene, insbesondere durch wahrhafte Pöbelhaftigkeit aus; Jedermann ist auf's Höchste erstaunt, daß dieser Schmutz die Censur passirt ist. Man vermuthet, es liege hierbey einige Animosität zum Grunde, weil Hr. Fea durch seine, vor etwa einem Jahre herausgegebenen beyden Schriften: Ultima Conclusione sul Dominio temporale e spirituale de' Sommi Pontefici, und: Riflessioni storico-politiche sopra le quattro Proposizioni della Chiesa gallicana, sich unzeitiger Indiscretionen schuldig gemacht, und dadurch von mehr als einer Seite Verlegenheiten herbeygeführt hat. Ist der Sieg der Preßfreyheit dießmal auf eine unedle Weise gemißbraucht worden, so wird sie in den nächsten Tagen einen desto edlern Triumph feyern. Der Pater Ventura, dessen bizarre, im hiesigen Giornale Ecclesiastico ausgesprochene, Meynung, „unter allen Regierungsverfassungen sey ein Wahlreich gerade die allerschlechteste." (wofür man ihn, als habe er eine Anspielung auf den Kirchen-Staat machen wollen, allerhöchsten Orts verklagt, aber kein Gehör gefunden hatte), in diesen Blättern, so wie in der allgemeinen Zeitung besprochen worden ist, hat jezt vom heil. Vater die Erlaubniß erhalten, seine Rechtfertigung, zu deren Drucke die Censur keine Erlaubniß hatte geben wollen, ohne Censur (sage, ohne Censur) erscheinen zu lassen. Man versichert, als dieß der Obercensor erfahren, habe er sich von freyen Stücken erboten, der Schrift das Imprimatur vor-

zusehen, aber der Pater von dem guten Willen desselben keinen Gebrauch gemacht.

Vor einigen Tagen hat die Ausstellung der Arbeiten der französischen Pensionäre auf der hiesigen französischen Maler-, Bildhauer- und Bauakademie ihren Anfang genommen. Es sind fünf Gemälde, sechs Bildhauerwerke und acht Planzeichnungen ausgestellt. Ich habe stets geglaubt, daß sich die französische Nation, bey ihrer Tendenz zu dem Formellen, und des Gemüths entbehrend, stets vorzüglicher in der Sculptur, als in der Malerey gezeigt habe. Durchlaufen wir ihre glorreichste Kunstperiode, so möchte sich, troz dem Scheine vom Gegentheile, diese Wahrheit sehr leicht bestätigen lassen. Ob die viel besprochenen Malereyprodukte der neuesten Zeit schon Erzeugnisse des sich nach und nach ergebenden veränderten Nationalcharakters, oder gewissermaßen nur künstlerische Abnormitäten sind, wird die Zukunft lehren. In den Arbeiten der hiesigen französischen Pensionäre, so viel ich sie seit drey Jahren beobachtet habe, ragt dagegen jene besondere Hinneigung zur Sculptur noch immer hervor. Die Arbeiten der leztern sind dießmal alle verdienstlich, einige sogar schon mehr als das; unter leztern besonders das Mädchen mit dem Schmetterlinge und Cupido auf einem Schwane reitend. Von den Gemälden verdient allein die halbe Figur eines Bauermädchens, welches Wasser am Brunnen schöpft (wenn ich nicht irre, ein Portrait), Auszeichnung. Ich gedenke in einem besondern Artikel auf diese Ausstellung zurückzukommen.

Gestern hat hier die Auction einer großen juristischen Büchersammlung ihren Anfang genommen. Sie zeichnet sich durch den, freylich nicht neuen, Umstand aus, daß darin auch eigentliche verbotene Bücher versteigert werden. Leztere sind im Katalog mit einem Kreuze bezeichnet. Zugleich werden diejenigen Personen, welche dergleichen zu erstehen wünschen, eingeladen, sich zuvor mit der Erlaubniß, verbotene Bücher lesen und besizen zu dürfen, zu versehen und diese dem Auctionator vor der Licitation vorzuzeigen. Eine andere Bedingung des Katalogs, von der Censur ausgegangen, schreibt vor, daß sich sowohl der Verkauf (bey jedem Werke ist ein Einsazpreis festgesezt), als der Ankauf in den Schranken der Mäßigung zu halten und den natürlichen oder üblichen Preis (naturale, o sia volgare) nicht zu überschreiten haben. Wie lezteres zu verstehen, oder zu bewerkstelligen seyn möchte, weiß ich nicht; aber welch ein Sinn auch in dieser Verordnung liegt, immer dürfte sie gut seyn, um dem unsinnigen Ueberbieten Schranken zu sezen. Eine sehr löbliche Sitte der hiesigen Bücher-, wie aller andern Auctionen ist, daß täglich nur eine, im Kataloge bestimmte, Anzahl Artikel versteigert werden darf, daß also die Kauflustigen vorher wissen können, an welchem Tage derjenige Gegenstand, auf welchen sie etwa reflektiren, an die Reihe kommen muß. Der geringste Einsazpreis pflegt in den Bücherauctionen 10 Bajocchi (3 Gr. 4½ Pf.) zu seyn. Der Curiosität wegen will ich, zu Nuz und Frommen der deutschen Juristen, auch anderer Bücherliebhaber, die Titel der verbotenen Bücher, welche in der erwähnten Auction verkauft werden, nebst ihren Einsazpreisen, anführen: Grotii, de Jure belli ac pacis, cum Coccejo, 4. Laus. 1758. Tom. 5. 2½ Scudi (1 Scudi oder 100 Baj. gilt 1 Rthlr. 9 Gr. 9 Pf.); Reinf. Jus canonic. univ. Fol. Ant. 1755. Tom. 6. Vol. 5. 2 Scudi; Vinnii, in Institutiones imper. comment. 4. Lugd. 1747. Tom. 2. — Idem Tractatus varii, 4. idi. 1748, 80 Baj.; Chassanaei Paratit. in Decretales, 8. Mamburgi (Hamburgi, Marburg?) 1735. 15 Baj.; ein Convolut von 5 Bänden, ohne ihre Titel und blos mit: Risguardanti i Gesuiti bezeichnet, 60 Baj.; ein anderes aus 7 Bänden, gleichfalls ohne die Titel und: Risguardanti i Giansenisti, 70 Baj.; De Ameno, Opera omn. crim. fol. Romae, 1747. Tom. 3. 1½ Scudi; Reinhardii, Sicilimenta Philosoph. Juris. 4. Gissae, 1699. 15 Baj.; Genovesi Logica, 8. Ven. 1800. 10 Baj. Man sieht, die Verkäufer haben, wenigstens bey'm Einsazpreise, von dem Umstande, daß diese Bücher verboten sind, keinen Nuzen gezogen.

Paris, 24. April.

(Beschluß.)

Die kleinen Theater, die auf Privatspekulationen unterhalten werden, sind in dieser Hinsicht weit besser dran; die Regierung bekümmert sich nicht um sie, und sie bekümmern sich wenig um die Minister; der Unternehmer betreibt seine Sachen so gut, als er kann, und das Publikum erfährt wenig von demjenigen, was in den Kulissen vorgeht, wogegen bey den sogenannten königl. Theatern beständig etwas stockt und das Publikum immer von den Zwistigkeiten hinter der Bühne durch die Bevortheilten unterrichtet wird. In unabhängigen Blättern ist schon mehrmals darauf gedrungen worden, das Schauspielwesen ganz frey zu stellen und kein Monopolium mehr daraus zu machen; wenn, sagen sie, jedermann malen, bauen, Fabriken anlegen kann, warum sollte nicht auch jedermann einen Schauspielsaal eröffnen können? allein das Monopolwesen ist noch zu sehr in Ansehen, und die Lust der Machthaber, sich in Alles zu mischen, noch zu stark, als daß man hierin sobald eine Aenderung hoffen dürfte. Wenn auch den Ministern selbst die Sache gleichgültig ist, so haben doch ihre Untergebenen allzuviel Ursache, den alten Einfluß beyzubehalten, als daß sie denselben so bald fahren lassen sollten. Die königl. Theater erfordern ungeheure Zulagen von Seiten des Staates, besonders die große Oper und die italienische; aber wohl eben weil viel Geld dabey umgekehrt wird, halten es gewisse Beamte für ihre Pflicht, diese in ihren Augen vortreffliche Einrichtung mit Händen und Füßen zu vertheidigen. Mit der italienischen Oper wird Rossini jezt Mühe haben, zurechtzukommen. Mad. Pasta ist auf Urlaub nach London gegangen, wo sie, den Londoner Blättern zufolge, für jeden Abend, wenn sie auftreten wird, beynahe 200 Guineen wird einzunehmen haben. Unterdessen wird es hier an einer ausgezeichneten Prima Donna fehlen; die Abonnenten, welche ihre Logen theuer bezahlen, klagen nun aber, zumal da ihnen Rossini nichts Neues gibt, und manche seiner Opern so zu sagen ganz abgenuzt hat. Der prächtige, aber kleine Schauspielsaal und die theuern Preise sind einzig für die Reichern berechnet, und das große Publikum ist entfernt worden: aber die Reichern wollen dafür auch eine vollendete Virtuosität und ganz etwas Vollkommenes haben; dieß fängt nun an zu fehlen. Die Mainviello Fodor ist nur ein Mal aufgetreten, obschon sie mit einem sehr hohen Preise engagirt war, und statt zwei Prime Donne, welche das Theater im Anfange des Winters hatte, besizt es gegenwärtig keine von beyden. Rossini komponirt nichts Neues, und scheint überhaupt, seitdem er aus Italien entfernt ist, keine musikalischen Eingebungen oder Inspirationen mehr zu haben; die ältern Opern sind dem Publikum durch den neuen Rossinischen Styl ziemlich verleidet; mithin wird der Herr Direktor viele Mühe haben, sein Publikum zufrieden zu stellen. Das Odeontheater hat den klugen Einfall gehabt, Meyerbeer's Morgenröthe von Anjou französisch aufzuführen; die Komposition, wiewohl sie etwas zu sehr auf Effekt berechnet ist, und dadurch in einem hiesigen Blatte mit einem französischen Melodram oder Spektakel- und Mordstück verglichen wird, gefällt sehr; überhaupt muß man dem Odeon Dank wissen, daß es so manche fremde Opern auf die französische Bühne verpflanzt, was eine wahre Neuerung in der französischen Dramatik ist, die sich sonst fast immer mit eigenen Mitteln behalf. Es ist eine heilsame Folge der Konkurrenz unter den vielen Theatern, daß jedes suchen muß, auf eine eigne Art das Publikum herbeyzulocken und es den andern zuvorzuthun.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 136.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Juni 1826.

Bey der Erinnerung schaudert mein Geist, ab kehrt er sich trauernd:
Dennoch beginn' ich das Wort. —

Virgils Aeneis.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

II.

Die Augen, dieselbigen Augen, mit welchen diese Zeilen niedergeschrieben sind, haben einen beträchtlichen Theil jenes unschuldigen Blutes selber fließen sehen. Vor allen Dingen bemerke ich, daß sie es nicht gesehen haben würden, wenn es schuldig gewesen wäre; ich habe keiner Hinrichtung eines Mörders oder Diebes beygewohnt. Aber noch außerdem bin ich dem unschuldigen Blute selber gegenwärtige Genugthuung schuldig; ich muß die Erklärung geben, warum ich es fließen sah. Ich muß beweisen, daß ich, indem ich mich damals in den Stand sezte, die Rechenschaft abzulegen, die ich hier vor der Nachwelt ablege, und die wahrscheinlich kein anderer Deutscher abzulegen im Stande ist, eine Pflicht erfüllte. Die Zufälle, wo ich eine Hinrichtung sah, will ich mir nicht zum Verdienst anrechnen. Ich war in die Nationalgarde gesteckt worden, weil ein menschenfreundlicher Nachbar, mein Unteroffizier, es zu meiner Sicherheit so gewollt hatte; ich war also bisweilen als Nationalgarde zur Bedeckung eines Mordakts kommandirt, und mußte den Zirkel um das Schaffot bilden helfen. Bald führte mich das Ungefähr an dem Zuge vorbey, der immer durch die Hauptstraßen ging, und ein allzumerkwürdiger Umstand, ein unwiderstehlicher Gegenstand riß mich mit der Menge fort. Oft glaubte ich unter den vorüberfahrenden Verurtheilten Einen meiner deutschen Freunde zu erkennen, die im Gefängniß waren, in täglicher Todesgefahr schwebten, und von denen ich lange keine Nachricht erhalten hatte.

Außer diesen Zufällen war ich bisweilen auch willkürlich Zeuge der allermerkwürdigsten revolutionären Mordthaten; aber dabey war ich ja selber der allerunglückseligste Mensch. Mehr als einmal wurde ich da selber hingerichtet, denn im jugendlichen Leichtsinn hatte ich das Verbrechen begangen, daß ich damals, Unterthan einer deutschen feindlichen Monarchie, in Paris lebte; jedem Fremden war es unter Todesstrafe verboten, nach Frankreich zu kommen. An Naturalisiren war nicht zu denken, und wer hätte sich auch bey einer solchen Regierung naturalisiren lassen wollen!

Meine tägliche, meine vielmonatliche Todesangst war mehr als Tod; es war ein langes, abscheuliches Spiel, das meine, durch die täglichen Blutprozesse und Blutscenen immer mehr rege gewordene Einbildungskraft mit meinem Leben spielte.

Dieß mein Verhältniß, eines Zeugen der merkwürdigsten revolutionären Mordthaten, war etwas ganz Anderes als die Neugierde dessen, der in den Tagen der bürgerlichen Ruhe und im Gange der gesetzlichen Ordnung die Hinrichtung eines wirklichen Verbrechers begafft. Ich hatte die Ueberzeugung, daß ich auf der wichtigsten Stelle des Erdballs stund. Ich meynte, die Geschichte habe mir hier die Pflicht angewiesen, einst das zu berichten, was nur

Wenige sehen konnten, sollte es auch die Klugheit und die Schicklichkeit erst lange nachher, erst nach zwey-und-dreyßig Jahren erlauben. Ich lebte im Mittelpunkte des Vulkans, ich konnte ihm nicht entgehen, ich mußte hineinsehen in seinen Krater, und da die Gefahr für mich dieselbe war, ich mochte die Lava kochen sehen, in meinem Zimmer zitternd oder sie auf ihrem fließenden Pfade kühn anstaunend, so stund ich da, wenigstens im Bewußtseyn eines hohen Berufs. Ich sollte die Kultur des heutigen Europa unterbrochen, in der Hauptstadt des großen Frankreichs den brutalsten, den grundsatzlosesten Pöbel eine große Rolle spielend, und das verruchte heimliche Treiben der Revolutionsmenschen sehen, damit ich einst sagen könnte, wie furchtbar der ungebildete Mensch, wie allmächtig die Kraft des unbändigen menschlichen Geistes ist, wenn er seine Uebermacht fühlt, die Fesseln des Gesetzes zerbricht, den Kampf gegen die geistige Natur beginnt. In seinen Handlungen gleicht der Revolutionsmensch der Donnerwolke des Himmels und seine Worte dem unterirdischen Getöse der eingeschlossenen Gaze und seine Haufen dem brausenden Zuge der Wogen des Meeres.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abschied.

(Fortsetzung.)

„An einem Wort hängt meines Lebens Glück,“
(So sprach ich) doch nichts fürchte drum, Fürst Helge,
Nicht lügen will ich mich zu Wallhall's Wonnen,
Noch zu den ird'schen; — Deine Schwester sah ich,
Hab' in des Tempels Nacht mit ihr gesprochen,
Doch darum brach ich Baldur's Frieden nicht.“ —
Nicht weiter sprach ich. Des Entsetzens Murmeln
Durchflog den Kreis: die mir zunächst gestanden,
Scheu wichen, wie vor'm Pesthauch sie zurück —
Und als ich um mich sah, vom dummen Wahn
Gelähmt war jede Zung' und weiß getüncht
Die Wangen, jüngst von Hoffnung froh erglüht.
Da siegte König Helge. Düstern Lautes,
So dumpf und hohl, gleich dem der todten Wala
In Wegtams Quida, als sie sang für Odin
Der Asen Untergang und Hela's Sieg,
So redet' er: „Verbannung oder Tod,
Aussprechen könnt' ich's nach der Väter Satzung
Für Dein Vergehn, doch zeig' ich gern mich mild,
Dem Gotte gleich, deß Heiligthum Du schmähtest. —
Im Meer des Westen liegt es wie ein Kranz
Von Inseln, die Jarl Aganthyr beherrschet:
So lang' Fürst Bele lebte, gab der Jarl
Alljährlich Schatzung ihm, Uns blieb sie aus:
Zieh' denn zu Schiffe hin, sie einzutreiben;
Die Buße fordr' ich nur für deine Keckheit.
Es heißt (so fügt er höhnisch noch hinzu),
Harthändig sey der Aganthyr und liege
Dem Fofnir gleich auf seinem Gold, doch wer
Mag unserm neuen Sigurd widerstehen?
Ein männlich kühn'res Abenteu'r ist dieß,
Als eine Maid in Baldur's Hain bethören.
Zum nächsten Sommer warten Dein wir hier
Mit Deinem Ruhm, vor allen mit der Schatzung,
Wo nicht, bist Frithiof Du der Ehre baar,
Dazu in unserm Land zeitlebens friedlos.“ —
Dieß war sein Spruch und so der Ting gelöst.

Ingeborg.

Und Dein Beschluß? —

Frithiof.

Bleibt sonst mir eine Wahl? —
Hängt nicht an seiner Ford'rung meine Ehre? —
Ich will sie lösen, ob auch Aganthyr
Sein nicht'ges Gold in Nastrands Flut verborgen!!
Noch heute segl' ich —

Ingeborg.

Und verlässest mich?

Frithiof.

Nein, nicht verlass' ich Dich, Du kommst mit mir.

Ingeborg.

Unmöglich!

Frithiof.

Hör' mich, hör', eh' Du erwiederst!
Dein weiser Bruder, scheint es fast, vergaß,
Daß Aganthyr auch Thorstens Freund gewesen,
Gleichwie Fürst Bele's; so gibt er vielleicht
Mit Gutem, was ich fordre: thut er's nicht,
Führ' ich zur Ueberredung scharf und bündig
An meiner Linken den Gefährten hier.
Dann send' ich Helge sein geliebtes Gold,
Und lös' auf immerdar somit uns Beyde
Von des gekrönten Heuchlers Opferstahl.
Wir aber, süße Ingborg, hissen froh
Auf unbekanntem Meer Ellida's Segel.
Sie trägt uns an ein gastliches Gestade,
Das eine Freystatt beut verbannter Liebe.
Was ist der Norden mir, was ist ein Volk,
Das bang vor seiner Priester Wort erbleichet?
Und fühllos mir des Herzens Heiligthum
Antasten darf, den Blüthenkelch des Daseyns?
Bey Freia! nein, dieß soll Euch nicht gelingen!
Gebunden an die Scholl ist nur ein Knecht,
Drauf er geboren ward — doch ich bin frey,
Frey wie der Berge Luft — die Hand voll Staub
Von meines Vaters und von Bele's Hügel
Hat auf dem Schiff noch Raum, und dieß ist alles,
Was wir bedürfen von der Heimath Erde.
Geliebte! eine andre Sonne gibt es,
Als die auf Schneegebirgen bleich hier scheint.
Ein andrer Himmel glänzt in tieferm Blau,
Und milde Stern', in göttlich warmem Glanz,
Schau'n bey den lauen Sommernächten nieder
In Lorbeerhainen auf ein zärtlich Paar.
Weit fuhr mein Vater, Thorsten Wikingssohn,
Zur See umher, und oft erzählt' er uns
Beym Heerdesschein in langen Winternächten,
Vom Meer der Griechen und den Inseln drinn,
Den Hainen, grünend in der stillen Flut.
Dort wohnte sonst ein mächtiges Geschlecht
Und hohe Götter stolz in Marmortempeln.
Verlassen stehn sie nun, — es wuchert Gras
Auf öden Pfaden, blühend Moos bedeckt
Die Runen, die der Vorwelt Weisheit künden,

Und schlanke Säulenschäfte grünen dort,
Von Südens üpp'gen Pflanzen rings umstrickt.
Doch weit umher freygebig trägt die Erde
Frucht ohne Saat, was nur der Mensch bedarf;
Die goldnen Aepfel glüh'n im saft'gen Laube,
Und Trauben hängen schwer von jedem Zweig,
Wie Deine Lippen, purpurroth geründet.
Dort, Ingeborg, dort bau'n wir in die Wogen
Ein kleines Nordland, schöner noch als hier;
Mit unsrer treuen Liebe füllen wir
Die heitern Tempelhallen und erfreu'n
Mit unsrer Liebe die vergess'nen Götter.
Treibt dann mit schlaffem Segel wohl ein Schiffer
(Denn dort verstummt der Sturm) vorbey dem Eiland
In Abendsonnenglut und blicket freudig
Von rosenrother Flut empor zum Strand,
Da auf des Tempels Schwelle schaut er staunend
Die neue Freia (Afroditä mein' ich,
Nennt jene Sprache sie), verwundert sieht er
Die gelben Locken reich im Winde flattern,
Und Augen, lichter als des Himmels Blau.
Und allgemach wächst, wie der Alfen Schaar,
Um sie ein klein Geschlecht von Tempeldienern
Mit Wangen, wie wenn in des Nordens Schnee
All seine Rosenpracht der Süd gestreuet. —
Ach! Ingeborg, wie schön, wie nahe steht
Der Erde bestes Glück zwey treuen Herzen;
Nur daß sie muthig es zu fassen wagen.
Denn willig folgt es Liebenden und baut
Ein Wingolf hier schon unter Wolken auf.
Komm, eile, jedes Wort, das mehr wir sprechen,
Raubt einen Augenblick von unserm Glück.
Bereit ist alles, schau, Ellida spannet
Die dunklen Adlerschwingen schon zum Flug,
Und frische Winde weisen uns den Weg
Auf ewig von dem wahnerfüllten Strande.
Was zögerst Du? —

Ingeborg.

Weh mir, ich kann nicht folgen!

Frithiof.

Nicht folgen, mir? —

Ingeborg.

Ach, Frithiof, Du bist glücklich,
Du folgest niemand, selbst gehst Du voran,
Gleichwie Dein schnelles Drachschiff, doch am Steuer
Steht nur Dein eig'ner Will' und lenkt die Fahrt
Mit fester Hand durch die erzürnten Wogen.
O wie ganz anders ist es doch mit mir!
In andern Händen ruhet mein Geschick,
Die lassen nicht den Raub, ob er auch blutet. —
Ein Opfer, sich leis' klagend zu verzehren,
Dieß ist der Königstochter, ist mein Loos.

Frithiof.

Bist Du nicht frey, so bald Du willst? — Dein Vater
Sitzt in dem Hügel —

Ingeborg.

Helge ist mein Vater,
Ist mir's an seiner Statt; nicht ohn' ihn kann ich
Vergeben meine Hand. Und Bele's Tochter
Stiehlt nicht ihr Glück sich, lieg' es noch so nahe.
Was wär' das Weib, riß eigenmächtig sie
Sich von den Banden los, womit Allvater
Ihr schwaches Wesen an den Starken knüpfte? —
Der bleichen Wasserlilie gleichet sie,
Die mit der Woge steigt und mit ihr sinket;
Des Schiffers Kiel geht über sie dahin,
Merkt nicht, daß er den Stengel ihr durchschnitt.
Das ist nun ihr Geschick; jedoch so lange
Die Wurzel fest im tiefen Sande hängt,
Behält sie Werth und Daseyn, leiht die Farben
Von ihren bleichen Brüdern sich, den Sternen,
Auf blauer Tiefe schwimmend, selbst ein Stern;
Reißt sie jedoch sich los — dann treibet sie,
Ein welkend Blatt, umher auf öder Flut.
Verwichne Nacht — o diese Nacht war schrecklich! —
Dein wartet' ich voll Angst und Du bliebst aus —
Und nächtliche Gedanken, ernst und streng,
Sie zogen schwarzgelockt und bleich vorüber
Dem wachen Aug', dem brennend thränenlosen;
Selbst Baldur dort, der bleiche Gott, er sah
Auf mich herab mit drohend finsterm Blick. —
Verwichne Nacht erwog ich mein Geschick,
Gefaßt ist mein Entschluß, ich bleibe hier,
Ein folgsam Opfer, beym Altar des Bruders.
Doch war es gut, daß ich nicht da Dich hörte
Mit Deinen Inseln, in die Luft gebaut,
Umflutet rings von ew'gem Abendroth,
Ein stilles Blüthenland voll Lieb' und Frieden.
Wer weiß, wie schwach man ist? — Der Kindheit Träume,
Die lang entschlafnen, neu erstehen sie,
Und flüstern mir in's Ohr mit einer Stimme,
So wohlbekannt, als wär's ein Schwesterlaut,
So zärtlich wie des Liebsten Schmeicheltöne.
Ich hör' euch nicht, nein, ich will euch nicht hören,
Ihr lockenden, ihr einst so theuren Stimmen!
Was sollt' im Süden ich, des Nordens Kind?
Ich bin zu bleich für jene Rosen dort,
Zu farblos ist mein Sinn für seine Glut,
Versengt nur würd' er von der heißen Sonne,
Und aufwärts blickte sehnsuchtsvoll mein Auge
Zum Stern des Nordens, der unwandelbar
Am Himmel Wacht hält über'm Grab der Väter.
Mein edler Frithiof soll das Land nicht meiden,
Drin er geboren ward, es zu beschirmen.
Wegwerfen soll er nimmer seinen Ruhm
Um so Geringes, als ein liebend Mägdlein.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Mai.

Königliches Opernhaus. Der Kaufmann von Venedig. Schauspiel in fünf Abtheilungen von Shakspeare, übersezt von W. A. Schlegel.

Es ist bekannt, daß Shakspeare die meisten seiner Stücke nach Novellen und Chroniken bearbeitete, und das ist es sogleich schon, was ihn von dem spanischen Dichter unterscheidet, der freylich auch häufig seinen Stoff aus der Geschichte seines Landes nimmt, oder auch die geschichtlichen Personen längst versunkener Jahrhunderte auftreten läßt, ohne jedoch, daß diese bestimmten geschichtlichen Personen sich von den ungeschichtlichen auch nur im mindesten unterschieden. Denn aus allen geschichtlichen Zuständen ergreift der spanische Dichter nichts als entweder die Hingebung des christlichen Ritters, der sich mit allem seinen Wissen, Wollen und Thun dem göttlichen

Geiste und seiner Kirche weiht, oder die Leidenschaften und Intriguen der spizfündigsten Ehre oder der Liebe mit dem oft herzlosen Glanz ihrer Verehrung und innigkeitslosen Anständigkeit, die den Mangel der Tiefe des Gefühls mit der Pracht des Bilderaufwands ersezt, und dem Liebenden erlaubt, mit seinem Feuer in poetischer Verständigkeit zu prunken. Die einzig individuellen Gestalten sind daher Don Fernando im standhaften Prinzen, dem König und Muley gegenüber, und Fierabras der Riese, als Folie der Ritter Carl des Großen, weil hier eben das eigentlich Spanische sich von dem, was ihm vorausgeht, und durch dessen Unterschied es zum Spanischen wird, abscheidet. Shakspeare aber stellt den vollen ganzen vielseitigen Inhalt alles menschlichen Thuns dar, und seine Gestalten sind alle individuell; deßhalb folgt er seinen Novellen und Chroniken so treu. Daher scheinen seine Stücke häufig einen ganz zufälligen Gang zu nehmen, und des innern Zusammenhanges gänzlich zu entbehren, keines aber, flüchtig betrachtet, entgeht weniger diesem Vorwurf als der Kaufmann von Venedig, zumal wenn eine lahme Aufführung die einzelnen Glieder zerstückelt auseinander fallen läßt. Und doch hat kein Stück einen tieferen innern Zusammenhalt und bezweckt weniger nur die spannende Darstellung einer unterhaltenden, ängstigenden und zulezt durch den glücklichen Ausgang erfreuenden Begebenheit. Doch um dieß einzusehn, ist es nöthig, dieß Stück in seinem Zusammenhange mit früheren und in seinem Unterschiede gegen dieselben näher zu betrachten. Wenn nämlich andere Trauerspiele, wie Julie und Romeo, Lear, Othello, immer die Familie zu ihrem Gegenstande haben, und die Tragik des Kampfs der verschiedenen Seiten des Familiengeistes vor uns vorüberführen, den Streit der Familien gegen einander, und der wider den Willen der Eltern liebenden Kinder, die nur aus sich und nicht auch aus dem Elternwillen sich schuldvoll den Gatten oder die Gatein erwählen, wie in Julie und Romeo, oder die Schuld der Eifersucht, oder der unkindlichen Liebe und der verkennenden Vaterliebe, und dieß alles in ganz individuellen Gestalten, unter ganz bestimmten Umständen, in fest abgeschlossener, wirklicher Localität, so sehn wir im Kaufmann von Venedig die bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Handelsverkehr, mit ihrem strengen kalten, formellen Recht hervortreten und sich dem Rechte der Familie und ihrer Liebe gegenüberstellen. Die frühere Schuld des Familiengeistes wird zu einer juristischen Schuld, und diese macht den Gegenstand der Collision aus. Wie prosaisch, wenn nicht eben dieser Kreis der bürgerlichen Gesellschaft der Poesie des Familiengeistes gegenüberstände, und mit in sie hineingerissen würde. Die tragische Schuld in der Familie war, daß die verschiedenen Seiten, deren Zusammenklang erst den Freudenton dieses Geistes erklingen läßt, sich bekämpften, und dadurch in ihrem Untergange eben diesen Zusammenklang als ihr Schwanenlied sangen, oder daß sich die Einzelnen aus eigenem Wissen und Wollen, statt aus dem Wollen jenes Geistes, der auf Erden das stete Fest seiner Wiedergeburt feyert, und somit gegen diesen Geist zu handeln entschlossen; — das eigentliche Heraustreten aus der Familie aber ist das Hineinschreiten in die bürgerliche Gesellschaft, und die Sprache dieses Heraustretens das Gerede und Gezänk, der Prozeß über das „Mein und Dein," über das juristische Eigenthum. Das Wahrhafte, das eigentlich Sittliche ist, beyde Sphären, die der bürgerlichen Gesellschaft und die der Familie harmonirend in sich zu vereinen. Nur aus dem Grunde dieser Harmonie singt der sittliche Geist seine melodischen Lieder. Die Schuld aber gegen den heiligen Geist dieser Melodie der sittlichen Welt ist die zwiefache: entweder gegen den Geist der Familie das Recht des Eigenthums und der bürgerlichen Verhältnisse hinzusezen zu seyen, oder dieses Recht jenem Geiste gegenüber für nichts zu achten und mit Füßen zu treten. In die erste Schuld verfällt Shylok, in die andere Antonio. Konsequentere, individuellere Gestalten hat Shakspeare wohl nicht wieder hervorgebracht. Schon daß Shylok Jude und zwar durch und durch ein wahrhaft plastischer Jude und nichts als Jude ist, muß als ein Meisterwurf gerühmt werden. Denn bey dem Juden ist die Familie selbst göttlicher Zweck; die Familie Abrahams, das heilige Volk stehn unter Jehovahs unmittelbarem Schuz, er will nicht in der ganzen Welt wie Allah, sondern er will in s e i n e m Volke angebetet seyn. Alle übrigen Sphären sind dadurch zum Mittel für die Wohlfahrt der Familie herabgesezt; ist es für seine F a m i l i e, so weiß der Jude von keinem Wucher. Aber eben darum, weil ihm diese Kreise des Eigenthums, des Vertrages, noch nicht für sich selbst Zwecke, sondern nur Mittel der Familienwohlfahrt sind, wird es zu desto größerer hervorstechenderer Schuld, wenn diese Mittel als der eigentliche Zweck angesehen werden, und dadurch jener Zweck, dem sie zum Mittel dienen sollten, seine ganze Heiligkeit und Würdigkeit verliert. Und dieß ist bey Shylok der Fall, denn in ihm soll gerade dargestellt werden, wie jener Kreis des Rechts die Familie verlezt. Dieser Gestalt gegenüber, als ihr eigentlichster Feind, steht der königliche Kaufmann, dessen Schuld es ist Eigenthum, Vermögen, Handelsverkehr, Betriebsamkeit, obgleich er als Kaufmann in diesen Zuständen und Verhältnissen sein eigentliches Wesen, den Zweck seines Lebens suchen und finden sollte, wenn auch nicht immer zu verachten, aber doch gering zu achten, und an dieser k ö n i g l i c h e n Gesinnung als K a u f m a n n zu Grunde zu gehn. Und weil er in dem, was der Inhalt all seines Thuns seyn sollte, nichts Wesentliches sieht, und dadurch kein anderes Wesen in sich findet, brütet er bey dem Adel seiner Gesinnungen in gegenstandloser Schwermuth, trübsinnig hin, wortkarg, thatenarm, doch edel und gefühlvoll, nicht adlich von Geburt, aber desto adlicher in seinem Sinn, und deßhalb dem wahrhaften gewinnsüchtigen Kaufmann, der in den Verhältnissen der bürgerlichen Welt lebt und webt, bis in den Tod hin verhaßt. Beyde Schuldigen werden durch ihre eigene Schuld gestraft, der Jude, der an der Familie frevelt, erduldet die Schmach der Flucht seiner Tochter und ihres Uebergangs zum Christenthum; dem Antonio versinken seine Galeeren, und die Formalität des Rechts, die er verachtete, bedroht sein verpfändetes Leben, das er im Adel seiner Gesinnung, und damit der geliebte Freund nicht die Seligkeit des Familienglückes entbehre, dahinzugeben entschlossen ist. Eben so zerstören sich die formellen Rechtsansprüche des Juden durch ihre nackte Formalität selbst, und durch diese Schulden, so wie durch diese Strafen zeigt es sich, das wahre eigentliche Verhältniß sey, daß die Familiengesinnung mit dem Recht der bürgerlichen Gesellschaft, mit dem Eigenthum und seinen Verhältnissen in vollendetem Einklange sey, und sie eben so wenig zurücksetze, als von denselben zurückgesezt werde. Und weil jene gegenseitigen Verletzungen nicht unendlich sind, weil sie allein nicht die ganze Welt der Individuen, die sie vollführen, ausmachen, zeigt sich der Zusammenklang, der sonst nur durch den Untergang der Schuldigen, und nicht in wirklichen handelnden Personen auf tragische Weise zu Stande kommt, hier von Anfang herein, und das Trauerspiel gewinnt den heitern Charakter durch Porzia, welche als die Gestalt dieses Zusammenklangs der streitenden Seiten die eigentliche Hauptperson wird. In ihr vereinigen sich die Ansprüche der Familiengesinnung und des Rechts und seiner Verhältnisse, in friedlicher Versöhnung, und ihr ganzes Geschäft ist diese Versöhnung als das wahrhaft wirkliche Verhältniß aufzuzeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Juni 1826.

Die Liebe selbst oft trennt die Liebenden.

Der Abschied.

(Beschluß.)

Ein Leben, dran die Sonne Jahr für Jahr
Den einen Tag stets ähnlich spinnt dem andern,
Ist zwar ein schön, doch ewig Einerley,
Nur für das Weib — doch für des Mannes Geist,
Zumal den Deinen, wär' der Stillstand lästig.
Du liebst es, wenn der Sturm herum sich tummelt,
Ein schäumend Roß, hoch über Abgrunds Tiefen;
Auf Tod und Leben dort auf schwankem Brett
Kämpfst um die Ehre Du mit der Gefahr. —
Die schöne Wüste, die Du maltest, würde
Für ungeborne Thaten Dir ein Grab,
Und mit dem Schild verrostete zugleich
Der freye Sinn Dir — so soll's nimmer werden!
Nicht stehlen will ich meines Frithiof's Namen
Aus künft'gen Heldenliedern, nicht verlöschen
Des Tapfern Ruhm im ersten Morgenroth.
Sey weise, Frithiof, laß den hohen Nornen
Uns weichen, laß aus des Geschickes Schiffbruch
Die Ehre doch uns retten und den Ruhm,
Da rettungslos des Lebens Glück zerschellte.
Wir müssen scheiden.

Frithiof.

Warum müssen wir's? —
Weil schlaflos eine Nacht den Sinn Dir trübte? —

Ingeborg.

Weil meinen Werth ich retten will und Deinen. —

Frithiof.

Der Frauen Werth bestimmt des Mannes Liebe.

Ingeborg.

Nicht lange liebt er, die er nicht mehr achtet.

Frithiof.

Mit Eigensinn gewinnt man Achtung nicht.

Ingeborg.

Ein edler Eigensinn ist Pflichtgefühl.

Frithiof.

Mit unsrer Liebe stritt es gestern nicht —

Ingeborg.

Auch heut' nicht, desto mehr mit unsrer Flucht —

Frithiof.

Nothwendigkeit gebietet diese, komm!

Ingeborg.

Nothwendig ist allein, was recht und edel!

Frithiof.

Hoch zieht die Sonne, schnell verstreicht die Zeit.

Ingeborg.

Weh mir, vorüber ist sie schon für immer!

Frithiof.

Bedenk' es wohl, ist dieß Dein lezteß Wort?

Ingeborg.

Bedacht ist alles schon, es ist mein leztes.

Frithiof.

Wohl — König Helge's Schwester, lebe wohl! —

Ingeborg.

O Frithiof, Frithiof! müssen so wir scheiden? —
Hast Du nicht einen Blick für die Gespielin
Der Kindheit übrig, keine Hand zu bieten
Der Unglücksel'gen, die Du sonst geliebt? —
Glaubst Du, ich steh' auf Rosen hier und weise
Mit Lächeln kalt von mir mein bestes Glück,

Und reiße schmerzlos aus der Brust die Hoffnung,
Die mit den Wurzeln meines Seyns verwuchs? —
Warst Du nicht meines Herzens Morgentraum? —
Was ich von Freude je gekannt, hieß Frithiof;
Und was das Leben Edles hat und Großes,
Lieh Deine Züge stets vor meinem Blick.
Verdunkle dieses Bild mir nicht, begegne
Mit Härte nicht der Schwachen, wenn sie opfert,
Was ihr das Liebste auf dem Erdenrund,
Was dort in Wallhall ihr das Liebste bleibt. —
Dieß Opfer, Frithiof, schwer ist es genug;
Ein Wort des Trostes dürft' es wohl verdienen.
Ich weiß, Du liebest mich, ich wußt' es schon,
Seitdem in meinem Wesen es getaget,
Und Ingborg's Angedenken folget Dir
Noch manches Jahr, wohin Du immer ziehest.
Doch übertäubt den Gram der Waffenklang,
Die Winde wehn ihn fort auf wilden Wogen;
Nicht darf er sitzen auf der Kämpen Bank,
Wo sie beym Trinkhorn feyern ihren Sieg.
Nur dann undzwann, wenn in der Nächte Frieden
Vergangne Tage dir vorüber ziehn,
Da dämmert wohl ein bleiches Bild dazwischen;
Du kennst es wohl, es grüßet Dich zugleich
Vom theuren Jugendland', es ist das Bild
Der bleichen Jungfrau, fern in Baldurs Haine.
Nicht von Dir weisen wirst Du es, obschon
Es sorglich blicket, magst ein freundlich Wort
In's Ohr ihm flüstern — und die nächt'gen Winde
Auf treuen Schwingen führen mir es zu.
Mir bleibt ein Trost, ich habe keinen andern!
Nicht lebt um mich, was meinen Gram zerstreut,
Denn Alles mahnt an ihn, was mich umgibt.
Von Dir nur sprechen diese Tempelhallen,
Und statt zu drohen nimmt des Gottes Bild
Die Züge Deines Angesichts im Mondschein.
Blick' ich auf's Meer — dort schwamm Dein Kiel und schnitt
Im Schaum den Weg zur Harrenden am Strande;
Seh' ich zum Hain — dort steht so mancher Stamm
Mit Ingborgs Runen in der frischen Rinde;
Doch wie die Rinde wächst, vergeht mein Name,
Und das bedeutet Tod, so geht die Sage.
Ich frag' den Tag, wo er zulezt Dich sah,
Die Nacht auch frag' ich, doch sie schweigen still,
Und selbst das Meer, wie es Dich trägt, erwiedert
Auf meine Fragen Seufzer nur am Strand.
Dir send' ich Grüße mit der Abendröthe,
Wenn sie in deinen Fluten fern erlischt,
Und des Gewölkes schnelle Segler nehmen
Am Bord die Klage der Verlaßnen mit.
So sitz' ich in der Jungfrau'n Kammer — schwarz
Umhüllte Wittwe nach des Lebens Lust,
Und näh' gebrochne Lilien in das Tuch,
Bis Lenz einmal den frisch gewobnen Teppich
Mit schönern Lilien stickt auf meinem Grab.
  Doch nehm' die Harf' ich, mein unendlich Weh
In tiefen Schmerzenstönen auszuhauchen,
Brech' ich in Thränen aus, wie jezt — — —

Frithiof.

Du siegest, Bele's Kind, nicht weine mehr!
Verzeih mein Zürnen, nur mein Kummer war's,
Der kurz vom Unmuth das Gewand entlehnte;
Die Hülle kann er lange nicht ertragen.
Du, Ingeborg, bist meine gute Norne:
Was edel ist, lehrt uns ein edler Sinn;
Die Weisheit spricht, Nothwendigkeit aus Dir,
Du schöne Wala mit den Rosenlippen!
— Ja, weichen will ich der Nothwendigkeit,
Will von Dir scheiden, nicht doch von der Hoffnung;
Die nehm' ich mit mir über Westmeers Fluten,
Bis zu des Grabes Pforten folgt sie mir.
Beym nächsten Lenztag bin ich hier zurück,
Fürst Helge, hoff' ich, soll mich wiedersehn.
Gelöst ist mein Gelübd', erfüllt die Fordrung,
Zugleich die Schuld versöhnt dann, die mich anklagt!
Alsdann erbitt' ich — nein, ich fordre Dich
Auf offnem Ting, in Mitten blanker Waffen,
Von König Helge nicht, von Nordens Volk;
Dein rechter Vormund ist's, Du Königstochter!
Ein Wort hab' ich für ihn, der es verweigert.

  Leb' wohl indeß, bleib treu, vergiß nicht mein,
Und nimm als unsrer Kindheitsliebe Pfand
Den Armring hier, ein schön Waulunder-Werk,
Mit Himmelswundern in dem Gold gezeichnet:
Das beste Wunder ist ein treues Herz.
Wie schön umschließt er Deinen weißen Arm,
Ein Leuchtwurm, der am Lilienstengel glänzet!
Leb' wohl, Geliebte, meine Braut, leb' wohl! —
In wenig Monden muß es anders werden.

Ingeborg.

Er geht, wie trotzig, wie so voll von Hoffnung! —
Er sezt die Spitze seines guten Schwertes
Der Norn' auf's Herz und saget: Du sollst weichen!
Du armer Freund, die Norne weichet nicht,
Sie wandelt ihren Gang, und lacht der Drohung.
  Wie wenig kennst Du meinen finstern Bruder!
Faßt nimmer doch Dein offner Heldensinn
Des Seinen düstre Tiefe, noch den Haß,
Der heiß in neiderkrankter Brust ihm glüht.
Er gibt Dir niemals seiner Schwester Hand,
Eh' gibt die Kron' er, gibt sein Leben hin,
Und opfert mich dem alten Odin, oder
Dem alten Ring, mit dem er jetzo kämpfet.

  Wohin ich seh', ist Hoffnung nicht für mich,
Doch bin ich froh, sie lebt in Deinem Herzen;
Für mich behalten will ich meine Schmerzen,
Der guten Götter Schutz geleite Dich! —
Dein Armring hier soll mich sie zählen lehren,
Die langen Monden, trüb' und kummerschwer:
Eins, zwey, vier, sechs — da kannst Du wiederkehren,
Doch findest Deine Ingeborg nicht mehr.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

III.

Es gingen wenige Tage vorüber ohne Hinrichtungen. Die Sonntage waren abgeschafft. Die Dekadis als Ruhetage für den Richter und den Scharfrichter kamen nur alle zehn Tage. In Paris war der Centralpunkt der revolutionären Justiz; das Pariser Revolutionstribunal evocirte entweder manche Prozesse, oder die Nationalver-

sammlung verwies gewisse Thatsachen vor seine Gerichtsbarkeit; außerdem gehörten manche Fälle, vermöge des Wohnorts, oder des Orts des Verbrechens, von Rechtswegen dahin; hauptsächlich aber herrschte in vielen Departementen noch ein gewisses Schamgefühl, und die Revolutionsausschüsse schickten lieber ihre Beschuldigten und Verdächtigen nach der Hauptstadt, als daß sie es gewagt hätten, sich selber mit ihrem Blute zu beflecken. Eine natürliche Frucht der Revolution war die Heucheley; die Leute glaubten, sie seyen unschuldig an dem Morde, wenn sie ihn nicht selber begingen; wenn sie die physische Handlung von sich abwiesen, so glaubten sie, moralisch daran keinen Theil zu haben.

In diesem lezten Falle befand sich jedoch keineswegs Eulogius Schneider, ein deutscher Geistlicher; er wurde öffentlicher Ankläger des Revolutionstribunals des niederrheinischen Departements. Er nahm die Justizmorde auf seine eigene Rechnung; er zog mit dem wandernden Schaffot selber im Lande herum; er kam unangemeldet bald in diese, bald in jene Gemeinde, gleichsam als hätte er befürchtet, die Opfer möchten vor ihm fliehen, ehe er sie mit eigener Faust packte. Schneider, einst katholischer Hofprediger in Stuttgart, im Privatleben ein jovialischer Wollüstling, auf der Kanzel ein gefühlvoller Redner, verschlagen in den revolutionären Strudel nach Straßburg, scheiterte an der Klippe des Ehrgeizes. Er verirrte sich da so sehr, daß er glaubte, eine ähnliche Rolle im Elsaß spielen zu können, wie Robespierre in Paris. Aber dieser bemerkte ihn bald, und der Lärmen, den der ehemalige Kapuziner am Rhein machte, wurde dem Meister in der revolutionären Mordkunst an der Seine verdächtig; auch hatten geheime Winke von andern klügern Revolutionisten auf ihn aufmerksam gemacht; sie warnten den Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt des Nationalkonvents vor dem übertriebenen Bluthelden. Damals galt eine Anklage im öffentlichen Saale der Versammlung zum Voraus für ein Todesurtheil; auch mußte der Richter den übertriebenen Revolutionär als eben so gefährlich ansehen wie den Gegenrevolutionär, er wurde zum Tode verurtheilt. Schneider stieg auf das Schaffot wie ein Mensch, der das Leben genossen und an den Tod nie ohne Schrecken gedacht hatte; denn auch in den Tagen der furchtbarsten Macht und mitten unter den ernsthaften Scenen seines revolutionären Hochamts war der Priester ein Wüstling gewesen. Sein Leben war eine Unverschämtheit, sein Tod eine Feigheit.

IV.

Der allerniedrigste Beweggrund, warum Menschen auf's Todesgerüste gebracht wurden, war, wenn man sie ausplündern wollte. Dadurch gingen eine ungeheure Anzahl reicher Leute jeden Standes und beyderley Geschlechts zu Grunde. Ein gefühlloser Finanzminister der Revolution nannte den Hinrichtungsplatz seine Münzstätte, weil mit jeder revolutionären Verurtheilung auch die Konfiskation verbunden war. Gegen einige wenige Beyspiele von Edelmuth getreuer Diener, die ihre reichen Herrschaften heimlich retteten oder nährten, erfuhr man unzählige Fälle, wo Bediente, oder Nachbarn, oder untreue Sachwalter, verrätherische Vertraute, gierige Verwalter und angebliche Freunde die armen Reichen bey den Revolutionskomités irgend einer zweydeutigen Handlung beschuldigten. So kamen Heirathen zu Stande zwischen einem Bösewicht und der unmündigen Tochter, die das Schaffot zur Waise gemacht hatte. So behielten Vertraute einen hinterlegten Schatz für sich; denn sie enthielten sich wohl, ihn damals mit anzugeben, da sie den Hinterleger als einen Staatsverräther angaben. So wurde Verbrechern, die den schimpflichsten Tod verdient hätten, ein reicher Lohn für das wirkliche Verbrechen, und der Unschuldige wurde durch ihn zum Tode geschickt für ein erdichtetes. Die französische Nation muß heutzutage diese Diebstähle Einzelner an die Bestohlenen oder ihre Erben ersetzen, und zwar von Rechtswegen, weil damals der Staat einen Theil davon an sich zog; das ungerechte Gut, das damals in die Hände Anderer kam, ist unsichtbar, aber der Staat war damals mitschuldig, er war solidarisch verbunden, und er ist bis auf diesen Tag sichtbar im Besitze geblieben. Am Ende liegt der erste und lezte Grund des Uebels in dem abscheulichsten aller Gesetze, in der Konfiskation. Wie viele große und kleine Staaten konfisciren noch jezt die Habe der Familien, und bereichern dabey nicht sowohl ihren Schatz, als den Niederträchtigen, der bey der Konfiskation ein heimliches oder gar ein öffentliches Interesse hat.

Es würde schwer seyn, eine genaue Rechnung zu stellen über die Zahl derer, die durch die Konfiskationsgierde, und derer, die durch die Bosheit der Häuptlinge, und derer, die durch die eigentliche Revolutionspolitik gemordet wurden. Und doch macht ihre Anzahl weniger Eindruck als die Hinrichtungen der wenigen Häuptlinge. Zwar drückte man sich über den Tod dieser Obern mit Zittern, aber darum nur desto heftiger aus, wenn man es wagen konnte. Im Blute eines Häuptlings wurde die Rache von Tausenden gelöscht, welche während seiner Regierung Gatten oder Väter, oder Freunde verloren hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

G o e t h e.

(Nach Katull.)

In dem seligen Gott Vertumnus *) vergleicht ihn, im tausend
Formen wandelt, und schön stets in die tausend er sich.

C.

---

*) In nitido qualis felix Vertumnus Olympo
Mille alias formas, mille decenter habet.
Catull.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Mai.

(Fortsetzung.)

Die Art und Weise, wie das Recht persönlichen Eigenthums in der Familie sich geltend macht, ist das Testament, welches hier von umfassenderer Wirksamkeit ist, da der lezte väterliche Wille nicht nur über das Vermögen Porzia's, sondern auch über die Zukunft ihres Eheglücks gewaltet hat. Das Bezeichnende ist hier nun sogleich, daß Porzia hierin nicht einen Eingriff in ihre Rechte sieht, daß sie sich nicht über Härte beklagt, sondern in vollem Einklang mit dem Testament des Vaters bleibt, und in der Zuversicht, daß solch rechtlicher Wille mit der Familiengesinnung und ihren Forderungen müsse zusammenstimmen, ruhig erwartet, das nur werde dem Geliebten ihres Herzens das rechte Kästchen treffen. Daher ist sie in ungetrübter Heiterkeit der Scherz und Spott über die lächerlichen Bewerber, welche hervortreten müssen, damit eben jene Zuversicht zum Vorschein komme. Denn um die Erfüllung dieser Zuversicht handelt es sich, sie ist die Axe des Stücks, und was geschieht, geschieht nur dieser Erfüllung wegen, welche daher im engsten Zusammenhange mit dem Vertrage und dem Unglück Antonios stehn muß. Was diese beyden streitenden Seiten der Verachtung der bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse, die in Antonio hervortritt, und der Zurücksetzung des Familiengefühls und adlicher Gesinnungen, die wir als Shylok hassen und uns doch dafür interessiren müssen, mit jenem Zusammenklange und aufgelöstem Kampfe, der uns in Porzia erfreut, verbindet, muß beyden zu vereinigenden Seiten gleich eng angehören: es ist Bossanio, der Freund Antonios wie der Geliebte Porzia's. Der Adel seiner Geburt steht dem Adel seiner Gesinnung nicht nach; er verachtet, wie Antonio, die bürgerlichen Verhältnisse, er hat sein väterliches Gut verschwendet, und wird nun gerade durch diese schuldvolle Verachtung, durch den Adel seiner Gesinnung in die Gemeinheit der Schulden hineingezogen, und leidet dadurch alle Qualen seines treuen edlen Freundes, den nur Porzia, dieser heitre Frieden aller Kämpfe, zu retten im Stande ist.

Wenn nun der Zusammenklang der juristischen und bürgerlichen Verhältnisse mit der Familiengesinnung und dem Familienglück der Inhalt des Stückes ist, so geschieht alles nur, um diesen Inhalt zu entwickeln. Dieß kann er nur, insofern er seine Seiten, deren Harmonie die wahrhafte Wirklichkeit ist, sich bekämpfend aus einander treten läßt, und darum stehn die Verhältnisse Shyloks und Antonios in so naher Verbindung mit Porzia. Wir sehen Antonio in seiner Schwermuth auftreten, durch welche er sogleich seinen ganzen Standpunkt darstellt. Die vielfachen Freunde, diese Ironieen über das Unrecht der Hauptpersonen, oder Mittel sie hervortreten zu lassen, meynen, sein Unmuth käme von seinen kaufmännischen Fürchten her. Und hier ist es wieder der Meister Shakspeare, der selbst seine bloßen Mittel als individuelle Personen, als freye Gestalten hinstellt, die das Joch, nur den Zwecken des Dichters zu dienen, abschütteln, und auch für sich selbst heraustreten. Wie individuell beschreiben sie sogleich die Angst, die sie dulden müßten, wenn ihre Schiffe auf der See umhertrieben. Aber nicht seine Schiffe beunruhigen den königlichen Kaufmann, sondern er weiß es selbst nicht, was ihm so den heitern Sinn verdüstert. Er darf nicht wissen, daß es eben das Hinaustreten aus den Verhältnissen seines Standes, daß es diese Leere seines Innern ist, die ihn so wortkarg, so stumm, so unzufrieden trübe, so mißgelaunt ohne Verdrießlichkeit, so leer, so langweilig macht. Es ist der leere Gesinnungsadel, mit dem er das Interesse für seinen Stand über den Haufen geworfen hat, und nun interesselos dasteht, da er auf Interessen kein Geld leihen will und ihm sein Handel wenig kümmert. Die hieraus folgende Schwermuth ist das nächste, was wir erfahren; dann folgt der Adel seiner Freundesliebe, die, um den Freund zu beglücken, Gut und Blut zu opfern bereit ist. Und Bossanio hat dieselbe Zuversicht, die wir später in Porzia sehen, daß das Familienglück durch den Kreis der Rechtsverhältnisse und der Zustände bürgerlicher Gesellschaft nicht könne gestört werden. In diesem Vertrauen leiht er sorglos von seinem Freunde, in fester Zuversicht, ihm alles glücklich wieder erstatten zu können. Diese Zuversicht führt uns zu Porzia's Gestalt herüber, zu einer der lieblichsten Shakspearschen Weiber. Ihre feste Zuversicht des Zusammenklangs, der in ihr sich darstellen soll, gibt ihr bey dem Glück äußerer Unabhängigkeit den Uebermuth der scherzenden Laune, und den liebenswürdigen Herrscherzug, mit welchem sie überall siegt. Das erste, worin diese Zuversicht sich aussprechen kann, ist der Scherz über das Testament des Vaters in Betreff der unwürdigen Bewerber, vor denen sie sich sicher weiß. Aber diese Zuversicht hat sich als begründet zu beweisen, damit der Uebermuth dieses Scherzes nicht als Thorheit erscheine. Die Begründung kann nur dadurch geschehn, daß jene Seite des Rechts, insofern sie sich für sich selbst, und somit der Familie und dem Adel der Gesinnung feindlich gegenüberstellt, sich durch sich selbst zerstört, und auch den Adel der Gesinnung, der wieder jene Rechtskreise nicht anerkennen will, und mit ihnen ein verachtendes Spiel treibt, mit in's Verderben reißt. Daher borgt Bossanio gerade bey Shylok. Dieser zeigt sich zunächst ganz als Jude, aber in jüdischer Berechtigung; sein ganzer Sinn steht nach Sicherheit des Erwerbs; er stellt seinen Wucher als rechtlichen Gewinn dar, und haßt den christlichen Kaufmann, der sein Gewerb und sein heiliges Volk beschimpft, während er doch die Beschimpfung jüdisch duldet. Der Vorschlag der Schuldverschreibung ist bey Shylok ein Gemisch von Tücke, die sich selbst ihres festen Zweckes noch nicht bewußt ist, während sie die Lust in sich fühlt, den Feind, wenn die Gelegenheit es erlaubte, auf's Tiefste zu verletzen, und anscheinender Gutmüthigkeit, welche hereinkommen muß, weil eben die Tücke noch keinen bestimmten Zweck, sondern nur erst die allgemeine Hoffnung der Rache hat. Der *Vertrag* muß aber deßhalb hier eingegangen werden, weil nur gerade, wenn sie sich zur *Gemeinsamkeit* vereinigen wollen, die trennende Verschiedenheit der beyden Charaktere in's hellste Licht treten kann. Die schuldvolle Einseitigkeit, nur auf der Formalität des Rechts zu bestehn, wird sich jedoch nur dann zu zeigen vermögen, wenn eben diese Formalität das Hervorstechende und Außerordentliche ist, und mit dem Inhalte nicht zusammenhängt. Erst wenn sie zur *Grille* wird, beweist sie ihre Leerheit, welche die Lehre ihrer Berechtigungslosigkeit gibt. Und deßhalb wird der Vertrag auf so ungewöhnliche Weise geschlossen, wodurch sich zu gleicher Zeit deutlicher Antonios Geringachtung des formellen juristischen Rechtes offenbart. In diesem Schein, den er unterzeichnet, sieht er nur eine Gutmüthigkeit Shyloks, indeß Bossanio die Seite der Tücke erkennt; noch haben Beyde Recht, denn der vielfach verzweigte Baum unseres Stückes ist fast noch im Keime verborgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Juni 1826.

Das Weib sezt überhaupt leicht das Größte an das Kleinste, und ihre Ehre nicht öfter an die Liebe, als an die Rache, und gibt einen ganzen Honigstock her um einen einzigen kleinen Stachel.

Jean Paul.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Olivier besinnt sich indeß nicht länger und geht zu seinem Freunde. Cesar war abwesend, und man sagt ihm, daß er erst in der Nacht zurückkehren werde. — „Ich werde ihn hier erwarten," sagte Olivier und sezt sich mit anscheinender Gleichgültigkeit auf einen Stuhl. Diese Worte schienen den Kammerdiener in Verlegenheit zu setzen, er verließ Olivier und bald nachher trat Cesar selbst ein und sagte etwas verwirrt, sein Diener hätte seine Befehle falsch verstanden. Olivier, um seine Verlegenheit nicht zu vermehren, zog ihn in sein Zimmer, und rief, indem er mit Herzlichkeit seine Hände faßte: „Du entfernst dich von mir! Du fliehst mich, wenn du meiner vielleicht am meisten bedarfst! So lange ich glaubte, daß deine Leidenschaft für Frau von B. vorübergehend, wie so manche andere seyn würde, ließ ich dich allein; aber die Dauer dieser Neigung, die eigenthümliche Wirkung, die sie auf dich hat, und gewisse Heirathsgerüchte erlauben mir nicht länger zu schweigen, und ich komme nun, dich selbst zu fragen, was daran sey?" — und nun entspann sich eine Unterredung, in welcher Oliviers Fassung und Edelmuth allein verhinderte, daß sein Verhältniß mit Cesar nicht aufhörte, wie es einst begonnen. Am Ende derselben zog Olivier ein Heft Briefe hervor, und sagte mit schonender Milde: „Ich wollte, du hättest es mir erspart, sie dir zu geben, da du aber an meiner Wahrhaftigkeit zweifelst, lies selbst, dieß ist die Handschrift der Baronin und die Briefe sind an mich gerichtet." Mit Heftigkeit griff Cesar darnach und las, obwohl seine innere Bewegung ihm kaum die Schriftzüge unterscheiden ließ. Leichenblässe und der Ausdruck der Verzweiflung lagen auf seinem Gesicht — als er geendet hatte, warf er sich laut weinend an Oliviers Brust und rief: „O mein Freund, mit welchem Weibe wollte ich mich verbinden!" — „Wie, es ist also wahr, was ich gehört habe?" — „Sie wußte mich so geschickt an sich zu ziehen, sie wußte durch die hohe Meynung, die sie mir von ihrer Tugend einflößte, eine solche Gewalt über mich zu gewinnen, sie hat mich so zu unterjochen gewußt, daß außer meiner Freundschaft zu dir, die sie vergeblich zu erschüttern suchte, sie mich gewöhnt hat, nur in ihrem Sinne zu denken und nur durch ihre Augen zu sehen." — „Ich rechtfertige mich über meine Handlungsweise nur durch die Nothwendigkeit, in die du mich versezt hast. Laß uns dieß Geheimniß bewahren, suche dich nach und nach von ihr loszumachen, und besonders hüte dich, in ihrer Gegenwart meinen Namen zu nennen." — „Darauf kannst du rechnen! Aber sage mir, worauf gründen sich die Vorwürfe, womit sie dich in ihrem lezten Briefe überschüttet?" — „Lieber Freund, antwortete Olivier verlegen, das kann ich dir jezt nicht erklären, vergiß diesen lezten Brief und urtheile nur nach den übrigen, was du für eine Ehe mit einem Weibe geführt hättest, das, nachdem es sich mit so wenig Zurückhaltung und Schamhaftigkeit hingab, den, den sie gestern noch anbetete, heute

mit solcher Gehässigkeit anfallen kann." — Cesar starrte lange besinnungslos vor sich hin, bis er endlich ausrief: „Mein Entschluß ist gefaßt! laß uns nicht weiter davon sprechen! ich will ein Mann seyn!" —

Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß Olivier etwas von seinem Freunde hörte; mit Ungeduld erwartete er die Nachricht von der Auflösung des unglücklichen Verhältnisses, als er ein gedrucktes Billet erhielt, das ihm die Vermählung des Herrn Cesar St. H. mit der Baronin von B. als vollzogen ankündigte. Außerdem keine Sylbe von Cesar; aber folgende Zeilen von der Baronin waren in dieses Blatt eingeschlossen: „Ich weiß zu gut, welche Freude Ihnen meine Vermählung mit Herrn von St. H. verursacht, um nicht zu eilen, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Ich weiß, welchen Theil Sie daran gehabt haben, und ich wäre sehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht zeitlebens dafür verbunden bleiben würde. Sie können dieses Billet zu den übrigen, die Sie besitzen, legen, es wird eine Sammlung vermehren, von welcher Sie einen so würdigen und besonders so nützlichen Gebrauch gemacht haben."

Die Drohungen, die diese Zeilen enthielten, fingen bald an in Erfüllung zu gehen, Olivier hatte seinen Freund verloren. Er hörte seinen Namen nicht wieder erwähnen und erhielt kein Lebenszeichen von ihm, bis ihm endlich nach drey Monaten folgender Brief von ihm zukam. „Du hattest Recht, Olivier! ich bin der unglücklichste der Menschen, und wer ist schuld daran als ich! Ich fliehe mein Vaterland und lasse nichts übrig, was mir lieb wäre, als dich — sey glücklich! aber du hast eine unversöhnliche Feindin, und was das Aergste ist, sie trägt meinen Namen! Sie scheint Waffen gegen dich zu besitzen, die sie nicht unbenuzt lassen wird. Ihr bösartiges Gemüth ist reich an Hülfsmitteln, um Andern zu schaden, und ich fürchte, sie wird sich an dir für das Uebel, was sie mir nicht mehr zufügen kann, schadlos halten. Hüte dich vor ihrer Rache! dieß ist der lezte und einzige Rath, den dein Freund dir geben kann, der sehr strafbar seyn würde, wenn er nicht so beklagenswürdig wäre."

Olivier hörte außerdem von Cesars Leuten, daß ihr Herr abgereist sey, um als Freywilliger in die Armee des Generals Rochambeau zu treten. Von der Zeit an hörte man niemals wieder seiner erwähnen. Die Drohungen der Frau von B. waren nicht umsonst ausgestoßen. Zum allgemeinen Aergerniß erschien sie schon wenige Tage nach Cesars Abreise wieder in der Welt. Doch mehr noch, als das, erregte der Leichtsinn, womit sie ihres Mannes Entfernung erwähnte, anstatt ihr einen scheinbaren Grund unterzulegen, allgemeinen Unwillen. Der tödtliche Haß, den sie Olivier geschworen hatte, mochte wohl die Ursache seyn, warum sie der Klugheit, die sonst immer ihr Betragen in der Welt bezeichnete, vergaß. Sie brannte vor Begierde, ihm ihr Gift fühlbar zu machen, und umging daher lieber die ersten Gesetze des Anstandes, um nur früher wieder in der Gesellschaft zu erscheinen, wo sie keinen Schritt thun konnte, ohne Olivier zu begegnen. Auch ergriff sie jede Gelegenheit, ihn zu beleidigen, mit solcher Begierde, daß sie einem Jeden dadurch zur Last fiel. Die Bosheit findet nur so lange Unterstützung, als sie mit Klugheit verfährt. Es ist schwer, zu entscheiden, ob Frau von B. viele Frauen auf ihrer Seite hatte, aber so viel ist gewiß, daß wenige Männer zu ihrer Fahne schworen. Einigen, die aus Höflichkeit für sie, oder aus bösem Willen gegen den Gegenstand ihrer Wuth ihr beygestimmt hatten, begegnete Olivier mit solchem Nachdruck, daß sie auf lange Zeit die Lust verloren, sich an ihm zu reiben: er hatte sogar die Genugthuung, daß Frau von B. aus mehreren Häusern, wo man fortfuhr, ihn mit Auszeichnung zu behandeln, ausgeschlossen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Man muß die Revolution, wie sie damals sich aussprach, aus ihrem eigenen Munde haben sagen hören, um es zu glauben, daß Blut nur immer als Blut galt, wie eine Schuld im Buche gilt als Schuld gegen die Gegenschuld, als Soll gegen das Haben; man hielt denselben Tod in Einem Theile der Nation für einen Triumph, einen Gewinn, wenigstens für eine Hoffnung, und für den andern Theil war er eine Trauer. Die Girondisten waren menschliche, talentvolle, kräftige Republikaner. Als sie, etliche zwanzig an der Zahl, beynahe alle an demselben Tage durch die wilden, durch ihre Wuth noch mächtiger gewordenen Revolutionisten hingeopfert wurden, erschraken alle gefühlvolle Menschen, dagegen alle Bösewichte und alle überspannten Tollköpfe frohlockten. Als Robespierre fiel, jauchzten die Menschen und erschraken die Ungeheuer.

Als Herault de Sechelles, Präsident des Nationalkonvents bey der Bekanntmachung der jakobinischen, ebenfalls sogenannten republikanischen Konstitution, den Revolutionstod sterben mußte, riefen beynahe alle Feinde der wilden Republik und alle Freunde einer bessern Ordnung der Dinge ihren Beyfall aus, weil er zur Gegenparthey der Girondisten, dieser menschlichen Republikaner, gehört hatte. Aber ich selber, der ihn sterben sehen mußte, mußte ihn bedauern. Einst kam ich auf einer Reise durch eine französische Festung, wo er als revolutionärer Gouverneur, unter dem Namen Volksreprä-

sentant, Herr über Leben und Tod war; ich mußte vor ihm erscheinen, weil ich ein reisender Ausländer war; ich zitterte. Aber schon seine hohe, majestätische Gestalt, sein schöner, antiker Kopf, seine blühende Jugend und seine freundliche Miene flößten mir wieder Muth ein; da redete er mich an in sanften Worten und im Tone der feinern Welt, denn er war von hohem Adel und nur durch die Macht übelverstandener Aufklärung in die gefährliche Gesellschaft der Jakobiner hineingerathen. Seine strengere Pflicht wäre gewesen, mich anzuhalten, und aus einem solchen Verhaft, ausgesprochen durch einen Volksrepräsentanten, kam man nicht wieder los, als um in den Tod zu gehen. Aber er ließ mich gutmüthig vor sich, er sprach mir Muth ein und ließ mich im Besitz meines Reisepasses, der die einzige Sicherheit meines Lebens war. Einst, es war lange nachher, sah ich in Paris auftreten auf der Höhe des Blutgerüstes einen stattlichen, kräftigen Mann; ich glaubte die imposante Miene zu kennen; ich fragte nach seinem Namen; es war Herault de Sechelles. Ich schauderte über den Namen, aber ich mußte die Schmerzen des Danks ersticken. Er hatte mir das Leben gelassen, und nun war seine eigene Laufbahn vorüber. Er konnte sich nicht retten, dachte ich, wie wirst du dich retten, da, wo der Bedeutende fällt durch den Bedeutenden, und die Laune eines Bedeutenden eben so oft den Unbedeutenden stürzt? Und warum war hier Herault vertilgt? Robespierre kannte sein menschliches Gefühl; er wußte, daß Herault nur mit seinem Verstande, aber nicht mit seinem Herzen der Revolution gehörte; Danton, der Riese der Blutrevolution, hatte angefangen, das Blut zu verabscheuen, Herault war durch Danton eingeweiht worden in den Plan, den großen Sturm endlich einmal zu stillen; Herault war sehr geliebt, die Männer ehrten ihn, und über die Weiber, sowohl über die Furien der Revolution, als über die Gebildeten und Gefühlvollen herrschte er durch die Meynung, die seine edle Gestalt einflößte. Er hätte in einem kritischen Augenblick mächtig wirken können; davor erschrak Robespierre, Herault und Danton mußten sterben.

Einst, es war einige Zeit vor dieser Hinrichtung, stund ich mit meiner Pike im Kreise, ich war gerade auf der Wache. Das Schaffot war kaum hundert Schritte von mir entfernt. Schon hatte der Scharfrichter einige Mal seine erschreckliche Pflicht an Andern erfüllt; das wieder aufgezogene Messer hing vor mir; ich mußte, vermöge meiner Stellung, dem abermaligen Todgeweihten in's Gesicht schauen. Da erschien, bleich und ernst, aber festen Tritts, auf der rauchenden Bühne ein Mann mit einem ausgezeichneten Gesicht; noch richtete er einen sprechenden Blick gen Himmel, die Angst des Todes war heftiger in meinem Innern als seine eigene, ich mußte die Augen abwenden. Kaum hatte der Schlag des tödtlichen Instruments mich wieder zur Besonnenheit gebracht, da gab ein Gemurmel der Menge das Zeichen, daß das gefallene Haupt ein Mann von hohem Werthe gewesen war. Man wurde davon dadurch überzeugt, daß der hohe Meister der Urtheilsvollziehung in eigner Person sich das Haupt durch den Knecht hatte geben lassen; denn es war damals geboten, die Häupter derjenigen, auf deren Ausrottung die heimliche Politik einen besondern Werth legte, dem Volke hoch emporgehoben vorzuzeigen. Abermal wollten sich meine Blicke dem Gegenstande entziehen, aber sie wurden zurückgehalten durch das schauervollste, durch ein ganz unerhörtes Schauspiel. Der Kopf war noch nicht gestorben. Doch wisse man zuvor, wessen Haupt es war; wer hätte auch ein so kostbares Haupt nicht erkannt! es war Barnave, der große Redner in der ersten Epoche der Revolution, der würdige Gegner Mirabeaus in den wichtigsten Angelegenheiten der gesellschaftlichen Ordnung, der Sprecher für viele heilige Menschenrechte, und der Vertheidiger der ersten Grundsätze der menschlichen Regierungswissenschaft. Schon dieser Eindruck wirkte mächtig auf mich; aber eine andere, ganz neue Erscheinung erschütterte mich und alle Anwesende; ich zürne hier meiner Feder, die mir die Eindrücke nicht eben so rasch zeichnet, als sie damals auf meinen innern Sinn fielen. Gewiß war das, was ich sah, kein Spiel des Galvanism. Samson, der den Kopf an den Scheitelhaaren hielt, hatte die Aermel des Hemdes zurückgestülpt, sein Arm war nackt. Die schönen Augen Barnaves waren noch offen, und siehe da, die Augen bewegten sich, als hätte sich die lezte Geburt seiner Denkkraft erst nach dem tödtlichen Schlage dem Gehirn entwunden, und als hätte Barnaves starker Geist noch Kraft genug gehabt, die laute Darstellung durch die stumme Bezeichnung mit den Augen zu ersetzen. Es gingen Sekunden dahin, bis Barnave, denn dieser Kopf mit den lebendigen Augen war noch Barnave in seinem höhern Wesen, sie völlig schloß; er schloß sie rasch, sie fielen ihm nicht allmählig zu, wie einem andern Sterbenden, der schon zum Voraus beym Anblick des scharfen Beils ermattet, und dessen Augen noch vor seinem Schlag erloschen gewesen wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Haus' und daheim.

Wie in den Kneipen der Schuldner zu Haus', und in keiner daheim ist.

Bist du in Büchern zu Haus', aber in keinem daheim.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Mai.

(Fortsetzung.)

Wir sollen überhaupt Familie und bürgerliche, juristische Verhältnisse im Streite sehen, doch die Auflösung dieses Kampfes wird ebensosehr von vorn herein dargestellt. Dadurch zeigt sich, daß beyde Seiten können überschritten werden, und diese Ueberschreitung ist keine tragische Schuld, deßhalb kommt sogleich die Komik dieser Ueberschreitungen mit hervor, und zwar als Lanzelot Gobbo, als die komische Person des Stückes. Er ist des Juden Diener, er steht mit ihm in Vertragsverhältniß, das er lösen und davonlaufen will. Dieß Unrecht stellt sich auf komische Weise durch den Streit des Gewissens und bösen Feindes dar, die beyde gleichguten Rath geben. Das Davonlaufen siegt, Gobbo steht schon auf dem Sprunge, da tritt ihm die Familie entgegen, sein Vater, mit dem er sich nun gleichfalls will einen Spaß machen; und zwar werden jezt alle sonst heiligen Züge des Familiengeistes zur Lächerlichkeit herumgedreht: die Treue der Gattin, das väterliche Ansehn, der Segen, die kindliche Liebe, bis Lanzelot schließlich auch die Komik seiner Dienertreue, wo Familiengesinnung und juristisches Verhältniß sich vereinigen, darstellt, und durch diese Vollzähligkeit und Abgeschlossenheit eine der ergötzlichsten komischen Figuren wird. Diese Komik, welche eben nur beweißt, daß der Einklang der Seiten das wahrhaft Wirkliche, Vorhandene sey, und ihr Streit sich nicht bis zur äußersten tragischen Entgegensetzung steigere, führt zu der Sicherheit Porzia's hinüber, mit welcher sie den neuen Bewerber, den Prinzen von Marocco, empfängt. Diese Sicherheit ist verschieden von der des ersten Aktes, denn die neuen Bewerber sind nicht mehr von der gleichen Unwürdigkeit wie die früheren. Aber sie sind auch noch nicht die Würdigen, denn sie sind noch nicht von der Shakspearschen Liebe beseelt. Marocco, diese individuelle Glut des heißen Südens, Arragon, diese spanische kalte reflectirende Eleganz, die es mit dem Verdienst hält, sie beyde haben nicht, was den Shakspearschen Liebenden auszeichnet, nämlich die tiefe sinnliche Innigkeit, welche überall den sittlichen Zweck der Ehe hat. Bey den Calderonischen Liebenden kommt dieser Zweck nie zum Vorschein, und ist nur ein zufällig dazukommendes Begebniß; die Ehre der Liebe ist die Hauptsache, und dieses Festhalten an der eigenen Persönlichkeit läßt die Liebenden nicht mit Leib und Seele ein's werden. Die Shakspearsche Liebe dagegen hat überall immer den süßen lieblichen Anflug einer Sinnlichkeit, die sich zugleich sittlich gestaltet, da immer die Ehe und nicht nur die Liebe der Hauptzweck ist. Und deßhalb ziehn die Shakspearschen Liebenden uns so unwiderstehlich an, während die Calderonischen bey aller Bildergluth, welche jedoch immer der verständige Reflexionshauch des Dichters, der sie in regelmäßiger, symmetrischer Folge hintereinander, oder einander entgegenstellt, selbst wieder erkältet, uns in weitere historische Ferne fortgerückt werden. Und weil weder Marocco noch Arragon bis zu dieser Shakspearschen Liebe gediehen sind, vermögen sie nicht Porzia zu gewinnen, welche ihren Spott hier bey größerer Würdigkeit der Bewerber bis zu einer scherzlosen gleichgültigeren Ruhe gemäßigt hat. Aber dadurch, daß diese Bewerber vom Zufall, wie es scheint, fortgeschickt werden, sind wir auf Bassanio's Erscheinung bey Porzia vorbereitet, und sehn nun, wie er dahin strebt, auf Kosten des Freundes würdig vor ihr sich zeigen zu können. Je weiter er aber vorschreitet, desto mehr vertieft sich der Gegensatz zwischen Antonio und Shylok; und wie es in dem noch unenthüllten Hintergrunde von Shyloks Seele liegt, der Familie den Gewinn vorzuziehn, verräth ihn die Tochter unschuldvoll und reuelos. Jessica ist ganz eine jener lieblichen Gestalten, die in sinnlicher Sittlichkeit dem Geliebten, dem künftigen Gatten, innigst vertraut, mit leiser Scheu nicht verrathen wollen, was sie doch, da es ihr ganzes volles Herz erfüllt, auszusprechen gezwungen sind. Bey Porzia tritt diese tiefe Innigkeit zunächst weniger hervor, weil sie die Gestalt ist, die den Kreis der Familie schon überschreitet, und ihn mit einem weiteren Kreise vereinigt. Indem sie auf diese Weise gleichsam die Beherrscherin beyder Sphären ist, scheint sie durch diese Breite an Tiefe der Innigkeit zu verlieren, die sich aber in einer späteren Scene desto tiefer, glanzvoller, mächtiger als sonst irgendwo, gegen Bassanio ausspricht.

Durch die Flucht der Tochter, durch den Verlust Antonio's zeigt sich näher Shyloks Natur; die heimliche Tücke, indem sie jezt einen festen Zweck gewinnen kann, entschlägt sich des Beyschmacks der Gutmüthigkeit, und beginnt nackt hervorzutreten; daß ihm die Familie nichts gegen den Gewinn, gegen Geld und Gut gelte, spricht er darin aus, daß er wünscht: „seine Tochter todt vor sich zu sehn, wenn sie nur die Edelsteine in den Ohren trüge.“ So geht sein ganzes Trachten auf Geld, und der Geldverlust ist ihm das einzig im Leben Schmerzhafte. Durch diesen Verlust ist er unendlich verlezt, und diese Verlezung fordert daher auch eine unendliche Rache, und führt den Entschluß herbey, den Schein als Mittel dieser Rache zu gebrauchen. Je weiter nun aber diese Entzweyung der beyden streitenden Seiten des Stückes geht, desto weiter gedeiht auch ihre Vereinigung, denn eben diese Vereinigung ist das Wirkliche und Wahre; je weiter sie sich davon entfernen, desto mehr geben sie nur einen Beweis ihrer Nichtigkeit, so wie ebensosehr der Beweis ihrer Nichtigkeit nur der Beweis wird, daß eben jener Zusammenklang das einzig Berechtigte sey. Wie anders sehn wir jezt Porzia auftreten? Liebend, hoffend, fürchtend, und dann doch wieder voll Zuversicht, bis die glückliche Wahl des Geliebten sie ihm ewig eignet, ihr Jubel, ihm unterthan zu seyn, sich ihm ganz dahinzugeben, in den schönsten, lieblichsten Tönen erklingt. Doch diese Vereinigung wird erst wirklich, wenn eben jene kämpfenden Seiten sich in ihrem härtesten Streit als sich beyde zerstörend bewiesen haben; darum verliert Antonio sein ganzes Vermögen, und das verachtete Recht rächt die Schuld, die er demselben angethan, durch seine eigene Schuldverschreibung. Aber vor der Lösung dieses Kampfes ist auch Porzia's Ehe keine wirkliche, deßhalb werden die kaum Vereinten schnell getrennt, Porzia ist Wittwe, noch ehe sie Gattin ist, denn Bassanio kann, ehe sein Freund nicht gerettet wird, nicht an der Seite seiner Porzia ausruhen. Doch wer anders als sie allein vermag ihn zu retten? Das Recht und seine Verweser vermögen es nicht, denn eben die Seite des Rechts und bürgerlichen Verkehrs ist es, die er durch Verachtung und Mißkennung verlezte. Nur die höhere Macht, Porzia, welche die Familien- und Rechtsansprüche in sich vereinigt, ist die Macht über Shylok, den Wächter der Familie!

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 132.

Bergmann.

Charade.

Um die Erstere zu werden,
Sezt der Mensch sein höchstes Gut.
Nach des Waldes wilden Heerden
Steht der Zweyten lust'ger Muth.
Auf das Bräutchen abzudrücken,
Ließ das Ganze sich berücken;
Mit Entzücken und mit Graun
Wirst du's auf der Bühne schaun.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Juni 1826.

> Man wird Robespierres Haus niederreißen; man wird Salz auf die Stelle streuen; man wird einen Schandpfahl darauf richten, zur Rache an dem Verbrechen! Von mir aber werden meine Freunde sagen, daß ich ein guter Vater, ein guter Freund, ein guter Bürger war. Sie werden mich nicht vergessen. Ich will lieber guillotinirt werden, als selbst guillotiniren.
>
> Worte Dantons vor seinem Tode (nach Mignet).

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

V.

In dem Zeitpunkte, als die Mordregierung sich noch nicht einzig und allein in einer Hand konzentrirt hatte, waren die Zuschauer bey den Hinrichtungen gewöhnlich sehr beträchtlich; sie waren damals noch mehr gemischt; es waren nicht lauter Ungeheuer; ein großer Theil stand in stummer Verzweiflung umher. Die Verurtheilten wurden gewöhnlich an dem Tage der Verurtheilung schon, von welcher kein Appellations-, kein Kassationsmittel statthatte, hingerichtet, so daß man auf den Richtplatz ging, um die Namen der Opfer zu erfahren, weil sie erst den andern Tag in den Zeitungen stunden. Man war damals allgemein begierig, ob Danton, Camille des Moulins, Philippeau und Andere, auf die man eine lezte Hoffnung der Rettung gebaut hatte, obgleich sie bereits verhaftet waren, sich etwa mit Robespierre wieder einverstehen würden. An ihren Personen hing die Frage, ob das System der Verhaftungen endlich ein Ende nehmen sollte; denn Danton hatte laut in der Jakobinerversammlung vorgeschlagen, man möchte doch wenigstens eine Anstalt treffen, um die Schuldigen von den Unschuldigen zu scheiden, um die Gefängnisse auf diese Art von der unermeßlichen Anzahl der Verhafteten zu befreyen; zur Vollziehung einer solchen Maßregel sollte man überall Gnadenkommitte's ernennen. Diesen Muth hatte Danton gehabt, nur ein Danton konnte ihn haben; er wußte, daß zwischen dem Gelingen und Mißlingen das Blutgerüste stand. Dieser Zug ist bisher kaum bemerkt worden in dem Charakter Dantons; er hatte dem Tode getrozt, als er sich in die so gefährliche Sache der unmenschlichen Revolution warf; ein gemeiner Revolutionär wäre ihr treu geblieben, aber Danton fürchtete nun auch den Tod nicht, als er zur Sache der Menschlichkeit zurücktrat. Danton allein konnte die Kühnheit so weit treiben; denn nur er und einst Mirabeau waren die hohen genialischen Meister gewesen, welche die Revolution aus ihrem höchsten Gesichtspunkte anzusehen vermocht hatten. Mirabeau hatte die höchste Bildung mit dem allerumfassendsten Talent verbunden, dagegen war die natürliche, geistige Kraft Dantons stärker, elastischer, ungebundener. Der herrschende Grundsatz Dantons in seiner ganzen öffentlichen Laufbahn war, man müsse Alles wagen können in einer Revolution, weil Revolutioniren selber das höchste aller Wagestücke sey. Nie war ein Mensch mit dem Tode vertraut gewesen wie Danton; von ihm rührt das Wort her, worin er sich selber und alle seine Gehülfen warnte: „Die Revolution ist, sagte er, wie Saturn, sie frißt ihre eigenen Kinder.“

Alles, was Danton von der Natur erhalten hatte, war riesenmäßig; seine Statur, sein Kopf, seine Brust, seine Schultern, seine Lungen, seine Hände und Beine waren größer und kräftiger als an andern Menschen. Ich bedarf hier nicht sein Portrait, von Andern gemalt, nachzusuchen;

ich habe ihn leben und sterben gesehen, ich habe ihn auf der Rednerbühne gehört. Danton mußte nicht nur darum sterben, weil Robespierre die Ueberzeugung gehabt hatte, die Revolution könnte durch ein System der Schonung und der Gnade gefährdet werden, sondern auch darum, weil Robespierre auf Dantons physische und geistige Ueberlegenheiten neidisch war. Dieser historische Satz kann hier mit voller Gewißheit aufgestellt werden, auch ist er ganz dem Begriffe gemäß, den man sich von dem erbärmlichen Robespierre machen muß. Wenn die Geschichte sich auch nur in der Sprache der beyden Gegner ausdrücken will, so muß sie ihnen Beyden Verdienste zugestehen; aber auch die Verdienste Dantons um die Revolution waren ausgezeichneter gewesen, als jene seines Mörders und Neiders. Die erste Grundlage zu dem nachherigen französischen Militärsystem hat Danton gelegt, freylich nicht wie späterhin Carnot durch die Organisation der militärischen Kräfte, sondern durch eine Rede, durch die er die Kräfte in's Leben rief. Danton hielt diese Rede in dem Nationalkonvent in dem Zeitpunkt, als die französischen Gränzen von unzähligen feindlichen Armeen umringt, als die wenigen französischen Militärkräfte bereits erschöpft und ein weit ausgebreiteter Plan zu Frankreichs Ausrottung von Englands Ministerium bekannt geworden war. Vielleicht war damals die Revolution selber bereits in Verzweiflung. Die Kerntruppen waren durch Verräthereyen und durch Unwissenheit mancher Anführer beynahe ganz aufgerieben worden. Danton hatte den furchtbaren, aber richtigen Gedanken insgeheim geäußert, daß man künftige Siege nur durch die Menge von Kriegern erzwingen könnte, weil es ihnen an Erfahrung, und weil es der Armee an geschickten Führern fehlte. Danton wollte auch die Frage lösen, woher man zu dieser ungeheuren Anstrengung an Menschen die nöthigen Waffen nehmen sollte. Noch sehe ich ihn, noch schaudere ich über dem Bilde des begeisterten Riesen, noch höre ich seine donnernde Rede über die erstaunte Versammlung herabstürmen, als wäre die Rednerbühne seine Batterie, von welcher er aus hundert Feuerschlünden Verderben über die schlachtenkundige, sieggewohnte Koalition schleuderte. Seine fürchterlichen Geberden drückten den einzigen Wunsch aus, der ihn beseelte, jedes seiner Worte möchte, verwandelt in ein Bajonnet oder in ein Schwert, je einem französischen Jüngling in die Hände gegeben, und so das Vaterland gerettet werden. Er sagte es zwar nicht ganz ausdrücklich, aber in kecken, ungewöhnlichen Bildern, und der Gedanke lag auf seiner drohenden, breiten Stirne, und sprühte aus seinen funkelnden Augen und sprach sich aus in lebendigen, rollend erschallenden, von den Mauern des großen Saals furchtbar zurückprallenden Tönen, daß, wenn nur erst die große Menge versammelt und bewaffnet wäre, so möchte auch wohl die Hälfte davon sich in den Tod für's Vaterland stürzen, die andere Hälfte würde alsdann schon wieder in dieser blutigen Schule die alte französische Kriegswuth und eine neue mörderische Siegsmethode erlernen, nämlich die, den Feind mit kühner Verachtung durch die Massen von Bajonetten zu ersticken. Bey dieser Rede, so wie bey allen Reden Danton's, hatte immer schon der Kontrast zwischen ihm und der Versammlung etwas Grauses an sich; während er donnerte, herrschte rings umher eine todte Stille. Nicht einmal die Pausen der einzelnen Sätze unterbrachen den allgewaltigen Eindruck. Und als er endlich abtrat von der hohen Stelle, da brachen die Salven des allgemeinen Enthusiasm aus; von den Sitzen der Abgeordneten und aus den Zuhörerlogen zugleich lärmten wiederholte Akklamationen, gleichsam als das Siegesgeschrey zum voraus; es war der höchste Triumph der populären Redekunst. Als er wieder dahin ging nach seinem Sitze, da wollte Jeder ihn betrachten; er glich einem drohenden Genius, der mit einer Posaune die Würgengel aus Himmel und Hölle zu Hülfe gerufen hatte. Sein Anblick war furchtbar und doch nicht widerlich; die Zufriedenheit seiner eigenen Ueberzeugung lag stolz und ernst auf seinem Gesichte. Seine Rede wiederschallte im ganzen Lande, in jedem Dorfe Frankreichs. In wenigen Monaten waren 1,200,000 rüstige Jünglinge und Männer von achtzehn bis fünf-und-zwanzig Jahren unter den Waffen; Danton hatte Frankreich die Theorie der Konskription gelehrt, sie hieß damals die erste große Requisition. Und aus der natürlichen, jedoch geordneten Rhetorik dieses unbändigen Athleten der Volksbühne ergab sich nachher die Anwendung kühner, stürmender Massen im Angriffe und die mächtigere, raschere Ausführung von Kriegsplanen, berechnet auf größere Distanzen, welche man nur mit zahlreichen Kolonnen hinter sich legen konnte; die Schlachten wurden immer entscheidender und seltener, und so gewann die Menschheit den Vortheil der Schonung der Menschen, denn die Bülletins, worin gewöhnlich 25,000 oder 10,000 Todte an Einem Tage aus der Welt geschafft werden, sind blutige Mährchen; wer eine Schlacht gesehen hat, weiß nur gar zu wohl, daß das Einhauen in die Massen selten gelingt, und daß die Zahl der Todten sich nicht zur Zahl der Kanonen, nicht zur Zahl der Abfeuerungen, sondern zu der Zahl der Stellungen, in welche das Geschütz zum Angriff oder zur Vertheidigung gebracht werden muß, zu der Zeit, die dazu gehört, und zu den Richtungen, in welchen die Schüsse tödten können, verhält. Darum sind jetzt auch die Länder stärker bevölkert als vormals nach den alten, mörderischen Kriegen, und die Schlachten wurden wieder Meisterstücke des menschlichen Geistes, würdig, kommentirt zu werden in den Kriegsschulen aller Hauptstädte Europens.

(Die Fortsetzung folgt.)

O l i v i e r.

(Fortsetzung.)

Oliviers Feindin verfolgte ihn demungeachtet noch mit einer Wachsamkeit, daß keiner seiner Schritte ihr unbekannt blieb, sogar seine Briefe erhielt er meistens schon erbrochen, und Herr Lenoir hat schwerlich seine geheime Polizey pünktlicher besorgt als sie die ihrige. Da Olivier eine solche Aufsicht weiter nicht zu fürchten brauchte, ertrug er sie, ohne sich darüber zu beklagen, da er der rachsüchtigen Frau den Triumph nicht verschaffen wollte, ihn verdrießlich gemacht zu haben. Er hatte eifrig nachgesucht, zur Armee gehen zu dürfen, wo er seinen Freund zu finden hoffte, und ihn trösten zu können wünschte; aber der kriegerische Muth des jungen Adels war damals, wie auch noch in unsern Tagen, so groß, daß er Andern nachstehen und mit seinem Regiment in Paris zurückbleiben mußte. Da er mit keinem seiner Freunde in der herzlichen Vertraulichkeit lebte, wie mit Cesar, fühlte er seinen Verlust täglich schmerzlicher und ging, um die peinliche Leere auszufüllen, mehr wie bisher in Gesellschaft, wo ihn der Umgang mit Frauen um so mehr anzog, als er immer mit Wohlwollen von ihnen behandelt wurde. Doch er vermied mit großer Vorsicht, mit keiner von ihnen in eine Berührung zu kommen, die ihn oder sie hätte in Verlegenheit bringen können, da er wohl wußte, daß die Welt nie an ein bloß freundschaftliches Band zwischen einem Mann und einem jungen Frauenzimmer glaubt, und man überdem unter diesem Vorwand oft Verhältnisse eingeht, die in der Folge, wo sie nicht mehr zu lösen sind, sehr drückend werden. Dennoch blieb er unglücklich und die furchtbare Leere in seinem Innern vergiftete sein Leben.

Dieser Zustand konnte nicht lange dauern. Die junge Marquise von Nanteuil erschien zwey Jahre nach dem Tode ihres alten Gemahls, den sie mit kindlicher Zärtlichkeit bis zu seinem Ende gepflegt hatte, zum ersten Mal wieder in der großen Welt. Mit allen Vorzügen des Geistes und der Schönheit begabt, war sie vor dem zwanzigsten Jahre Wittwe geworden, und ihre Tugend hatte sich, bey einer so schweren Probe, so fleckenlos erhalten, daß auch die schärfsten Zungen sich nie an sie gewagt hatten. Die Pflege einer alten Mutter und die schönen Künste, die sie mit vielem Talent übte, waren ihre einzigen Beschäftigungen. Sie machte den edelsten Gebrauch von dem Vermögen, das sie von ihrem Manne geerbt hatte, und durch die bestimmte Gleichgültigkeit, die sie allen ihr dargebrachten Huldigungen entgegensetzte, war es ihr gelungen, gleich in der ersten Zeit nach ihres Mannes Tod den Schwarm von Bewerbern, der sich immer um eine schöne junge Frau versammelt, von sich zu entfernen.

Während ein Schwarm von Männern, gleich bunten Schmetterlingen, in der Hoffnung, von ihr bemerkt zu werden, Frau von Nanteuil umflatterten, schien Olivier sich um sie weniger als um jede Andere zu bewerben. Unwiderstehlich von ihr angezogen, sprach er doch nie mit ihr, sondern nur immer mit den Menschen, die ihr am nächsten standen, und obwohl sein Gespräch einzig und allein ihr galt, richtete er es doch nie an sie. Eben so vermied er sie anzusehen und folgte demungeachtet jeder ihrer Bewegungen, und alle seine Seelenkräfte waren angestrengt, um jedem ihrer Worte eine besondere Bedeutung zu geben. Es gibt viele unbesonnene junge Leute, die, um sich für die Eroberungen schadlos zu halten, die sie **nicht** machen, sich, indem sie mit geheimnißvollem Lächeln einem Frauenzimmer das Geringfügigste sagen, den Schein der Vertraulichkeit geben wollen, wenn sie auch gar kein Recht dazu besitzen. Wenn Olivier sich einen dieser Männer auf diese Weise der Frau von Nanteuil nähern sah, hatte er alle Mühe sich zurückzuhalten, ihn nicht auf Tod und Leben herauszufordern.

Da er begierig jede Gelegenheit benuzte, um die Marquise zu sehen, hatte er sich unter einem angenommenen Namen, ihrem Hotel gegenüber, eine Wohnung gemiethet, von wo aus er sie täglich in ihrem Garten beobachten konnte. Eben so wußte er auch von seinem Fenster aus jede ihrer Bewegungen zu berechnen, indem er nach dem Ankommen oder Abfahren der Wagen auf die Dauer der Besuche schloß, und durch das Hin- und Wiedergehen ihrer Leute sich ihre jedesmalige Beschäftigung erklärte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chur, Mai.

Es hat der von der **allgemeinen schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher** gefaßte Beschluß, ihre dießjährige Versammlung in **Bündten** zu halten und nach **Chur** zu verlegen, seither und bevor er noch zur Ausführung gelangt ist, schon die erfreulichsten Folgen gehabt. Um die schweizerischen Naturforscher nicht ungerüstet zu empfangen, haben alle durch den Kanton zerstreuten Freunde der Naturwissenschaft sich in eine Kantonalgesellschaft vereinbart, und mehrere der ersten Magistratspersonen des Landes haben sich ihrem Centralkommité angeschlossen; der treffliche, durch die ganze Schweiz hochgeschäzte Landamman **Sprecher von Bernegg** ist erster Vorstand des Vereins. Der gelehrte Arzt Hr. Doktor **Kaiser**, und der Apotheker Hr. **Capeller**, haben so eben eine wesentliche Bereicherung der bündnischen Naturkunde in der Schrift: „die Mineralquellen zu St. Moritz, „Schuls, Tarasp, Fideris, St. Bernhardin, Peiden, Vals „und Belvedere“ geliefert, die, nebst den neuen und eigenen chemischen Analysen dieser Wasser, auch historisch-topographische Darstellungen und heilkundige Nachweisungen enthält. Die hohen Gebirge und Alpenthäler Graubündtens (sagen die Verfasser u. a. in der Einleitung) sind sehr reich an Mineralien; keine Gebirgsketten im schweizerischen Hochlande sind so reich an Erzgruben von Geld, Silber, Zink, Bley und Eisen, wie die rhätischen. Auch Mineralquellen, besonders kohlensaure, worunter die berühmteste der Schweiz zu St. Moritz, hat kein Kanton so viele aufzuzählen, als Graubündten. Schon die Lage dieser Mineralquellen mit den südlich und nördlich zunächst angränzenden, gibt dem Geognosten und Naturforscher ein großes und nicht weniger interessantes Problem, als die ähnliche

Beobachtung am Taunusgebirg: wie hier z. B. in der höchsten Alpenregion die starken Säuerlinge zu St. Moritz und Bernhardin, etwas tiefer die geringern zu Schuls und Fideris, in der südlichen Abdachung der Gebirgskette die warmen Quellen zu Masino und Bormio im Veltlin, und diesseits des absteigenden Gebirges die laue Quelle zu Vals im Lugnez und die Therme zu Pfäfers zu Tage kommen. Nicht weniger bemerkenswerth ist das häufige Beysammenseyn fast überall zweyer qualitativ verschiedener Quellen: der Sauerquelle zu St. Moritz gegenüber die schwefelhaltige Quelle zu Celerina, der zu Fideris die Schwefelquelle in Schabernau, noch näher beysammen die verschiedenhaltigen in Schuls, der Therme zu Bormio gegenüber die eisenhaltige Sauerquelle zu St. Catharina in Valvurfa, und der zu Pfäfers ein schon lang verschüttetes Sauerwasser, so vieler Gegensätze der kalten Schwefel- und anderer kleinen Mineralquellen nicht zu gedenken. — Der gegenwärtige Stand der chemischen Analyse der Mineralquellen wird zugleich sehr verständig und gemeinverständlich also gewürdigt: Zwar gewährt uns diese Analyse keine klare Ansicht von der lebendigen Mischung und Verbindung der Salze und Säuren vor ihrer Trennung durch Reagentien; es können nämlich beym analytischen Prozesse Zersetzungen und Verbindungen statthaben, die beym Mineralwasser als Totalität nicht präexistiren; auch ist der Befund nicht immer konstant: nicht nur verschiedene Chemiker, sondern derselbe, welcher die nämliche Quelle wiederholt und zu verschiedener Zeit untersucht, findet nicht etwa nur kleine, etwa aus Mangel und Genauigkeit und dergl. entstandene, sondern oft auffallende quantitative Verschiedenheit der Bestandtheile; ferner gibt es höchst wirksame Mineralquellen bey äußerst wenigem fixen mineralischen Gehalt, deren Heilkräfte mehr in der eigenen innigen Mischung und den der Chemie noch unerreichbaren Imponderabilien zu suchen sind. Dagegen liefert die chemische Analyse der Mineralwasser belehrende Beyträge zur naturhistorischen und geognostischen Erkenntniß des Bodens und der Felsgebilde, aus denen diese geheimnißvollen Wasser hervorquellen. Zum Behuf der Heilkunde lehrt sie uns die Stoffe, die in einem Mineralwasser enthalten sind, und gibt dadurch immerhin einen annähernden Maßstab zur Bestimmung ihres therapeutischen Werthes. So lange uns also keine höhern Mittel zu Gebote stehen, ein Mineralwasser in seiner noch ungeschiedenen Einheit zu würdigen, bleibt uns nichts andres übrig, als seine physischen Eigenschaften durch äußerliche Wahrnehmungen, durch sinnliche Merkmale aufzuzählen, mit den palpabeln Stoffen der Scheidekunst zu prüfen, und nach deren Ergebniß es in die ihm geeignete Reihe der Mineralwasser aufzustellen, und, nach der Analogie anderer durch erprobte Erfahrung erwiesener Wirksamkeit derselben Klasse, ihren medizinischen Werth zu deuten — bis eine längere Beobachtung der Wirkungen auf den kranken menschlichen Organismus ihren wahren Werth als Heilquelle erst vollends würdigt und sichert.

Berlin, 4. Mai.

(Beschluß.)

Der Staat, die höhere Sphäre des Rechts sowohl als der Familie ist hier noch nicht hervorgetreten, daher herrscht in dem Staate dieses Stückes nur das formelle Recht, dessen starren Nacken der Rechtsverweser zu Antonios Gunsten nicht zu beugen im Stande ist, und Porzia ist der juristische Familiengeist, der als der junge Doktor in's Gericht tritt, den harten Streit zu lösen. Denn Shylok hat sich ganz zum formellsten Recht ausgeleert, nichts anderes gilt ihm, nur die Erfüllung seines Rechtsanspruchs, indem er dadurch seiner Rache genugthut, vermag ihn zu befriedigen. Aber deßhalb darf jener Einklang, durch welchen Porzia die waltende Macht ist, seinen Anspruch nicht verkennen, sondern muß ihn anerkennen, aber durch seine eigene Formalität, durch seine Nichtigkeit, die ihn in sich selbst schon zerstört, auflösen, denn das Recht soll ja nicht nur bey Seite geschoben, sondern mit den Familienansprüchen und den Forderungen edler Gesinnungen in Harmonie gebracht werden. Daher wird Shylok durch das Recht zu Grunde gerichtet, und dasselbe Recht, das sein Recht anerkannt hatte, verdammt ihn ebensosehr, so daß nur die Gnade des Rechts und der edlen Gesinnung Antonios ihm Leben und Vermögen schenkt, insofern er es zum Behuf der Familie verwenden will.

Auf diese Weise, welche sich durch ihre innere Vernunft als einen der größten Meisterwürfe des Dichters erweist, und ihn für immer verewigt, ist der tragische Streit friedlich gelöst; dem königlichen Kaufmann hat der Sturm und die Todesangst die Lehre zugerufen, jener Kreis, aus dem ihn der Adel seiner Gesinnung verbannte, sey nicht verächtlich, und dieß erkennt er jezt an, indem er einen Theil des Vermögens, welches das Recht ihm zuspricht, von seinem Feinde behält, und ihm nur die andere Hälfte großmüthig schenkt; den jüdischen geldgierigen Wucherer, der nicht des heiligen Familienzwecks wegen sich bereicherte, hat dieselbe Todesfurcht durchzittert, und er verdankt sein Leben nur der Gnade und Großmuth, die ihn zwingt, sein Vermögen jezt jenem heiligen Zwecke zu weihen. Und dieß Alles hat Porzia vollbracht. Nun hat sich also nur zu beweisen, daß sie diese Vollbringung, daß sie dieser Einklang sey. Nach gelöstem tragischem Streit wird dieser Beweis eine heitere Komik, Gegenstand des Lustspiels, und wie wenig auch, oberflächlich betrachtet, der lezte Akt möchte zu den früheren zu passen scheinen, so tief und eng schließt er sich doch an das Ganze, und in so folgerechter Vernunft der Sache beschließt er das Stück. Dieser Beweis kann nur der seyn, daß eben die Gestalt ächter Familiengesinnung auch als die der Rechtssphäre erscheint, und daß der Streit beyder Kreise nur scheinbar sey. Porzia weiß um diese Scheinbarkeit, die sich nur dadurch offenbart, daß es so scheint als stritten beyde wirklich gegeneinander, und daß deßhalb diese Wirklichkeit des Streites nur zu einem bloßen in sich selbst wirklichkeitslosen Schein herabgebracht werde. Dieß ist der komische Streit mit den Ringen. Bassanio, insofern er mit dem ersten Geschenk der Gattin den Doktor belohnt, scheint das Recht der Liebe dem juristischen Recht und seinem Verdienst hintenanzusetzen. Aber der Doktor ist die Gattin selbst, die ihn nur scheinbar quält, um sich dem Geliebten desto inniger verbunden zu zeigen. Und die Erklärung jenes nur anscheinenden Streites macht auch das Unglück Antonios, da er das Recht des Rechts und der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt hat, nur scheinbar: er ist auch als Kaufmann glücklich, und da er sich dieses Glückes freut, ist er wahrhaft der königliche Kaufmann, wie Porzia die liebende Gattin und der juristische Doktor.

Wenn wir in dieser Darstellung das Richtige ausgesprochen haben, so können wir Herrn Devrient unsern Dank nicht verhehlen, insofern wir glauben nur Schritt vor Schritt seinem Spiele und seiner Auffassung des Shylok, die uns dieß Spiel zeigte, gefolgt zu seyn. Bey Mad. Stich vermißten wir als Porzia in der Scene mit Bassanio die tiefere Innigkeit, und in den früheren den naiven, unüberlegten Sport und Scherz, der aus unbewußter Sicherheit herfließt; vollendeter stellte die Künstlerin den Scherz in seinem Uebermuthe vor, und nach der Verkleidung dar; die Gerichtsscene glauben wir gleichfalls loben zu dürfen; Herr Krüger war ein guter Bassanio, was wir heute um so lieber anerkennen, als wir früher ihn zu tadeln genöthigt waren.

Beylage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Juni 1826.

Der Vorhang schwebet hin und her
Bey meiner Nachbarin.

Goethe.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Wer es selbst erfahren hat, wie erfindungsreich die Liebe macht, wird sich denken können, welche wichtige Entdeckungen Olivier auf die erwähnte Weise machte. Aber wer geliebt hat, wird auch fühlen, welchen Reiz er in dieser Beschäftigung fand. Er beschränkte sich aber nicht allein darauf: er hatte erfahren, daß Frau Nanteuil ihren Kutscher verlieren sollte, und sogleich faßte er den Entschluß, ihn durch den seinigen, der ihm seiner Treue und Geschicklichkeit wegen bekannt war, und den man noch nicht als ihm gehörig kannte, zu ersetzen. Auf sein Anstiften meldete sich Gervais bey der Marquise, er ward angenommen, und seit der Zeit erfuhr Olivier fast Alles, was er wissen wollte.

Wenn die Nacht anbrach und Olivier von seinem Observatorium vertrieb, eilte er in die Gesellschaft, und zwar immer an solche Orte, wo er die meisten Menschen fand, damit es einem Jeden bekannt wurde, daß er sich gezeigt hatte und man ihn nicht über seine Abwesenheit befragen konnte. Da er allzeit schon im Voraus wußte, wo Frau von Nanteuil ihren Abend zubringen wollte, begab er sich immer etwas früher dahin, damit seine Beflissenheit von niemand als vielleicht von ihr selbst bemerkt würde. Ging sie den Abend nicht aus, oder sobald sie wieder nach Hause gekommen war, folgte er von seinem Fenster aus den Bewegungen der Lichter und durch die Verbindung dessen, was er schon wußte, oder jezt bemerken konnte, fand er, oder glaubte, die Erklärung alles dessen zu finden, was sich im Innern ihrer Gemächer begab. Eben so sorgfältig war er darauf bedacht, ihr jede Freude zu machen. Es verging kein Tag, wo er nicht irgend eine Ueberraschung bereitet hätte, die um so zarter war, als sie von einer unsichtbaren Hand herzurühren schien, denn der Geber blieb immer so verborgen, als hätte er sich einer bösen That schuldig gemacht. Da Emilie mit vieler Geschicklichkeit beynahe alle schönen Künste übte, waren sie ihr auch alle eigen; doch hatte sie eine besondere Vorliebe für Greuze, der so eben sein Gemälde, die ländliche Braut, vollendet hatte. Greuze war damals der Lieblingsmaler in Paris; seine Arbeiten wurden von Jedermann gesucht und konnten oft um keinen Preis erhalten werden. Emilie hatte sein leztes Gemälde gesehen, und äußerte ihren Wunsch, etwas von ihm zu besitzen; — wenige Tage nachher erblickt sie auf ihrer Staffeley sein allerliebstes Milchmädchen, ein Meisterstück von Anmuth und Natürlichkeit. Alle Welt bemühte sich leidenschaftlich, einen der allerliebsten kleinen schottischen Hunde zu besitzen, die damals sehr selten waren und jezt so gewöhnlich geworden sind — eines Tages schmiegt sich das kleinste und zierlichste dieser Thierchen an ihre Füße, es trug ein goldenes Halsband, worauf vier englische Verse gegraben waren, deren Bedeutung eine zarte Anspielung auf die Gefühle des Uebersenders enthielt:

Such forward airs, so pert, so smart
Are sure to win his Lady's heart:
How pretty was fawning way thine!
How different is thy case and mine.

Jeden Morgen waren ihre Zimmer mit frischen herrlich duftenden Blumen geschmückt. Die erste Rose war für sie bestimmt, und wenn eine neue ausländische Pflanze bekannt wurde, war ihre Terrasse sogleich damit geschmückt.

Umsonst suchte Frau von Nanteuil diesen Artigkeiten zu entgehen, sie konnte niemand darüber anklagen und sie auch nicht vermeiden, da sie deren Urheber nicht kannte; sie hatte einige ihrer Leute verabschiedet, weil sie ihren Verdacht erregt hatten, alle schwiegen und ergaben sich in ihr Schicksal. Obwohl sich Emilie durch diese Aufmerksamkeiten vielleicht innerlich geschmeichelt fand, wurde sie doch, da sie durchaus nicht errathen konnte, von wem sie herrühren möchten, nachdenklich und verlegen darüber. Sie war wohl auf Olivier gefallen, den sie immer mit Auszeichnung behandelt hatte, und dessen stumme Bewunderung ihr unmöglich entgangen seyn konnte; aber wie konnte sie glauben, daß er so sehr für sie eingenommen wäre? Diese Ungewißheit war süß und zugleich grausam genug.

Was für Emilie ein so unauflösbares Räthsel blieb, war es jedoch nicht für einen Jeden, und die rachgierige Baronin von B., die unaufhörlich darauf bedacht war, dem zu schaden, den sie für ihren Feind hielt, hatte Olivier's Geheimniß entdeckt, indem sie ihn bis in seinen geheimen Nachtaufenthalt verfolgen ließ. Sie hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als es der Frau von Nanteuil zu verrathen, und der arme Olivier erfuhr es durch ein Billet, worin ihm Frau von B. selbst meldete, welchen neuen Dienst er ihr verdanke. Er war außer sich darüber und vermied lange, an die Orte zu gehen, wo er ehemals so froh war, dem Gegenstand seiner Liebe zu begegnen, als er eines Tages folgende Zeilen von der Marquise erhielt: „Ich habe Frau von B. gesprochen, die mir sagte, daß Sie der Urheber alles dessen sind, was sich um mich her zuträgt. Ich kann meine Ansicht über ein solches Verfahren nicht aussprechen, ehe ich Ihre Antwort erhalten habe, und gewiß weiß, daß man mir die Wahrheit gesagt hat. Emilie von Nanteuil."

Als Olivier diesen Brief öffnete, wurde er von tausend Befürchtungen bestürmt, die alle zur Gewißheit werden, als er den Namen der Baronin von B. darin fand. Es fiel ihm nicht einmal ein, zu erwägen, wie günstig sich für ihn die Worte der Frau von Nanteuil deuten ließen. Der Verzweiflung hingegeben, antwortete er ihr folgendermaßen:

„Ja, meine gnädige Frau, man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, und ich werde mein Unrecht nicht, indem ich es läugne, vergrößern. Frau von B., die mir schon so viele Beweise ihres Hasses gegeben hat, konnte mir keinen empfindlichern aufgespart haben, als indem sie in einem Tage das Glück meines Lebens zerstört — das Glück, Sie anzubeten, ohne es Ihnen zu sagen, und über Empfindungen für mich das bescheidene Glück der Ungewißheit zu genießen. Seitdem ich weiß, daß sie mit Ihnen von mir gesprochen hat, sie, von der ich am wenigsten gewünscht, daß sie Ihnen meine Gefühle entdeckt hätte, darf ich keiner Hoffnung mehr Raum geben. Sollte ich so unglücklich seyn, Ihnen mißfallen zu haben, so ist meine Strafe auch hart genug, indem ich mich auf zeitlebens von Ihnen entferne."

Folgendes war die Antwort von Frau von Nanteuil auf Oliviers Brief:

„Die Aufrichtigkeit Ihres Bekenntnisses würde mir einen neuen Beweis Ihres Edelmuths geben, wenn ich je daran hätte zweifeln können. Da ich das, was vorgegangen ist, unmöglich vermeiden konnte, ist es mir lieber, daß Sie die Veranlassung dazu gaben als jeder Andere. Auf alle Fälle wäre Ihre Entfernung eine zu harte Strafe für Sie. Ich glaube in der That, daß Frau von B. eine sehr übelwollende Frau ist, aber ich fühle mich für dieses Mal nicht berufen, sie zu hassen. In Allem, was sie mir gesagt hat, ist nur eine Sache, die ich verstanden habe, und diese hat mir keinen Verdruß gemacht; nur gestehe ich aufrichtig, daß ich sie lieber aus Ihrem Munde, als aus dem dieser Dame gehört hätte."

Leider kam dieser Brief zu spät, Olivier war schon, von Verzweiflung getrieben, entflohen, und hatte niemand als seinem treuen Gervais seinen Aufenthaltsort anvertraut, wobey er ihm befahl, ihn gegen niemand zu verrathen und ihm durchaus keine Briefe zukommen zu lassen. Man hat nicht mit Gewißheit erfahren, wo er sich aufgehalten hat; es sind aber Ursachen, die auf die Vermuthung führen, daß er bey einem Bruder seines Vaters, der in einem Kloster der Hauptstadt lebte, verborgen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Wie sehr verschieden von jenem Helden der Rednerbühne, und doch wie erhaben noch über seinen niederträchtigen Neider, Robespierre, sah ich nachher Danton am Ende seiner Laufbahn auf dem Blutgerüste! Jener hatte die höllische Intrike ersonnen, an Einem und demselben Tage alle ihm gefährlich scheinenden Feinde der Hinrichtungen und Verhaftungen, unter dem Vorwande einer weit ausgebreiteten Verschwörung gegen die Sicherheit des Staats, verurtheilen und hinrichten zu lassen. Die Handlung war eine tief ausgedachte Schandthat. Ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher, geistvoller Schriftsteller,

Camille des Moulins, in der Blüthe der Jahre, gab damals periodische Hefte heraus, worin er fühlen ließ, wie sich die Revolution entehrt hatte, und wie alle gute Menschen in Frankreich nach Erlösung seufzten; Camille hatte in seiner früheren Laufbahn, vier Jahre vorher, ein ganz anderes Pfand gegeben, daß er der Revolution nicht untreu werden konnte; er war es, der während der großen Gährung am Tage vor der Stürmung der Bastille im Garten des Palais Royal auf einen Stuhl gestiegen war und der versammelten Menge zugerufen hatte: „Meine Herren, in unserer Lage weiß ich nur Einen Rath, wir greifen zu den Waffen.“ Danton und Camille kannten sich; Camille war nun der Schriftsteller und Danton der Redner der Hoffenden. Robespierre sezte den Namen Camilles auf die Liste der sogenannten Verschwornen, die jedoch beynahe Alle miteinander in keinem Contakte gestanden waren. Er begriff darin auch den ehrlichen Philippeau, den doch die Nationalversammlung selber nach der Vendee geschickt, und der dort die Beweise der westlichen Mordoperationen, der grausamen Ausrottung der Geistlichen, und der Ersäufung der Verhafteten durch eigens dazu eingerichtete Falltreppen in Böten gesammelt hatte. Robespierre vermehrte die Anzahl noch mit andern Opfern, und offenbar hatte er dabey die Absicht, den Muth des Helden Danton auch noch im Tode auf eine furchtbare Probe zu stellen. So sah ich Danton in der Stunde des Todes. Ich sah ihn da, lange aufrecht unten am Gerüste stehend, wie man ihn warten ließ, bis alle seine Todesgefährten gemordet, bis Alle ihre Köpfe gezeigt, bis jeder Einzelne vor seinen Augen verschwunden war. Doch auch da war Danton noch Danton. Er stieg endlich, der Lezte, hinauf. Sein Tritt war fest. Sein Fuß rückte sicher vor bis an's Richtbrett, von wo aus er hinabsehen mußte auf die blutige Ueberschwemmung des Platzes. Aber bald hob sich sein Blick an den Himmel, und nachher auf beyde Seiten mit Verachtung gegen das elende Volk, dessen Abgott er so lange gewesen war, und das nun alle Tage ein anderes Opfer wollte. Danton, der eherne Koloß, wurde eingestürzt. Aber sein Tod öffnete Allen die Augen. Bald nachher empörte man sich mitten in der Nationalversammlung gegen den Tyrannen ihm in's Gesicht hinein, denn alle Hoffnungen waren damals verloren gewesen. An Danton's Todestage vergab ganz Frankreich dem Danton sein früheres Unrecht, aber er rettete auch durch seinen Tod zum zweyten Male Frankreich.

Unmittelbar nach Camille des Moulins Tode ging seine schöne Gattin in's versammelte Revolutionstribunal. Sie war seit wenigen Jahren verheirathet mit Camille, sie hatten sich geliebt mit einer durch die Gefahr sich täglich mehr exaltirenden Leidenschaft. In ihrem Innern war sie aufrichtige Republikanerin, aber nun wollte sie durchaus sterben. Da rief sie in Gegenwart des öffentlichen Anklägers und vor allen Blutrichtern: „Es lebe der König!“ Im Augenblicke war ihr Prozeß gemacht. Als sie das Schaffot bestieg, fragte sie den Scharfrichter, ob es dasselbe sey, auf welchem man ihres Geliebten Blut verspritzt habe?

VI.

Man mag die Revolutionen stellen unter welchen Gesichtspunkt man will, so kann man nicht anders als sie verfluchen, wenn man sie in gewissen einzelnen Momenten gesehen hat; diese Momente sind diejenigen, wo dem Revolutionisten nicht einmal die Vertheidigung zu Hülfe kömmt, er habe in seinem Werke nicht das Einzelne anschauen können, sondern das Ganze. Wie kann man in einem Ganzen auch das Ganze selber ohne Abscheu schauen, wenn es durch eine That entstellt ist, bey welcher man nothwendig voraussetzen muß, es sey ein Grundsatz der Revolution selbst gewesen, sie müsse durchaus unmenschlich seyn, und auch den moralischen Menschen zerfleischen? Die That, von der wir hier sprechen wollen, läßt sich nur dann denken, wenn man voraussezt, die bis dahin verübten Grausamkeiten haben den Meistern des Blutsystems nicht mehr hinlänglich geschienen, und sie haben daher einen neuen Plan gemacht, die zarteren, die heiligeren Gefühle, welche die Natur in das Menschenherz gepflanzt hat, dazu anzuwenden, daß sie dem Leidenden einen solchen Schmerz, eine solche Verbitterung des Lebens verursachen sollten, wie sie bisher kein anderes menschliches Wesen erfahren hatte. Der Pöbel von Paris, der zwar bereits seine Grausamkeit und seine Talente zum Revolutioniren erprobt, aber auch dafür gleichgültig zu werden geschienen hatte, sollte durch neue öffentliche Schauspiele, durch das Anschauen unaussprechlicher, ganz neu erfundener Leiden wieder herbeygezogen, und auf einen noch höhern Grad von Wildheit gespannt werden, auf einen Grad, der ihn endlich zu künftigen unbekannten neuen Greueln fähig gemacht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Berenice.

Einer Berenice Locken seh' ich dort am Himmel prangen,
Als ein Sternbild aufgehoben über irdisches Verlangen.
Aber du, laß deine Locken mir ein Sternbild seyn auf Erden,
Bis sie sich in meinen Liedern einst mit mir verklären werden.

Stärke eines Haares.

Wie die Fädchen deiner Locken sind so weich, so dünn, so fein!
Und sie ziehen in den Himmel doch mein schweres Herz hinein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 7. Mai.

Wer etwa noch in Deutschland, oder auch anderswo, dem alten Vorurtheile, daß die Römer (oder überhaupt die Italiener) keine Schauspielkunst besitzen, und das recitirte Schauspiel nicht lieben, zugethan seyn sollte, kann sich hier in diesem Augenblicke vom Gegentheile überzeugen. Das Theater Valle gibt, seinem alten Gebrauche zu Folge, und wie ich es bereits oft gemeldet habe, jeden Abend eine komische Oper in zwey Akten, nebst einem recitirten Schauspiel in fünf oder drey Akten, zuweilen auch, wenn die Oper ganz dargestellt wird, und das Theater an großen Vigilien oder überhaupt in der Donnerstagsnacht vor Mitternacht geschlossen werden muß, ein Stück in einem Akte. Die dießmalige Oper, die Rossinische Gazza Ladra, hat aber so wenig gefallen, daß sich die Direktion, da auch die erste der versprochenen zwey Farse (das heißt, Opern in einem Akte), il Simoncino, eine alte von zwanzig Jahren, von Morlacchi für Rom geschriebene Komposition, ausgepfiffen und nur einmal gegeben worden ist, einzig und allein auf das Schauspiel beschränkt sieht, wobey der erste Akt der Gazza als Lückenbüßer vorauf gegeben wird, um den säumigen Logen, welche nun einmal in keiner Jahreszeit, am wenigsten im Winter, vor zwey bis drey Uhr (nach Untergang der Sonne) in's Theater kommen können, Zeit zu lassen. Die Truppe ist die von Rastopolo, welche besonders in Oberitalien eines gewissen Rufs genießt, so daß ihr, wie ich höre, im verflossenen Winter Hoffnung gemacht worden war, nach Wien zu kommen. Ein, im italienischen Sinne ausgezeichneter, Namen habender Künstler befindet sich nicht darunter; dagegen besteht die ganze, zahlreiche Gesellschaft aus lauter höchst brauchbaren, routinirten Mitgliedern, im Ensemble, was Italien betrifft, unübertrefflich. Die Goldonischen Stücke gefallen wiederum sehr, und werden, obgleich nicht immer charakterisirt, wie sie es wohl sollten, dennoch mit einem Feuer, einem Enthusiasmus gegeben, an denen sich viele deutsche, schläfrige Hoftheater ein Exempel nehmen könnten. Dagegen lassen die witzigen französischen parfümirten Intriguen- und Galanteriestücke kalt, und erleben nie eine zweyte Vorstellung. Ein neues Beyspiel haben wir davon an einer Uebersetzung der französischen Mehülschen Oper: Une nuit à Madrid, ou la fenêtre secrète; zu einem Lustspiel umgeschaffen, gesehen, welches, obgleich mit lobenswürdiger Anstrengung gespielt, ganz und gar keinen Effekt gemacht hat: man sah es dem Publikum, ich möchte sagen, an der Nase an, daß es, in seiner positiven natürlichen Bildung für dergleichen, auf der Retorte des witzigen Gesellschaftslebens destillirte, Narrentheidungen keinen Sinn hatte. In Mailand soll dieß Lustspiel, welches übrigens der Uebersetzer (ein dort lebender Schauspieler) unverschämt genug für ein Original ausgegeben hat, gefallen haben; ein Umstand, welcher sich aus der schon mehr französirten Bildung der Mailänder sehr leicht erklären läßt. Uebrigens, heißt es, denkt man hier schon an das kommende Carnaval. Morlacchi soll eingeladen worden seyn, die große Oper zu schreiben, aber unter tausend Scudi (ein Scudi beynahe 1 Rthlr. 9 Gr. 9 Pf. sächsisch) nicht kommen wollen, ein so bedeutendes Honorar hat allein Rossini in den lezten Jahren erhalten. Die Direktion scheint Anstoß zu nehmen. Zu solchen Prätensionen hat Hr. Morlacchi sein Tebaldo und Isolina vermocht! So viel für dießmal vom Theater. — Das hiesige bürgerliche Leben anbelangend, kann ich eine Nachricht mittheilen, welche alle Fremden, denen die Lust, nach Rom zu kommen, anwandeln sollte, interessiren muß. Es ist nämlich von nichts Geringerem die Rede, als alle die Neugiergaffenden (vielleicht verstehen meine Leser diesen neugeschaffenen Ausdruck besser, wenn ich das französische Flaneurs oder Bayeurs dafür setze), welche vom Morgen bis zum Abend die Corsogasse auf- und abschlendern, außer Gefahr zu setzen, den Hals zu brechen. Wem wäre, wenn er auch meine vielfältigen deßfalsigen Klagen nicht gelesen hätte, das unbegreifliche Scandal unbekannt, welches die Fußwege auf der genannten Gasse eben so wohl durch ihre Schmäle als durch ihre unzähligen hoch und tief liegenden Einschnitte darbieten, und wodurch die Fußgänger, besonders in den Abendstunden, wo der Fahrweg von den Equipagen eingenommen ist, einer augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesezt sind? Mehr als einmal ist schon in den früheren Zeiten die Rede davon gewesen, diese Fußsteige abzureißen und die Straßen zu ebnen, ohne daß der Plan zu Ausführung gekommen wäre. Freylich wird der Boden in der Mitte der Gasse vier bis fünf Fuß erhöht werden, und die hier befindliche Abzugscloake unter die Erde verlegt werden müssen. Aber beydes wird keine Schwierigkeit leiden. Zu verwundern ist übrigens, daß man noch heut zu Tage die Ursache nicht einsehen kann, welche bey Ebenung der Gasse unter Alexander VII. zu dem halsbrechenden Baue der Seitenwege Veranlassung gegeben haben kann. Kömmt, wie nicht zu bezweifeln steht, der Plan der Ebenung dießmal zur Ausführung, so hat das römische Publikum auch diese öffentliche Verbesserung, so wie viele andere, der Fürsorge Leo XII. zu verdanken. Eine der liebsten davon ist die durchgängig vorgenommne dunkelfarbige Anstreichung des Borgo nuovo, welcher jezt durch die Verlegung der päpstlichen Residenz nach dem Vaticane die Hauptstraße Roms geworden ist. Diese alte, verfallene Räumeley, wo jedoch einige sehr berühmte Palläste (zum Beyspiele der Pallast Giraud und der gegenüber liegende sogenannte Pallast der Königin Charlotte von Cypern, beyde von Bramante, und, weiter nach dem Petersplatze zu, der kleine niedliche Pallast, von Raphael erbaut, und dessen Namen führend) stehen, hat nicht allein durch diese Uebertünchung, sondern besonders durch die Fortschaffung aller daselbst öffentlich ausstehenden, die freye Passage hemmenden Fruchthändler, Schuhflicker, Scheerenschleifer, Häringsbuden u. s. w., ein sehr gefälliges Aeußere bekommen. Wie es heißt, soll eine ähnliche Aufputzung und Ausführung mit der ganzen Stadt vorgenommen werden. Gebe der Himmel seinen Segen dazu! Ausgemacht ist, daß Leo XII. (hierin, wie schon oft bemerkt worden ist, dem großen Sixtus V. ähnlich) über der Liebe zu seinen Unterthanen die Zucht nicht vergißt, in welcher sie gehalten werden müssen, wenn sie nicht ausarten sollen. Zum Schlusse kann ich meinen Lesern eine Nachricht mittheilen, welche in ganz Deutschland die angenehmste Sensation erregen muß. Es ist dieß der ungemeine Beyfall, welchen die in diesen Tagen begonnene Ausstellung der Malerarbeiten der hiesigen deutschen Künstler erhalten hat, und der um so schmeichelhafter ist, als die sämmtlichen Gemälde der eben zu Ende gegangenen französischen Ausstellung ohne alle Theilnahme gelassen haben. Indem ich dieß berichte, werde ich hoffentlich von Niemandem einer zu weit getriebenen vaterländischen Parteylichkeit beschuldigt werden; denn wenn es auf ein Urtheil bey mir ankömmt, so tritt der Patriotismus in den Hintergrund zurück. Sobald ich der Ausstellung, zu welcher jedoch, wie mich dünkt, bey weitem nicht alle hier studierenden deutschen Künstler beygetragen haben, die ihr gebührende Aufmerksamkeit gewidmet haben werde, sollen diese Blätter eine ausführliche Beschreibung davon liefern. Für jezt melde ich nur so viel, daß kein einziges Stück darunter ist, welches nicht Auszeichnung verdiente, ja, daß einige sogar von mehr oder minderer Meisterschaft zeugen. Unter leztern befindet sich besonders eine Landschaft von Hrn. Fries aus Baden, (wenn ich nicht irre, aus Heidelberg).

G. L. P. Sievers.

Beylage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Juni 1826.

Gefährlich ist's, den Leun zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Schiller.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Ich komme unten herauf in der Straße St. Honoré. Ich sehe von weitem ein ungewöhnliches Gedränge der herabströmenden Menge. Bereits bin ich umringt durch die heftigen Wogen des Volks, das aus andern Straßen und aus allen Häusern herbeystürzt. Ein halblautes Gemurmel läuft durch den Haufen; es drückte die Verwunderung Aller aus über die Schönheit und die Jugend zweyer Damen in der ersten Blüthe der Jahre; sie saßen mit einer ältlichen, kleineren Frau auf dem fürchterlichen Karren, der sie auf den Blutplatz der Revolution führte. Eine ungewöhnliche Angst, nicht jener Art, wie sie jedesmal auch schon beym Gespräche von den Hinrichtungen mich befiel, bemächtigte sich meiner. Ich blieb stehen und zog dadurch die Aufmerksamkeit des gefährlichen Pöbels auf mich; schon erlaubten sich Einige ein zweydeutiges Schimpfwort über mich, weil ich den Weg versperrte. Mit pochendem Herzen folgte ich also dem Zuge; mich beeilend wollte ich nach und nach entkommen, weil meine Angst immer mehr und mehr zunahm. Aber umsonst. Ich kam weiter voran als ich wollte; ich wurde wieder vorangedrängt bis in die Nähe des Karren, bis an die Räder. Ich werde mir hier nicht erlauben, die volle Schönheit des ältern und die frischaufblühenden Reize des jungen Mädchens zu benennen, sie stunden im Angesichte Gottes, geführt durch die Hand des Todes, und in Gegenwart des Todes und Gottes konnte ich nicht irdischen Reizen huldigen. Ich hatte bereits durch die mich drängende Menge die Umstände des Prozesses lebhaft erzählen hören; die drey Damen waren die Mutter, die ältere Tochter von etwa zwanzig Jahren und die jüngere nahe an sechszehn. Ein sonderbarer Umstand zog bald meine Aufmerksamkeit besonders an. Beynahe an der Ecke der Straße, die zum Todesgerüste führte, schaute die ältere Tochter nach dem höhern Stocke eines Hauses; sie hatte dort jemand an einem Fenster bemerkt, den sie wahrscheinlich kannte; ich konnte nicht wissen, wen, denn ich sah nur sie und ihren Blick hinauf; mit dem bittern Lächeln einer starken Seele, die sich ihrem Schicksal ergibt, aber auch mit einem sprechenden Ausdrucke in den Augen, zuckte sie die Achseln. Die Deutung dieses Blicks, als möchte er an einen Geliebten gerichtet gewesen seyn, würde die Reinheit ihres Blicks beflecken; auch ist es nicht denkbar, daß jemand dieses Mädchen geliebt und noch die Kraft gehabt hätte, ihren Gang in die Ewigkeit aus der Ferne zu schauen, ohne daß er vorher in der Verzweiflung des Kummers gestorben wäre, oder ohne herunterzustürzen auf die Straße. Mag sie den Blick erhoben haben gegen wen es auch sey, es war der Blick eines bereits verklärten Engels. Man hatte die Mutter und die beyden Töchter seit dem Abmarsche der Preußen und Emigranten aus der Champagne und Lothringen verhaften lassen, weil dem damaligen preußischen Monarchen von dem Stadtrathe einer kleinen französischen Stadt ein Ball gegeben, weil diese

Mutter mit ihren beyden Töchtern als eine gute Familie dazu eingeladen worden war, und weil die armen Kinder dabey getanzt hatten. Das Urtheil lautete, sie seyen beschuldigt und überführt worden eines geheimen Umtriebs, dessen Absicht gewesen, den republikanischen Boden an die auswärtigen Feinde zu verrathen.

Die hohen, schlanken Gestalten der beyden Töchter prangten hier auf dem verächtlichen Sitze der Verdammung wie auf dem Triumphwagen der Seliggesprochenen oder der Helden. Ihre schönen schwarzen Haare hatte bereits vor der Abfahrt die Scheere des Gefängnißwärters von dem weißen Halse getrennt. In den Augen der ältern Tochter perlte selten eine Thräne, und der Grund davon lag in ihrem ganzen Gesichte ausgedrückt; sie allein hatte mehr Kraft in der geweihten Seele gehabt als ihre Schwester und ihre Mutter; sie hatte allein ihren Todeskampf schon ausgekämpft, und noch kämpften die Mutter und die Schwester. Zwar sollte die jüngere Schwester nicht ihr Blut verspritzen, weil sie noch nicht volle sechszehn Jahre alt war, und die revolutionäre Heucheley wollte wenigstens den Schein haben, als ließe sie sich durch das Gesetz der Menschlichkeit abhalten, an der unmündigen Jugend ihr abscheuliches Gesetz der Unmenschlichkeit zu vollziehen. — Von der Mutter kehrten meine schmerzhaften Empfindungen immer wieder zurück zu den Kindern, von den Kindern zu der Mutter. Ein höherer Zauber, eine übernatürliche Schwärmerey bemächtigte sich vollends gar meiner ganzen Seele; ich hatte gesehen, wie die älteste Tochter betend statt eines Priesters gegen Mutter und Schwester die Pflicht des Beystands im Tode übte. Da stellte ich sie mir vor, erhaben über alle Priester der Kirche; ich fühlte, daß ihre Sendung noch höher war als die apostolische Macht; die Heiligen wurden einst heilig, weil sie ihren Kampf gekämpft hatten ohne den Trost eines andern Christen, und hier stützte eine selbst sterbende Tochter ihre sterbende Mutter und Schwester.

Die ältere Tochter trotzte dem Tode offenbar, damit die Mutter nicht noch einmal sterbe bey ihrem Anblick, und die jüngere Tochter, die nicht sterben, sondern noch etwas Schrecklicheres erleiden, die ihre Mutter und Schwester sterben sehen sollte, starb hier in mehreren Ohnmachten, ein Mal nach dem Andern, aus banger Zärtlichkeit, noch vor der Schwester und der Mutter. Der Mutter war das Herz gebrochen und die ältere Tochter belebte es wieder durch ihre himmlischen Blicke. Nichts als Blicke hatten ihr die Mörder übrig gelassen, nichts als Zeichen. Die Hände konnte das arme Opfer nicht einmal ringen; sie waren ihr gebunden, sie konnte nicht einmal das Zeichen des Kreuzes machen, nur hinauf zum Himmel konnte sie die Blicke richten. Ihre Worte konnte die Mutter und Schwester nicht vernehmen, denn der Pöbel lärmte. Aber jeder Blick sagte: „So öffne doch noch einmal dein Auge, du arme theure Mutter, und laß mich sehen, ob du verstehst das kindliche Herz, das noch nicht gebrochen ist, weil es dir noch einmal zu sagen hat, daß wir in wenigen Augenblicken wieder dort im Himmel leben werden, und alsdann ohne diese Angst, ohne diese Schmerzen, ohne diese Schrecken.“ Und nun erwachte wieder das jüngere Mädchen; die schon halb geknickte Blume suchte sich wieder aufzurichten und fiel abermal zusammen; nun schlug sie wieder die Augen auf, und sah wieder die Mutter und die Schwester; ihr Staunen, ihre Verzweiflung auf dem bleichen Gesichtchen sagten da, auch ohne Worte, sie habe in der Ohnmacht geträumt, die Andern seyen bereits dahin, sie sey nur noch allein, sie arme Kleine sey schon verlassen mitten in diesem unsäglichen Jammer, und nun sey sie noch da, und sehe sie Beyde noch einmal; hier sey ja noch die Mutter und solle jezt erst bluten, da sey ja noch ihre Schwester, und solle jezt erst sterben; was nun werden solle aus ihr im Leben, im hülflosen Leben, aus ihr, dem Kinde, ohne die Hülfe und Liebe der Beyden und unter dem erdrückenden Bilde ihres Todes?

(Die Fortsetzung folgt.)

O l i v i e r.

(Fortsetzung.)

Nach einem Monat erhielt Olivier ein Paket Briefe, worin er jedoch nur diejenigen von Emiliens Hand bemerkte und zuerst auf den fiel, den wir hier mitgetheilt haben, darauf folgten noch einige, der lezte trug das Datum des vorhergehenden Tages und enthielt folgende, mit einer zitternden Hand geschriebene Worte: „Olivier, werde ich Sie nicht noch einmal sehen, ehe . . .“ — Sie hatte nicht geendigt. Aber hier ist der Brief von Gervais, der diese furchtbaren Worte erklärte. „Ungeachtet des Verbots des Herrn Grafen würde ich befürchten, mir Ihren Tadel zuzuziehen, wenn ich Sie nicht von dem unterrichtete, was hier vorgeht. Sobald die gnädige Frau den Brief des Herrn Grafen erhalten hatte, worin Sie ihr Ihre Abreise anzeigten, fiel sie in heftige Nervenzuckungen, weinte die ganze Nacht und ging in großer Bewegung in ihrem Zimmer auf und nieder, wie mir Mamsel Seraphine sagte. Den folgenden Tag ließ mich die gnädige Frau rufen, und da ich nicht zweifelte, daß sie Alles entdeckt hätte, fürchtete ich mich vor ihren Vorwürfen, aber statt dessen war sie sehr gut, sie sagte, sie wisse Alles. — Aber weit entfernt mir darüber zu zürnen, daß ich einem so guten Herrn so treu gedient hätte, wolle sie mich vielmehr damit belohnen, daß sie mich in ihren Zimmerdienst nehme, wobey ich nichts weiter zu thun haben sollte, als dem alten Hausmeister an die Hand zu gehen, um dereinst in seine Stelle zu treten. Seitdem ist kein Tag hingegangen, wo sie mich

nicht unter verschiedenen Vorwänden zu sich hätte rufen lassen, um mir allerley Fragen über den Herrn Grafen und besonders über dessen jetzigen Aufenthalt zu thun. Sie überschüttet mich mit Geschenken und verspricht mir, für meine Zukunft zu sorgen, wenn ich ihr anvertraute, was sie zu wissen wünscht, worauf ich, da Sie es mir so anbefohlen haben, immer nur antworte: „„Ich weiß es nicht.““ — Aber seit einiger Zeit hat sich Vieles verändert, ich werde ihr zwar nicht sagen, was mir der Herr Graf verboten haben, aber ich kann Ihnen die Lage, in der die gnädige Frau sich befindet, nicht verschweigen. Kummer und beständige Schlaflosigkeit haben sie in einen beunruhigenden Zustand versezt, sie kann schon das Bett nicht mehr verlassen, und alle ärztliche Hülfe ist vergeblich. Sie hat alle Geschenke des Herrn Grafen an ihr Bett bringen lassen und bringt Tage und Nächte damit hin, Ihren Brief immer wieder zu lesen und von Ihnen zu sprechen. Diese Umstände hat mir Mamsel Seraphine mitgetheilt, eben so, daß der Arzt gestern erklärt hat, daß er wenig Hoffnung für die Kranke habe. Da der Herr Graf bey dem Verbot, das Sie mir gaben, dieses Unglück nicht voraussehen konnten, werden Sie mir verzeihen, daß ich es durch diese Sendung übertrete.“

Diese Briefe lesen und zu Frau von Nanteuil eilen, war für Olivier die Sache eines Augenblicks. Und Dank sey es der Vorsicht Gervais und Seraphinens, die jeden andern Besuch von der Kranken abzuweisen und sie auf den seinigen vorzubereiten wußten, war er auch bald so glücklich, an ihr Lager zu treten. Sie heftete einen Augenblick fragend und unbeweglich ihre schönen Augen auf ihn, als wenn sie von einem Traum erwachte; dann wurde sie von heftigem Zittern befallen, athmete kaum und rief endlich mit einer krampfhaften Bewegung: — „Er ist es!“ — und fiel dann besinnungslos in ihre Kissen zurück. Außer sich vor Schrecken rief Olivier Hülfe herbey. Mit tödtlicher Angst beobachtete er ihre bleichen Züge, und glaubte schon, ihr Leben wäre dieser Gemüthsbewegung unterlegen, als sie die Augen aufschlug —, ihre bedrängte Brust hob sich unter einem tiefen Seufzer und erleichterte sich unter einem Strom von Thränen, dann ergriff sie Oliviers Hand und rief von Neuem: „Er ist es!“

Von diesem Augenblick an erholte sich Emilie wie durch einen Zauberschlag; es blieb ihr nur noch eine zarte Blässe, die ein schönes Weib nur noch schöner macht, besonders in den Augen dessen, der sie veranlaßt. Olivier, der endlich seine Schüchternheit überwunden hatte, genoß anfangs sein Glück mit großer Vorsicht, um es vor der eifersüchtigen Neugier der Menschen zu verbergen. Er zeigte sich nur selten bey Frau von Nanteuil, aber bald wurde er von einem unwiderstehlichen Zuge hingerissen, seine Besuche wurden häufiger und länger, und endlich wurden sie ihm sehr zur Gewohnheit, daß kein Tag hinging, an dem er sie nicht wiederholte.

Ungeachtet aller seiner Sorgfalt, diese Verbindung vor den Augen der Welt geheim zu halten, wurde sie doch sehr bald bis auf die kleinsten Umstände der Krankheit und ihres Wiederlebens bekannt; denn unter Menschen, denen das Gespräch die vorzüglichste, wo nicht einzige Beschäftigung ist, kann nichts lange verborgen bleiben. Niemand war eifriger bemüht, diese Gerüchte zu verbreiten, als die Baronin von B., die unter dem Vorwand der zärtlichsten Theilnahme alles aufbot, um den Ruf der Frau von Nanteuil zu zerstören. In dieser Absicht begab sie sich eines Tages zu Emilien, und vertraute ihr in einem arglistig gewendeten Gespräch, daß die ganze Stadt von ihrem Verhältniß mit Olivier unterrichtet sey, und eben so wenig begreifen könne, warum er sich ihren Besitz nicht durch eine Heirath zuzusichern suche, noch wie es möglich sey, daß sie alle weibliche Würde so hintansetze, ohne die Gewißheit seine Gemahlin zu werden, seine Beflissenheit zu dulden.

„Doch mich wundert das nicht, fuhr die Baronin fort, ich kenne Olivier und seine Unentschlossenheit, nie wird er zu einem Entschluß kommen, wenn Sie ihn nicht dazu zwingen, indem Sie seine Ehre aufrufen und ihm beweisen, daß er die Ihrige verlezt hat. Sie müssen ihm daher sagen, was die Welt von Ihrem Verhältniß denkt, er muß den Beweis davon haben. . . .“ — Hier wurde ein Besuch gemeldet, die Baronin brach das Gespräch ab, und verließ Emilien, die ihr in unaussprechlicher Unruhe nachblickte. — — —

Hier bin ich gezwungen die Erzählung zu unterbrechen, um von mir zu sprechen. Die Ursache, die mich dazu nöthigt, war dem Anscheln nach so geringfügig, und hatte doch leider den entschiedensten Einfluß auf das Schicksal zweyer Menschen, von denen besonders die Eine mir so theuer gewesen ist. Dieser unselige Besuch war mir fremd geblieben, bis ich den Nachlaß meiner Freundin kennen lernte. Ach und ich wollte ich hätte ihn nie erfahren!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 6. Mai.

Die Schiller'schen Trauerspiele werden in diesem Jahre häufiger als im vorigen aufgeführt, aber sonderbarer Weise nur Sonntags und haben ihr eigenes Publikum. Ein junger Schauspieler von der Petersburger Bühne, Herr Barlow, trat vor einiger Zeit als Wallenstein auf; eine erfreuliche Erscheinung: Hoheit der Gestalt, Kraft des Organs und andere dem Schauspieler nothwendige Naturgaben hat er auf schöne Weise ausgebildet, er versteht, was den meisten deutschen Schauspielern, wenigen ausgenommen, nicht eigen ist, zu gehn, zu stehn, und sich zu setzen. Aber das hat einen Theil der Berliner Kritiker gegen ihn aufgebracht, denen alle Naturanlagen bey einem Künstler zuwider zu seyn scheinen, weil sie sich einbilden, die Kunst bestehe in dem nur Gemachten. Der Eifer für die Reflexionskunst geht bey uns so weit, daß es eine Sünde wird, Gestalt und Stimme von der Natur erhalten zu

haben; der Künstler darf nichts *haben*, alles muß erst *geworden* seyn; ein schlechtes Organ, das sich endlich durch jahrelangen Fleiß bis zur anhörbaren Mittelmäßigkeit über alle physischen Hindernisse hinweggekünstelt hat, ist jenen lieber als der volle reine Klang einer Heldenstimme, und eben so wollen sie immer nur die gescheuten Reflexionen des Künstlers über die Rolle statt der Rolle selber sehn, weil dann allein ihre Gescheutheit, jene Gescheutheiten zu erkennen, hervorzutreten vermag. Sie erfüllen ihre Flachheit mit der Breite der Einzelheiten, sprechen darüber hin und her, und behalten für den allgemeinen innern Geist ihres Gegenstandes nichts als leere allgemeine Phrasen übrig, die nie zur Sache selber kommen. Ein dreister Verfechter dieser Sand-Aesthetik ist der Verfasser des Prinzen von Pisa, eines fünfaktigen Schauspiels, das wir neulich sahen, und dessen Gestalten sämmtlich die individuelle Schiefheit des pisanischen Thurmes plastisch nachahmen. Der Verfasser hat sich von der vorjährigen Tiekschen Zopfnovelle einen Zopf machen lassen, und meynt, die Tiefe aller Kunst bestehe in der Ironie, die Helden als etwas Großes und Herrliches sich ankündigen und dann in leeres Nichts ausgehn zu lassen, überhaupt in dem Ueberschlagen des gezeichneten Charakters in sein Gegentheil. Dieß gibt aber nur das Schauspiel der unbewußten Ironie der Plattheit selber, die gerade, wenn sie meynt das Tiefste geleistet zu haben, als das, was sie ist, als Plattheit und Leerheit hervortritt. Im ersten Akt glaubt man Wunder, was sich alles aus diesen Vorbereitungen entwickeln werde. Wir sehn einen jungen Prinzen, Jeronimo, auftreten, der plötzlich aus einem Studenten in einen Fürsten verwandelt, kaum in Pisa angekommen, sich wieder in die weite Welt hinaussehnt, obgleich er bey seinem Einzuge in ein Paar Augen geblickt hat, die ihn zu fesseln scheinen. Er läßt den Podesta kommen, einen, wie es scheint rechtlichen, staatsklugen alten Herrn, überträgt ihm die Herrschaft, und enteilt, um in der Fremde Weisheit zum Wohl des Staates sich anzueignen. Vor dem Thore aber fällt es ihm ein plötzlich umzukehren, und unerkannt in die Stadt auf Liebes- und anderweitige Abenteuer zurückzuschleichen. Gesagt gethan. Ebensosehr ist aber auch sein Erzfeind, der ihm, dem Guelfen, als Ghibelline den Thron streitig macht, in die Stadt geschlichen, liebt dort dieselbe Gräfin, die auch der Podesta zur Gemahlin erwählt hat, so daß sich jezt die Ernsthaftigkeit der Staatsangelegenheiten in ein Liebesintriguen-Stück verwandelt, das sich durch die nächsten drey Akte durchziehe. Wenn die Spanier mit dergleichen Intriguen ein ganzes Schauspiel ausfüllen, so liegt dieß darin, daß sie noch keinen weitern Inhalt haben, und auch Shakspeare gebraucht denselben, aber ohne die Ernsthaftigkeit jenes Staatshintergrundes. Bey unserem Stücke aber ist das Lächerliche dieses, daß jener pisanische Staatszustand auf's Ernsthafteste und Breiteste vorgeführt wird, um am Ende nur zu Scenen Anlaß zu geben, die, wenn im Orchester schlechte Musik dazu gemacht würde, ein so erbärmliches Melodram aufführen würden, wie nur je eines zusammengesezt ist. Beym Melodram ist das einzige Interesse das Spannende zufälliger Begebenheiten, die keinen anderen Grund als den eben jener Spannung haben. Diese darf nicht durch Breite des Inhalts, Tiefe der Charakterzeichnung, Schmuck der Poesie verkümmert werden. Bey unserem Stück fällt nun aber auch dieß Spannende fort, die Personen, für welche man ihrer ersten Zwecke wegen Interesse gewinnen konnte, verlieren dasselbe, weil es bey ihnen auf leere Zufälligkeiten hinausgeht, für welche man sich nicht interessiren kann, weil sie sich auf dem Grunde jener tieferen Zwecke auferbauen, die nun unerfüllt liegen bleiben und nur die Lehre geben, daß es bey solcher Poesie auf das Läppische hinausgehe. Der Prinz, der für das Wohl des Staates ausreißt, kehrt verliebter Abenteuer wegen zurück, die unnütz sind, weil er weder innig liebt, noch irgend geliebt wird; der Ghibelline verkehrt seinen Staatszweck auf gleiche Weise in Liebeszweck, und der redliche Podesta wird am Ende zum Verräther. Alle Personen verdrehen sich zu Lumpen, deren Anblick um desto widerlicher ist, weil ihre geistige Lumpigkeit mit jenen tieferen Interessen, mit Pracht der äußeren Poesie, mit Reimen, Bildern und Versen, mit Shakspearischen verplatteten Witzen und Ernsthaftigkeiten umhängt, dadurch statt verhüllt zu werden, nur desto greller hervortritt. Wäre der erste Akt nicht vorangegangen, träte der Pisanische Staatszustand ganz zurück, und spielten sich die zufälligen Begebenheiten für sich selbst ab, so könnte man, will man diese leere Unterhaltungspoesie zufälliger Zwecke und Begebenheiten gelten lassen, ohne Aergerniß, ruhig und anstrengungslos unterhalten werden, aber das Tollste ist, daß sich das Läppische der drey Mittelakte, die zulezt bis zur Gemeinheit der Plattheit herabsinken, zulezt wieder zur Ernsthaftigkeit heraufstuzt, daß es sich am Ende doch um den Thron von Pisa handelt, der Podesta vor dem siegenden Jeronimo beschämt dasteht, der besiegte Ghibelline von dem Großmüthigen die Geliebte zur Frau bekömmt, und Alles sich auf's schauspielmäßigste beschließt. Und das Alles mit voller Absicht und Einsicht des Aesthetikers, der, ein *Nachahmer* Tieks und Walter Scotts, dennoch meynt aus dem Herzen und Gemüth müsse allein die Poesie strömen, und bedürfe tiefster wissenschaftlicher ästhetischer Einsicht nicht. Wäre der Verfasser ein tieferer Kritiker, so würde er kein so flacher Poet seyn.

Madame *Brede* hat zwar den Kreis ihrer Gastrollen noch nicht geschlossen, indessen kann man schon jezt sagen, daß sie sich eines großen Beyfalls von Seiten des unverdorbenen Theils des Publikums, und derer, die wirklich etwas von der Sache verstehen, zu erfreuen hatte. Die Intendantur hatte Alles gethan, um ihr Auftreten zu verzögern, und war ihr in jeder Weise hinderlich gewesen, wir können nicht eigentlich sagen warum. Der Hauptgrund mochte wohl in der Furcht liegen, daß der Legitimität einer abwesenden, aber einheimischen Künstlerin Abbruch geschehen könnte. Madam *Brede* trat als Zaarewna in den Fürsten Chawansky, als Elisabeth in Kenilworth, als Baronin im Geständniß, und als Frau von Silber im lezten Mittel auf. Im ersten Stücke durfte sie große Erinnerungen nicht scheuen, und im zweyten ließ sie Madame *Wolff* weit hinter sich zurück, was auch sonst in Tageblättern dagegen gesagt seyn mag. Wer nun nicht vollends zugibt, daß Madame Brede im Lustspiel den feinsten Ton ohne Uebertreibung und Abfall zu halten versteht, eine Aufgabe, die wir von keiner deutschen Künstlerin je so gelöst fanden, beweist, daß er selbst der bessern Gesellschaft eben nicht viel Zeit zugewandt hat. Die Acquisition dieser vielseitigen Künstlerin wird für jede Bühne sicherlich ein großer Gewinn seyn. Auch Herr Lebrün hat von Neuem das Publikum in einigen Gastrollen erfreut, und seinen Ruf befestigt. Er versuchte sich unter anderem als Burchiello in den Gelehrten von Raupach, einem Stücke, das an Feinheit und geistreicher Behandlung alles übertrifft, was wohl, seitdem Goethe sich vom Lustspiel zurückgezogen, in diesem Genre erschienen ist. Das Lustspiel scheint Raupach weit mehr als das Trauerspiel zuzusagen. Das Königsstädter Theater hat sich restaurirt, und einen Theil der vor drey Monaten abgesezten Direktoren wieder gewählt. Aber diese sind spröde geworden, und drey Mal soll die am Lupercusfeste angebotene Krone ausgeschlagen worden seyn. Das Königsstädter Theater ist also zur Zeit ohne Regierung, aber dieß ist vielleicht nicht das Schlimmste, was ihm begegnen kann.

Hummel hat hier unter großem Zulauf einige Konzerte gegeben.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 142.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Juni 1826.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht.
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Goethe.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Ich war der Besuch, den man meldete! — Eine Schwester von mir, die in der Abtey von Chaillot lebte, war, so lange beyde junge Mädchen in dem Kloster waren, Emiliens innigste Freundin. Meine Schwester starb in ihrem sechszehnten Jahre in der Abtey, und Emilie trug einen Theil der Freundschaft, die sie mit Eugenien verbunden hatte, auf mich über. Auch ich liebte sie wie eine Schwester, und Alles, was sie betraf, war mir eben so wichtig, als wäre sie meine Blutsverwandte gewesen. Von einigen Gesprächen, die ich über sie gehört hatte, beunruhigt, kam ich, um ihr meine freundschaftlichen Dienste anzubieten, um sie aus einer Lage zu befreyen, die ihr so nachtheilig werden konnte. Ich fand sie durch das Gespräch mit der Baronin hinlänglich auf das vorbereitet, was ich ihr sagen wollte; obwohl es mir lieb war, daß mir der schwerste Theil meines Vorhabens dadurch erspart wurde, bedauerte ich es doch, daß eine Person, deren Charakter immer mein Mißfallen erregt hatte, mir zuvorgekommen war. Dießmal mußte ich jedoch ihrer Meynung beystimmen, daß Emiliens Vermählung nicht länger verschoben werden dürfe, daß diese Herrn von R. selbst von dem, was in der Welt über sie gesagt wurde, unterrichten müßte, um ihn zu einer Erklärung zu bewegen.

Es war ein Juniabend zwischen Licht und Dunkel, zu der Zeit, wo die allgemeine Ruhe in der Natur nur durch ein sanftes Lüftchen und das freudige Zwitschern der Vögel in den Büschen unterbrochen wird. Diese Ruhe, dieses allgemeine Wohlbehagen theilt sich jedem lebenden Wesen mit; süßen Träumereyen hingegeben, ist das Herz für jeden Eindruck offen, und von zärtlichen Empfindungen über die Erde hinweggehoben, liegt es nicht mehr in seiner Gewalt, zu ihr zurückzukehren. Emilie war in ihrem Kabinet, das sie jeden Tag selbst mit den schönsten Blumen, freundlichen Bildern und allen den kleinen Annehmlichkeiten des Lebens schmückte, die wir so gern um uns haben, obwohl wir einsehen, wie überflüssig sie sind. Von tausend verworrenen schmerzlichen Vorstellungen überwältigt, überdachte sie noch einmal, was sie gehört hatte; sie war in einem eben so süßen als peinlichen Zustande, in welchem ihr endlich nur noch Oliviers Bild deutlich blieb, wiewohl auch dieses oft von Furcht und Zweifeln getrübt wurde — Zweifel, die ihr bis diesen Tag fremd geblieben waren, nun aber, seitdem man sie in ihr erweckt hatte, ihr Innerstes erschütterten.

Da erschien Olivier. Er bemerkte bald ihre Zerstreuung, obwohl sie sich bemühte, sie vor ihm zu verbergen. Mit zärtlicher Unruhe drang er in sie, ihm die Ursache dieser Veränderung zu erklären. Diese lastete ohnehin so schwer auf ihr, daß er keine Mühe hatte, sie zum Geständniß ihrer Sorgen zu bewegen. — „Beruhigen Sie sich, theurer Olivier! sagte sie, wir haben nichts zu besorgen; aber ein Gedanke quält mich, und ich vermag es nicht länger, ihn zu verschweigen. Unsere gegenseitige Liebe ist

für jeden von uns ein kostbares Besitzthum, warum bewahren Sie diesen Schatz nicht mit mehr Vorsicht? warum setzen Sie meinen Ruf den schändlichsten Zweifeln aus?" — „Und wer dürfte . . ." — „Beruhigen Sie sich! ich darf die Absicht nicht verkennen, in der ich gewarnt worden bin, übrigens sage ich mir hierüber jezt selbst mehr, als mir irgend ein Anderer sagen könnte. Wie haben wir Beyde so blind seyn können? wie haben wir denken können, daß die müßige, neidische Welt vor uns allein die Augen schließen würde? Glauben Sie, daß, nachdem sie so lange günstig für mich gesinnt war, sie nicht auch eben so strenge gegen mich seyn könnte, und der gute Ruf, der bis jezt ein Bollwerk für mich gewesen ist, es immer so bleiben würde? Ich liebe Sie, Olivier, wie Sie mich lieben, aber meine Ehre ist mir heiliger als Alles, und sie gebietet mir, daß wir uns entweder trennen . . . ." — „Wir uns trennen?" — „Oder . . . ." — „Vollenden Sie!" — „daß wir uns verbinden." — „Was fordern Sie, Emilie! welcher Feind unserer Ruhe hat Sie zu diesem Schritt verleitet?" — „Wie! unsere Verbindung..." — „Ist unmöglich!" — „Großer Gott! warum?" — „Fragen Sie mich nicht weiter." — „Ich begreife Sie nicht!" —

In diesem Augenblick hörte man im anstoßenden Zimmer ein Geräusch. Emilie und Olivier wurden Beyde davon aufgeschreckt; da sie aber nichts weiter hörten, fuhr Olivier fort: „Theure Emilie, dieses Geheimniß ist nur für mich furchtbar, aber es würde es auch für Sie werden, wenn Sie mich zwingen wollten, es Ihnen zu offenbaren; und da Sie mir selbst freygestellt haben, uns zu trennen, oder Ihre Hand anzunehmen, muß ich das wählen, wozu mich die Ehre und die Pflicht zwingen — ich darf nicht anstehen — der Himmel möge mir die Kraft geben, Ihnen zu entsagen!" — „Olivier! Olivier! sollte es Ihnen denn leichter seyn, sich von mir zu trennen, als sich mit mir durch das einzige Band zu vereinigen?" — „Wir vereinigt, auf ewig vereinigt! Ach Emilie, wenn ich mir von jeher von der Ehe ein herrliches Bild gemacht habe, so müßte sie mit Ihnen die höchste Seligkeit seyn! Wenn ich nur meinem Herzen folgte, wenn ich Sie nicht tausend Mal mehr liebte als mich . . ." — „Olivier!" — „Nein, nein, fort mit diesem Bilde! wäre es eine Andere als Emilie — aber Sie — Sie —" — „Und Sie lieben mich?" — „Wenn ich Sie nicht anbetete — aber besteht denn die Liebe nur unter den Fesseln der Ehe? und wird denn Niemand ein Gefühl begreifen, das um so reiner ist, weil es frey ist? Verbietet uns denn die Ehre, die Tugend des andern Geschlechts anzubeten, weil sie mit Schönheit und Anmuth gepaart ist? Verbietet sie mir denn, das in Ihnen zu lieben, was ich in Ihnen vergöttern dürfte, wenn diese blonden Haare schon grau geworden wären und die Furchen des Alters dieß schöne Gesicht entstellten? Aber Sie haben es ausgesprochen, die Ehre gebietet mir, Sie zu verlassen!" — „Wie, wird Ihnen dieser Entschluß so leicht?" — „Haben Sie ihn mir nicht vorgeschrieben?" — „Und Sie können sich so leicht darein fügen?" — „Weil ich Ihnen den Kampf meines Innern verberge, glauben Sie, daß ich gleichgültig bin — hüten Sie sich vor dem Ausbruch meiner Verzweiflung!" — „Olivier! Ihre Blicke machen mich zittern!" — „Ich könnte Ihnen Schrecken einflößen! Ach Emilie, ich bin zu unglücklich, um gefürchtet werden zu können!" — „O so verzeihen Sie, wenn ich Ihnen weh gethan habe! Alles in der Welt lieber, als Sie so unglücklich sehen! Ihnen vertraue ich die Sorge für unsere Zukunft, denn ich kann mir nicht denken, daß sie getrennt werden kann. Lassen Sie die bösen Zungen ein Glück tadeln, das sie nicht kennen, und an Tugenden zweifeln, die sie nicht haben, und lassen Sie uns mit dem Zeugniß zufrieden seyn, was wir uns selbst geben können, und das allein Geltung haben wird vor dem großen Richter dort oben!" — „Und beruhigen wir uns über uns selbst. Emilie, wer dürfte Sie tadeln, wo Ihr eigenes Gewissen ruhig bleibt?" — „Meine Grübeleyen hatten mich aufgeregt, Ihre Worte beruhigen mich wieder." — „Wenn meine achtungsvolle Liebe Sie nie in Schrecken gesezt hat, was fürchten Sie denn von der Zukunft?" — „Die Zukunft! wer kann die durchschauen? wer dürfte sich jeder Gefahr gewachsen glauben?" — „Welche Gefahr kann uns drohen, so lange wir uns lieben?" — „Ich weiß es nicht, mein Freund! ich kann Ihnen ein Gefühl, das mir neu ist, nicht erklären, aber eine unaussprechliche Unruhe quält mich selbst in Ihrer Gegenwart. Sind sie entfernt, so fehlt mir etwas, und das sind Sie; sind Sie bey mir, so bin ich glücklich, entzückt, aber dennoch ist mir, als fehlte mir etwas, und doch sind Sie bey mir?" — „Theure Emilie! ich liebe Sie inniger — oder anders — denn meine Wünsche und mein Verlangen finden sich in diesen Mauern gestillt. Bey Ihnen seyn, Sie anschauen, Sie anbeten ist mein Glück, meine Zukunft, mein Leben! Ich will und kenne kein anderes Glück auf Erden. Wenn strafbare Gedanken sich meiner bemächtigten, war es fern von Ihnen. Ein einziger Ihrer Blicke stillt den Sturm in meiner Seele, Sie sind für mich ein himmlisches Wesen, zu dem die menschlichen Leidenschaften nicht hinaureichen dürfen. Meine Liebe kann mir den Tod bringen, aber nie wird sie die, die sie mir einflößte, erröthen machen, nie soll sie ihr Thränen der Reue auspressen." — „Ihre Worte beruhigen mich, mein Freund, und ich danke Ihnen für die Richtung, die Sie meinem schwachen Herzen geben, denn die Ruhe, die von einem festen Vertrauen in die eigenen Kräfte entspringt, bewundere ich, kann sie mir aber nicht geben. Ich fühle die Kraft in mir, das Uebel zu fliehen, aber nicht ihm die Spitze zu bieten, wenn es sich mir zeigt. Fern von Ihnen gewinnt mein

Willen wieder die Oberhand. Bin ich aber allein mit Ihnen in diesen stillen Umgebungen, so verschwinden meine strengen Vorsätze in einem Augenblick. Alles, bis auf die Gegenstände außer uns, erhöht die süße Wehmuth, die sich dann meiner bemächtigt, und die ich liebe, obwohl ich sie fürchte. — „Emilie, der, den dieser zauberische Blick, diese süßen Worte . . .“ — „Olivier! ich ertrage Ihre Blicke nicht länger!“ — Bey diesen Worten erhob sich im Nebenzimmer ein schallendes Gelächter.

(Der Beschluß folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

In immer tieferm Ernste, unfähig jeder Ueberlegung, meiner selbst unbewußt, und nur bewußt der Gegenwart der drey unglücklichsten Wesen, hatte ich mich bisher durch den beständigen Andrang des Volks so lange gleichsam tragen lassen, bis nun die Bewegung stockte, und es unmöglich war, nicht zu bemerken, daß ich auf einmal eingeschlossen war in einem erstickenden Gewühle. Ich stand halbtodt vor dem Schaffot.

Meine Erzählung kann auch hier noch nicht abgekürzt werden, denn noch immer höher steigen die Leiden der Unschuld, noch immer höher strahlt die Tugend der schönen Heiligen; der Himmel selber will am Ende auf ihrem Gesichte das Zeichen ihrer göttlichen Natur geben. Hätte ich auch gekonnt, so wäre ich doch von dieser Stelle nicht gewichen; in der Stimmung, in der ich das Folgende sah, werde ich nur im eignen Tode wieder seyn; da, wo ich jezt stund, wäre ich genöthigt gewesen, bis in den Tod stehen zu bleiben. Die alte schwache Frau wurde heruntergehoben von dem Karren. Die ältere Tochter beeilte sich selber, geschwinde herunterzukommen, und da die rasche mörderische Handlung auch hier keine mündliche lezte Unterhaltung erlaubte, so suchten Mutter und Tochter noch einmal zu reden durch das stumme, und doch so beredte Organ der Blicke. Diese Sprache sprach jedoch weit fertiger, durchdringender, die ältere Tochter. Sie sollte nun zuerst die Treppe hinaufsteigen. Der schmerzlichste Augenblick, der Augenblick der Trennung war also gekommen. Die fünfzehnjährige Jungfrau wurde auf die Seite geführt, wo sie die andern Beyden sterben sehen sollte, aber auf's Neue ohnmächtig, sah sie nun weiter nichts, man trug sie hinweg, und so wurde sie nachher mehr todt als lebendig in ein Strafgefängniß abgeführt. Aber immer wieder ermannte sich die ältere Jungfrau. Sie kämpfte gegen alle Hindernisse, um nicht die Mutter aus dem Gesichte zu verlieren. Ihre Wangen erbleichten nun, da sie sich oben sah und die Mutter unten. Noch ein unermeßlich schmerzlicher Blick rückwärts von oben nach der Mutter sagte: „du gute, arme Mutter, sie wollen mich nicht einmal nach dir sterben lassen.“ Der allerlezte Blick erhob sich von da nach dem Himmel. Aber nun erschien auf ihrem Angesichte jenes göttliche Zeichen der edelsten Kraft der weiblichen Seele, der hohe Richter band sie an das Brett, wie das weiße Opferlamm gebunden wird auf dem Altar; er mußte ihr das Busentuch wegnehmen; und siehe da, ihre jungfräuliche Scham zürnte; sie trozte auf ihrer Wange, auf ihrer gerötheten Wange, noch in dem allerlezten Augenblick, wo sonst Alle, Alle erbleichen. Nie hat man die jungfräuliche Röthe thronen gesehen auf dem Gesichte einer Sterbenden.

Auch bis jezt, da die Kinder ihr geraubt und tausendfach gemordet werden, hatte die Mutter nur darum noch leben müssen, damit sie ein Schauspiel sähe, was vor ihr noch keine Mutter gesehen hatte. Wird sie jezt todt dahinstürzen, noch ehe sie das Beil getroffen hat? Wird sie wenigstens der Schrecken betäuben, als sie den Schlag hört, der ihre Geliebte, ihre Trösterin, die Frucht ihres Leibes traf, der sie sich hier zum lezten Mal erbarmte, und der sie sich im vielmonatlichen Gefängnisse so lange hatte umsonst erbarmen müssen? Ach nein! Sie muß lebendig sterben, denn der lezte Blick der Tochter hat sie noch getroffen, er hat sie noch hinlänglich belebt, um ihr die Kraft zu geben, daß sie zwar mit zitternden, aber doch mit sichtbaren Schritten vortritt bis an die schauervolle Pforte des fürchterlichsten Todes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Schöpfers Größe.

Findest du noch den Schöpfer nicht groß in den Sonnen und Sternen,
Zeigt dir unendlich Ihn groß, prüf' ihn nur näher, der Wurm.

Scholler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 14. May.

Unter der kleinen Anzahl Leute, welche hier die literarische Welt bilden, ist nun nichts als dem Commentar zum Dante die Rede, welchen der Custos der hiesigen Barberinischen Bibliothek in einer der ältesten Editionen desselben, vom Tasso's eigner Hand geschrieben, gefunden zu haben versichert.

Es ist heut zu Tage einmal Sitte geworden, auf dem nächsten Wege [illegible] zum Drucke zu geben. Somit hat es dem besagten Hrn. Cusani beliebt, statt den Commentar sogleich selbst drucken zu lassen, eine Broschüre über denselben, in der beliebten Form eines Briefes, in die Welt zu schicken. Ich behalte mir vor, über leztere, sobald sie mir wird zu Gesichte gekommen seyn, ausführlicher zu sprechen. Es wird interessant seyn zu vernehmen, was der Dichter des befreyten Jerusalems, der keines Commentars bedarf, um verstanden zu werden, von seinem großen Vorgänger geurtheilt, und ob er vielleicht die Meynung gehegt habe, daß der Text zu demselben, so wie er im Augenblicke der Erfindung der Buchdruckerkunst in den öffentlichen Abschriften enthalten gewesen seyn mag, einem großen Theile nach, nichts weiter, als in einer argen Mystifikation bestanden hat, mit welcher die unwissenden Abschreiber die späteren literarischen Badauds haben bey der Nase herumführen wollen. Wie kömmt es, daß bis jezt kein einziger der unzähligen Ausleger des Dante auf die Vermuthung gerathen ist, daß vielleicht alle diejenigen Stellen, in welchen sie, mit den spanischen Stiefeln an den Füßen, jenen Sinn hineingelegt haben, den ich den halsbrechenden nennen möchte, und der Niemanden befriedigt als sie selbst, corrupt sind, und daß sie dabey die Rolle jenes Philologen gespielt haben, welcher in eine phönizische, oder sonstige Inschrift, von Spaßvögeln absichtlich erdichtet, um den allezeit fertigen Orientalen lächerlich zu machen, im Schweiße seines sprachgelehrten Antlizes eine Erklärung hineingeschwizt hatte? Wie, der positivste, klarste Geist der neueren europäischen Bildung, ein Geist, der, im Sinne der modernen Nebel- und Schwefelpoesie, so wenig Dichter ist, daß man sein Werk eigentlich die Prosa der Prosa nennen sollte, ein Geist, der eigentlich mehr als jeder andere die Wirklichkeit auf der That ertappt, und in die Hülle der Ironie oder Satyre gekleidet hat, ein solcher Geist sollte so viele alberne, nichts sagende, bey den Haaren herbeygezogene, ja meistens ganz unverständliche Dinge geschrieben haben? Ich erkläre die Sache auf folgende Weise. Das Mittelalter glich nicht unserer Zeit. Damals gab es noch keine politische Krähwinkel-Zinngießer, welche sich um die Angelegenheiten der ganzen Welt bekümmerten, besonders nicht in Italien, wo sich in jedem einzelnen kleinen Ländchen so viele innere Ereignisse ergaben, daß die Einwohner keine Zeit hatten, weiter zu sehen, als ihre Nasenspize reichte. Somit blieben die Schicksale der Stadt Florenz, und ihre Verhältnisse mit den benachbarten Staaten, dem übrigen Italien so gut wie unbekannt. Nichts desto weniger mußte Dante's göttliche Komödie abgeschrieben werden, und zwar oft nach Abschriften aus der zweyten, zehnten, ja zwanzigsten Hand. Eben weil die Abschreiber einen Dichter, der in ihrer Sprache gedichtet hatte, aus Ehrgeiz zu verstehen glaubten, oder ihn zu verstehen sich das Ansehn gaben, korrigirte jeder die ihm schon an sich, mehr noch aber durch Verderbung der früheren Abschreiber verfälschten, unverständlichen Stellen, wie es ihn gut dünkte. Somit entstand das Salmagundi, welches wir heut zu Tage die göttliche Komödie nennen, und von welcher Dante, dem Sinne nach, wahrscheinlich nicht die Hälfte geschrieben hat. Ich behaupte, es ist kein einziger Schriftsteller, selbst kein alter, so sehr durch das Abschreiben verderbt worden, als eben Dante, eben weil ihn die Abschreiber zu verstehen glaubten, und sich deßhalb Mühe gaben, ihn sich selbst und andern verständlich zu machen, ein Umstand, welcher mit den alten griechischen und lateinischen Autoren, welche sie, aus Mangel an genugsamer Kenntniß der Sprache, auf sich selbst beruhen lassend, treu nach den vor ihnen liegenden Abschriften kopirten, nicht eintreten konnte.

Vom Advokaten Fea, dem muthigen Vertheidiger der bedrängten Inquilinen gegen die habsüchtigen Hausbesitzer, dessen ich schon öfterer erwähnt habe, kann es mit Recht heißen: Wer zulezt lacht, lacht am besten. Wie die Gassenbuben oft einen rechtlichen Mann mit Koth, so hat der Plebs der hiesigen Scribifare Libelle über Libelle auf Fea herabgeworfen, und ihn wegen der ersten Anregung einer Sache, welche schon längst für die Inquilinen ein hohes Interesse gewonnen hatte, zu verhöhnen gesucht. Was geschieht jezt? Nicht allein hat die hiesige ökonomische Kammer dem Papste einen Vorschlag zur Prüfung vorgelegt, welcher zum Zwecke hat, durch Befreyung von der Grundsteuer das Bauen zu befördern, sondern es soll auch, heißt es, in diesen Tagen von der Regierung ein Edikt bekannt gemacht werden, welches den Hausbesitzern verbietet, in den nächsten drey Jahren ihren Inquilinen weder die Miethe aufzusagen, noch den Miethzins zu erhöhen.

Wie löblich die Regierung handelt, indem sie eine eigene Kommission zur Aufsicht über die Staatsbeamten niedergesezt hat, beweisen die vielfältigen Mißbräuche, ja wirklichen Vergehungen, welche sich in vielen der hiesigen Administrationen bemerkbar machen, und unstreitig eine Folge der zu väterlichen Nachsicht sind, mit welcher die vorigen Päpste ähnliche Verirrungen ganz verziehen, oder zu leicht bestraft haben. Von unzähligen Beyspielen nur ein's. Eine verheirathete Frau entflieht ihrem Manne und begibt sich hierher nach Rom, wo sie mit einem Postbeamten Bekanntschaft macht. Da sie voraussezt, daß ihr Mann an die hiesigen Behörden schreiben und sie auskundschaften zu lassen suchen werde, muß der besagte Postbeamte alle von seiner Hand einlaufende Briefe, deren Adresse sie ihm im Voraus kenntlich gemacht hat, unterschlagen. Der Mensch ist arretirt; er soll der Neffe eines angesehenen Accisebeamten seyn. Einer seiner Mitschuldigen, ein Lotterieschreiber, hat sich auf flüchtigen Fuß gesezt.

In dieser Woche hat das Theater Valle die zweyte, für diese Stagione versprochene Oper, und zwar den überall, und auch in Deutschland bekannten Gianni di Parigi von Morlacchi gegeben. Obgleich (vielleicht nicht sowohl aus Furcht eines Mißlingens, als um die Vorstellung kürzer zu machen) die zwey Akte in einen zusammengeschmolzen, und folglich nur das Beste beybehalten worden war, ist das Publikum kalt geblieben. Wie mich dünkt, hätte die Oper ein besseres Schicksal verdient, besonders da sie auch recht brav gesungen wurde. Morlacchi will unstreitig das Bessere, oder etwas Besseres, als den gewöhnlichen Ohrenkitzel; aber für die Römer ist dieß Bessere das Schlechtere, oder vielmehr das Schlechteste: ihnen ist es blos um Melodie, und abermals um Melodie, und wiederum um Melodie zu thun, und zwar um solche, welcher keine Harmonie und kein Accompagnement in die Quere kömmt. Da sie einmal so sind und so, wie sie sind, etwas rechts sind; so läßt sich darüber mit ihnen nicht streiten. Ihr Princip des Gesanges ist: Sit, ut est, aut non sit. Zweyerley schadet, wie mich dünkt, Morlacchi'n, wenigstens in dieser Oper: das zu sichtbare Haschen nach dem Besseren, und eine gewisse, wo nicht zweckwidrige, doch zwecklose, Breite. Ob, nach diesem zweymaligen Mißlingen (s. meinen vorigen Brief, in welchem ich den Fiasco seines Simoncino anzeige), die Direktion der großen Oper (Argentina) geneigt seyn dürfte, ihm für die, auf das folgende Karnaval zu komponirende Oper tausend Scudi zu zahlen, steht dahin.

G. L. P. Sievers.

Beylage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Juni 1826.

Sie beugt sich hinunter mit liebendem Blick,
Es rauschen die Wasser und kehren wieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

Ingeborg's Klage.

Aus ist des Sommers Lust,
Stürmend erbebt sich des Meeres Brust;
Ach, doch wie gerne da draußen
Hört' ich es brausen!

Lang noch ich stand,
Eh dort im Westen sein Segel verschwand;
Glücklich ist's, darf in die Weiten
Frithiof begleiten.

Steige, du Well',
Also empor nicht, schon geht es ja schnell.
Leuchtet, Ihr führenden Sterne,
Ihm in die Ferne.

Wenn Lenzluft weht,
Kommt er zurück, doch die Liebende geht
Nicht ihm entgegen im Saale,
Dort nicht im Thale.

Liegt wohl im Staub
Bleich dann und kalt schon der Liebe zum Raub;
Oder klagt heimlich und bange,
Opfer dem Zwange.

Falk', der mir blieb,
Von ihm vergessen, wie bist Du mir lieb! —
Füttre Dich, wie einst Dein Pfleger,
Fliegender Jäger.

Ihm auf die Hand
Web' ich Dich ein in des Teppiches Rand,
Silberbefiedert zu schauen,
Golden von Klauen.

Falkschwinge trug
Freia vor diesem auf irrendem Zug;
Odur, die Lust ihres Lebens,
Sucht sie vergebens.

Liehst Du mir auch
Flügel, was frommte mir doch ihr Gebrauch? —
Kann ja der Tod mir nur bringen
Himmlische Schwingen.

Jäger, so schön,
Mir von der Schulter zum Meer sollst Du sehn.
Ach, ob wir sehnend auch spähen,
Nichts ist zu sehen.

Wenn ich nun todt,
Kommt er zurück, dann vollbring' mein Gebot:
Tausendmal grüß' von der Seinen,
Siehst Du ihn weinen.

Olivier.

(Beschluß.)

Wie vom Donner gerührt und als wenn sie aus einem schweren Traume erwachten, sahen sich Emilie und Olivier an, bis endlich Olivier ausrief: „Das ist wie das Lachen der bösen Geister! Aber wer kann zu dieser Stunde hier neben uns seyn?" —

„Barmherziger Gott! rief Emilie mit Entsetzen, ich fürchte es zu errathen! gestern hat jemand..." — „Wer, um des Himmelswillen?" — „Die Baronin von B...." — „Sie in Ihrem Hause?" — „Ja, in diesem Zimmer!" — „Sie hätte uns behorcht?" — „Ach, ich fürchte es!" — „Verdammt!" rief Olivier außer sich und stürzte auf die Thüre zu, die aber in eben dem Augenblick von Innen geriegelt wurde. Wie versteinert blieb er davor stehen. Umsonst bemühte sich Emilie, ihn aus dieser furchtbaren Erstarrung zu reißen. — Endlich brach er sein Schweigen und sagte mit unterdrücktem Zorn: „Emilie, Sie sprachen von heirathen; da ich für Ihr Wohl bedacht war, suchte ich Sie davon abzubringen, jezt muß ich um eben dieser Ursache willen darauf dringen. Ich weiß nicht, ob, was sich hier zutrug, Zufall oder ein höllischer Plan ist...." — „Olivier!" — „Woran Sie unschuldig sind, aber in welchem ich die Bosheit des Dämons erkenne, der mich verfolgt. Sey ihm, wie ihm wolle, wir werden vereint! Jezt muß es seyn! Ihre Ehre sowohl als die meinige fordern es. Und da es nicht fehlen kann, daß tausend bösartige Gerüchte über uns verbreitet werden, so soll unsere Heirath morgen schon verkündigt werden." Bey diesen Worten verließ er Emilie, und als er in der heftigsten Bewegung durch die dunkeln Gänge nach der Hausthüre ging, hörte er dicht neben sich das Rauschen eines weiblichen Gewandes und die Worte: „Ich bin an Ihnen und an ihr gerächt!"

Den folgenden Tag wurde die Heirath verkündigt, und sobald die nöthigen Zubereitungen getroffen waren, wurde sie den 15ten August 1780 in Serpigny, einem Landgut des Grafen von R., vollzogen. Aber an dem Abend desselben Tages verschwand der Bräutigam und hinterließ der neuen Gräfin R. folgenden Brief: „Ich bin der unglücklichste der Menschen, denn ich muß Sie verlassen, und diese Zeilen sagen Ihnen ein ewiges Lebewohl — ewig! wenigstens für dieses Leben. Wenn, wie ich fürchten muß, Sie einmal die Ursache meiner Flucht erfahren, werden Sie sie begreifen; sollte sie Ihnen aber unbekannt bleiben, so werden Sie mir glauben, daß sie sehr wichtig ist, da sie mich zwingt, dem höchsten Erdenglück zu entsagen. Nichts könnte mich über das Opfer, das ich bringe, trösten, wenn es nicht der Gedanke wäre, daß es für Sie geschieht! — Sie hätten es nicht angenommen, wenn ich es Ihnen freygestellt hätte, denn Sie sind großmüthig, aber ich will kein Mitleid, selbst das Ihrige nicht — ich wollte nur Ihre Liebe, und verlasse Sie, um sie mir zu bewahren."

„Sie tragen jezt meinen Namen, aber ehe ein Monat verlaufen seyn wird, soll unsere Ehe getrennt und Sie wieder frey seyn, frey um wieder ein anderes Band zu knüpfen. Sie allein sollen mein Loos kennen, und Sie können davon so viel, als Sie für gut finden werden, bekannt machen. Eben so können Sie meinen Namen führen, oder den wieder annehmen, den Sie bisher getragen haben. Aber ich glaube, daß es Ihnen mit dem Namen meiner Gemahlin leichter werden wird, die neugierige Theilnahme der Gesellschaft auf eine angemessene Weise über meine Abreise zu beantworten. Glauben Sie mir aber, daß nur der Wunsch für Ihr Wohl mir diese Bemerkung einflößt und nicht die eitle Sorge für einen Namen, der vielleicht nicht ohne Ruhm ist, der, von Ihnen getragen, noch an Ruhm gewonnen haben würde, der aber jezt mit mir erlöschen wird."

„Ich weiß nicht, wie ich Kraft genug haben konnte, bis hierher zu schreiben. Aber jezt trübt sich mein Auge — meine Hand zittert — mein Herz ist gebrochen! Diese Prüfung übersteigt meinen Muth! Emilie, meine Thränen bedecken dieses Blatt, sie mögen Ihnen alles sagen, was mein Herz für Sie fühlt! Leben Sie wohl, geliebte Emilie, leben Sie wohl!" —

Diesem Brief war ein Paket an den Parlamentsadvokaten G. Pluvinet beygefügt, welches unter andern folgendes Schreiben enthielt: „Ihrem Rathe gemäß, mein würdiger Freund, erhalten Sie hier meine Anordnung über mein Vermögen. Ich ertheile Ihnen die ausgedehnteste Vollmacht, noch während meines Lebens, folgendermaßen darüber zu verfügen und nach meinem Tode sey dieß mein Testament.

Da Ihr Vermögen hinreichend für Ihre einfachen Bedürfnisse ist, biete ich Ihnen nur ein bescheidenes Andenken meiner langgeprüften Freundschaft an, nämlich meine Bibliothek, die ich von meinem Vater erbte, und die Uhr von Berthoud, die meine Mutter mir hinterließ.

Den Armen der Pfarrey von St. Louis des Invalides bestimme ich eine bleibende Rente von viertausend Livres, und ihrem würdigen Pfarrer tausend Livres, mit der Bitte, meines Vaters, meiner Mutter und meiner in seinem Gebet zu gedenken.

Hundert Louisd'or lebenslänglicher Rente gebe ich meinem alten Lehrer, dem Abbé Geraud. Mein ganzes Mobiliar erhält Gervais, und ich füge noch hundert Pistolen lebenslänglicher Rente bey.

Meinem Regiment gebe ich eine Anweisung von drey hundert Pistolen Einkommen auf die Generalpacht für die Familien der auf dem Schlachtfeld Gebliebenen oder Verwundeten und für den Unterricht der Kinder des Regiments.

Meinem Freunde Cesar von St. H. gebe ich, wenn er zurückkehrt, den Ertrag meines Landguts Bellevue in Picardie; bis er wiederkommt, soll der Ertrag an die Armen der Gegend vertheilt werden.

Für mich behalte ich eine Rente von zweyhundert Pistolen, deren Kapital, so wie die der übrigen, deren Schenkung nicht auf ewige Zeiten ist, nach meinem Tod der Abtey (der Name war ausgelassen) zufallen sollen. Mein ganzes übriges Vermögen gehört der Frau Emilie von Nanteuil, geborne von Surville, jezt Gräfin von N. Paris 15ten August 1780.

Den 7ten August wurde der Gräfin N. folgendes Dokument von Herrn Pluvinet gebracht.

„Wir Rousselot, Bruder Hilarion, Prokurator des königlichen militärischen und regulirten Ordens von notre dame de la merci, im Namen des R. R. Don Torrez von Navarra, Generals und Großmeisters des besagten Ordens, erklären, daß der Herr Graf Olivier von N. heute sein feyerliches Gelübde in demjenigen Kloster besagten Ordens, das in der Straße du Chaume belegen ist, ausgesprochen hat. Er hat den Namen Emilian angenommen."

„Eine nicht vollzogene Ehe, wenn sie auch eingesegnet ist, wird als aufgelöst betrachtet, wenn der Eine der beyden Theilnehmer sein Gelübde in einem Kloster ablegt, und der andere Theil ist befugt, eine neue Ehe zu schließen. Potier, Jousse, Denissart."

Ein muthiger Hase.

Folgender sonderbarer Vorfall ist uns von einem Gentleman mitgetheilt worden, der selbst Augenzeuge davon war. Im lezten Frühjahre sah er bey einem Spaziergang einen kleinen Habicht, der mit einer Beute in den Krallen sich in die Luft zu erheben versuchte, allein das Gewicht des Gegenstandes vereitelte seine Bemühungen und zog ihn immer wieder zur Erde. Hier ward er mit großer Heftigkeit von einem Hasen angegriffen, der mit den Läufen nach ihm schlug und ihn endlich wirklich niederwarf und zwang, seine Beute fahren zu lassen. In diesem Augenblick lief der Gentleman hinzu, und der Habicht sowohl als sein Gegner nahmen die Flucht, und es fand sich, daß die Beute, warum sie gekämpft hatten, ein junger Hase war, den die Häsin dem Räuber entreißen wollte. Das Thierchen war an der Seite und am Kopf verwundet und blutete stark. Der Gentleman ließ es in einer Furche liegen, in der Ueberzeugung, daß die muthige Mutter es nicht verlassen werde. (York. Herald.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Mai.

Zu den neuesten Büchern, welche gelesen zu werden verdienen, ist ein Büchlein unter dem Titel: Sketches of Portuguese life, manners, costume et character, offenbar von der Feder eines Mannes, welcher Portugal und dessen Bewohner viele Jahre lang beobachtet hat; es ist voll scharfsinniger Beschreibungen und artiger Anekdoten, und gerade um so interessanter, weil es Dinge beschreibt, die den meisten Reisenden als unbedeutend vorgekommen seyn würden. Die zwanzig gefärbten Kupferstiche aber, die das Buch begleiten, entstellen es mehr, als daß sie seinen Werth erhöhen. Ich gebe Ihnen einen Auszug auf's Gerathewohl. „Die Dienerschaft in der Familie eines portugiesischen Fidalgos ist sehr zahlreich, und beläuft sich zuweilen auf fünfzig bis sechzig Personen. Viele hängen um die Ställe her, deren Aufenthalt in denselben der Familie ganz unbekannt, die aber darum für Bediente oder Stalljungen derselben gelten wollen, weil sie dadurch den Schuz genießen, welcher allen Dienstboten eines Fidalgos gebührt, indem dem Rechte nach irgend ein Theil des Hauses oder Gebietes eines Edelmannes einem solchen Elenden, selbst nach einem Morde, unverletzliche Sicherheit gewährt. Vor nicht fünfzig Jahren war es ein gewöhnliches Ereigniß, daß ein junger Edelmann des Nachts, an der Spize seines Dienergesindels, von ihm Valentoës genannt, aus dem Hinterhalt seines Hauses hervorbrach, um diejenigen, welche sein Mißfallen erregt haben mochten, zu überfallen, zu verstümmeln, zu berauben, ja auf's feigste zu ermorden. Damals, und selbst noch in unsern Tagen, sah und sieht man viele junge Edelleute mit diesen Elenden in den Ställen herumschlendern, Kupfermünzen in die Höhe werfen, auf den Stufen Karten spielen, und nach ihrer Weise Zigarren rauchen lernen, und zwar mit einer Peitsche in der Hand, und den Hut auf Bravoart auf einem Ohr tragend. Dieß ist der Anfang, und in vielen Fällen, die Krone der Erziehung eines Fidalgosohnes. Doch vergißt man nie, sie in die Reitschule zu schicken, wo man sie, statt sie auf einen Sattel zu sezen, in eine Art von Kiste packt, welche vorn und hinten, bis zur Höhe des Magens heraufgehet, und aus welcher es unmöglich ist zu fallen; dennoch wagen sie nie einen Sprung damit. Dabey tragen die Herrchen Postillonstiefeln, welche ihnen bis zur Mitte der Schenkel reichen, hohe dreyeckige Hüte, und eine kerzengrade Peitsche, in welcher Ausrüstung sie die Fülle der Vollkommenheit finden. Es ist demnach kein Wunder, daß bey so vernachlässigter Erziehung der portugiesische Edelmann so selten zu Staatsgeschäften taugt, und die Masse derselben in der gröbsten Unwissenheit versunken ist. Zu den großen Vorrechten des Adels gehört das Aposentadoria-Recht thätig und leidend. Das erstere besteht darin, daß, wenn der Besizer desselben einen Gefallen an dem Hause eines Mannes findet, der nicht das leidende Aposentadoria-Recht besizet, er ihn ohne Umstände austreiben, und es einem seiner Diener, Freunde, oder seiner Beyschläferin geben darf; ein Vorrecht, welches auch gewissermaßen dem Militär angehört, das einen Bürger aus seinem Hause treiben kann, wenn solches nahe bey einer Kaserne liegt, und den Offizieren zum eigenen Gebrauch bequem scheint. Der leidende Aposentadoria kann nicht aus seinem Hause vertrieben werden. Wenn ein Portugiese seine Frau in den Armen eines anderen findet, so darf er beyde ermorden, wenn nur der Mann kein Geistlicher, Fidalgo oder Dezembargador ist; denn das Tödten eines solchen würde als ein Mord bestraft werden. Dieß war ganz anders zur Zeit Peters des Grausamen, den man richtiger den Gerechten hätte nennen sollen; denn dieser Monarch

machte keinen Unterschied in den Personen; und da er alle Verbrechen strenge bestrafte, so wurde die Todesstrafe bald überflüssig; so sehr ist es gewiß, daß allzugroße Nachsicht am Ende Grausamkeit wird, und Strenge Milde. Die folgende Anekdote von diesem Fürsten ist merkwürdig. Ein gewisser Geistlicher tödtete im Zorn einen Maurer. Der König ließ sich nichts merken, und wartete gelassen ab, was die Geistlichkeit thun würde. Als er aber fand, daß sie sich damit begnügte, den Mörder für ein Jahr seiner heiligen Verrichtungen zu entsetzen, so befahl er dem Sohne des Getödteten heimlich ihn zu erschlagen. Dieser that es, ward ergriffen, gerichtet und zum Tode verurtheilt. Als der König das Urtheil unterzeichnen sollte, fragte er, wessen Handwerks der Mann wäre; und als man ihm sagte, er sey ein Maurer, fuhr er fort: „nun so verurtheile ich ihn dazu, daß er ein Jahr lang nicht mauern soll." Von der Zeit an bestrafte er alle Geistlichen, die sich eines Hauptverbrechens schuldig machten, mit dem Tode; und als sie ihn baten, ihre Sache ihrem höchsten Richter (nämlich dem Papst) vorzulegen, erwiederte er ganz gelassen, er wolle sich damit begnügen, sie vor den obersten Richter zu schicken, der auch einst seiner seyn würde, nämlich Gott." Die folgende Anekdote soll meine Auszüge beschließen. „Ein gewisser Desembargador (ein Beamter von den hohen Gerichtshöfen, welche die Vorrechte des Adels mit genießen), Namens Seabra, ein Mann, der sich durch seine Tugenden auszeichnete, hatte das Unglück dem Marquis von Pombal zu mißfallen. Dieser berühmte Minister, dessen einziger Fehler Rachsucht war, die ihn aber zuweilen zu groben Verbrechen verleitete, ließ den Greis heimlich aufheben, nach der Küste von Afrika schiffen, und von da in eine Gegend im Innern abführen, wohin man nur die schlimmsten Verbrecher zu senden pflegte, und welche von den Portugiesen Pedras Negras genannt wurde. Die Einwohner waren so wild, daß ein Unglücklicher, der ihnen überlassen wurde, selten mit dem Leben davon kam, welches man auch wirklich nicht zu wünschen schien, wenn man einen begnadigten Verbrecher unter sie schickte. Von seinen Führern verlassen, wanderte der unglückliche Seabra zwey Tage lang ohne Nahrung umher, bis er verschmachtend vor der Thüre einer Negerhütte niedersank. Der Herr derselben war abwesend, aber seine Frau, durch den bedauernswürdigen Anblick des armen Greisen gerührt, schleppte ihn in die Hütte, und war eben beschäftigt ihn zu sich selbst zu bringen, als ihr Mann wieder zurückkam. Sobald dieser den Weißen erblickte, wollte er ihn durchbohren, aber seine Frau wußte nicht nur seine Wuth zu besänftigen, sondern bewog ihn auch, ihr in ihrem frommen Werke beyzustehen. Als Seabra wieder seiner Sinne mächtig wurde, befand er sich in einem hitzigen Fieber, und gab sich für verloren, da er nicht glauben konnte, daß man unter einem solchen brennenden Himmel von einer solchen Krankheit genesen könne. Sein Wirth aber schaffte bald Rath. Er machte nämlich ein Loch in die Erde, begrub ihn bis an den Hals, und ließ ihn drey Tage lang in dieser unbequemen Lage, während welcher er ihm keine andere Speise gab, als solche Kräutertränke, welche bey diesen Fällen von den Einwohnern gebraucht werden. Auch verfehlte die Kur ihre Wirkung nicht, und der Verbannte ging gesund aus seinem Schwitzbade hervor. Ungefähr um derselben Zeit fing Pombals Macht an zu sinken, und die Kabalen seiner Feinde trieben ihn zuletzt ganz vom Hofe. Jetzt verwendete sich Seabras Familie, welche es für möglich hielt, daß der Greis nicht umgekommen, für dessen Zurückberufung, und dieselben Personen, welche ihn in die Wildniß geführt, wurden abgeschickt, um ihn den Seinigen wieder zu geben. Sie fanden ihn, und brachten ihn im Triumphe nach Portugal zurück. Der edle Mann aber hatte sich nicht entschließen können, seine Retter für immer zu verlassen, und die Frau ließ sich wirklich bereden ihn nach Europa zu begleiten. Auch hatte sie keine Ursache, ihre Willfährigkeit zu bereuen; denn obgleich der edle Greis der Gunst des Monarchen bis an sein Ende genoß, so behandelte er seine Retterin dennoch fortwährend mit der größten Zärtlichkeit, ließ sie, selbst wenn er die vornehmsten Gäste bey sich hatte, an seinem Tische oben an sitzen, und bedachte sie reichlich in seinem Testamente."

Man hat in dem Flusse bey Singapore ein schwammartiges Gewächs gefunden, welches wie ein Becher mit einem Fuße gebildet ist, welcher letztere nach unten zu etwas ausschwillt, und mit unregelmäßigen Wurzeln an den Boden angewachsen ist. Sie besteht aus Zellen oder Röhrchen von verschiedener Größe, welche mit einer baumwollenartigen Masse verschlossen sind. Der obere Umfang der Schaale ist $4\frac{1}{2}$ englische Fuß, der mittlere 3 Fuß 1 Zoll, und der untere nicht mehr als $22\frac{1}{2}$ Zoll. Der Fuß hat 17 Zoll im Umfange, und der Becher würde 162 Flaschen halten können. Man hält es für das Erzeugniß von Seewürmern, und beschreibt es als der Schwammgattung Seyphu ähnlich; da es aber hart ist, so schlägt man vor, es Spongia patera zu nennen.

Der Londoner Handel bedarf im Durchschnitt ungefähr 3500 Schiffe. Die Anzahl der Schiffe in der Themse wird gewöhnlich auf 1100 geschätzt, ohne die 3419 Barken und kleineren Fahrzeuge zu rechnen, die man zum Ein- und Ausladen der größeren Schiffe gebraucht; ferner 2288 Barken und kleinere Schiffe für den Binnenhandel; und 3000 Böte für den Transport von Personen. Nicht weniger als 8000 Bootsleute sind mit dem Lenken der kleineren Fahrzeuge beschäftigt, 4000 Arbeiter mit dem Laden und Ausladen der Schiffe, und 1200 Zollbeamten sind beständig auf dem Flusse im Dienste. Dieses thätige Leben ist übrigens auf den engen Raum von etwas mehr als einer deutschen Meile beschränkt, welcher eine gute Viertelmeile oberhalb der Londoner Brücke anfängt; und ist für den Ausländer, besonders denjenigen, welcher nicht an Seestädten gewöhnt ist, vielleicht das Anziehendste, welches London darbietet. Nur muß er sich, wenn er die Gegenden besucht, wo sich die Docks befinden; auf manchen empörenden Auftritt gefaßt machen, welche die Armuth und Verworfenheit des dort wohnenden Matrosenpöbels ihm darbieten werden, und welche leider von einem großen Seehafen unzertrennlich sind. Im Frühjahr bieten die vielen Asiaten, Hindostaner, Malayen, Chinesen und Araber, welche auf der ostindischen Flotte als Matrosen dienen, mit ihren eigenen Gesichtszügen und Trachten, ihren eigenthümlichen Unterhaltungen, und häufig blutigen Streitigkeiten einen noch interessanteren Anblick. In jenen Gegenden ist man eben jetzt, trotz den schlechten Zeiten, mit vielen neuen Bauten beschäftigt, z. B. der Londoner Brücke, des St. Catharinen-Dock, wofür eine Menge elender Häuser und Gassen zerstört werden, der Wiederherstellung des eingefallenen Theils des Zollhauses, und endlich des großen Ganges unter der Themse. Dieses letzte Werk, das seiner Kühnheit wegen schon Gedeihen verdient, geht schnell vor sich: schon ist die Einfahrt von oben hinab oder der Schacht vollendet, und man hat eben angefangen unter dem Fluß in wagerechter Richtung einzubrechen. Die Art, wie der Schacht verfertigt wurde, ist merkwürdig. Man baute nämlich von Backsteinen einen dicken und festen Thurm von der Höhe, als der Schacht tief werden sollte; und als derselbe vollendet war, untergrub man ihn allmählig, und ließ ihn in die Tiefe sinken, wo er auch angelangt ist, ohne daß sich der geringste unangenehme Zufall bey dem Riesenwerk ereignet, oder auch nur ein einziger Backstein aus seiner Stelle gerückt wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Juni 1826.

Es gibt der wunderreichen Länder viel,
Die mit dem ewgen Strom das wüste Meer umflicht.
Und wer nur glaubt, er finde wo sein Ziel,
Den täuscht die schöne Wallfahrt nicht.

M.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers, geschrieben auf einer Reise von Neu-Orleans nach Neu-York zur See, und sodann durch das Innere von Nordamerika.

Auf dem Missisipi, am Borde der Virginia,
am 20. Juni 1824.

Acht Jahre sind es, als ich zum ersten Male auf diesem Flusse heraufsegelte, ohne Freunde und ohne Mittel den Boden der Provinz Louisiana betrat, und in einem bedrängten Zustande den kühnen Versuch wagte, mich unter einem fremden Himmelsstriche, in einer höchst ungesunden Gegend und unter mir unbekannten Menschen von verschiedenen Farben zum unabhängigen Manne emporzuarbeiten. Während ich mich in dieser langen Zeit unter den Pflanzern dieses heißen Klima's umtrieb, wurde ich der Welt beynahe fremd, ich sehnte mich öfters darnach, einen Ausflug zu machen; erst jezt aber konnte ich dieses Vorhaben zur Ausführung bringen, erst jezt bin ich im Stande, mit der heute unternommenen Geschäftsreise auch zugleich eine etwas ausgedehnte Lustreise zu verbinden, und auf derselben wieder andere Menschen und andere Gegenden anzuschauen.

Am 21. Juni.

Auf dem schönen amerikanischen Schiffe Virginia habe ich die Fahrt nach Neu-York und Neu-Orleans gestern früh fünf Uhr in Gesellschaft von neunzehn andern Passagieren, worunter drey Frauen, angetreten.

Am 23. Juni.

Die voranstehenden wenigen Zeilen hatte ich vorgestern niedergeschrieben, nachdem uns der Pilote über die, etwas gefährliche Bar des Flusses (am Ausflusse des Missisipi) gebracht hatte und die ersten Wogen der See unser Schiff bereits zu schaukeln begannen, als mich, in der Kajüte am Tische sitzend, etwas Schwindel befiel, der mich nöthigte, auf das Verdeck zu eilen. Hier überraschte mich eine auffallende Scene, die zugleich etwas Komisches darbot, denn unter allen Passagieren des Schiffes war nur Einer, der nicht von der Seekrankheit befallen war, die Frauen lagen stöhnend auf den Bänken, und an allen Enden des Verdeckes begann ein komischer Jammer. Bald mußte auch ich einstimmen, und ich wurde von den Andern mit dem gleichen Lachen zurückbezahlt, mit dem ich sie zuerst begrüßt hatte. — Der Wind blies indessen günstig, bald durchschnitten wir das noch schmutzige Missisipiwasser, und nach ein Paar Stunden begrüßten uns die dunkelblauen Wogen des mexikanischen Meerbusens. Ich blieb die Nacht über auf dem Verdeck, und gestern Morgen gab mir ein gutes Frühstück meine Gesundheit wieder. Auf zwey vorher unternommenen großen Seereisen hat mich dieses Uebel nie ergriffen.

Die Virginia ist, was man ein Paketschiff nennt, welches regelmäßig nur zwischen zwey Häfen hin und her segelt; diese Schiffe sind gewöhnlich für Passagiere sehr bequem eingerichtet, und man lebt darauf wie in einem der besten Gasthöfe in Neu-Orleans. Wir haben eine Kuh am

Bord, die uns hinlänglich mit Milch versieht; ferner sind Schweine, Schafe, Truthähne, Enten, Gänse, Hühner u. s. w. zur Genüge am Bord, und versehen unsern Tisch mit Leckerbissen. Gerne bezahlt man etwas mehr Passage für diesen Genuß sowohl, als auch vorzüglich deßwegen, weil diese Paketschiffe gewöhnlich vortreffliche Schnellsegler sind.

Samstag am 26. Juni.

Bis heute haben wir den merikanischen Meerbusen in südöstlicher Richtung durchsegelt, wir haben den Breitegrad 24, 15. erreicht, um Florida umfahren zu können, und so steuern wir mit fortdauernd günstigem Winde und mit Hülfe der starken Strömungen nach Osten. Wie wohlthätig wirkt die herrliche frische Seeluft auf meine Gesundheit, ich athme sie begierig ein, und vergesse recht gerne auf ein Paar Monate den Aufenthalt in Louisiana, das man nicht mit Unrecht, wenigstens dem größern Theile nach, das Land der Sümpfe, der Frösche, der Musquito's und der Klapperschlangen nennen könnte; es befällt mich aber auch manchmal in den melancholischen Stunden, durch welche man sich auf einer jeden Seereise hindurchkämpfen muß, eine Sehnsucht nach der Heimath, nach den herrlichen Ufern der Donau, wo ich, wenn es die Vorsehung lenkt, zur Belohnung für so manche Entbehrungen meine Tage zu beschließen wünsche. — Wohlan! kehre ich glücklich von dieser Reise zurück an den Missisipi, gelingen mir meine Unternehmungen wie bisher, so durchschneide ich nach Verfluß eines Jahres den Ocean, um meine Verwandten und Freunde in Europa zu besuchen*).

Philadelphia, am 10. Juli.

Der Wind blies günstig; am 6ten erblickten wir zuerst Land, und als ich am 7ten des Morgens auf das Verdeck kam, befanden wir uns nur noch eine Stunde von der Küste von Neu-Jersey. Welch ein herrlicher Anblick! Zum ersten Mal nach acht Jahren sah ich wieder Berge, und in romantischen Formen reihten die Hügel sich längs der Küste hin, die mit den Häusern und den Landsitzen der Reichen prangt; eine Stunde weiter, und der weißbemalte hohe Leuchtthurm auf Sandy Hook zeigte uns den Eingang in die Bay von Neu-York.

Zwischen den zwey großen Inseln, Long Island und Staaten Island, hat die Natur durch einen Arm des Oceans eine Bay gebildet, die unter die sichersten, und, wegen der merkwürdigen Umgebungen, unter die schönsten auf der Erde gezählt werden darf. Abwechselnde Thäler und Hügel, mit schönen Gebäuden und mit Feldern übersäet, und noch überdieß mit den verschiedenen, zur Vertheidigung erbauten Festungswerken gekrönt, bilden die Ufer dieser Bay.

Der Wind war uns beynahe entgegen, und die meisten Schiffe, die mit uns ankamen, ließen die Anker fallen, um bessern Wind abzuwarten; unser Pilote aber, ein unternehmender und geschickter Mann, wußte durch Laviren den Wind zu gewinnen, und brachte uns Nachmittags drey Uhr bey Staaten Island vor Anker, wo der Quarantainearzt an Bord kam, und uns, weil wir aus dem gelben-Fieberland kamen, obgleich wir alle gesund waren, eine zweytägige Quarantaine anbefahl. Da ich, meiner Geschäfte wegen, nicht zwey Tage verlieren wollte, so wirkte ich mir die Erlaubniß aus, nach Philadelphia zu gehen. Auf einem Dampfboot langte ich auch am 8ten des Abends dort an.

Mein Freund L. M., der im Jahre 1816 mit warmem Herzen für mein Unterkommen besorgt war, empfing mich mit offenen Armen. Er bemühte sich, mich mit den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in Philadelphia bekannt zu machen; er besuchte mit mir viele der öffentlichen Gebäude, worunter besonders die U. S. Bank meine Aufmerksamkeit erregte. Die Fasade dieses in einem erhabenen Style aufgeführten Gebäudes ist aus inländischem Marmor gehauen und mit acht kunstreich gearbeiteten Säulen geziert. Der Nutzen dieses Instituts ist anerkannt, und durch das ganze große Gebiet der vereinigten Staaten werden die Noten desselben nicht nur der klingenden Münze vorgezogen, sondern erhalten an manchen Orten ein Prämium von einem halben bis zu drey Prozenten. — Die Stadt Philadelphia liegt bekanntlich zwischen dem Delaware und dem kleinen Flusse Schuylkill; an dem letztern sind etwa drey Viertelstunden von der Stadt die berühmten Wasserwerke angelegt, die ich mit Bewunderung betrachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

VII.

Nur erst nach Monaten kam das Ende der Zeit, welche diese Politik erfunden hatte. Zwar reiten die Verbrechen schnell wie die Todten, um der Rache zu entgehen, aber die Rache reitet noch schneller, sie holt sie immer ein. Robespierre und sein Henkersknecht, Fouquier-Tainville, wurden durch die Verzweiflung des ganzen Nationalkonvents, der seine eigene baldige Vertilgung vor sich sah, gestürzt.

Ich war durch ein Gesetz seit kurzer Zeit aus der Hauptstadt verbannt; die revolutionäre Politik wollte keine ge-

*) Es ist dem Reisenden gelungen, nach einer im Sommer des Jahres 1825, abermals durch das Innere von Nordamerika zurückgelegten Geschäftsreise, von Neu York nach Havre in Frankreich überzusegeln, und im Herbste desselben Jahres bey seinen Verwandten und Freunden einen dreymonatlichen Besuch zu machen. Am 4ten Jänner ist er von Liverpool wieder nach Louisiana abgesegelt.

bornen Ausländer und keine Leute von Adel mehr in Paris dulden. In der Ferne wäre ich nothwendig mit meiner Familie zu Grunde gegangen; ich wagte es also, in einem Dorfe an den Mauern der Stadt zu wohnen.

Der Tag der Erlösung der Menschheit war gekommen. Troß dem scharfen Verbote, mich in der Stadt sehen zu lassen, erkühnte ich mich am Tage, wo so manche andere Verbote aufhören mußten, auch ohne Sicherheitskarte hineinzubringen; auch wurde es mir nicht schwer, weder an der Barriere, wo ich mich hineinschlich, noch an einer andern, wo ich wieder nach meinem Dörfchen herauskam. Zwar mußte ich vorher an mehreren andern Barrieren die Gesichter der wachhabenden Posten prüfen; aber endlich traf ich einen Franzosen, der mich gekannt hatte, so lang ich in der Stadt wohnte; er sprach mir Muth ein, mit der ganz richtigen Bemerkung, daß, wenn ich nicht Weib und Kind hätte, ich am besten thun würde, sogleich zurückzukommen in die Stadt, ohne wiederzukehren in das Dorf. Doch, da er wußte, daß ich gerne Bemerkungen sammelte über die Geschichte der Tage, meinte er, ich dürfte und müßte Alles wagen, um das zu sehen, was die Welt nicht wieder sehen werde. Ich wagte, und es gelang mir.

Paris war im Aufstand. Es war Morgens sieben Uhr. Ich hatte eine fürchterliche Nacht durchwacht mit meiner Gattin. Sie hatte der Frost der Angst geschüttelt neben der Wiege des Kleinen. Auch ich war nicht zu Bette gegangen, weil in einer solchen Nacht ein Vater und Gatte nicht schlafen durfte. Um mich her war die stille Nacht des Dörfchens, über mir flogen meine Gebete herum in den Sternen, aber in der Stadt bewegte sich der dumpfe Lärm der ganzen Bevölkerung, gleich den entfernten Wogen einer Springflut. Ich wußte, warum die Stadt wachte.

Der Konvent hatte sich am vorigen Morgen gegen das Ungeheuer revoltirt. Im Innern von Paris war bürgerlicher Zwist über die Frage, ob man fortwaten sollte im Blute, oder wieder einlenken in den reineren Pfad der Menschlichkeit. Mehrere revolutionäre Komité's hatten ihre Bataillons bewaffnet ausrücken lassen; die Unternehmung der edeln Empörung war sehr gefährlich. Der Wütherich hatte sich in die Arme des bisher allmächtigen, ihm ergebenen, zahlreichen Stadtraths geflüchtet. Aber im Nationalkonvent hatte ihn das Gesetz ausgestoßen aus seinem Schutze; troß aller Gefahr hatte man nach und nach einen kühnen Schritt nach dem andern gewagt, und ihn nach seinen eigenen Formen durch ein revolutionäres Dekret gestürzt. Der feige Bösewicht, ergriffen auf dem Stadthause von einem Gensd'armen, und schon verlassen von dem unsichtbaren bösen Geiste, unter dessen gewaltigem Schutze er bisher die Gefühle und die Leben der Menschen durchwühlt hatte, verzweifelte. Er wollte mit einer Pistole seine Laufbahn endigen; er schoß mit unsicherer Hand; der Elende zerschmetterte sich blos die Kinnlade. Nun war er in den Händen der Rächer.

Kurz nach Mitternacht war dieser Wurf der wieder hoffenden Menschheit gelungen. Schon mit den ersten Morgenstunden war die Gährung nicht mehr gefährlich, und der Grundsatz einer künftigen bessern Ordnung der Dinge war für ganz Paris, das schon damals ganz Frankreich in sich einschloß, er war nun für Europa, für die Welt wieder gefunden, obgleich erst lange nachher gesichert.

Da stund ich mitten in der Stadt, an der Ecke einer Straße. Es war gegen die zweyte Nachmittagsstunde. Man schätzte sich glücklich, sich irgendwo fest stellen zu können; die Bewegung der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt, aus allen Ständen jedes Alters, jedes Geschlechts, sogar aus den umliegenden Dörfern, erlaubte keine Wahl. Lange dauerte dieser Vortrab, und zog in die Nähe der Richtstätte. Endlich erschien eine zahlreiche, zum Theil für die damaligen Zeiten glänzende Bedeckung zu Pferd und zu Fuße, gezogen aus der Gensd'armerie, aus den nächsten Garnisonen und aus dem unverdächtigen Theile der Nationalgarde. Der Zug glich einer Rückkehr aus der gewonnenen Schlacht. Zwar drückte der Pöbel aus, was ihm in diesem höchsten Grade von Anarchie beliebte; aber nun war die bessere Menschheit von dem Zwange des Schreckens befreyt und fürchtete den Pöbel nicht mehr. So viele Tausende, die nun wieder athmeten, hat man nie auf einem Flecken des Erdballs beysammen gesehen; in den Zeiten der alten römischen Bürgerkriege sah man immer nur das Gegentheil, die Tyrannen siegten, und die Verzweiflung der Bürger hatte kein Ende.

Nun kam die nähere Umgebung der zahlreichen Wagen, worauf etliche siebzig Mitverurtheilte vertheilt waren; mehrere von ihnen hatten wenigstens den unverschämten Muth, das bekannte Feldgeschrey der sterbenden Revolutionisten und Republikaner hören zu lassen: „es lebe die Republik!“ Aber so nicht der Held des Blutsystems. Ich hatte den Plan gehabt, dem Zuge zu folgen; aber da sah ich plötzlich, daß mir hier auf der Straße der Zufall den merkwürdigsten Posten an dem großen Tage angewiesen hatte. Das Merkwürdige war nicht der Revolutionsplatz, sondern hier die öffentlichen Orte, auf welchen die Menge vorüberwogte, wo die Hoffnung tobte, die Rache sich erquickte, der Pöbel zweifelnd stutzte, und die ganze Menschheit die Hauptrolle der großen Handlung spielte. Auf dem Revolutionsplatze hätte ich mit Eckel und übel angewandter Mühe einen erbärmlichen Schauspieler, aber nicht das Schauspiel selber gesehen.

(Der Beschluß folgt.)

Der unwerthe Reichthum.

Glücklich das Volk, das von Meynungen lebt! Wie groß ist sein Reichthum!
Aber kein Rothschild leiht auch nur ein Thälerchen drauf.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Mai.

(Beschluß.)

Während dieses im Osten der Hauptstadt vorgeht, und im Süden Lord Holland eine neue Stadt gebaut hat, und im Norden der vor ein paar Jahren vollendete Regency-Kanal auf allen Seiten mit Häusern und Straßen umgeben wird, und so die entfernteren Dörfer und Städtchen immer enger mit dieser Riesenstadt verbunden werden, hat Lord Grosvenor im Westen, in der Gegend von Pimlico den Plan zu 5000 neuen Häusern legen lassen, wovon ein großer Theil im größeren Styl gebaut, einige sehr schöne Pläze und Straßen bilden soll, um sein Vermögen, das, wie man versichert, ihm jeden Tag 1000 Pfund Sterling einbringen soll (ungefähr 4,400,000 Gulden des Jahrs), zu vermehren. Ihre Leser dürfen sich nicht wundern, daß ich ihnen so oft von den Verschönerungen und den Vergrößerungen Londons erzähle; denn wer es so mit ansieht, wie nach und nach elende Hütten und schmuzige enge Gassen verschwinden, und in ein paar Jahren prächtige Straßen an ihre Stelle treten, deren Häuser durch das Stucco, womit sie bedeckt sind, wenigstens das Ansehen von Stein haben, und, obgleich mitunter geschmacklos, mit ihren vielen Pfeilern und Portalen eher Pallästen als Privatwohnungen und Waarenlagern ähnlich sehen; wer so wie ich, wenn er nach ein paar Monaten eine Gegend um die Vorstädte her ein Mal wieder besucht, die er das lezte Mal als eine grüne Wiese mit munteren Bäumen gesehen, und nun die Gegend wie durch einen Zauber mit 500 bis 1000 bewohnten Häusern bedeckt sieht, und in dem Gewirr von neuen Straßen und Namen nicht weiß, wohin er sich wenden soll; wer so sieht, wie sich das Alles durch der Menschen Fleiß und Thätigkeit so schön geordnet hat, wie die Häuser mit niedlichen Gärtchen versehen, die gutgepflasterten Straßen mit Röhren unterzogen sind, die den Einwohnern eine Fülle von Wasser und Licht zuführen, und mit geräumigen Kanälen, welche allen Unrath hinwegführen, und vereint Reinlichkeit und Gesundheit erhalten — wer dieß Alles so sieht, und an's Nachdenken gewöhnt ist, der fühlt sich mit Bewunderung durchdrungen, die er gern Andern mittheilen möchte. Wenigstens ist dieses mein Fall, ob ich gleich noch nicht mit selber einig bin, ob diese Anhäufung einer so großen Menschenmasse auf einem engen Raume in sittlicher Rücksicht zum Guten oder Bösen führen müsse; denn was das Physische betrifft, so ist es erwiesen, daß der Gesundheitszustand Londons bey seinem Zuwachs bedeutend gewonnen hat. Auf jeden Fall ist es tröstlich zu sehen, daß sich unter den vielen neuen Privatwohnungen, neben den Wirthshäusern, auch viele Gotteshäuser, Schulen, Hospitäler und andere wohlthätige Anstalten erheben, und zu wissen, daß, troz der Menge der Einwohner, worunter sehr viele Arme, besonders halbwilde Irländer, troz einer schlechten Polizey, welche durchaus nicht auf Verhinderung der Verbrechen berechnet ist, und troz dem, daß die Zeitungen uns mit allen schlimmen Vorfällen bekannt machen, und man also vieles erfährt, was in anderen Städten verschwiegen bleibt, es weniger Uebel hier gibt, als man zu erwarten berechtigt wäre; ja es ist in diesem Reiche sogar dahin gekommen, daß die Verbrechen auf dem Lande verhältnißmäßig häufiger sind als in London, und sogar in den Manufakturstädten; ein Umstand, welcher von der schlechten Anwendung der Armengeseze auf dem Lande, welche alle Taglöhner zu Bettlern herabwürdigt, und der Bestrafung des Wilddiebstahls durch Einsperrung unter Mördern und Dieben herrührt.

Auch für den einst so beliebten Hrn. Irving wird jezt eine neue Kirche gebaut, und ist beynahe vollendet. Ich habe Ihnen schon vor zwey Jahren die Ursachen auseinander gesezt, warum man damals dem Manne so sehr nachlief, und warum man ihn wieder verlassen würde. Seine Zuhörer sind schon längst auf seine unmittelbaren Pfarrkinder herabgesunken; aber Hr. Irving sucht sich noch immer durch seine eccentrischen Schriften, und noch mehr durch seine Reden bey den Versammlungen wohlthätiger Vereine dem Publikum im Andenken zu erhalten. Ein Marktschreierauftritt aber, den er vor ungefähr vierzehn Tagen veranstaltete, hat ihm gewiß bey den Vernünftigeren mehr geschadet, als alle seine bisherigen Reden und Schriften haben nüzen können. Es war bey der Versammlung der sogenannten Hibernischen Gesellschaft, deren erklärter Zweck es ist, die katholischen Irländer zu Protestanten zu machen. Am Schlusse seiner Rede sagte Irving: „Leider hat sich die Liebe zum Gelde in alle unsere Anstalten geschlichen, und das Beste kann nicht ausgeführt werden ohne Geld. Ich habe zwey Quellen des Einkommens: die erste ist meine Kirche, und dieses verzehre ich; die zweyte ist die Herausgabe meiner Werke, und diese verwende ich auf Wohlthaten. Ich habe jezt kein Geld, und sage mit den Aposteln: Gold und Silber habe ich nicht, aber ich gebe, was ich habe. Hier ist eine Uhr (er zog eine schöne goldene Uhr aus der Tasche und legte sie auf den Tisch), die mir mein Bruder vermachte, diese bitte ich der Gesellschaft geben zu dürfen, damit man sie so lange behalte, bis ich von meinem so eben erschienenen Werke so viele Exemplare verkauft habe, daß ich sie wieder einlösen kann!!"

Auflösung der Charade in Nr. 138.

Freyschüz.

Sonett.

Mein Erstes ist des Menschen höchste Gabe,
Ein sanfter Strom, — sie liebet oder flehet,
Ein wilder Sturm, sie hasset oder schmähet,
Mehr gilt sie dir als alle deine Habe.

Durch's Zweyte strömt ambrosiadufige Labe,
Doch Wunden auch und Tod wird draus gesäet,
Unbeugsam hier, und dort vom Wind geweht,
Zur Stütze wählts der Mann, zum Spiel der Knabe.

Das Ganze trägt die Erste in die Ferne,
Und kündet dumpf sich an, Orakelsprüchen
Ward öfter schon sein Geisterlaut verglichen.

Doch dient es nur den frohen Scherzen gerne,
Die sanfte Jungfrau wandelt es zum Bären,
Den Jüngling will zum Gotte es verklären.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 145.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 19. Juni 1826.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Schiller.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Beschluß.)

Wäre der Held des Blutsystems auf seinem Karren gesessen in der Stellung eines Besiegten, so hätte sein Hinzug einem friedlichen Einzuge in die Hölle geglichen. Aber der große Menchelmörder war niederträchtig genug, seinen Schmerz zu fühlen, den ihm der zerschmetterte Untertheil des Gesichts verursachte. Er hatte in dieser verächtlichen Form eines verwundeten Thieres schon etwa zwölf Stunden ausgeharrt. Als sein schon halbtodter Leichnam, schmutzig strotzend von halbnassem Blute, an mir vorüber kam, da erkannte ich ihn sehr genau. Aber Er allein war nun ohne Werth für die Geschichte; das, was ihm folgte, war die Hauptsache; es war der Leichenzug, bey welchem die Erben jauchzten, lärmten, fluchten und verfluchten.

Ich erkannte ihn freylich. Ich mußte erkennen die hämische Stirne, aus deren Mitte ich einst seine Blicke wie giftige Nadeln hatte schießen sehen; ich erkannte die längliche, hagere Gestalt, die ich einst, gekleidet im feinen Rocke und geschmückt mit eleganten Haaren, eine Rede vortragen gehört und gesehen hatte, zwar ziemlich zierlich phrasirt, mit ausstudirten Gestikulationen, aber erbärmlichen, boshaften Inhalts: er sprach über die Kategorien, in welche man die Feinde seiner damaligen Republik eintheilen könne. Der Eindruck seiner ganzen Beredtsamkeit hing immer ab von dem Schrecken, den jedesmal schon seine Erscheinung auf der Rednerbühne erregte, und Schrecken war auch die Tendenz aller seiner Reden.

Einige Minuten lang, nachdem dieses wandernde Scheusal vorüber war, hörte man noch immer aus der Nähe und nach und nach sich entfernend die Mitglieder der Munizipalität, die man mit ihm zum Tode führte, in wüthender Verzweiflung rufen: „Weg mit den Royalisten!“ Eine halbe Stunde nachher hörte man noch entfernter den allgemeinen Ausruf des Jubels; es war der Augenblick der Erlösung. Ohne gegenwärtig zu seyn, wußte man es, daß in diesem Augenblick das zerschmetterte, unedle Haupt Robespierre's emporgehoben wurde. Das Lauffeuer des Jubelgeschreyes verbreitete sich von dem Platze, der dießmal zum ersten Mal der Platz der Gerechtigkeit dieß, bis in die entferntesten Haufen des Volkes, bis in die Vorstädte, in die Gruppen auf den öffentlichen Plätzen, bis in die Umgebungen der Hauptstadt.

Nach und nach verschwanden von der neuen Erde die Ungeheuer, welche in den Revolutionstribunalen der Departemente die geheimen Befehle der revolutionären Macht in die Form der Justiz eingekleidet hatten. Endlich verschwand auch das Revolutionstribunal von Paris.

VIII.

Wir haben hier noch die letzten Striche des Hintergrundes unserer mit so furchtbaren Zügen gezeichneten Lithographie nachzutragen. Die Girondisten sangen vom Gefängniß bis an den Fuß des Schaffots den Marseillermarsch

und den bekannten militärischen Gesang des Abmarsches. Viele einzelne Verurtheilte haben ganze Reden gehalten vom Hinaufsteigen auf den Karren an, bis ihr Haupt unter dem Beile lag. Die Ueberspannung gab Manchem die Kraft, hinaufzusteigen auf das Gerüste, wie man auftritt in einer Versammlung. Manchen war es ihr Ehrenplatz. Der Nationalehrgeiz, eine tiefe Verachtung des Todes, und eine noch tiefere Verachtung der Stifter dieses schändlichen Systems drückten meistens auf dem Gesichte eine Art von edelm Stolz aus, der vielleicht allein verhinderte, daß in dem Pöbel nicht auch die lezte Ehrfurcht für künftige Geseze ausgelöscht wurde.

Der damalige Scharfrichter von Paris scheint ein Mann von nicht unedelm Charakter gewesen zu seyn; man behielt ihn auch nach den revolutionären Hinrichtungen bey; er hieß Samson und soll noch leben. Nie verließ ihn die ernste, gleiche Stimmung, die sich jedesmal auf seinem gar nicht häßlichen Kopf ausdrückte, so oft ihn seine Pflicht rief. Er hatte nur zwey Geschäfte: die Hand an die Feder des Messers zu legen, und die berühmten Köpfe empor zu halten, die ihm vorgeschrieben waren; er ließ sie sich von einem seiner Knechte geben. Er that seine Pflicht immer ohne theatralische Geberden, still und feyerlich. Auch auf seine Knechte hatte er ein scharfes Auge; nie hat man von Mißhandlungen der Opfer oder von Grobheit gehört.

Die damaligen Guillotinen, die noch jezt dauern, wurden auf einmal für ganz Frankreich in Entreprise gegeben; der Unternehmer war ein geschickter Mechaniker, der dafür Gewährleistung gab, daß das Messer unmöglich anders als durch Nachläßigkeit fehlen könnte, und auch diese war beynahe unmöglich. Ein sonderbarer Umstand ist, daß der Mann um sein Geld kam; er hatte den Preis in Assignaten bestimmen müssen, die damals in gutem Werth gehalten wurden; als er die Guillotinen lieferte, wurde er nicht sogleich bezahlt, man schuldete ihm lange, und als man die Zahlungen leistete, waren die Assignaten beynahe nichts mehr werth.

Das Andenken an die Hingerichteten hat in keiner einzigen Familie eine andere Spur als jene des Mitleidens und der Rache hinterlassen; nur der Pöbel sah sie an als Justizakte, aber sonst waren sie allgemein in den Augen der Sterbenden und der Lebendigen wahre Justizmorde. Man verehrte diese Abscheidungen aus dem Leben; man hielt sie für nur noch feyerlicher als die Tode auf dem Schlachtfelde.

Die Inquisition hat in den Gemüthern der Spanier Eindrücke hinterlassen, die im Nationalcharakter zurückblieben und seit drey Jahrhunderten noch nicht erloschen sind; diese Eindrücke machen es noch jezt möglich, daß die Inquisition vielleicht wieder in Spanien eingeführt wird. Die Franzosen waren glücklicher. Die Hinrichtungen haben nicht lange gedauert. Der Eindruck war noch im Momente des Falls des Tyrannen ganz neu; der Abscheu konnte sich bald und stark äußern. Plözlich erstarb die Wuth des Pöbels, der schamvoll sich zurückzog. Und so ist der Kern der Nation, dem ein geringer Haufen von Ungeheuern das Joch auferlegt hatte, im Stande, sich mit reinem Bewußtseyn an die Erlösung zu erinnern.

K.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Neu-York, am 16. Juli.

Ich verließ Philadelphia am 13ten dieses Morgens um sechs Uhr und fuhr auf dem Dampfboote Franklin den Delaware hinauf nach Trenton; hier erwarten Kutschen die Passagiere, mit welchen man sechs und zwanzig englische Meilen in etwa dritthalb Stunden nach Neu-Brunswick fährt; dort bestieg ich ein Dampfboot, langte Abends um sechs Uhr in New-York an, und hatte an diesem Tage sechs- und neunzig englische Meilen zurückgelegt. Unter den schönen Landsitzen, die wir auf dem Delaware zu betrachten Gelegenheit hatten, wurde uns auch derjenige von Joseph Bonaparte gezeigt, der eine angenehme Lage hat.

Nun etwas Weniges von New-York. An der Spitze der Halbinsel, auf welcher diese Stadt erbaut ist, befindet sich eine schöne, zwey Stockwerke hohe, zirkelrunde Batterie, welche jezt, zur Zeit des Friedens, in einen Vergnügungsplatz umgewandelt wurde. Die Aussicht, welche man von hier aus genießt, ist bezaubernd, man trifft deßwegen auch daselbst an jedem Abende eine treffliche Gesellschaft, gute Musik und alle Arten von Erfrischungen.

Ich kenne keine Stadt, die sich mit New-York, in Hinsicht auf ihre vortheilhafte kommerzielle Lage, vergleichen ließ, und es gibt uns die Geschichte kein Beyspiel von Zunahme an Bevölkerung, das diesem Handelsplatz an die Seite gesezt werden möchte. Zum Beweis:

Im Jahr 1771 belief sich die Population auf	21,863	Seelen.
— 1800 — — — —	60,489	—
— 1820 — — — —	123,706	—

Es werden wirklich 2000 neue Gebäude aufgeführt, so daß man erwarten kann, es werde der nächste Census in 1830 eine Vermehrung von vierzig vom Hundert, oder mehr, in der Anzahl der Einwohner zeigen; auch bedarf es keiner überspannten Ideen, um in diesem Orte die einstige Metropolis der handelnden Welt zu sehen. Es ist schwer, sich einen Begriff von dem Leben und Treiben in dieser Stadt zu machen, so wie von der Leichtigkeit, mit welcher alle Arten von Geschäften ausgeführt werden können. Meine Einkäufe waren daher bald beendigt, und ich schickte mich an, in Gesellschaft eines Kaufmanns aus Natchez am 27sten Juli die Reise durch das Innere des Landes an den Missisipi anzutreten. Auf dem Hudson oder

Northriver fuhren wir auf einem Dampfboot flußaufwärts in ein-und-zwanzig Stunden nach Albany, 162 englische Meilen; wir nahmen hier eine Kutsche und fuhren nach den berühmten Mineralquellen in Saratoga und Ballston; ungefähr tausend Personen aus der eleganten Welt befanden sich in diesen beyden, nur zehn englische Meilen von einander entfernten Plätzen, theils um das Wasser zu trinken, theils um in guter Gesellschaft einige Sommermonate hinzubringen. Wir hielten uns nur wenige Stunden daselbst auf und kamen noch an demselben Abend nach Shenectada, einem freundlichen, aufblühenden Städtchen, das durch den großen Eriekanal durchschnitten ist.

Dieser Kanal wurde durch den Unternehmungsgeist, die Mittel und die Ausdauer des Staates von New-York in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren vollendet; am 4ten Juli 1817 wurde das Werk begonnen, und es zweifelten Viele an der Möglichkeit der Ausführung, aber unter der Leitung von de Witt Clinton, der sich durch seinen Geist und seinen Eifer für das Beste seines Vaterlandes unsterblich in der Zeitgeschichte, so wie in den Herzen seiner Mitbürger machte, schritt das mächtige Unternehmen vorwärts; Felsen wurden durchhauen, Klüfte ausgefüllt, Flüsse mit Bögen überbaut, über die der erstaunte Reisende im sichern Boote in schwindelnder Höhe hinfährt, während unter dem Kanal der Mohacolfluß sich schäumend durch Felsenstücke treibt; aber mehr als dieß Alles, vermittelst künstlicher Schleußen, deren man sieben-und-siebenzig zählt, segelt man Hügel hinauf und Hügel hinunter, während die schönste, fruchtbarste, Gegend das Auge erquickt. Der Anfang des Kanals ist bey Albany und das Ende bey Buffalo am See Erie, eine Länge von 360 englischen Meilen. Der See Erie liegt 662 Fuß höher als der Hudsonsfluß; die Breite des Wassers im Kanal mag etwa vierzig Fuß rheinisch betragen, die Tiefe aber vier Fuß. Es können Boote von hundert Tonnen diesen Kanal passiren. Der Reichthum, der dem Staate und besonders der Stadt New-York durch diese Wasserstraße zugeführt wird, läßt sich nicht berechnen; Städte erheben sich, wo noch vor wenigen Jahren nur Wölfe und Bären hausten; und bey weitem der größere Theil des an den Kanal gränzenden Landes ist bebaut; goldgelbe Waizenfelder begrüßten uns von allen Seiten, und die frohen Gesichter der Einwohner und die rosigen Wangen der Kinder sprachen mehr zum Vortheil des Landes, als es das künstlichste Gebilde von einem Rednerstuhle zu schildern vermag.

Ein schöner Tag begann am 30sten Juli, als, nachdem wir in Shenectada übernachtet hatten, die Trompeten von dem Boote schmetterten, auf welchem wir unsere Reise auf dem Kanal nach Utica, fünf-und-siebenzig englische Meilen, fortsetzen wollten; wir ergriffen unser Gepäcke und eilten dahin. Drey Pferde ziehen das Boot, das in einer Stunde vier bis fünf englische Meilen zurücklegt; da nun dieselben nach drey oder vier Stunden abgewechselt werden, so geht es Tag und Nacht eiligst fort. Wir erreichten Utica in ein-und-zwanzig Stunden, wo wir den Kanal verließen und auf der Diligence unsern Weg über Canandaqua und Geneva nach Buffalo fortsetzten; wir fuhren an mehreren Landseen hin, den See Cayuga passirten wir an seinem nördlichen Ende auf einer eine halbe Stunde langen Brücke. Der größere Theil dieser Gegenden ist bebaut, und Menschen, Vieh und Häuser verkünden die Wohlhabenheit des Landes, das durch Freyheit, durch den Genuß des Friedens und durch den Unternehmungsgeist seiner Einwohner zum Paradiese gemacht wird. Wir erreichten Buffalo, ein schön ausgelegter Ort, an der Gränze zwischen den vereinigten Staaten und Canada; er hat eine vortheilhafte Lage an einer Landspitze, wo sich der See Erie in den Fluß Niagara einen Ausfluß gebahnt hat. Durch die Eröffnung des Kanals wird sich Buffalo bald zu einer bedeutenden Stadt erheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Mai.

Königliches Opernhaus. Julie und Romeo, von Shakspear. übersezt von A. W. Schlegel.

Das Erste, was sich beym Anblick fast jeden Shakspearschen Trauerspiels und auch Lustspiels aufdrängt, ist, daß uns immer ein Ganzes von menschlichen Zuständen und Handlungen dargestellt werde; Staats-, bürgerliche und Familienverhältnisse vermissen wir fast in keinem dieser Meisterstücke, die sich einerseits nur dadurch von einander unterscheiden, daß in diesem die Familienleidenschaften sich auf dem Boden der Staatsverhältnisse entwickeln und sich daran anlehnen, in jenem umgekehrt die Staatsinteressen aus dem Hintergrunde der Familie hervortreten, während anderseits auch die Art und Weise der Stellung des einzelnen Handelnden zu diesen allgemeinen Verhältnissen, die den Inhalt der Shakspearschen Welt ausmachen, einen weiteren Unterschied hereinbringt. Hamlet z. B., obgleich Familie und Staat gleichfalls der Inhalt des Stückes sind, unterscheidet sich wesentlich von allen früheren Helden durch seine thatlosen Reflexionen, deren Schuld nicht zum Handeln zu kommen, ihn untergehn läßt. Ebenso sind die Hexen, das anreizende Böse des Königmords, in Macbeth zunächst noch als Mächte außerhalb der Menschenbrust; in Richard dem Dritten dagegen ist der Teufel Fleisch und Blut geworden. Man könnte daher behaupten wollen, nach den innern Gründen solcher durchgehenden Unterschiede, und nicht nur chronologisch äußerlichen, sey eine wahrhafte Eintheilung der Shakspearschen Stücke zu unternehmen. Dann wird aber wohl diesen tragischen und komischen Weltreigen dasjenige Trauerspiel anführen müssen, das sich theilweise noch nach dem vorhergehenden poetischen Geiste und seinen romantischen Gestalten hinwendet, und als diesen Reigenführer möchten wir Romeo und Julie angesehen wissen. Denn hier ist es die Ehre und die Liebe, die plötzlich, während sie früher nur für sich selber auftreten, in den Familiengeist einbrechen, und das Trauerspiel dieses Bruches aufführen. Daß nämlich der spanische Dichter noch nicht weder die Verhältnisse der Familie noch die Verhältnisse des Staates darstelle, sondern an ihnen nur Ehre und Liebe in ihren mannichfachen immer wechselnden Verwicklungen sich geltend machen lasse, haben wir schon öfter zu sagen Gelegenheit gehabt. Die Liebe aber, indem sie in die Familie eintritt, und selbst zur Familie werden will, kann die Einheit derselben nur zerstören. Denn gerade die romantische Liebe ist keine verständige Wahl, kein Ueberlegen, wobey der Rath anderer benuzt, oder ihr Wille befolgt werden könnte, sondern der Ent-

zelne findet sie in *seinem* Herzen, das nur gerade dadurch, daß es aller Andern Rath und Beystand, und Wahl und Ueberlegung als nicht das seinige von sich ausschließt, zu *seinem* nur ihm gehörenden Herzen wird, auf dessen Stimme er allein zu hören und ihr zu gehorchen befugt ist. Will nun diese Liebe zur Ehe, zum sittlichen Geiste werden, so ist eben ihre ewige Kollision, daß sie, weil sie nur *ihrem* Herzen folgen will, mit der Gesinnung der Eltern, so wie mit den Umständen in den härtesten Widerspruch gerathen kann. Die Tragik dieses Widerspruchs stellt sich in Julie und Romeo dar. Dieser Widerspruch ist die Voraussetzung des Stückes, das daher die beyden Familien der Montagues und Capulets als in unversöhnter Feindschaft darstellt. Denn ohne diese Voraussetzung würden weder Julie noch Romeo irgend in sittliches Unrecht verfallen. Aber es soll gerade gezeigt werden, der sittliche Geist gehe aus diesem unzerreißbaren Einklang des elterlichen und kindlichen Willens hervor, die Familienliebe sey seine Wiege, was nur dadurch geschehen kann, daß eben die Trennung jenes Willens beym sittlichen Zweck der Ehe das Widersprechende, Nichtige, Unsittliche und zu Grunde Richtende zu seyn sich darstellt. Ohne den Willen der Eltern, ja sogar *gegen* ihn, nur dem Ruf der eigenen Brust zu folgen, und im Zeugniß nur der romantischen Liebe das Haus des sittlichen Geistes zu betreten, zu sittlichem Zweck die Sittlichkeit zu verletzen, dieß ist ein Widerspruch, der sich hier nur mit dem Tode löst. Es ist viel gegen den Tod Romeos und Juliens gesprochen; Jeder wünscht die Familien versöhnt, die Hindernisse hinweggeräumt, die Liebenden, die treuen Ehegatten aller Noth, allem Drangsal entrissen, und für den Muth ihrer Standhaftigkeit belohnt zu sehen. Schröder hat das Stück auch diesen Wünschen gemäß umgearbeitet. Und allerdings erscheint uns vom modernsten Standpunkte aus eine solche Kollision nicht unendlich genug, um nothwendig den Tod nach sich zu ziehen, und ihren Widerspruch im Grabe zu lösen. Aber indem die verschiedenen Seiten des Familiengeistes hier zum ersten Mal wieder hervortreten, und noch keine höhere weltliche Sphäre dargestellt ist, ja die Streitigkeiten der Familie deßhalb so mächtig sind, daß sie diese höheren Kreise: bürgerliche Gesellschaft und Staat verletzen, und unter sich subsumiren, wird das Unrecht solches Zwiespalts zu einem unendlichen, und der Tod kann als nothwendige Folge betrachtet werden. Denn weil überhaupt im Christenthum der Stachel des Todes überwunden ist, und der Himmel der Ort des Trostes, das Grab die beseligende Ruhestätte auch des bittersten Kampfes wird, statt wie in der klassischen Welt ein farbloses unlebendiges Schattenreich zu seyn, so ist dem Tode selber nicht mehr die höchste Wichtigkeit zuzuschreiben, die er in der griechischen Tragödie hat, und das moderne Drama kann seine Gestalten auch um geringere Schulden in's Grab sinken lassen. In der Shakspearschen Welt aber suchen sie diesen Ort des Friedens um so nothwendiger, weil Shakspear überall *Charaktere* aufstellt, die konsequent ihren *einen* Zweck verfolgen, reflexionslos (außer Hamlet, dessen Pathos die Reflexion selber ist) ihn vollführen, und somit nicht zur Einsicht ihrer Beschränkung, ihrer charaktervollen Einseitigkeit zu gelangen im Stande sind, aber sie deßhalb auch nicht in sich aufheben können, und an dieser beugungslosen Starrheit, an dieser Konsequenz und Treue, an dieser Festigkeit und Tiefe der Leidenschaft untergehen. Die Welt ist ihnen nur da als Theater, worauf sie die Vollführung ihres Zweckes spielen wollen. Mit der Kollision, mit dem Widerspruche, in welchen dieser Zweck mit andern geräth, werden sie haltungslos und ohne Rettung aufgelöst. Sie können sich weder in ein hohles leeres Ich, in eine kalte Resignation, noch in andere Sphären, welche außerhalb jenes Zweckes liegen, zurückziehen. Solche Charaktere sind Julie und Romeo, den beyderseitigen Eltern und dem Grafen Paris gegenüber. Die Kinder lieben gegen den Willen der Eltern, die Eltern wollen Julien gegen ihren Willen zur Ehe mit dem Grafen zwingen, der, ohne bey Julien zu werben, sich schon mit dem Worte des Vaters begnügt, dessen Rath, auch bey der Tochter sein Heil zu versuchen, er nicht befolgt, indem er meynt, der strenge Gehorsam sey die einzige Pflicht der Tochter, welche nur Pflichten und keine Rechte habe. — Da nun ferner in die einander entgegentretenden Charaktere, die hier die unterschiedenen, und, wenn sie einzeln für sich festgehalten werden, sich widersprechenden Seiten des Familiengeistes, zum Inhalt ihres Lebens ergreifen, die Einsicht ihrer Einseitigkeit, durch welche sie in's Grab gestürzt werden, nicht zu fallen vermag, und hier überhaupt der Handelnde noch die Reflexion über sich und sein Thun nicht gewonnen hat, so steht diese Einsicht, diese Reflexion außerhalb der Energie jener Helden, als *leere* Reflexion da, welche jene kämpfenden Seiten zu verbinden sich bemüht, aber eben dadurch nur ihren Zwiespalt hervorzurufen vermag. Dieser reflectirende Greis ist der Pater Lorenzo, der überall Vermittelnde, auf allen Seiten Rathende, Helfende, dessen Schicksal das der Reflexion überhaupt ist, nämlich entweder nicht zum Handeln zu kommen, oder das schlechthin Ungeschickte zu begehen. Denn die Reflexion will hier nur die schlechthin disparaten Seiten zu einander zwingen, deren Natur sie aber auseinandertreibt; das müssige Hin- und Herreden dieser Reflexion befördert nur, ohne es zu wissen, den durch sich selbst nothwendigen Gang, der hier nur den Schein der Zufälligkeit erhält, weil das Bewußtseyn über die Nothwendigkeit noch selber nicht als Blitz des Gedankens durch die Seele des Dichters gefahren ist, und so auch nur der innere, ungesehene und nur leise fühlbare Pulsschlag seiner lebendigen Gestalten wird. — Dem Ernst der sentenziösen Reflexion des Paters steht die komische schwätzende Amme gegenüber, welche die Komik aller tragischen Kollisionen des Stücks ist. Diese Komik tritt im Shakspear überall hervor, weil eben seine Charaktere ihrer strengen Konsequenz wegen sich einsichtslos nur zu zerstören vermögen, und dadurch als zugleich nichtig beweisen. Ebenso unmittelbar wie diese Charaktere handeln, tritt auch das thatlose Geschwätz ihrer Nichtigkeit in diesen komischen Figuren auf, die, stete Renegaten von einem Pathos zum andern, eben durch diesen wetterwendischen Wechsel jenen tragischen Charakteren gegenüber, durch ihre komische Charakterslosigkeit der lebendige Ausspruch jeder ebensosehr berechtigten als nichtigen einzelnen Seite sind. Die Amme hat für Julien nur den Zweck der Ehe überhaupt; als Paris von den Eltern erwählt ist, erscheint ihr kein Mann so würdig wie dieser; als Julie sich selbst den Gatten erwählt, und der Stimme ihrer Liebe gehorcht, findet sie in der Amme eine getreue willfährige Helferin; als die Eltern das liebende Kind zur Ehe mit Paris zwingen wollen, erscheint Romeo der Amme wieder als unwerth, und sie schickt sich ebenso bereitwillig in den Willen der Eltern, als sie im Augenblick vorher noch hartnäckig ihrer Härte widerstanden hatte. — Eine andere, ebenso komische als tragische Gestalt werden wir später in Mercutio zu bewundern Gelegenheit finden. Die dritten komischen Figuren sind die Bedienten. Denn sie haben die einseitigen Zwecke ihrer Herren, ohne jedoch, wie diese, ganz in diesen Zweck versteckt, sondern im Gegentheil ebensosehr darüber wieder hinaus zu seyn, und so bleiben sie also bey der tödtenden Einseitigkeit dieser Zwecke ebenso in sich sicher, ruhig, kollisionslos, thatlos und schuldlos. Und eben dieß, daß sie nur so thun, als wären es ihre Zwecke, macht an ihnen das Komische, und entreißt sie jeder Gefahr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Juni 1826.

Groß ist Natur
In der brausenden Katarakte Sturz
Und in dem zarten Tröpfchen Thau,
Das von der Rose niederfällt.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers, rc.

(Fortsezung.)

Meine Erwartungen wurden stets gespannter, je näher wir dem inteeessantesten Gegenstand unseree Reise kamen; nur noch zwanzig englische Meilen waren wie von dem großen Falle des Niagara entfernt. Am 2ten August Morgens eilten wir dem Flusse zu, und sezten in einem Boote auf das jenseitige Ufer hinüber; wir befanden uns da auf englischem Boden, bestiegen sogleich eine Kutsche und fuhren längs dem Ufer des Niagaea hinunter; unser Weg führte uns durch das Dorf Chippawa, wo in dem lezten Kriege eine bedeutende Aktion zwischen den Amerikaneen und Engländern stattfand, in welcher die leztern aus dem Felde geschlagen wurden. Noch ein Paar Stunden waren wie von dem Ziel unserer Erwartungen entfernt, als wir schon die beständig über dem Wasserfalle schwebende Wolke erblickten; immer schneller wurde der Lauf des Flusses, der sich schon eine Stunde oberhalb des Falles schäumend und brausend durch Felsenstücke hinwühlt; immer hörbarer wuede das Toben, immer gespannter meine Begieede. Dee Weg zum Wirthshause, das nur hundert Schritte von dem Falle auf einer Anhöhe steht, leitete uns ein wenig von dem Schauplatze ab, wir langten am Hause an, ich sprang aus dem Wagen und eilte durch das Haus und den Garten dem erhabensten Schauspiele zu, das je ein menschliches Auge erblickt hat.

Starr und von kaltem Schauder ergriffen stand ich da und staunte. O Gott! wie groß bist du, wie groß sind deine Werke! dieß war der einzige Gedanke, der sich meiner Seele bemächtigte. Dann lehnte ich mich an einen Baum am Abhange des Felsenufees, blickte hinab in das wüthende Gebrause, in die schäumenden Strudel, das Toben und Brausen, in den nie endenden Kampf, den das furchtbarste der Elemente mit den hartnäckig widerstehenden Felsenmassen kämpft.

Dee Fluß Niagaea durchfließt eine ziemlich kurze Strecke Landes von etwa sieben-und-dreyßig englischen Meilen, er verbindet den See Eeie mit dem See Ontario; drey-und-zwanzig Meilen unterhalb des See's Erie ist die Stelle, wo sich dieser beeite Fluß über einen senkeechten Felsen von 164 Fuß Höhe heeabstürzt, dem See Ontaeio zufließt und endlich unter dem Namen des St. Lawrenceflusses seinen Ausfluß in den atlantischen Ocean findet. Obeehalb dem Falle ist der Niagara drey englische Meilen (etwas über anderthalb Stunden) breit, bey dem Falle selbst abee drängt er sich auf drey Viertelmeilen (eine kleine halbe Stunde) zusammen, und gleich unterhalb desselben ist die Breite des Ausflusses auf eine halbe englische Meile beschränkt, und es übersteigt hier seine Tiefe 300 Fuß.

Die Glocke eief mich zum Mittagessen, nach welchem ich mit meinem Reisegefährten sogleich wieder zu dem erhabenen Schauplatz zurückkehrte. Es ist an der Felsenwand eine hölzerne Wendeltreppe von 120 Stufen angebracht, durch welche man zum Fuße des Falles gelangt; wir stiegen hinunter, und da ich gehört hatte, daß man sogar un-

ter das herabstürzende Wasser hineingehen könne, so suchte ich meinen Gefährten zu bereden, mir dahin zu folgen, aber bald erlaubte uns das Tosen des Wassers nicht mehr, unsere Worte zu verstehen und ein wüthender Sturmwind blies uns einen starken Regen aus der Kluft entgegen. Bald kehrte mein Begleiter zurück, ich konnte es nicht wagen, ganz allein weiter vorzudringen, und verschob diesen gefahrvollen Gang auf den folgenden Tag. Wir stiegen also die Treppe wieder hinauf, legten uns auf ein bequemes Plätzchen auf dem über den schauerlichen Abgrund hervorragenden Felsen, wo wir die gänzlich durchnäßten Kleider trockneten. Ein wunderschöner Regenbogen bildete sich jezt in der von dem Schaume aufsteigenden Wolke, und als die Sonne sich immer mehr und mehr dem Horizont näherte, veränderten sich die Schattirungen der bewundernswerthen Ansicht und verschönerten den Anblick in's Unbeschreibliche.

Am folgenden Morgen machten wir uns sogleich auf, um über den Fluß zu setzen und von der andern Seite eine von der gestrigen sehr verschiedene Ansicht des Falles zu genießen; wir stiegen wieder eine lange Treppe hinunter und fuhren in einem kleinen, aber sichern Nachen durch Wirbel und Wellen über den Fluß. Unmittelbar oberhalb dem Falle liegen mehrere Inseln, zu welchen man vermittelst zweyer kühn angelegter Brücken gelangt. Felsenstücke und Bäume tragen hier die Inschriften von Tausenden, welche diesen Platz besucht hatten; auf der größern Insel (Goal Island genannt) suchte ich mir nahe an einem Sitze an der westlichen Seite der Insel eine Buche aus, wohin meine, nach mir hierherkommenden Freunde eingeladen sind, ihre Namen an den meinigen anzureihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Erfindungen, die alt sind.

„Siehe es geschieht nichts Neues unter der Sonne!" sagt der weise König; das neunzehnte Jahrhundert ist so stolz auf seine Dampfschiffe, und doch wurden sie schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von dem Spanier Garay erfunden. Die Erfindung, das Seewasser trinkbar zu machen, ist älter als die Kreuzzüge. Als Galvani seine berühmten Versuche an Fröschen machte, wußte er nicht, daß sie schon hundert Jahre früher gemacht worden waren, und doch findet sich der Beweis hiervon in einem Buche, was weder unbekannt noch selten ist. In der histoire de l'academie royale des sciences de Paris vom Jahr 1701 p. 40. findet man das galvanische Experiment ausführlich angegeben. Herr Duverney hat an einem frischgetödteten Frosch gezeigt, daß, wenn man in dem Bauch des Thiers die Nerven aufnimmt, welche zu den Schenkeln laufen, und sie mit dem Skalpel etwas reizt, diese Theile sich bewegen und eine Art von Zuckungen erleiden. Hierauf hat er diese Nerven am Bauche durchgeschnitten, und indem er sie mit den Fingern fassend anzog, brachte eine ähnliche Berührung mit dem Skalpel dieselbe Wirkung hervor. Wenn der Frosch länger todt war, so geschah dieß nicht. Wahrscheinlich blieben noch im Nerv Flüssigkeiten zurück, deren Bewegung (ondulation) das Zucken der Theile, zu welchen sie führten, hervorbrachte, und die Nerven wären demnach nichts als Röhren, deren ganze Wirksamkeit von dem in ihnen enthaltenen Fluidum abhinge, u. s. w. Der Mesmerismus, Magnetismus, Hellsehen u. s. w. war lange vor Mesmer in Portugal bekannt. Der Beweis findet sich in einem seltenen Werke: Description de la ville de Lisbonne, où l'on traite de la cour de Portugal, de la langue portugaise et des moeurs des habitans, du gouvernement etc. à Paris chez Pierre Preult, Quay de Gêvres, au Paradis 1730. 1 vol. 12mo. Der unbekannte Verfasser dieser Beschreibung spricht unter andern von den wunderbaren Gaben einer jungen, hübschen portugiesischen Dame, in Lissabon wohnhaft und an einen französischen Kaufmann verheirathet. „Diese junge Dame hat sehr schöne, wohlgespaltene (bien fendus) Augen; was sie aber von allen andern unterscheidet, ist, daß sie in dem menschlichen Körper die Abscesse und Verhärtungen sieht, welche sich darin bilden. Ihr Gefühl ist sogar oft unangenehm aufgeregt worden, indem sie in den Leib von Personen sah, welche an einer unsaubern Krankheit litten. Sie sieht die Bildung des Chylus, seine Vertheilung, den Umlauf des Blutes, und irrt sich niemals bey Weibern in dem sechsten oder siebenten Monat der Schwangerschaft über das Geschlecht des Kindes. Ihr Gesicht dringt durch die Erde, wo sich Quellen finden, welche sie in einer Tiefe von dreyßig bis vierzig Klafter entdeckt. Sie gibt den Lauf des Wassers genau an, und wie tief man graben müsse, um bis zur Quelle zu gelangen, so wie die Farben und Eigenschaften der verschiedenen Erdschichten *). Sie besizt diese wunderbare Fähigkeit jedoch nur, so lange sie nüchtern ist, doch ist es ihr zuweilen begegnet, nach der Siesta das Gesicht noch durchdringender zu haben als am Morgen, und in den Leib durch die Kleider zu sehen, was sie sonst nur durch die Haut zu entdecken im Stande ist. Diese glücklichen Augenblicke sind jedoch sehr selten und von kurzer Dauer. Der König, die Minister und alle Gelehrten von Lissabon sind überzeugt, daß sie diese Eigenschaften wirklich besizt. Und dieß ist so wahr, daß Se. Majestät

*) Der Uebersetzer hat eine dunkle Erinnerung, in Lissabon eine ähnliche Geschichte gehört zu haben, sogar mit dem Zusatz, daß einige der Quellen, welche die dortigen Brunnen (chafarizes und bicas) mit Wasser versehen, auf diese Art entdeckt worden seyen.

ihr vor ihrer Hochzeit den Titel Donna, der in Portugal nicht gewöhnlich ist, und den Christorden verlieh, um damit die Person zu bekleiden, die ihr gut dünken würde."

Das Beschlagen der Schiffe mit Kupfer, obgleich es erst in unsern Zeiten allgemein geworden ist, wurde schon im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von den Spaniern angewandt. Im siebzehnten Jahrhundert machten die Holländer Versuche, die Schiffe mit Eisenblech oder mit Bleyplatten zu beschlagen, oder den Schiffskiel mit dicht nebeneinander eingeschlagenen breitköpfigen Nägeln zu bedecken. Noch andere schlugen vor, den Kiel mit Tannen zu beschlagen und den Zwischenraum mit Kuhhaaren, Asche, Kalk, Moos und Kohlen auszustopfen. Allein alle diese Mittel reichten nicht hin, um die Würmer von dem Kiel des Schiffes abzuhalten, und erschwerten überdieß noch den Lauf desselben. Die Portugiesen bedienten sich zur selben Zeit eines andern Mittels, was zwar den Lauf des Schiffes nicht erschwerte, aber auch die Würmer nicht vollkommen abhielt. Sie brannten den Kiel ihrer Schiffe so lange, bis sich eine zwey Zoll dicke Kruste von Kohlen gebildet hatte. Doch war dieß Verfahren nicht ohne Gefahr, da es zuweilen geschah, daß das ganze Schiff verbrannte. Und man glaubte, daß, wenn die Würmer den portugiesischen Schiffen weniger schadeten als den der übrigen Nationen, dieß nicht sowohl von jenem Kohlenüberzug herrühre, als davon, daß sie überhaupt besseres Holz zu ihren Schiffen nehmen. Die Thatsache, daß die Würmer das Holz eines gewissen wilden indischen Birnbaums nicht angreifen, weil es sehr bitter ist, brachte Einige auf den Gedanken, daß man zur Bedeckung des Schiffskiels Holzarten suchen müsse, welche jene Eigenschaft besäßen. Andere meynten, man könnte vielleicht unsern Holzarten durch irgend eine Lauge jene Bitterkeit geben und so Würmer davon abhalten. Diese Nachrichten finden sich in einem Brief aus Amsterdam vom 15ten Februar 1666 in dem Journal des savans T. I. N. VII. Herr von Zach bemerkt hiebey, daß die in England neuerdings gemachte Erfindung, das Holz durch Kompression zu verdichten, mit besonders großem Nutzen beym Schiffbau angewandt werden könne, indem dadurch auch den Würmern das Eindringen erschwert werden würde.

In demselben Artikel der Correspondence wird auf die merkwürdige Stelle im Seneka aufmerksam gemacht, wonach man glauben könnte, daß schon den Alten das Daseyn Amerika's bekannt gewesen sey. Im ersten Buch seiner: „natürlichen Fragen" sagt Seneka: „Wie groß ist die Entfernung von der äußersten Küste Spaniens bis nach Indien? man wird sie in wenigen Tagen zurücklegen, wenn das Schiff günstigen Wind hat." (Quantum est quod ab ultimis littoribus Hispaniae usque ad Indos jacet? Paucissimorum dierum spatium, si navem suus ventus implevit.)

Zu den Erfindungen, welche die Alten gemacht hatten und die sich verloren haben, gehört diejenige, deren der griechische Geschichtschreiber, Georg Pachymerus vom dreyzehnten Jahrhundert, erwähnt, nämlich vermöge des Quecksilbers Seehäven auszugraben, wenn sie nicht die gehörige Tiefe haben. Von der Art der Anwendung sagt er durchaus nichts Näheres, indem er davon als von einer bekannten Sache spricht. Leider führt Herr von Zach nur den Titel des Werkes, aber nicht die Stelle an: Γεοργιόυ του Παχυμερου Μιχαὴλ Παλαιόλογος. Historia rerum a Michaele Palaeologo gestarum cum interpretatione latina et observationibus Petri Rossini e S. J. Romae 1666—1669. 2 Vol. in fol. typis Barberinis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Mai.

(Fortsetzung.)

Wie nun die Feindschaft der Familien das vorangesezte Verhältniß, und der Boden alles Kampfes und Untergangs ist, beginnt mit der Darstellung derselben das Stück, und zwar mit der komischen des Bedientenstreits, der sich in den Gassen Verona's entzündet. Fast alle Shakspearsche Stücke, welche sich die Familie zum eigentlichen Inhalt nehmen, der den Staat noch nicht läßt zur Darstellung kommen, haben nicht umsonst Italien zur Lokalität, weil gerade Italien nie bis zum eigentlichen Staat gekommen ist, und gegen die verständige Anständigkeit der spanischen Ehre alle sinnliche Innigkeit hereinbringt, welcher die Shakspearsche Liebe bey ihren sittlichen Zwecken nicht entbehren kann. Nur im Lear, wo der König und Familienvater ein und dieselbe Person wird, ist England das Vaterland. Doch in Romeo und Julie bleiben wir in den Straßen Verona's; die Diener befehden sich, der komische Streit gebiert den ernsten, die feindlichen Familienhäupter stürzen aus ihren Häusern, die Bürger gerathen in Aufruhr, die ganze Stadt gährt auf — und nur die Erscheinung des Prinzen stiftet Frieden, und sein Fürstenwort, das den weiter Kämpfenden Tod droht, zeigt, wie im Beginn die Komik, jezt mit tieferem Ernst von vorn herein das Unrecht jener Feindschaft auf. Nun sehen wir die einzelnen Seiten, die sich bekämpfen sollen, nach einander auftreten. Romeo erscheint, ein ächter, in sich selbst versunkener romantischer Liebesheld, der in der weiten Welt keinen andern Zweck hat als den der Liebe als Liebe, ohne den sittlichen Zweck der Ehe. Aber diese frühere Stufe ist bey Shakspear das Berechtigungslose, sie wird daher dem Ungeliebten zur Pein und Folter, sie quält ihn ruhelos bey Tag und Nacht, sie ist das Unnatürliche, das ihm die Natur aller Dinge verkehrt, so daß ihn die Freunde, die Eltern von dieser Verkehrtheit zu bekehren aufs eifrigste bemüht sind. Aber sie vermögen nichts als den Ausdruck der Verehrung, die er für seine Schöne empfindet, (denn Verehrung ist das recht eigentliche Liebesgefühl des spanischen Ritters) mehr und mehr zu steigern. Nach ihrem ersten vergeblichen Versuch sehn wir Paris mit dem alten Kapulet

auftreten. Paris ist unbewußt Romeo's ärgster Gegner, er folgt nicht seiner Liebe, sondern wirbt bey dem Vater, und achtet nicht des Rathes: sich erst der Liebe der Tochter zu vergewissern. Dann sehen wir Julien mit der Mutter und der Amme, die uns sogleich in ihrer Weise das Unterscheidende des Shakspear'schen von jenen verehrenden spanischen Lieben komisch vorführt. Denn jene sinnliche sittliche Innigkeit ist es, die allen früheren Liebesbelden fehlt, und jezt die liebende Verehrung in den Wunsch unauflöslicher ehelicher Vereinigung verwandelt. Dieß ist die Bedeutung der lustigen Erzählung der Amme. Aber leider sind durch die Bühnenbearbeitung alle diese charakteristischen Züge ausgelöscht, und wir sehen nur die Mutter Julien auf den Grafen, als den ihr bestimmten Bräutigam, aufmerksam machen. Denn Julie muß den Willen ihrer Eltern wissen, damit sie gegen denselben aus ihrem Herzen sich den Gatten erwähle. Und da sie bestimmt ist, der Liebe als Liebe zu folgen, wer kann dieser Gatte anders seyn als Romeo, den wir der Liebe als Liebe haben huldigen sehn. Am Anblick dieser Liebe, die aber bey Julien nur den Wunsch der Ehe hat, erstirbt seine frühere Gluth, nachdem seine Freunde sie in ihrer Komik schon haben als nichtig ausgesprochen, und eine neue Liebe ersteht ein geläuterter Phönix aus diesem Flammengrabe. Doch es ist die Liebe überhaupt, die sich verderbenbringend in den Geist der Familie eindrängt, ihr Feuer wird die Furienfackel der Zwietracht. Romeo's Liebe ist ein Familienunrecht, und so stellt sich ihm die Familienehre, der wüthende Tybalt sogleich feindlich gegenüber, obgleich seine Wuth noch nicht gegen Romeo ausbrechen darf. Denn noch hat Romeo die Familie nicht verlezt. Aber schon naht er sich Julien; unbefangen, kindlich, voll warmer, treuer, inniger Liebe duldet sie den Händedruck, den Kuß, mit welchem Romeo sie sich, sich ihr eignet. Aber sie erfahren, wer sie seyen, und der erste Jubel schon verklingt in eine ahnende Klage. So endet das Fest. Seit Herrn Wolffs Darstellung des Romeo scheint die Pilgerkleidung des liebenden Jünglings typisch geworden zu seyn. Uns scheint dadurch das schöne Bild der Lippen, die sich der Hand nahen, um den Druck im Kusse zu versüßen, aller seiner Poesie beraubt, wenn die Pilgerkutte und der Muschelhut es versinnlichen und verdeutlichen sollen. Steht Romeo schon als Pilger gekleidet vor Julien, so spricht dieß Bild nichts als seine Maske aus. Aber dieses Bild ist gerade der Ausspruch seines wahrhaften Innern und keiner bloßen Faschingslarve, seine Larve muß daher nicht dieß wahrhafte Bild seines Lebens zu einer Wachsmaske heruntersetzen. Denn Romeo ist dieser verehrende, anbetende Pilger der Liebe gewesen, der bisher nur vor seiner Göttin kniete, doch jezt ihre Hand ergreift, sie zu beleidigen fürchtet, aber zugleich den Muth gewinnt durch den Kuß der Lippen sich ihr auf ewig zu verbinden. Der Uebergang seines früheren Empfindens in das jezige, das ihm eine neue Welt erschließt, war nicht poetischer auszudrücken. Durch dieses Bild kommen die Liebenden zur süßesten, innigsten Vereinigung, aber ach! es wird nur auf diese feste Vereinigung geharrt, um diesen unauflöslichen Bund auf's schmerzlichste zu zerreißen.

Denn diese Vereinigung ist gerade der kollisionsvolle Widerspruch in sich selbst, und deßhalb ist die außerhalb des Kampfes stehende Verbindung aller streitenden Seiten hier wohl, wie schon oben gesagt ist, der Pater Lorenzo, die heilige, unantastbare, friedliche, ernsteste Gestalt, aber weil eben der Widerstreit dieser Verbindung soll zum Vorschein kommen, ist diese Heiligkeit nur die gescheute und ebenso blinde Verständigkeit, deren Rathschläge und Handlungen nur immer das Entgegengesezte, was sie bezwecken, hervorbringen. Deßwegen erscheint diese nothwendige Verkehrung, da alles Bewußtseyn, alle Reflexion nur in der Gestalt des Lorenzo auftritt, als zufälliges geschehen, als unvorhergesehenes und unvorhersehbares Unglück. Die äußerliche Vermittlerin aber, die Amme, welche wechselnd jeder der beyden Seiten dient, ist dadurch die Komik zu ihrem eigentlichen Zwecke das verkehrte Mittel zu gebrauchen. Schade nur, daß die Bearbeitung, deren die hiesige Bühne sich bedient, alle Charakteristik der Amme verwischt, und dagegen Scenen eingestreut hat, deren Zweckwidrigkeit wir noch später zu betrachten werden Gelegenheit finden.

Kaum hat sich Romeo mit Julien am Altare verbunden, und nun in dem Jugendübermuthe seines neuen Glückes den Liebeswürger Tod hervorgerufen, sein Aeußerstes zu thun, als sich alles Unglück als nothwendige Folge seiner That auf ihn einstürzt. Denn er hat wider alle Familiengesinnung, nach dem Rath seiner Liebe und nicht nach dem Willen des sittlichen Geistes seiner bestimmten Familie, der er angehört, sich mit Julien vermählt, die als Weib jezt die Kollision ihrer Liebe mit dem Willen der Eltern in ihrer Familie zu durchkämpfen hat, während Romeo, der Mann, der aus der Familie herauszutreten und in die Welt bürgerlicher Verhältnisse hinüberzuschreiten beginnt, einen anderen Streit durchdulden muß. Dieser Kampf ist der der Ehre. Wie nämlich Romeo mit der Liebe als Liebe aus einer früheren Dramenwelt in den sittlichen Geist der Familie hineinstürmt, so wird es auch die Ehre, welche ihn in Verderben bringt, und zeigt, von welcher Art seine Liebe sey. Aber die Ehre ist als reine inhaltlose Ehre in der Shakspear'schen Welt schon das Nichtige, Komische; nur der Spanier behandelt sie mit aller verständigen, spitzfindigen Ernsthaftigkeit, und Leidenschaft dieser Verständigkeit. Schon durch den sittlichen Zweck, zu welchem die Liebe sich bekehrt, ist die Ehre als Ehre herabgesezt, denn der Mensch steht nicht mehr für sich selbst da, er hat den Inhalt der Sittlichkeit und nicht mehr seine eigene Leerheit zum Zweck seines Handelns. Daher ist eine der tiefsten Gestalten des Stücks Mercutio, Romeo's Freund, der sowohl die Liebe als auch die Ehre immer wechselnd lächerlich macht, ihre Nichtigkeit in den ergözlichsten Weisen ausspricht, doch indem er nur diesen von ihm selbst zum Nichts herabgebrachten Inhalt zum Inhalte seines Thuns macht, in die tiefste unendlichste tragische Schuld geräth. Poetisch gerechter wie Merkutio ist noch kein Ehrenheld gestorben, und deßhalb bringt sein Tod so große Wirkung hervor. Derselbe Widerspruch nun, der Romeo als Held der Liebe ist, nämlich den sittlichen Geist der Ehe zum Zwecke der Liebe zu haben, und diesen Zweck wider den Geist der Familie zu vollführen, derselbe Widerspruch ist er in Betreff auf die Ehre. Durch seine Liebe hat er sich von den Banden der Ehre, von allen Fesseln der Selbstischkeit und ihren Gesetzen losgelößt, die Schönheit Juliens hat den Stahl der Tapferkeit in seiner Brust erweicht, aber anderseits liegt er noch ebensosehr in den Banden dieser Ehre, sie ist noch sein Freund, Mercutio, und selbst als ihr nothwendiger Feind, der wüthende Tybalt, der Ehrenritter nicht der Ehre, sondern des Familiengeistes, diesen Freund getödtet, selbst als Romeo diese Ehre als das sich selbstvernichtende vor seinen Augen zu Grunde gerichtet sieht, erstirbt sie wohl an seiner Brust, aber nicht in seiner Brust, denn es soll sich gerade zeigen, welches die Kollisionen der Ehre und Liebe mit dem sittlichen Geiste der Familie seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Juni 1826.

Jede Tugend blüht an ihrem Ort,
Und webet ihr Gewand vom Aether ihres Tages.

Herrad von Landsperg, Aebtissin auf Hohenburg.

Romantische Skizze aus dem zwölften Jahrhundert, von C. Spindler.

1.

Hell und wirklich leuchteten die Mauer des Stifts von Hohenburg *) herab in das Thal, aber heller leuchtete Herrad, die fromme Aebtissin des Klosters, aus der engen Zelle heraus in ihre geräuschvolle Zeitgenossenschaft als ein seltnes Meteor der Tugend und Gelehrsamkeit. Dem hochachtbaren Geschlechte der Edeln von Landsperg entsprossen, eine würdige Nachfolgerin der weisen Ralindis **), mit hoher Bildung des Geistes und des Gemüths ausgerüstet, ragte sie hehr über ihre Mitwelt, deren verworrenem Treiben sie so gerne fremd geworden war. Denn rohe, regellos wirkende Kräfte regierten das Jahrhundert. Die Macht der Idee war untergegangen im Strome der Zeit, und hatte der Willkür, dem Aberglauben und der Barbarey den Herrscherſitz überlassen. An stillen Klostermauern aber gingen damals die wildesten Stürme spurlos vorüber. Der Gewaltigen Trotz brach sich an der Pforte des Heiligthums: von ängstlicher Scheu befangen floh der Frevel dessen Schwelle. Darum konnte Herrad in ihrer traulichen Einsamkeit ungestört den Pflichten ihres Amts genügen, ohne der Menschen Uebermuth zu fürchten. Mit mütterlicher Sorgfalt pflegte und hütete sie ihre Gemeinde, und vollendete auf's Schönste, was die Sittenverbesserin Ralindis so ruhmvoll begonnen hatte. Denn so wie im Feuerglanze der Sonne Alles neu sich schmückt zum Leben, Alles seinen Antheil nimmt von der Freudegeberin, und Blumen, Blätter und Blüthen sich hoffärtig prahlend in dem goldenen Schimmer tauchen, so strahlt auch ein schönes Menschenleben in entzückendem Wiederscheine auf das umgebende Geschlecht.

Nicht allein die Uebungen der Andacht gebot Herrad ihren Untergebenen; auch die bildenden Künste des Lebens in ihren Gemüthern einheimisch zu machen, war die Oberin bedacht. Wissenschaften und die verwandten Schwestern: Poesie, Musik und Malerey wurden eifrig von ihr empfohlen, und erhellten als nieverlöschende Gestirne anmuthig den Himmel der Klosterjungfrauen. Zur Belehrung und Kurzweil derselben hatte die freundliche Aebtissin selbst in einer langen Reihe von Jahren eigenhändig ein bedeutendes Werk zusammengetragen, das, bey nächtlicher Lampe begonnen und vollendet, sich bis auf unsere Tage als ein

*) Einige Stunden von Straßburg, ohnweit des Städtchens Barr gelegen. Herzog Ethico oder Attich stiftete es gegen das Ende des siebenten Jahrhundert. Seine Tochter, die heilige Odilia, war die erste Aebtissin desselben.

**) In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wurde die Aebtissin Heliadis mit mehreren Klosterfrauen aus dem Kloster zu Neuburg gen Hohenburg berufen, um eine strengere Regel und Sittenordnung in diesem Stifte einzuführen. Sie entsprach diesem Zwecke vollkommen, und bildete selbst ihre Nachfolgerin Herrad.

Denkmal weiblicher Gelehrsamkeit jener Epoche erhalten hat *). Die darin aufgenommenen, zum Theil eigens dazu verfaßten Abhandlungen, Lieder, Gedichte und Schriftstellen erfreuten das Herz der Leserinnen, wie die als Zierde beygefügten, im byzantinischen Geschmack geordneten Bilder durch ihren lebendigen Farbenschmelz ihr Auge ergözten und ihren Geist wieder wacker machten zu Erfüllung der schweren Pflichten, denen sie Herrad unterwarf. Denn die erhabene Frau, so menschlich sie fühlte, so milde sie sprach, blieb unerbittlich strenge auf der Bahn, die sie sich entweder selbst vorgeschrieben, oder die von den Verhältnissen ihr vorgezeichnet worden war. Unerschütterlich stand ihr einmal gefaßter Entschluß, felsenfest ihre Würde und ihr Gehorsam gegen die Gebote höherer, rechtmäßiger Gewalt. Nur einmal in dem Laufe ihres langen Lebens wich sie ab von dieser Richtschnur, und nur das Ungewöhnliche konnte sie hiezu bewegen.

2.

Siciliens Beherrscher, Tankred, war hinübergegangen zu seinen Vätern. Kaiser Heinrich VI. riß das verwaiste Reich an sich. Seine Uebermacht erdrückte den Widerstand der Anhänger Tankreds, seine glatte Zunge beschwazte seine Kinder, die, lügenhaften Versprechungen trauend, auf ihr Erbe verzichteten. Der Listige hatte seinen Zweck völlig erreicht, und ließ die Hintergangenen grausam ihre Leichtgläubigkeit büßen. Wilhelm, Tankreds einziger unmündiger Sohn, ward geblendet und nach dem schwäbischen Schlosse Hohen-Embs in enge Haft abgeführt. Des Fürsten Wittwe, die Königin Sybilla wurde mit ihren Töchtern Constantia und Jukunda nach Hohenburg verwiesen. Allein hier hatte sich der Tyrann verrechnet. Er ahnte Herrads hohe Tugend nicht; er baute nur auf ihre Strenge. Königlichen Sinn, Frauenwürde, Anmuth, Jugend und Schönheit dachte er unter dem eisernen Scepter einer harten Kerkermeisterin verkümmern zu lassen; nicht wähnend, daß unter dem strengen Gewande ein fühlendes Herz schlage; daß sein tückischer Machtspruch seine Opfer nicht in der Verzweiflung, wohl aber in des Friedens Arme führen werde . . . denn zum traulichen Asyl, zum Paradiese schuf ihnen Herrads mütterliche Sorge das gefürchtete Stift. Vor den Mißhandlungen des Despoten gesichert, genossen sie beneidenswerther Ruhe im Schooße des Heiligthums, und der Oberin verständige Trostrede, die fromme Theilnahme der Jungfrauen, verbunden mit der hehren Weihe der Stätte, auf der einst Attichs edle Tochter weilte, gossen Balsam in ihre verlezte Brust. Bald aber zerriß der böse Geist ihr kaum gewonnenes Glück.

Des Kaisers Kanzler brachte ihnen den gemessenen Befehl, binnen Jahresfrist im Stifte den Schleyer zu nehmen. Die Königin durchschaute Heinrichs Absicht, ihren Kindern jeden Anspruch für die Zukunft rauben zu wollen, allein, dem Schicksal weichend, fügte sie sich, und verlangte selbst von Herrad die Eröffnung des Probejahrs, welches diese, statt es zu verkürzen, gern zum Jahrzehend ausgedehnt hätte; denn sie hoffte von der Vorsehung und von dem Wechsel menschlicher Dinge viel für ihre lieben Gefangenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses merkwürdige Manuscript befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Straßburg. Es führt den Titel: hortus deliciarum. Siehe: Herrad von Landsperg, Aebtissin auf Hohenburg, und ihr Werk: Hortus deliciarum. Ein Beytrag zur Geschichte der Kunst, Wissenschaft etc. des zwölften Jahrhunderts von Engelhard. Stuttgart, Cotta.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers etc.

(Fortsezung.)

Gegen Mittag kehrten wir wieder auf dem nämlichen Wege nach der Canadaseite zurück, und da mein Reisegefährte noch immer keine Lust zeigte, mir unter das Wasser zu folgen, so bestellte ich mir einen Führer, entkleidete mich bis auf die Beinkleider, sezte einen alten Strohhut auf und folgte, nicht ohne Herzklopfen, zum Eintritt in die Unterwelt. Von Stein zu Stein hüpften wir längs der schroffen Felsenwand hin, immer mehr drangen wir in den dichten Wasserstaub vor, alle Leibesstärke mußte angewendet werden, um dem uns entgegenheulenden Sturmwinde zu widerstehen; das Wasser fiel in Massen auf uns herunter, ich gerieth in einen innern Kampf mit mir selbst, ich kam sogar auf den Punkt, meinen Vorsaz aufzugeben und schrie aus vollem Halse meinem Führer zu: stille zu halten, aber mein Rufen war vergebens. Das Toben und Brüllen hatte sich auf einen solchen Grad vermehrt, daß er mich unmöglich hören konnte. Ich faßte also neuen Muth und folgte; der Wind ließ etwas nach, eine magische Helle verbreitete sich um mich her, der Eingang war überwunden und ich befand mich in einer wunderbaren Stellung, denn es stürzte sich über meinem Haupte ein mächtiger Strom von erstaunender Höhe herab, brauste, gegen die Felsen anprellend, mit ungestümer Wuth in den Abgrund und verflog zu meinen Füßen in wogenden Schaum. Sobald ich wieder regelmäßig athmen konnte, gewann ich guten Muth, und forderte meinen Führer auf, weiter in das Innere fortzuschreiten. Auf schmalen, von den Felsen hervorragenden, Schichten folgten ihm meine unsichern Tritte; Tausende von Aalen, die sich hieher aus ihrem eigenen, ihnen den Tod drohenden, Elemente geflüchtet hatten, schlüpften mir unter und zwischen den Füßen hin; in Fasern zerschlagene Baumstämme schwankten an den Felsmassen hin und her, und Fische verschiedener Art lagen zerschmettert umher. Als wir etwa 80 Fuß weit hineingedrungen waren, sezte ich mich auf ein Felsenstück und

betrachtete, scheinbar ruhend das grausenvolle Schauspiel, dann trat ich entschlossen den Rückweg an. Noch einmal fühlte ich das Entsetzen des Todes, das Athemziehen wurde wieder schwer, und nach mühsam durchkämpftem Rückzug begrüßte ich wieder mit innigem Entzücken die Alles belebende Sonne, den belebenden Tag.

Um vier Uhr Abends traten wir unsern Rückweg an und erreichten noch vor Einbruch der Nacht unser Wirthshaus in Buffalo.

Nachdem ich nun den merkwürdigsten Gegenstand auf meiner weiten Reise in Augenschein genommen hatte, so ergriff mich die Sehnsucht nach meinem Heimwesen in Louisiana. Weil wir kein Dampfboot abwarten konnten, um auf dem See weiter zu reisen, bestiegen wir am nächsten Morgen den Postwagen, um nach Erie zu fahren. Der Weg führte meistens auf dem Ufer des See's hin, manchmal aber auch durch das Wasser desselben, so daß wir uns eine Strecke vom Lande abgeschnitten und die Pferde muthig durch das Wasser traben sahen. Einmal hatten wir ein Vorgebirge zu umfahren, das uns nöthigte, einen weiten Weg über die Schieferlagen durch das gegen drey Fuß hohe Wasser zu machen; unsere Lage war mir in demselben Augenblicke eben nicht beruhigend — und ich bemerkte es gerne, daß der Weg uns bald zu einer bedeutenden Höhe über das nasse Element hinaufführen werde. Wir passirten hier eine Stelle, von welcher wenige Tage vorher ein Mann mit Pferd und Wagen 130 Fuß tief über den senkrechten Felsen hinabgestürzt war; das Pferd sahen wir todt und den Wagen zerschmettert unten liegen, der Mann aber blieb auf eine wunderbare Weise gerettet und konnte seinen Weg zu Fuß fortsetzen.

Am zweyten Tage langten wir Abends in Erie an, wo wir ein schlechtes Nachtquartier trafen, das wir Morgens um zwey Uhr gerne wieder verließen, um unsere Reise durch den westlichen Theil des Staates Pensilvania nach Pittsburg fortzusetzen, wo wir mannigfaltige Fabriken antrafen. Der von den Eisenschmelzwerken aufsteigende Kohlendampf verfinstert die Luft und macht den Aufenthalt daselbst etwas unangenehm. Pittsburg genießt einer romantischen Lage, rings umgeben von ansehnlichen Hügeln auf einer Landspitze, die von den beyden Flüssen Monongahela und Alleghany gebildet ist, welche unter dem Namen Ohio die schönsten und fruchtbarsten Gegenden der vereinigten Staaten in einer Länge von 1085 englischen Meilen durchfließen. Der Ohio nimmt noch mehrere nicht minder beträchtliche Flüsse auf und vereinigt sich endlich mit dem Missisippi.

(Der Beschluß folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Rosenschrift.

Alle Morgen weht der Wind Rosenblätter von den Zweigen,
Und sie schwimmen auf dem See, sich als Lettern dir zu zeigen.
Sag', verstehst du ihre Schrift? Laß uns unsre Rosen pflücken,
Und daraus das Balsamöl reiner Liebeswonne drücken.
In der Macht der strengen Dornen, sieh, wie lange blühen wir?
Tauch' in Rosenöl die Locke, und sie duftet ewig dir.

Unruhige Lüfte.

Ist's ein Wunder, daß die Luft nie bey uns kann ruhig werden?
Daß die Winde nimmermehr auf sich schwingen von der Erden?
Wißt, so lange diese Locke ihnen sind vergönnt zum Spiel,
Finden sie bey Nacht und Tage ihres Wehens wohl kein Ziel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. Juni.

Vor wenigen Tagen wurde vor das Zuchtpolizeygericht in Paris ein Mann geführt, von welchem man wegen seiner bedeutenden Gesichtszüge hätte glauben sollen, er gehöre zu der hohen Klasse; auch hatte er einen langen, äußerst ehrwürdigen Bart, ein schönes eisgraues Haar, und sein Alter war 72 Jahre. Dieser Mensch, sagt ein witziges Anzeigeblatt, war ein Herr des Donners, König der Könige Griechenlands, gewaltige Stütze des byzantinischen Reichs; und ob er gleich bisweilen sich etwas tief herabließ, und unter den Zügen des Silenus erschienen war, ob er gleich nunmehr vor dem Gericht in Lumpen stund, so erkannte man doch bald an ihm den Jupiter, den Agamemnon, den Belisar und andere merkwürdige Männer der Vorzeit; nur die Richter sahen an ihm den Angeschuldigten. Dieser Mann, ein armer Teufel, den die physische Kraft verlassen, und der nun keine Nahrungsweise mehr vor sich hatte, kam vor zehn Jahre auf den Gedanken, auf seinen schönen Bart zu spekuliren; er ließ ihn wachsen, und saß nachher bey den Malern als Modell; sie zeichneten gerne diesen Kopf, an welchem jeder den Charakter seines Helden fand. Jarry, dieß ist sein Name, saß bald als Jupiter, als Belisar oder als einer jener Herren der Mythologie oder der Geschichte, die gegenwärtig im Museum, in allen Liebhabergallerien, sogar in der Kunstausstellung der Straße Gros-Chenet, prangen; überall sieht man seinen Kopf, und wer ihm auf der Straße begegnete, sagte gemeiniglich in seinem Innern: Dieß Gesicht habe ich sonstwo gesehen. Das Gewerbe war gut: so oft Jarry saß, bekam er drey Franken, bisweilen gar noch angefeuchtet mit einigen Gläsern Wein, sogar ließ ihn manchmal ein Künstler von einiger Bedeutung mit sich zu Tische gehen. Er hatte dabey nichts zu thun, als seines Bartes zu pflegen. So lebte Jarry lange glücklich, aber auf ein Mal verlangten ihn die Maler nicht mehr zum Sitzen als Modell; er wurde gänzlich vergessen, entweder weil seine Blicke nicht mehr lebhaft waren, oder weil ein anderer Sterblicher mit einem längern und dichtern Barte als der seinige sich gefunden hatte. Jarry hatte versäumt, an einen solchen Unfall zu denken; er hatte nichts erspart, und sah sich in der Nothwendigkeit auf eine Art zu betteln, die dem Gesetze zuwider ist. (Das Gesetz verbietet in jedem Ort, wo eine Armenanstalt ist, zu betteln, besonders als Bettler in die Häuser zu gehen.) Jarry kannte wahrscheinlich das Gesetz nicht, und wurde von der Polizey auf der That erwischt; man ließ ihn zwey Mal durchschlüpfen; aber beym dritten Mal kam er in die Hände des Staatsprokurators, und dieser trug gegen den bärtigen Greisen auf Vollziehung des Bettelgesetzes an. Der Herr Präsident des Gerichts verhörte ihn sehr gutmüthig, aber Jarry erklärte, er habe nie gebettelt;

das erste Mal, als man ihn verhaftet habe, habe er sich als Belisar auf einen Stein an der Ecke einer Straße gesezt; ein andermal habe er sich vor der Thür eines Weinschenken in die Stellung Sylens versucht; und da man ihn einst vor einer Kirchenthüre erwischt, habe er gerade die Stellung des Apostels Paulus studirt. Er lehnte die Anschuldigung von sich ab, und bat die Richter um seine Freyheit. Allein die Polizeydiener strafen den Belisar, den Sylen und sogar St. Paul Lügen; sie versicherten, Jarry habe gebettelt. Er wollte nun sein Schicksal mit dem Schicksale des großen Belisar vergleichen; allein der Staatsprokurator bemerkte ihm, es sey hier keine Aehnlichkeit zwischen dem großen Bettler von Byzanz und seiner bösen Pariserkopie, denn Belisar sey blind gewesen, als er den Obolus von den Vorübergehenden erflehte, aber Jarry habe seine beyden guten Augen. Der Staatsprokurator trug nun nothgedrungen auf die gesezliche Strafe an, und die Richter, die anfänglich günstig gestimmt gewesen waren, verurtheilten ihn auf einen Monat in's Gefängniß. Der arme Mensch ergab sich in sein Schicksal, er begrüßte die Herrn Richter höflich, und frägte die Gensd'armen, die ihn wegführten: ob es auch Maler im Gefängnisse gebe?

Man bemerkte bey der lezten Frohnleichnamsprozession, daß die Nationalgarde, welche dabey immer in großer Parade erscheint, in jedem Flintenrohre einen Blumenstraus stecken hatte; die Franzosen, die jezt nicht nur romantisch, sondern sogar empfindsam geworden sind, fanden an diesem Zeichen von ehrfürchtiger Verzierung etwas reine Frommheit, und zugleich die Vollziehung einer geschmackvollen Idee.

Eine einfache, aber artige Anekdote wird von einem Frauenzimmer erzählt, das kürzlich in einem Postwagen fuhr, und da durch ihr gefälliges Aussehen und doch zugleich durch ihre Bescheidenheit die Aufmerksamkeit der Mitreisenden auf sich zog. Unter ihnen war ein Geistlicher, der nach einer vorläufigen Einleitung sie endlich frägte, ob sie in Paris, wo sie gewöhnlich wohne, und von wo sie gegenwärtig eine Reise in die Provinz machen, einen Direktor (so heißt man in Paris den geistlichen Freund der Dame) habe? Die Dame war darüber aufmerksam, und fragte ihn, ob er sie dann kenne? Er antwortete: nein, wünschte aber doch, sie möchte das Zutrauen zu ihm haben, und ihm ihren Direktor nennen. „Je nun, wenn sie das wissen wollen, mein Direktor ist Herr Pixerecourt.“ Sie war eine Sängerin vom Theater Feydeau, und glaubte, der geistliche Herr wolle wissen, in welchem Theater sie angestellt sey?

In unsern Tagen, wo man auf der Rednerbühne so manche politische Besorgnisse gegen den Fanatism äußert, sind folgende tröstliche Worte, die in einem guten Tagblatt stehen, gewiß Worte zu seiner Zeit: „Unsere jungen Geistlichen, auferzogen in der Ferne von der Aufklärung, diese blinden Werkzeuge der Habsucht und des Ehrgeizes sind, wie Herr Frayssinaus, unser Minister der geistlichen Angelegenheiten selber sagte, nicht so gefährlich; sie werden den Fanatism nicht wieder einführen.“ Wir setzen hinzu: die Buchdruckerkunst ist da. In Frankreich ist der Fanatism nur eine eitle Art von Anspruch, eine rasch vorübergehende Erscheinung, oder eine kalte Heucheley. Etwas anders ist der Aberglaube; ihn benuzt der Heuchler, und zieht davon bey den Völkern und den Königen Vortheil! Richelieu der Kardinal bediente sich desselben, und Ludwig XI., so oft er einen politischen Mord beging, wandte sich jedes Mal an sein bleiernes Marienbild, das er immer am Hute trug, und sagte dabey: „nur noch dieser Todesfall, gute Jungfrau!“ (Walter Scott.) Aber der Aberglaube ist selten, und beynahe gar nicht mehr gefährlich. Die Heucheley wisse sich dessen nicht zu bedienen. Die Heucheley ist eine veraltete Schauspielerin; sie verkleidet sich zu rasch; sie kleidet sich ganz ungeschickt an; ihr Rock ist abgetragen, zu kurz, bedeckt die Fehler nicht, und macht nur Fratzen. Seine Schminke ist nicht fein, sie hält nicht.

Berlin, 12. Mai.

(Fortsetzung.)

Der Ehre wegen tödtet Romeo seinen eigenen Vetter; der Geist Mercutios schwebt über seinem Haupte, und lenkt die Streiche seines Schwerdtes. Aber die Streiche des Ehrenschwerdtes vermögen nur den Familiengeist zu tödten, und so hat Romeo jezt auch sich und die Gattin in dasselbe Grab gestürzt, in welchem Tybalt schlafen wird. Dieß Blut, das er vergossen, befleckt für immer die Kinderunschuld seiner Gattenliebe. Dieß ist es, was Julie in den nächsten Scenen auf's lieblichste ausspricht. Sie harrt des Gatten in reinster, sittlichster, süßester Sinnlichkeit; jezt erfährt sie seine That, deren Widerspruch ihr den Geliebten in widersprechenden Gestalten vorführt, sie nennt ihn „engelgleichen Wüthrich, ergrimmte Taube, Lamm mit Wolfesgier,“ sie schilt ihn auf's Aeußerste; aber er ist der Gatte, den sie schilt muß sie lieben, und da sie ihn entbehren soll, da sie sich auf ewig von ihm getrennt glaubt, ergreift sie das ganze tiefe innige Gefühl ihrer unendlichen Liebe, welche Vater und Mutter todt wünscht, um nur mit ihm, dem Geliebten, dem Gatten, vereinigt zu bleiben. Denselben äußersten Schmerz, den Schmerz seines eigenen Widerspruchs, der dadurch noch tiefer wird, daß es sein Widerspruch ist, hat auch Romeo zu durchleiden, und beyde Liebende werden durch Lorenzo und die Wärterin getröstet, welche sie wenigstens für die Brautnacht vereinigen wollen.

Doch gerade diese lezte Vereinigung bringt nur ihre ewige Trennung zu Stande, deren Ahnung sie beym Abschiede am Morgen nach der seligsten Nacht ihres Lebens mit aller Bangigkeit durchzittert. Denn jezt, nachdem sich Julie wider den Willen der Eltern, nur dem geheimen Zuge ihres liebenden Herzens folgend, geheim vermählt, und so auf diese Weise den Eltern entfremdet hat, zeigt sich diese Entfremdung von Seiten der Eltern durch den Zwang, den sie ihr bey dem Befehl, dem Grafen sich zu verbinden, anthun. Julie kann und muß widerstreben, die Eltern müssen sie verstoßen. In dieser lezten Angst nicht des süßen Gatten treues Weib bleiben zu können, ist Julie zu sterben bereit. Hier hat uns nun der Bühnenbearbeiter ein eigenes Schauspiel bereitet. Graf Paris tritt zu ihr, um bey ihr zu werben, er erzählt wie er seit lange schon bey ihrem Fenster sey vorübergeritten, wie sie ihn zur Amme zurücklächelnd, wohl müsse bemerkt haben — genug, er spricht einerseits wie ein verehrender spanischer Kavalier, anderseits wie einer der für's Leben liebt, nie aber wie der Shakspear'sche Paris, dessen Eigenthümlichkeit durch diese Scene durchaus nicht nur gestört sondern zerstört ist. Wäre diese Scene, die in einem Goetheschen Drama würde von größter Wirksamkeit seyn, in den Anfang des Stückes verlegt, so hätte sie wenigstens die Zweckmäßigkeit noch greller zu zeigen, daß Julie nur ihrem Herzen folgt, hier aber hat sie nur die Zweckmäßigkeit des Shakspearschen Paris durch und durch zu verdrehen, denn der Zweck Juliens Angst und Bedrängniß noch zu steigern, ist ein ganz unnütz gemachter Zweck, der sich durch sein eigenes Mittel zerstört: Die Bewerbung kann Julien in keine größere Noth versetzen als der Befehl der Eltern. Dieser starre, strenge unumstößliche Befehl hat schon die junge Blume ihres Glückes geknickt, die Ehe kann nicht fortblühen, wenn der Boden, dem sie entkeimte, sie ausstößt. Dieser sichere Boden zeigt sich als Vulkan, der das ganze Gebäude aller Lebenshoffnungen Juliens zertrümmert.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Juni 1826.

Was die Schickung schickt, ertrage.

Herder.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

Mit der frömmsten Ergebung trug die Königin die Proberegel; Jukundens andächtiges Gemüth fand sich leicht und schnell darein, aber Constantia's Auge wurde immer düsterer, beklommner ihr Athem, wankender ihr Gang, bleicher ihr Angesicht. Mit tiefer Bekümmerniß gewahrte Herrad die auffallende Veränderung der holden Jungfrau, aber vergebens drang sie mit liebevollen Worten in sie. Das Herz der Prinzessin wie ihr Mund blieb verschlossen; ihr bewegter Busen schien ein tiefes Geheimniß zu beherbeegen.

Auf diese Weise, im einförmigen Kreislauf der Tage erblühte den Gefangenen auf Hohenburg der zweyte deutsche Lenz. Diese Jahrszeit des Sehnens und Verlangens mehrte Constantia's Schwermuth in bedeutendem Grade, Stunden lang konnte sie sinnend am hohen Bogenfenster des Klostergangs stehen, das eine bezaubernde Aussicht gewährte, . . . wie bewußtlos hinausstarren über die uralte Heidenmauer *) in die herrlichen Gauen, die zu ihren Füßen ausgebreitet lagen, in das gewaltige Rheinthal, durch welches der stolzeste der Ströme seine fernher kommenden Fluten wälzt, in die blühenden Herrschaften der Zähringer, über die sich des Schwarzwalds Massen wie eine dunkle Hochwacht lagern, . . . in Helvetiens blaue Gebirge endlich, jene ungeheuern Scheidemauern, hinter welchen sich die Heimath der Verlassenen verbarg ... in deren Nähe der geblendete Bruder seine Tage vertrauerte... unzugänglich thätiger Freundeshülfe, laut gegen den fernen Jammerruf seiner Mutter, seiner Schwestern! Wenn dann die sorgliche Herrad die Sinnende übereaschte, aus ihren Träumen weckte und sie ermahnte, ihr vertrauend ihr Herz zu öffnen, so verschleyerten Theänen Constantia's Auge, und schnellen Fußes flog sie in ihre Zelle, um daselbst den Eid ihres Schweigens zu eeneuern.

Da geschah es, daß eines Morgens die würdige Aebtissin einen stattlichen Ritteesmann bey den königlichen Feauen, die sie zu diesem Endzweck zu sich bescheiden lassen, einführte. Der junge Mann im stählernen Panzer, dessen regelmäßige Züge ein besonderer Ausdruck von Schwermuth noch anziehender machte, näherte sich ihnen mit ehrfurchtsvoller Geberde. Betroffen erhoben sie sich bey seinem Anblick von ihren Sitzen. „Walter! Walter von Brienne?“ schallte es aus ihrem Munde dem längst Vermißten entgegen. Die Königin sank bald wieder, von bittern Erinnerungen bedrängt, in ihren Sessel, und Constantia, schon im Begriff, dem Freunde mit offenen Armen entgegenzueilen, vechüllte sich erröthend das Antlitz,

*) Kaiser Maximinianus ließ sie gegen das Ende des dritten Jahrhunderts erbauen, um dem festen Schlosse Altitona. (Hohenburg) größere Stärke gegen die Einfälle der Deutschen zu verleihen. Diese Mauer, von dem Volke Heidenmauer genannt, bestand aus großen Quadersteinen, die ohne Kitt, allein durch eichene sogenannte Schwalbenschwänze verbunden waren, halte in der Höhe 9 – 11, in der Dicke 6 – 8 Schuhe. Noch sieht man mehrere Trümmer dieses Mauerwerks, wie auch ansehnliche Ueberreste der Römerstraße (Heidenweg) vom Weg in's Thal.

während die unbefangene Jukunda mit froher Heftigkeit Walters Hand ergriff, und den Zögernden der Gruppe näher führte. Fragen auf Fragen bestürmten ihn über den Zweck seines Besuches, über seine Abenteuer seit der lezten schmerzlichen Trennung in Neapel. Mit niedergeschlagenem Auge stand, ohne zu antworten, der Befragte, bis sein ahnungsvolles Schweigen sich endlich Allen mittheilte, und er es wagen durfte, seiner Sendung zu genügen.

Er hatte, nachdem er als fahrender Ritter Tankreds und der Seinigen Sache muthvoll vertheidigt, nachdem er Zeuge von der Gefangennehmung der Unglücklichen gewesen, die ihm in so mancher Beziehung theuer geworden waren, Europa in Unmuth verlassen und seinen ohnmächtigen Grimm im Kampfe gegen die Ungläubigen austoben. Es war ihm gelungen. Feindesblut und das seine war geflossen, die Wuth war gewichen, Sehnsucht nach den Verlassenen an ihre Stelle getreten. Schnell hatte er Asiens Küste gemieden, das zerrüttete Welschland durchstreift, und in den rhätischen Hochgebirgen vernommen, daß Wilhelm, Tankreds Sohn, im Schlosse zu Hohenembs geblendet dem Tod entgegen schmachte. Seine Treue hatte ihn zu der Veste geführt, sein erbeutetes Gold und seine freundliche Rede ihm des Prinzen Kerker geöffnet, den er in verzehrender Krankheit getroffen. Des redlichen Walters Stimme war dem Sterbenden nicht fremd geworden. Als ein Himmelsbote war ihm der Treue in der lezten Stunde erschienen, hatte ihm gelobt, seine Hinterbliebenen aufzusuchen, ihnen seinen lezten Gruß zu bringen, und hatte ihm mit Freundeshand die Augen, die verdunkelten, zugedrückt. Der Graf von Brienne übergab den in höchsten Schmerz versunkenen Frauen als Vermächtniß des geliebten Todten eine Locke von dessen Haupthaar, den hölzernen Becher, aus dem der Erbe der sizilianischen Krone in seinem Kerker getrunken, und einige Glieder der Kette, die seine Hände belastet hatte. — Beym Anblick dieser Pfänder des Scheidens brachen die Thränen der Verlassenen unaufhaltsam hervor, aber ... war des Kummers Ausbruch heftig, war er eben darum auch nicht so dauernd ungestümm. Bald fühlte die Königin sogar Stärke genug, den Herrn zu preisen, daß er den bejammernswürdigen Prinzen hinweggenommen aus seiner Schmach in das Reich der ewigen Freude. Sie zollte dem wackern Walter den innigsten Dank für seine treue Anhänglichkeit, aber der biedere Jüngling lehnte ihn bescheiden ab.

„Nicht mir, königliche Frau, sprach er mit ritterlicher Demuth, nicht mir diesen Dank. Nicht meine Redlichkeit allein, ... ein anderes Gefühl noch ist es, das mich an Euer Haus, an Eure Sache bindet. Von dem Tage an, der mich, den Abenteurer, nach Neapolis geführt, meinen Arm Euerm königlichen Herrn zu weihen, von diesem Tage an beseelte mich jenes Gefühl. Nächst Gott und seinem Fürsten verehrt ein ächter Ritter noch ein Drittes als das Heiligste: die Dame seines Herzens. So wie ihn das Andenken an Gott und Vaterland für die Ehre und das Recht begeistert, so begeistert ihn der Gedanke an seine Dame zu allem Guten, zu allem Schönen. Dem Beyspiel meiner Ahnen folgend, habe auch ich mir eine Herzenskönigin gewählt. Als fürstliche Pracht und Glück sie noch umgab, verrieth ihr weder Mund noch Blick die kecke Wahl. Als aber durch fremde Willkür eingebrochen, die Scheidewand der Größe niederfiel und das finstere Unglück einschritt in ihr Haus, da bot ich ihr in verhängnißvoller Stunde meinen Schutz, meine Dienste und mein Herz. Sie nahm mich auf zu ihrem Ritter, schmückte mich mit ihrer Farbe, aber sie fesselte auch durch ihren Befehl meinen Arm, als ich in der höchsten Gefahr tollkühn das Aeußerste zu wagen beschlossen hatte. Sie gebot mir, zu dulden, zu harren, und, wenn gleich ferne von ihr, in treuer Freundschaft für ihr Geschlecht auszudauern. Sie sehe ihren Ritter hier zu ihren Füßen, und spreche aus, ob er bis jezt sein Wort gehalten."

Constantia hatte, Purpurröthe auf den Wangen, die sittige Rede des Herrn von Brienne vernommen. Als er aber nun zu ihren Füßen lag, und durch diese Huldigung ihr Geheimniß offenkundig ward, trat Bläße auf ihre Stirn. Sie entzog dem anmuthigen Knieenden sanft ihre Hand, blickte mit dem Ausdruck der vollsten Liebe auf ihn herab und sprach mit milder Stimme, obschon ihr Herz zu brechen drohte: „Steht auf, mein auserwählter Ritter! Jene Zeit, von der Ihr sprecht, ist nicht mehr. Mein Herz blieb unverändert gegen Euch, aber dieser Ort, dieses Kleid, das uns des Kaisers Haß aufdringt — sie geben mir andere Pflichten. In wenig Monden spreche ich das Gelübde, und führt in Jahresfrist das Geschick Euch wieder diesem Stift vorüber, so mögt Ihr Constantia's, der Nonne, Grab besuchen."

Schauer durchbebte den Ritter bey diesen Worten. Sein starrer Blick fiel auf die Geliebte ... ihr Schleyer verbarg ihm ihr leidendes Antliz. Die Thränen der Anwesenden bestätigten ihm aber nur zu schrecklich die grausame Kunde. Schmerzvoll faltete Walter seine Hände, senkte das Haupt und schritt, ohne eine Sylbe zu reden, von der tiefsten Bekümmerniß zu Boden gedrückt, aus dem Gemach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers, ic.

(Beschluß.)

Am darauf folgenden Tage langten wir Abends um vier Uhr in Wheeling an, es war der 7te August. Wir hatten uns geschmeichelt, hier ein Dampfboot zu finden, und uns schon eine schnelle und angenehme Fahrt nach Louisiana versprochen, aber das Wasser war zu niedrig. Whee-

ling ist ein lebhaftes Städtchen von etwa 3000 Einwohnern, im Staate Virginia und am Ufer des Ohio gelegen, über welchen Fluß wir hier sezten und den Staat Ohio durchreisten.

Das Reisen in der Diligence ist hier sehr theuer: man bezahlt für zehn englische Meilen einen Dollar (2 fl. 24 kr.) und da man siebenzig bis achtzig Meilen des Tages zurücklegt, so beläuft sich die Ausgabe bald auf eine beträchtliche Summe, wir entschlossen uns daher, Pferde zu kaufen und zu reiten; dieses geschah am zweyten Tage, als wir in Zanesville anlangten. Ein hübsch gebauter Fuchs kostete mich achtzig Dollars. Es wurden Sättel und Zäume angeschafft und am folgenden Morgen trabten wir mit frischem Muthe weiter. Wir ritten an diesem Tage sechs-und-dreyßig Meilen bis Lancaster, am folgenden vier-und-dreyßig nach Chilicothe und vier Meilen weiter; den nächsten sieben-und-dreyßig Meilen und Samstags am 14ten August erreichten wir wieder den Ohiofluß, sezten über denselben und gelangten bey dem Städtchen Maysville in den Staat von Kentucky, in welchem wir vier-und-vierzig Meilen zurücklegten. Am 15ten passirten wir den Gesundbrunnen von Blacklick und erreichten nach einem Ritt von drey-und-dreyßig Meilen die Stadt Paris.

Das Reiten fanden wir jedoch sehr beschwerlich; den ganzen Tag der großen Hitze und dem Staube ausgesezt, litten Mann und Pferd gleichviel. Wir hatten nun 188 Meilen zu Pferde zurückgelegt, aber es waren deren noch 900 vor uns, wovon uns der größere Theil durch die indianischen Nationen geleitet hätte, wo wir allen Arten von Entbehrungen ausgesezt gewesen wären; es war uns daher angenehm, zu erfahren, daß die Schifffahrt auf dem Ohio von Louisville aus stets offen sey. So ritten wir dann am folgenden Tage noch zwanzig Meilen nach Lexington, verkauften unsere Pferde und sezten in einer Kutsche unsern Weg nach Frankfort fort. Von hier aus wurden noch sechzig Meilen nach Louisville in der Diligence zurückgelegt.

Ein wohl eingerichtetes Dampfboot war nur einige Stunden vor unserer Ankunft abgefahren, und wir mußten uns auf ein anderes Dampfboot verdingen, das in wenigen Tagen abfahren sollte. Nur die eiserne Nothwendigkeit konnte mich dahin bringen, auf einem so schlecht aussehenden Boote zu reisen, das noch überdieß sehr klein war und nur etwa fünfzig Tonnen hielt, wobey durch die Hitze der Aufenthalt sehr beschwerlich wurde. Am 19ten August bestiegen wir dasselbe, wir hatten aber Louisville noch nicht ganz aus dem Gesichte, als wir schon auf eine Sandbank liefen, wo wir zwey Tage liegen bleiben und nur durch die größte Anstrengung wieder flott werden konnten. Am 25sten begegnete uns dasselbe, und wir hatten die ganze Ladung herauszunehmen, bevor wir wieder flott wurden. Am 26sten rannten wir ein flaches Boot, welches an der Seite des Dampfbootes mitgeführt wurde, gegen einen unter dem Wasser liegenden Baumstamm, und in wenigen Minuten sank es auch mit 130 Fäßchen Aepfeln. Nach achtstündiger Arbeit retteten wir die Ladung. Am 28sten fuhren wir auf die Bar der drey Schwestern, und erst am 30sten des Abends, nachdem wir abermals die ganze Ladung an's Land gebracht hatten, wurden wir flott und konnten unsere Fahrt auf dem nun wasserreichen Ohiofluß ungehindert und schnell fortsetzen.

Am ersten September erreichten wir den Mississippi, und am 8ten desselben Monats hatte ich das Vergnügen, in Bayou Sarah bey St. Francisville an das Land zu steigen, nachdem ich zu Wasser und zu Land über 5000 englische Meilen auf dieser Reise zurückgelegt hatte.

D. H.

Die Verwandlung.

Lass't mich fliegen den Flug! Die Raupenschal' ist erbrochen.
Was dem Wurme das Blatt, war mir die Erde bisher.
Auf von dem Blatt' in die Luft schwingt sich die erwachte Sylphide,
Und von der Erd' in die Welt flieget ihr Psyche voran.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Mai.

(Beschluß.)

So versucht denn Lorenzo die Liebende vergebens aus dieser höchsten Bedrängniß zu erretten. Das lezte einzige Mittel ist der Tod. Denn die Noth ist bis zur Todesnoth gestiegen, der Gefahr kommt jezt das Mittel der Rettung gleich. Aber diese Rettung ist nur Schein, und so wird der Scheintod Juliens gerade die Ursache ihres wirklichen Todes. Der Jammer, der durch diesen Schein des Todes, der für Julien und Lorenzo noch ein Schein des Lebens bleibt, über die Eltern und den Bräutigam kommt, ist der erste Beweis des elterlichen Unrechts, denn der Hochzeitjubel verkehrt sich zur Todesanklage, deren Verbreitheit sich komisch genug in der Musikantenscene ausspricht. Doch in dieser Komik liegt das Gedoppelte, einmal, daß, statt des Bräutigams der Tod mit der süßen Julie gebuhlt hat, und dann, daß der Scheintod für wirklichen Tod gehalten wird. Aber diese zweyte Komik hat sich in die ernsthafte Wirklichkeit dieses Todes zu verwandeln, es hat zu erscheinen, daß Julie durch Romeo untergeht, und Romeo durch den Tod, mit dem er durch seine Liebe das gesunde Leben des Familiengeistes vergiftet hat. In seiner Verbannung hört er den Tod der geliebten Gattin. Shakspear läßt ihn kurz berichten, und wir müssen es wieder zweckwidrig finden, daß das dramatische Gold dieser Kürze in den epischen Silberwerth einer breiten Erzählung durch den Bearbeiter ausgeprägt ist. Denn der Zuschauer weiß Juliens Tod zunächst nur als Schein, die empfindsam rührende Beschreibung ihrer Bestattung kann daher nicht an die Stelle der ausgelasse-

nen Musikanten = und Jammerscene der Eltern treten, ohne die kräftige Gegenwärtigkeit zur Mattigkeit des Berichtes herabsinken zu lassen. Der Widerspruch des Scheintodes, dessen Wesen es ist, als wirklicher Tod zur Erscheinung zu kommen, tritt nur lebendig hervor, wenn wir von diesem Tode als Scheintode wissen, und doch die Eltern in wahrhaftem Jammer den wirklichen Tod beklagen hören; die Erzählung eines Fremden, Dritten kann diese Lebendigkeit nicht ersetzen. — Romeo, als er den Tod seiner Julie hört, ist schnell entschlossen; keine Klage kommt über seinen Mund, sein ganzes Leben drängt ihn zum Tode, erst als er das Schicksal seiner That erreicht hat, ist er ruhig und heldenmüthig, er bietet den Sternen Troz, ihm bleibt seine Liebe auch im Grabe, und seine ganze Verständigkeit, die bisher nie hervortrat, wendet sich jezt nur darauf, Mittel zum Sterben zu ersinnen. Und wie sein ganzes Leben nur die Verhältnisse der Familie und der bürgerlichen Welt zu zerstören vermochte, verlezt er auch im Tode noch die gesetzliche Ordnung durch den Giftkauf; ihm erscheint nur sein Tod als das einzige Gut, und die ganze Welt eckel und schaal. Da nun auch Romeo zum Tode entschlossen ist, kommt es zum Vorschein, wie jene rettende Gescheutheit Lorenzo's gerade das Verderbenbringende war, und wie sie nur das Nothwendige gegen ihren Willen und unbewußt beförderte. Daher treten wir jezt an Juliens und Tybalts Grab. Beyde sind durch Romeo auf die Todtenbahre hingestreckt. Aber, daß auch die Liebe ihr Recht habe, muß sich bewähren, und zwar an Paris, der ihrer nicht achtete. Er stirbt durch Romeo — schade nur, daß die Bearbeitung den tiefen Sinn dieses Todes zu der Zufälligkeit eines bloßen Unglücks verflacht hat. — So steht Romeo denn nun an den Pforten des Grabes, das seine That mit Leichen füllte, denen er sich zugesellen muß, denn nur durch ihn ist all das Jammervolle geschehen. Seine Schuld hatte den Keim des Todes in sich, und hat sich nun als Todtenblume entfaltet. Romeo stirbt am Anblick der todten Gattin. Er hielt ihren Scheintod für Wirklichkeit, was er in der That auch ist, und sich jezt dadurch dazu macht, daß die erwachende Julie, statt des lebenden Gatten den durch sich selbst Getödteten erblickt, und nun gleichfalls ihm nach in's Grab sinkt, denn sie sieht nun, daß der Geliebte dadurch, daß er *sie* liebte, starb, daß allein diese Liebe das Verderbenbringende sey, und wie sie nur in dieser Liebe lebte, stirbt sie beym Anblick ihres Todes. Sie konnte sich nicht selbst ermorden, ehe sie ihre Liebe nicht hatte durch sich selber zu Grunde gehn sehen, und Romeo durfte nicht sterben, ehe er nicht die Geliebte hatte todt zu seinen Füßen erblickt. So hat denn auch von dieser Seite her Juliens Scheintod einen schönen Sinn. — Nun eilen die Eltern herbey, der Fürst tritt hinzu, alle sehen die Folge des Hasses, der, weil er sie mit seinem Todtenblicke anstarrt, nun selber scheint in ihrem Herzen ertödtet werden zu müssen. Die feindlichen Familienhäupter reichen sich die Hände — zu spät, — denn sie reichen sie sich nur beym Anblick des *Grabes* ihrer Kinder und über diesem Grabe.

In der Aufführung konnten wir mit Romeo (Herrn Rebenstein) auf keine Weise zufrieden seyn, denn in den ersten Scenen ist er weder von seiner verzehrenden Liebe verzehrt, und man sieht nicht ein, wodurch Mercutio zu all den Späßen über ihn kommt; in den folgenden kann er den Ton jener tiefen Innigkeit und berauschten Seligkeit nicht treffen, und in der Scene mit Tybalt läßt er sich, wie es uns scheint, von falschen Theatereffekten hinreißen. Als ihn nämlich Tybalt einen Schurken schilt, gährt er auf, greift an's Schwert, tritt hervor, und schreit in höchster Wuth mit aller Kraft der Stimme den Namen Tybalt heraus, — plötzliche Reflexionspause, die Hand sinkt vom Schwerte, sanft tritt er zu dem Gegner und sagt: die Ursach, die ich habe, dich zu lieben u. s. w. Dieser Effekt scheint uns dem Sinn der Situation zuwider. Romeo kommt von der Trauung, die eheliche Liebe hat die Ehre in ihm überwältigt, er liebt auch Tybalt, der Schimpf, den er erleidet, kann ihm kein Schimpf seyn, das Leben der Ehre liegt als vergangenes hinter ihm, ein bloßes Wort vermag es nicht wieder zu frischer Gegenwärtigkeit zu beleben. Selbst als Mercutio verwundet ist, folgt Romeo nicht dem Rufe der Ehre, sondern sagt: O süße Julie, deine Schönheit hat so weibisch mich gemacht. Erst als der Freund getödtet, als die Ehre auf so unendliche Weise in ihm verlezt ist, gibt er der Wuth und Rache Raum, und achtet nicht der neugeschlossenen Ehe. Der Tod des Freundes reißt ihn hin zu fechten, wie die Liebe ihn hinriß, des Schimpfes nicht zu achten. Romeo ist an keiner Stelle reflectirend, wie soll in sein Thun plötzlich ein solcher Bruch hereinkommen, wie ihn Herr Rebenstein darstellt. — Mad. Stich befriedigt in allen Scenen der Leidenschaft vollkommen, aber den Ton jener süßen, unschuldvollen, naiven, sittlichen Sinnlichkeit, der bey Julien bis zur Brautnacht das Vorherrschende ist, weiß die Künstlerin gleichfalls nicht bis zur Naivität wieder herumzuwenden, sondern bleibt im Sollen stehen. Ueber Herrn Devrient (Mercutio) hörten wir den Tadel, daß er als Verwandter des Prinzen nicht genug den Kavalier hervortreten lasse, daß er nur den Spaßvogel der Ehre und Liebe darstelle. Und dieser Tadel scheint uns nicht ungegründet. Denn Mercutio ist eben der Widerspruch die Komik von Ehre und Liebe zu seyn, und dennoch die Ehre zum einzigen Inhalt seines Lebens zu machen. Dieß muß überall dadurch zum Vorschein kommen, daß er sich vollendet als Kavalier beträgt, indem er zugleich dieß Betragen in jedem Augenblick lächerlich macht. Die Darstellung dieses Widerspruchs mag freylich eine der schwierigsten Aufgaben seyn, aber sie würde gewiß Herrn Devrient zu lösen möglich seyn, wenn er sich nur diese Aufgabe stellte. —

Hechingen, Junius.

Auf meiner Reise in die Schweiz kam ich gerade nach Hechingen, als daselbst die Ankunft des neuvermählten fürstlichen Ehepaars, des Erbprinzen und der Erbprinzessin, eine geborne Prinzessin von Leuchtenberg, erfolgte. Rührend waren die Beweise der größten Anhänglichkeit, welche bey dieser Veranlassung die dortigen Unterthanen ihrem wahrhaft edlen und guten Regenten und seiner Familie brachten. Die Freude war allgemein, und so ein herzliches und einstimmiges Lebehoch, wie hier ertönte, als bey der wirklich geschmackvoll errichteten Ehrenpforte der verehrte Fürst, mit seinem geliebten Sohn und dessen schönen jungen Gemahlin ankam, erinnere ich mich kaum gehört zu haben. Der Fürst bewohnt gegenwärtig ein Schloß eine Stunde von Hechingen, der Lindich genannt, und da wurde er den andern Tag mit den Neuvermählten von den Bürgern abgeholt, um einem Feste beyzuwohnen, das sie in der Stadt zubereitet hatten. Am Stadtthor angelangt, spannten die Bürger die Pferde des fürstlichen Wagens aus, und zogen denselben bis zu ihrem Rathhaus, welches schön beleuchtet, und mit den Worten: Liebe und Treue, geziert war. Diese Worte konnte man übrigens unverkennbar in allen Gesichtern lesen. Die junge Fürstin schien tief gerührt, und als sie dem Volke mit der höchsten Anmuth dankte, fand der allgemeine Jubel keine Gränzen mehr.

Ein Ball beschloß dieses schöne Fest, welches nicht nur bey den Einwohnern, sondern gewiß auch bey allen Fremden, die zugegen waren, unvergeßlich bleiben wird.

Beylage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Juni 1826.

Nur wenige machen eine große Zeit, aber wir preisen auch die vielen, die sie nur gesehn.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires, souvenirs, opinions et écrits de M. M. C. Gaudin, Duc de Gaëte *).

M. M. C. Gaudin, der Sohn eines pariser Advokaten, ward 1756 geboren und widmete sich, von Glücksgütern entblößt, dem Stand seines Vaters, er machte seine ersten Schritte in der Advokatur unter der Anleitung des, unter dem Konsulat als Senator gestorbenen, H. von Aillo, damals erster Buchhalter (commis) des Finanzintendanten d'Ormesson, der bey Neckers Antritt des Ministeriums Generaldirektor des dep. des impositions wurde und H. Gaudin, ob er gleich noch nicht zwey und zwanzig Jahr alt war, zu einem seiner Bureauchefs ernannte. Wie H. Joly de Fleury Hrn. Necker ersezte, erhielt Herr d'Ailly seinen Abschied und H. Gaudin zollt ihm ein sehr ehrendes Andenken. Bey diesem Anlaß machte er zum ersten Mal die Erfahrung, wie mit dem Lächeln des Glücks die Freunde verschwinden, denn kaum war H. d'Ailly seines Amtes beraubt, als auch seine Gesellschafter verschwanden — kühl, aber sehr wahr sagt unser Verfasser: „die Menschen sind einmal nicht anders! man muß ihnen darum nicht zürnen noch sie verschreyen, sondern ihnen nur nicht zu viel zutrauen, damit man sich nicht zu viel Fehlschlagung bereite."

Bis zum Jahre 1789 blieb er ungestört im Besitz seines Amtes. Nun brach die Revolution aus, die Finanzverwaltung (administration des Finances) ward in eine nationale Schatzkammer (Tresorerie nationale) umgewandelt, allein das alte Personal wird bey der neuen Einrichtung beybehalten, und H. Gaudin zu einem der fünf Kommissarien, denen ihre Leitung aufgetragen war, ernannt. Der Geschäftsgang dieses Departements war sehr fehlerhaft; jeder Zahlungsbefehl, welchen einer der Minister ausstellte, mußte von drey der Kommissarien unterschrieben werden, dieses zog stete Verzögerungen in der Vollziehung der Befehle der vollziehenden Macht nach sich und erregte Widersprüche, von deren Folgen Dumouriez ein auffallendes Beyspiel veranlaßte. Nach seiner Eroberung von Holland mochte er den Plan entworfen haben, alles baare Geld an sich zu ziehen, um die Regie-

*) Die Memoiren des Herzogs von Gaëte werden Leser, welche neue Begebenheiten oder neue Ansichten der schon bekannten darin zu finden hoffen, täuschen, dagegen bieten sie Männern, welche Finanzen und Staatsverwaltung zum Gegenstand ihrer Forschungen machen, den vollständigsten Bericht über die französischen Finanzen vom Jahr 1800 bis 1820 an, während deren der Verf. sowohl als Finanz-Minister wie als Bankdirektor die genauste Uebersicht derselben hatte. Dieser Schatz von Nachrichten benimmt diesem Werk gänzlich den Charakter einer unterhaltenden Lektüre, und es ist zu wünschen, daß es unsre willfährige Uebersezer Leuten vom Fache überlassen mögen, dasselbe in der Ursprache zu benutzen und am geziemenden Orte von den Resultaten, zu denen es führt, Nachricht zu geben. Um so willkommener wird es aber unsern Lesern seyn, aus den nur sechs und vierzig Seiten enthaltenden Notizen von des Herzogs Lebensumständen das Anziehendste zu erfahren.

rung von sich abhängig zu machen; zu diesem Zweck ließ er es sich beygehen, gegen alle Regel, Wechsel von sehr ansehnlichen Summen, die er vorgab, in den eroberten Ländern nöthig zu haben, auf die National-Schatzkammer zu ziehen. „Den Kommissarien, sagt H. Gaudin, gebot ihre Pflicht, diese Wechsel nicht zu zahlen, man protestirte sie, und der General beschuldigte uns deßhalb einer Beleidigung der französischen National-Redlichkeit und forderte Strafe und Abbitte. Das Finanzkommité gab dem Betragen der Kommissäre seinen Beyfall; allein das der allgemeinen Vertheidigung (défense générale), welches glaubte, auf Dumouriez beruhe die Rettung des Vaterlandes, klagte uns contrerevolutionairer Gesinnungen an; ich wurde mehr wie ein Mal mitten in der Nacht vorgeladen, Rechenschaft abzulegen, und ohne den Muth und die Redlichkeit des Volksrepräsentanten Cambon, der dem Finanzkommité präsidirte und dem ich zehn Mal das Leben zu danken hatte, wären wir den Jakobinern aufgeopfert worden."

Durch Cambons Vermittlung, fährt H. Gaudin fort, gelang es mir auch, die acht und vierzig alten Finanzeinnehmer zu retten, welche der Konvent in das Dekret mit inbegriffen hatte, dem zu Folge die sechzig Generalpächter als Opfer des Revolutionsgerichts fielen. Wie ich mich eines Abends in die Schatzkammer begab, hörte ich dieses Dekret ausrufen. Ich kannte alle diese Einnehmer, da die Einnahme vor der Revolution zu meinem Departement gehörte; erschrocken eilte ich zu dem Präsidenten und fragte, wie man den General-Einnehmer mit den Generalpächtern zusammenfassen könnte, da ihr Beruf nicht die geringste Gemeinschaft habe. „Keine Gemeinschaft? was willst du damit sagen?" fragte er befremdet. „Die Generalpächter, erklärte ich ihm, pachten gewisse Auflagen, wofür sie der Regierung eine bestimmte Summe bezahlen; was sie darüber eintreiben, fällt in ihre Beutel; die Generaleinnehmer waren aber nur beauftragt, die direkten Abgaben nach gesetzlichen Bestimmungen einzunehmen, wie heut zu Tage nur Distrikt-Einnehmer thun. Was die Generalpächter verbrochen haben, geht mich nichts an, allein ihr Urtheil kann nie auf die Generaleinnehmer angewendet werden." Es war ein ungeheurer Lärm um uns her, der Präsident läutete gewaltig, um sich Gehör zu verschaffen; er theilte der Versammlung meinen Einwurf mit, man beschuldigte mich des Irrthums, ich wiederholte meine Beweise, ich überzeugte sie und der Präsident befahl endlich, die acht und vierzig aus dem Dekret auszustreichen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

3.

Der weisen Herrad war aber nun klar geworden, was Constantia's Benehmen bey Walters Eintritt sie schon dunkel ahnen ließ. Sie überließ die betrübten Frauen für's Erste der wohlthätigen Einsamkeit, denn heftiger Schmerz verwirft in dem ersten Augenblicke jede fremde Einmischung als überlästig und störend. In ihrem stillen Gemach suchte die Aebtissin ihre Gedanken zu ordnen und den Weg zu bestimmen, den sie einschlagen müsse, um Constantien, deren Geheimniß entdeckt war, und deren Lage sie herzlich bemitleidete, die herbe Entsagung alles Irdischen leichter zu machen, als Walter von Brienne sie um Gehör bat.

Verstört erschien der Bedauernswürdige, der sich jede Hoffnung entrissen sah, vor ihr. Mit der herablassendsten Milde nahm sie ihn, der ihr so viele Theilnahme einflößte, auf, und dieser Empfang verwandelte bald des Ritters wortarme Scheu in hinreißende Beredsamkeit. Mit den glühendsten Farben malte er der Oberin die reine Leidenschaft, die seinen Busen entzündet, die sittige Zärtlichkeit, mit der Constantia sie erwiedert, seinen Kummer ob dem Mißgeschick, das ihn von ihrer Seite gerissen, sein Sehnen und sein Hoffen, sie einst wieder frey und glücklich zu sehen, ihr einst näher anzugehören. Eben so lebhaft schilderte er seine Verzweiflung bey dem Einsturze aller seiner freudigen Hoffnungen und begann nun mit jener Ueberredungskunst, die der Liebe zu Gebote steht, das Mitleid, die Großmuth und die Milde der staunenden Zuhörerin anzurufen.

„In dieser Nacht des Grausens und der Verzweif-„lung," sprach er mit leidenschaftlicher Geberde, „strahlt „mir nur ein .. ein einziger Hoffnungsstern, und dieser „Stern seyd Ihr, hochwürdige Frau! Die Welt verehrt „in Euch ein Muster der Heiligkeit, der frömmsten Tu-„gend, der bescheidensten Weisheit. Eure Untergebnen „preisen Euch als ihre Mutter, Eure Gefangenen lieben „Euch als ihre wärmste Freundin! Ich selbst, der Fremd-„ling, fühle mich geblendet von Euerm Seelenadel. Diese „frommen, würdigen Züge müßten täuschen, schlüge nicht „unter Euerm strengen Gewand ein mit menschlichem „Sehnen und Leiden vertrautes Herz. Uebt Barmher-„zigkeit. Constantia's Schicksal ruht in Eurer Hand. „Rettet ihre Seele von Verzweiflung, mich vom Verder-„ben. . . . oder zwingt sie zu dem Schritt, den sie ver-„abscheut, und bereitet ihr dadurch ein frühes Grab!"

— Wie versteh' ich, was Ihr keck geäußert, junger heftiger Mann? Deutet mir den Sinn Eurer Rede, — sprach Herrad ernst; diesen Sinn bereits ahnend.

„Der Kaiser," fuhr Walter eifrig fort, „hat Euch

„Sybillen und ihre Töchter, als seine Gefangenen „übergeben. Er hat Euch zur Kerkermeisterin erniedrigt. „Diese Wahl beleidigt Eure Würde. „Behauptet sie. „Laßt Constantien entfliehen. In meinem Arme finde „sie ihre Sicherheit. Euch verdanke sie ihr Leben!“

— Was sprecht Ihr, Herr von Brienne — fragte die Aebtissin streng. — Der Kaiser hat sie mir vertraut. Soll ich sein Vertrauen verrathen? —

„Ist das Verrath, wenn Menschlichkeit die Tücke zu „Boden drückt?“

— Mir ziemt Demuth und Gehorsam, nicht strafbares Ankämpfen gegen des Herrschers Macht. —

„So duldet wenigstens, daß ich sie entführe . . . „Scheinbar mit Gewalt. Ein Ueberfall . . . . bey „Nachtzeit . . . nur ich betrete diese heilige Stätte „ . . . mein Gefolge bleibe fern . . . . der „Wahn genügt, daß Ihr durch Zwang . . . .

— Haltet ein! Hofft Ihr meine Einwilligung zu diesem Possenspiele? Denkt Ihr, Herrad von Landsperg könne sich so weit vergessen? Nimmermehr. Und solltet Ihr im Ernst den Frevel unternehmen wollen, so wißt, daß mir Macht zu Gebote steht, des Abenteurers Tollkühnheit zu strafen. —

„Ihr habt Recht, hochwürdige Frau,“ entgegnete „Walter beschämt. „Vergebt; — Wahnwitz sprach aus „mir. Ich bin so elend!“

— Ach! wer verzeiht nicht gerne dem Uebermaaß menschlicher Empfindungen! — sprach Herrad, von Walters rührendem Tone lebhaft ergriffen. — Bin ich nicht auch aus Staub geboren? Trage ich nicht auch Gefühl und Mitleid im Busen? Glaubt mir, armer junger Mann, ich beklage Constantia's Schicksal und das Eure aufrichtig. —

„Ihr beklagt es?“ entgegnete Walter mit bitterm „Vorwurf. „In Eurer Macht steht's, es zu ändern. „Aendert das beklagenswerthe Geschick.“

— Durch Verletzung meiner Pflicht? Niemals. Nur ein unmittelbarer Befehl vom hohen Himmel könnte mir es gebieten, nicht menschliche Ueberredung. Ich vergebe Euch Eure Bitterkeit, und meine Fürsprache, wenn sie etwas gilt, soll Euch nicht fehlen. Werft Euch zu des Kaisers Füßen. —

„Vor Frankreichs Könige allein, dessen Lehensmann „ich bin, beugt sich mein Knie.“

— Der deutsche Kaiser hat indessen hier allein zu entscheiden. Versuchts. Vielleicht gewährt Euch seine Huld und Menschlichkeit . . . . —

„Seine Menschlichkeit. Diese Tugend hat des Rothbarts Sohn von seinem Vater nicht geerbt.“

— So setzt Eure Hoffnung auf Gott und die Zeit. —

„Und während dem Hoffen“ — fiel Walter brausend ein — „geht alles zu Hoffende verloren! In einigen Monden soll die Unglückliche das harte Gelübde „ablegen, und ihr verweist mich an die Zeit? Jezt, jezt „thut die Hülfe Noth, und ich schwöre es Euch, ich raste „nicht eher, bis ich Himmel und Erde . . . . .“

— Entweiht mein Ohr nicht mit zornmüthiger Rede. Sie ist dieser Stätte fremd. Geht, nehmt mein inniges Bedauern mit Euch. Eure Leidenschaft zu unterstützen, verbietet mir mein Stand, meine Würde, wenn auch mein Herz bey der Pflichtübung blutet. —

„Nun, so sey's!“ rief der heftig gereizte Ritter. „Die Folgen dieses Augenblicks fallen auf Euch. Ich „gehe an das Hoflager, fordre Gerechtigkeit vom Kaiser. „Verweigert er sie mir, so ist sein Leben aus; . . so „verblutet er's an meinem Schwerte. Mich opfert dann „die Rache, Constantia's Herz bricht im Uebermaß ihrer „Leiden, und an Eurem Sterbebette seht Ihr unsre „Schatten wieder! Lebt wohl!“

Brienne verließ außer sich das Gemach, und die Aebtissin blieb den widrigsten Empfindungen zu Raube. Der Gedanke, zweyer Menschen Verderben zu verschulden, folterte ihre zartfühlende Brust. Ihrer Pflicht untreu zu werden, verlezte ihr Gewissen. In diesem grausamen Zweifel nahm sie ihre Zuflucht zum Altar, wo sie so oft im Gebete Trost und Stärkung wiedergefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Demoiselle Sonntag in Paris.

Sieg ist nur da davonzutragen, wo ein Gegner steht; und die herrlichsten Siege, welche die Nationen gegen einander erkämpfen können, sind die Siege der Künste.

Im Gesang wetteifern besonders die Italiener, die Deutschen und die Franzosen. Besondere Gründe, deren Prüfung nicht hierher gehört, haben in neueren Zeiten die französische Hauptstadt veranlaßt, das italienische Talent dem deutschen vorzuziehen; und ein sonderbarer Zufall hat es gefügt, daß große Talente für den Gesang, welche Frankreich hervorbrachte, nur ganz selten im Publikum bekannt wurden. Man hat erst in dem vor einigen Tagen gegebenen Konzert für die Griechen erfahren, daß einige Damen vom reichen Pariser Bürgerstande (vom hohen Range) Sängerinnen vom ersten Range sind.

Aber die Entdeckung, daß auch unter dem deutschen Himmel die Brusthöhle des schönen Geschlechtes sich eben so für den Silberklang der Singstimmen wölben, wie in den wollüstigen Hainen am Frascati, und an den Gestaden von Neapel, oder in den Gebirgen von Genua; die Entdeckung, daß die Nachtigallen nicht nur am Tiber hecken, sondern auch an der Donau und an der Spree, das wissen die Pariser erst seit gestern; denn gestern und den 15ten Juni 1826 bezeichnen wir hier geflissentlich für die Kunstgeschichte, sang zum ersten Mal in Paris Demoiselle Sonntag in dem italienischen Schauspielhause. Sie sang ihre erste Gastrolle, wozu sie Rossini als Direktor engagirt hatte, und leider ist zu vermuthen, daß diese Gastrollen nicht sehr zahlreich seyn werden, denn die Frist, die sie in Paris zuzubringen hat, mag ihr wohl sehr sparsam zugemessen seyn; sie war kaum vor einigen wenigen Tagen angekommen, und schon gestern erschallte das volle Haus der italienischen Oper von ihrer herrlichen Kunst, und von der enthusiastischen Verherrlichung ihres Triumphs.

Dem. Sonntag trat in dem Barbière mit einem Muthe auf, an welchen die Pariser wegen ihrer so schwer zu befriedigenden Ansprüche nicht gewöhnt sind; alle Debutanten zittern in den ersten Akten, aber das deutsche Wunderkind stellte sich dar in deutscher Kraft und im Bewußtseyn seines Werths, und in froher Erinnerung an die Kenner und Bewunderer im deutschen Vaterlande. Da ergab sich ein neues Phänomen, diejenigen, die mit dem hämischen Vorurtheile gegen die deutsche Art gekommen waren, wußten schon beym ersten Recitativ nicht mehr, ob sie in Paris waren oder in Neapel; und die, welche gekommen waren zu hören, fühlten eine gewisse Verwirrung ihrer Sinne; denn über dem Sehen verging ihnen das Hören. Diese liebliche Gestalt kämpfte in ihrem Geiste mit der Macht der bezaubernden Töne. Die Dilettanten riefen aus: divina bellezza! einige ganz jugendlich feurige Bewunderer ließen ein come dolce ella sospira, oder gli occhi giammai non vide und nun erinnerte sich ein dritter an das 122ste Sonnet von Petrarca, und wiederholte das come dolce ella sospira, e come dolce parla, dolce ride, um den andern zu verstehen zu geben, daß er wisse, daß sie ihre Ausrufungen aus derselben Quelle geschöpft hatten, als er.

Herrn Rossini haben die Freunde, die ihm den deutschen Schatz entdeckt haben, einen sehr wichtigen Dienst geleistet; seine Theaterdirektion fing an dem Publikum gehässig zu werden; der Mangel an neuen Stücken und an großen Talenten wurde täglich mehr sichtbar, und bereits hatte ihm die furchtbare Satyre der unerbittlichen Pariserkritik einige tödtliche Dolchstiche beygebracht; er war unrettbar, und die einzige Wunderkur, die noch möglich war, brachte ihm Demoiselle Sonntag.

Einen besondern Beweis, mit welcher Allmacht diese Künstlerin ihr neues Publikum sogleich beherrschte, sieht man darin, daß man sie auch in dem Barbière, dem ewigen, unerträglich gewordenen Barbière, als eine langersehnte Unbekannte bewillkommte; ihre schöne Jugend verjüngte das veraltete. Der Genuß war äußerst mannigfaltig. Man hatte das Vergnügen sich über die Abwesenheit der Madame Pasta zu trösten. Man sah nun ein, daß die stolze, vorlängst erkrankte Jodor nun plötzlich genunden, oder daß sie wenigstens sich endlich ein Mal erklären werde, ob sie sich über die Alpen abermals verbergen wolle. Die Kasse erfreute sich eines Segens, dessen sie schon lange ungewohnt war.

Auch ist bereits die Hoffnung geweckt worden, daß Rossini endlich einmal seinen wahren Vortheil verstehen werde, und diese Hoffnung, gegründet auf eine Sonntag, ist eine der süßesten, welche die ächten Kenner sowohl unter den Franzosen als unter den Deutschen haben können. Demoiselle Sonntag wird den reinen Werth der Musik des verewigten Mozart ganz vorzüglich darthun; die italienische Oper wird endlich durch sie erfahren, welch ein Schatz in den bisher vergessenen, im Staube modernden Mozartischen Partituren vergraben liegt; und das Pariser Publikum, die mancherley Künstler in den Orchestern in Paris, und die zahllosen Liebhaber, die zwar Mozart zu schätzen wußten, aber ihn nie unter sich leben hörten, werden endlich einmal, wenigstens während der Gegenwart der würdigsten Priesterin des Mozartischen Kunsttempels von dem lastenden Zwange befreyt werden, welchen ihnen die Mode auferlegt hatte.

Es waren bey der Vorstellung nur wenige Deutsche gegenwärtig; denn der Zulauf war ungewöhnlich gewesen, und das bevorstehende Fest der Kunst war auch nicht hinlänglich angekündigt worden. Jedoch erfuhren die Franzosen und Italiener bald, daß Demoiselle Sonntag ein Zögling der guten Wienerschule gewesen war. Aber sie trauerten alle zum Voraus, als sie vernahmen, daß Berlin ihnen die kostbare Blume, die es mit vielem Eifer und mit einer sorgsamen Wartung auf seinen Boden verpflanzt hatte, nicht leicht abtreten würde. Man sah es manchem an, daß er sich bereits entschloß, der Zauberin im Nothfall bis in die Hauptstadt Preußens nachzureisen.

Die Kunstkenner erstaunten über die Reinheit eines solchen vollen Silbertons, man verglich ihre Fertigkeit in den chromatischen Gängen mit den schönen Tagen der Madame Catalani; man sah Niemanden, der nicht voll des süßen Gefühls der Bewunderung und des Vergnügens zugleich war, als man die Leichtigkeit des Pizzicato im Gesange hörte, das in Paris bisher eine Seltenheit war. Und nun erinnerten sich die Alten an eine ähnliche Erscheinung, als einst die deutsche noch immer nicht ganz vergessene, noch immer verehrte Ballette in Paris erschien. Nun reihten die Damen die Demoiselle Sonntag zwischen die große Pasta und die vielgeliebte Canti. Auch die italienischen Kritiker erkannten, daß der schöne deutsche Mund die süßen italienischen Töne eben so rein sprach, als man sie oft kaum in Della Scala in Mailand hörte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Eines der interessantesten Werke, das hier noch über den griechischen Freyheitskampf erschienen, ist des Obersten Leake Historical Outline of the Greek Revolution. Ein kurzer Auszug über den Charakter der griechischen Landleute in den weniger besuchten Gegenden, und der Albaneser, ist besonders lesenswerth, indem sie die Ansichten eines denkenden und, allem Anscheine nach, unpartheyischen Beobachters enthalten. — „In allen Gegenden Griechenlands ziehet die Bauernfamilie einen Theil ihres Unterhalts mit dem Spinnen von Baum- und Schaafwolle, und dem Weben der groben Stoffe, welche meistentheils zu ihrer Kleidung und ihrem Hausrath benuzt werden; und obgleich ihre Lage, im Ganzen genommen, sehr elend ist, so ist der Landmann doch im Allgemeinen fleißig, seiner Familie sehr zugethan, für den Unterricht seiner Kinder besorgt, und an Verstandeskraft dem in den gebildetsten Ländern Europens gleich, wo nicht überlegen. Der auffallendste Abstich gegen die Einwohner der Ebenen Griechenlands findet sich auf den Inseln des Aegeischen Meers, wo es keine türkischen Einwohner gibt, und in den Gebirgsgegenden von Kreta, Lakonien, Arkadien, Aetolien, Locris, Epirus, Thessalien und Makedonien. Hier gleichen die Griechen auf's vollkommenste ihren Vorfahren, in ihren Tugenden sowohl als ihren Fehlern, ihren glorreichen Vorfahren, wie sie uns die Geschichte schildert — betriebsam, rüstig, unternehmend, heldenmüthig, ihrer Heimath und ihrem Vaterlande fest anhängend, von wenig lebend, oder je nachdem die Umstände es mit sich bringen, Liebhaber vom Wein und Vergnügen; heftig, rasch, sinnreich, nachahmend, aber auch eitel, unbeständig, treulos und unruhig. In einigen der Gebirgsgegenden gab es Dörfer, ja ganze Gegenden, die man ihrer eigenen Verwaltung, oder vielmehr der Verwaltung anerkannter Primase überlassen, welche für die Steuer verantwortlich waren, und sie gewöhnlich von den Türken pachteten. In einigen Gegenden wurde nicht einmal die Kopfsteuer (Kharadsch) regelmäßig entrichtet. In allen diesen Bezirken hatten die Häupter der vornehmsten Familien einigen Antheil an der Regierung, und die ausübende Gewalt befand sich in den Händen der Reichsten und Angesehensten. Wie es unter einer solchen Art von Regierung nothwendig geschehen mußte, waren die nahe an einander liegenden Dörfer oft im Streite verwickelt, welches die wichtige Folge hatte, daß es das Volk in den Waffen übte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Juni 1826.

Unerklärlich bleibt dir immer dein Loos;
Magst aus vielverstrickten Irrgewinden
Deiner Laufbahn nie den Ausgang finden.
Nur den Glauben, den seeligen Glauben
Laß in Angst und Drangsal nimmer dir rauben!
Bleibst du auch der irdischen Mächte Spott:
Unerforschlich führt dich hindurch dein Gott.

Nägeli.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

In die heißeste Andacht versunken lag Herrad auf ihren Knieen und flehte zum Höchsten und zu der heiligen Stifterin Hohenburgs um Licht, Stärke und Gewissensruhe, bis der späte Abend sein Dämmerlicht in die Kapelle goß. Da ertönten plötzlich wunderliebliche Klänge um sie her. Staunend blickte die Beterin empor. Ahnendes Beben schlich durch ihre Glieder. Rosiger Schein umstrahlte Altar und Gewölbe, balsamischer Duft erfüllte das Haus. Odilias Bildsäule war verschwunden und an ihrer Statt sah die Heilige selbst, umgeben von tausendfarbigem Strahlenglanze, freundlich auf die Beterin hernieder.

„Herrad! Herrad! sprach mit süßer Stimme die himmlische Erscheinung. Du treue Magd! Du Auserwählte zur glorreichen Seligkeit! Dein heißes Flehen drang durch des Himmels Räume. Du hast gerufen! Ich komme. Vernimm den Willen des Herrn!“

„Odilia! heilige Stifterin! Gebiete!“ — stammelte Herrad in seliger Verzückung. Immer strahlender ward die Erscheinung, während die Worte aus ihrem Munde tönten: „Gottes Furcht und Menschenpflicht, demüthige sich nicht vor dem Uebermuthe der Gewaltigen! Constantia's Ehebund ist im Himmel geschlossen. Gib sie der Freyheit, ihrem künftigen Gatten zurück. Die Unschuldige bedroht Gefahr. Die zweyte Morgensonne finde sie schon auf ihrer Flucht. Fürchte die Rache des Bösen nicht. Die Haare auf deinem Scheitel sind gezählt; die Tage des Unterdrückers sind es auch! Gedenke mein, geliebte Herrad! Du siehst mich wieder!“

Die überirdischen Töne erklangen auf's Neue. Matter wurde der Strahlenschimmer, blässer der Rosenschein auf den Wänden. Mild lächelnd zerfloß die Erscheinung in einen leuchtenden Schatten. Vergebens streckte die begeisterte Herrad ihre Arme sehnsuchtsvoll nach der Verschwebenden aus. Sie entschwand. Glanz und Töne sanken in tiefe Dämmerung zurück, aber die Weihe des feyerlichen Augenblicks war in Herrads fromm-zuversichtlichem Gemüthe zurückgeblieben.

4.

Wer beschreibt Walters Erstaunen, als er am frühen Morgen sich zur Aebtissin entboten sah? Wer schildert seinen freudigen Schreck, als er aus ihrem Munde sein Glück, die Bewilligung seines heißesten Wunsches vernahm? „Hochwürdige Frau! rief er vor Freude hingerissen, welch ein Wunder konnte Euer Herz lenken, das noch gestern mir hartnäckig meine Seligkeit verweigerte?“

„Herr Walter! — entgegnete die fromme Oberin — betet dankbar zu des Himmels Höhen, denn er hat Euch unter seinen Schutz genommen. Doch genug des Zweysprachs. Zur That. Heute Nacht, wenn alle Jungfrauen dieses Stifts im Chor versammelt sind, den Herrn zu preisen, beobachtet Ihr das kleine Klosterpförtchen. Ich selbst führe Euch Constantien entgegen. Das Morgenroth

beleuchte Eure Flucht. Bereitet Euch zur Reise, deren nächstes Ziel ich Euch stecken werde."

Walter flog entzückt davon und rüstete in dem Dorfe am Fuße des Berges Alles zu weiter Fahrt. Bald war es geschehen, aber noch lange mußte der Ungeduldige auf das Stündlein seiner Wonne harren. Seine Unruhe ließ ihm keine Rast, und in Gebürg und Wald irrte er hoffend und fürchtend umher, bis der lezte Schein des Tages verlosch und blaue duftige Nacht herniederstieg auf Halde und Flur. Der Mond zog auf am wolkenlosen Himmel, und tausend Sternlein blizten hell herab auf den Pfad, der sich zum Kloster emporwand, und den der gerüstete Paladin mit klopfendem Herzen ging. Unter den dunkeln Baummassen vor dem Gotteshause warf sich Walter nieder und blickte starr auf die Fenster der Kirche, die noch immer in Finsterniß verhüllt lagen. Qualvolle Augenblicke der Erwartung verseufzte der Harrende, bis endlich ein schwacher Lichtschimmer an den Scheiben hinfuhr, bald zur milden Helle wurde, und der sanfte Choral der versammelten Jungfrauen begann. Walter eilte zu dem Pförtchen. Noch war es fest verschlossen; aber bald . . . horch! . . . rasseln Schlüssel . . . leise wird der klirrende Riegel zurückgeschoben, und auf der Aebtissin Schulter gestüzt, erscheint des Wonnetrunknen holde Braut, Constantia, unter dem Bogen. Mit einem halberstickten Ruf der Freude nähert sich der treue Ritter, und sanft legt Herrad die Erschütterte in seine Arme. Constantia's Herz klopft an dem seinen, ihre Thränen benetzen seine Wangen. Von dem unaussprechlichen Entzücken des Augenblicks gefesselt, findet Walter keine Worte des Dankes. Da spricht die hochherzige Herrad mit gerührter, aber ernster Stimme: „Hier übergebe ich dir, junger Mann, die, nach der dein Herz verlangt. Nicht irdischer Rücksicht, nicht sträflicher Schwäche verdankst du dieß Geschenk. Dem Himmel selbst. Da ich aber nicht in deiner Seele lesen kann, wie der, der dich schuf, so gelobe mir bey allen deinen Hoffnungen auf jenes Leben, pünktlich das zu thun, was ich von dir verlangen werde." — Der Graf von Brienne schwur. — „Nimm dieß Pergament — fuhr Herrad fort — und ziehe stracks gen Etival zum Kloster. Uebergib dem würdigen Abt das Schreiben. Er wird dein Bündniß mit Constantien vor dem Altare weihen. Dann führe sie mit dir auf dein einsamstes Schloß, und lebe dort im Verborgenen, bis die Gefahren vorüber sind, und mein Wort, oder der Wink des Abts von Etival dich wieder in die Welt zurückberuft. Nun aber eilt und der Herr behüte eure Wege."

Mit des reinsten Dankes Thränen sanken die Verlobten zu Herrads Füßen, die, der Rührung nachgebend, sich zu den Knieenden beugte. Sie drückte einen mütterlichen Kuß auf die blasse Stirne der unglücklichen Fürstentochter, legte die Hände segnend auf das Haupt ihrer Schützlinge, und flüsterte bewegt: „Vergesset mich nicht! Gedenkt Eurer Freundin!" — „Ewig! ewig!" riefen Beyde.

„Ach! jammerte die schüchterne Jungfrau, meine Mutter! meine Schwester! werde ich sie, werde ich Euch je wiedersehen?" — „Du wirst's!" — rief Herrad, und schlug ihre leuchtenden Blicke auf zum prächtigen Nachthimmel, der wie ein aufmerksamer Zeuge des Abschieds lauschte. „Du wirst sie, du wirst mich wiedersehen! Ich verspreche dir's! Doch genug! Schon zieht die Morgenluft über die Berge. Eilt! flieht! Der Herr sey bey euch mit seinen himmlischen Schaaren."

Sie entzog sich stark und willensfest den Liebkosungen der Dankbaren und das Pförtlein fiel zu. Walter und Constantia, durch Herrads Muth aufgerichtet, reichten sich feyerlich unter dem Sternendom die Hände, kehrten nach heißem Segenswunsche der geweihten Stätte den Rücken, und eilten getrost über den, für die Ewigkeit gebauten Römerweg in's Thal, wo ihrer starke Rosse und sicheres Geleit harrten.

Hinter ihnen aber öffnete sich leise das Pförtchen wieder. Herrads liebevoll besorgter Mutterblick folgte spähend den fliehenden Gestalten der Schutzbefohlenen durch den zitternden Mondesglanz, und ihr aufmerksames Ohr lauschte ihren fernhin verhallenden Schritten, bis Schatten und Wiederhall untergegangen war in schweigender Waldesnacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsezung.)

„In dieser Zeit fiel ein denkwürdiger Auftritt in der Schatzkammer vor. Der berühmte d'Epremesnil, ehemaliger Parlamentsrath, einer von denen, die 1788 die Versammlung der Generalstaaten am eifrigsten betrieben, war auf der Terrasse der Feuillants bey dem Saal des Konvents, auf welcher täglich ein großer Volkshaufen versammelt war, um durch sein Geschrey die Beschlüsse der Versammlung zu lenken, spazieren gegangen. d'Epremesnil ward erkannt, und von da bis zum Palais Royal, wohin er seine Flucht richtete, und endlich in die Schatzkammer, die er für eine Zuflucht ansah, mit Steinwürfen und Schlägen verfolgt.

Der Verordnung nach sollte immer einer der Kommissarien gegenwärtig seyn; ich hatte mich um sechs Uhr entfernt, mein Kollege, Herr Dutramblay, nahm meinen Platz ein, und befand sich in seinem Privatkabinet, als er aus dem Fenster einen Haufen herandrängenden Volks erblickte, welcher ein blutiges, nur noch mit den Fetzen seiner herabgerissenen Kleidung bedecktes, Gespenst verfolgte, das sich in die Thore des Schatzkammergebäudes zu retten versuchte. Das ihm auf den Fersen folgende wüthende

Volk forderte laut schreyend sein Leben — und ich weiß noch bis jezt nicht, was es so ungeheuer gegen den Unglücklichen erbittert hatte — die Wache des Schatzgebäudes, welche diesen Tag aus alten Grenadieren der Garde Françoise bestand, warf sich augenblicklich zwischen beyde Partheyen, und umgab das arme Schlachtopfer mit einer doppelten Reihe. Herr Dutramblay eilte sogleich auf der großen Treppe herbey, und ließ Herr d'Eprémesnil in das Kabinet des Bureaudieners bringen, suchte das Volk durch Zureden zu beruhigen und ermuthigte die Wache, in ihrem Widerstande zu beharren.

Troz dieses Lärmens und seiner persönlichen Gefahr hatte Herr Dutramblay dafür gesorgt, daß ein Bett in jenes Kabinet gebracht und Jemand aus dem Bureau herbeygerufen war, der ihn nothdürftig zu verbinden verstand und ihn auf sein Lager schaffte. Zur Ehre des Geschlechts muß ich den Umstand nicht vergessen, daß die Gattin des Mißhandelten, damals eine sehr hübsche junge Frau, bey der ersten Nachricht von der Gefahr ihres Mannes herbeyeilte, mit Lebensgefahr durch den Volkshaufen drang und sich mit ihrem Gatten in diesen sehr unsichern Schutzwinkel einschloß.

So standen die Sachen, als ich, meine Wohnung verlassend, sie von dem Kommandanten eines Infanterie- und Kavalerie-Detachements erfuhr, welches Befehl hatte, den Durchgang der Straße, die ich betreten wollte, zu sperren. Nachdem ich mich zu erkennen gegeben hatte, ließ man mich meinen Weg fortsezen, und ich gelangte mit vieler Mühe zu meinen, mich ungeduldig erwartenden Kollegen. Ich drang endlich bis zur Treppe, auf deren unterster Stufe der erste Grenadier stand, und mich an ihn lehnend, begann ich das Volk von hier aus zu bereden, indeß Dutramblay eben dieses von der obersten Stufe, sein Vertheidigungskorps vor sich, zu thun bemüht war. In diesem Augenblicke nahte sich mir ein Unbekannter, den mir seine Aussprache für einen Südfranzosen verrieth, und fragte mich leise: ob er mir nützlich seyn könnte? — Ich bat ihn, augenblicklich zu dem Maire von Paris zu gehen, und ihn zu bewegen, daß er sich sogleich in die Schatzkammer begeben möge.

Petion, der damals Alles vermochte, war Maire und erschien kurz nach unserer an ihn ergangenen Aufforderung; er war jung, ziemlich groß, blond, hatte ein schönes Gesicht, das in diesem Augenblick von der Hitze des Tages sehr gefärbt war. Man führte ihn in das Kabinet, wo der unglückliche d'Eprémesnil lag, und dieser sagte ihm mit sterbender Stimme: „Auch ich war der Abgott des Volks . . . . .“ Dieser Anblick, diese Worte machten auf Petion einen solchen Eindruck, daß er todtenbleich und wankenden Schrittes sogleich das Kabinet verließ, wir befahlen zwey Grenadiers, ihn zu unterstützen; sie führten ihn in einen benachbarten Hof, wohin wir ein Feldbett tragen ließen, auf das er sich ausstreckte, allein nachdem wir mehrere Male von seinem Befinden Nachricht erhalten, sagte man uns, er sey verschwunden, und somit waren wir des einzigen Mittels beraubt, das uns zur Verhütung eines Verbrechens behülflich seyn konnte.

Während dem hatten sich zwey junge Leute bey uns eingestellt, deren Namen an schändliche Handlungen erinnerten, sie kamen, die rothe Mütze auf dem Kopf, in kurzer Jacke, mit offnen Hemdkragen, und an ihrer Scherpe waren sie für Mitglieder der Gemeinde von Paris zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, im Junius.

Alles ist hier mit warmem Eifer beschäftigt, den leidenden Arbeitern in den Fabrikstädten Hülfe zu schaffen. Die dringende Noth, welche in Manchester und andern englischen Städten in Empörung übergegangen, liegt auch schwer auf Glasgow, Paisley und mehreren schottischen Städten; aus einem so eben erschienenen Berichte der zur Erleichterung der unglücklichen Arbeiter niedergesezten Kommission ergibt sich, daß mehr als 30.000 Personen ohne die geringste Beschäftigung sind. Das Verhältniß der Weberstühle ohne Gewebe beträgt im Durchschnitt drey Viertel der ganzen Zahl in manchen Städten, in denen der bey weitem größte Theil der Bevölkerung aus Webern oder andern Fabrikarbeitern besteht! Ganze Familien sind folglich von allen Nothwendigkeiten des Lebens entblößt, und im wörtlichen Sinne vor Hunger sterbend; — doch ist Alles ruhig geblieben — man sagt die Schotten tragen länger und geduldiger wie die Engländer, sind aber auch, wenn es einmal ausbricht, fürchterlicher und weit schwerer zu besänftigen. In diesem Augenblicke hat, wie es scheint, die Gelassenheit, mit welcher die armen Arbeiter in Schottland den schweren Druck der Zeiten erleiden, das Interesse für sie noch erhöht. Die lebendigste Thätigkeit herrscht auf allen Seiten, und es ist unglaublich, wie große Summen hier in kurzer Zeit zusammen gebracht werden, wenn das Mitgefühl der Reichen einmal aufgeregt ist. *)

Eine Subscription hat in wenigen Tagen eine Summe von 2470 Pf. St. zusammengebracht — einzelne Personen haben 100. — 50 — sehr viele 20, und eine große Anzahl 10 Pf. St. unterschrieben.

Mehrere der ersten Damen aus der Gesellschaft haben sich vereint, um den Plan zu einem Subscriptionsball zu entwerfen, den sie mit reger und liebenswürdiger Thätigkeit ausgeführt — auch ist er ganz nach Wunsch gelungen. — Eintrittsbillette wurden für eine Guinee gegeben, und man hat nach Abzug aller Kosten, dem zum Empfange der Beyträge bestimmten Ausschusse 412 Pfd. St. übergeben, eine für diese Jahreszeit, wo die Stadt schon sehr leer ist, äußerst bedeutende Summe, die Kosten waren möglichst verringert, da Jedermann sich aufs liebenswürdigste bestrebt hatte, nach Kräften zu

---

*) Bey der großen Feuersbrunst vor zwey Jahren blieb dem zur Vertheilung der Subscription ernannten Ausschusse eine beträchtliche Summe übrig, nachdem alle, die Entschädigung annehmen wollten, selbige erhalten hatten.

diesem wohlthätigen Zwecke beyzutragen. Die Verzierungen des Ballsaals, der Saal selbst und die Tanzmusik waren umsonst, die Erfrischungen für verminderte Preise. Mehrere Sänger und Sängerinnen vom Theater, und einige hiesige Tonkünstler, die sich ebenfalls freywillig dazu erboten hatten, unterhielten die Gesellschaft während einer Pause in der Mitte des Balls, mit Gesängen und Musik. Die Damen hatten es sich zum Gesetz gemacht, in schottischen Stoffen gekleidet zu erscheinen, um auch auf diese Weise die menschenfreundliche Absicht des Ganzen zu befördern.

Vielleicht mag die Idee, ein Fest zu geben, um Unglücklichen beyzustehen, für die, welche noch nicht daran gewöhnt sind, im ersten Augenblicke etwas Auffallendes haben — eine meiner jungen Freundinnen hier sagte mir, wie zuerst von diesem Balle die Rede war, sehr naiv — „aber, muß man denn tanzen, um die Menschen vom Hungertode zu retten?“ — allein ich denke, mag doch Jedermann das Gute auf seine Weise thun, die Hauptsache ist, daß es geschieht und warum soll man am Ende nicht, wenn man den Armen erleichtert, zugleich dem Reichen eine Gelegenheit zur Fröhlichkeit geben? — Die Rigoristen mögen freylich diesen Grundsatz ein wenig leicht finden. — Der Pittclub, ein Verein von Tory's, der jährlich hier das Andenken Pitts durch ein öffentliches Mittagessen feyert, hat, wie es scheint, etwas von dem Gefühle meiner jungen Freundin empfunden, und sich deßhalb entschlossen, 100 Guineen, die Kosten des Mittagessens, dem Ausschusse zu übersenden. — Wenn man bedenkt, wie sehr die Britten solche öffentliche Mittagessen, mit den dazu gehörigen Reden, Toasts ꝛc. lieben, so muß man den Herren dieses Opfer in der That hoch anrechnen, um so mehr, da die meisten schon außerdem freygebig zu der Subscription beygetragen. — Ein öffentliches Konzert ist von dem Verein der hiesigen Tonkünstler und von der Schauspieldirektion eine Benefizvorstellung ebenfalls zum Besten der Fabriken gegeben worden.

Die Damen haben auch eine Menge artiger Arbeiten, als Körbchen, Börsen ꝛc. verfertigt, die an einem bestimmten Tage von einigen unter ihnen dazu auserwählten verkauft worden sind, welches 200 Pfd. St. gebracht hat. So beträchtlich auch alle diese Summen sind, so reichen sie doch leider noch bey weitem nicht hin, um die große Noth abzuwenden. In einem solchen Augenblicke aufgeregter Wohlthätigkeit erscheinen die Britten in ihrem schönsten Lichte — Wohlthätigkeit, ist überhaupt gewiß eine ihrer hervorstechendsten Tugenden, und das tiefe Elend, welches man hier so oft neben dem glänzendsten Reichthume findet, läßt es nicht an Gelegenheit zu deren Ausübung fehlen.

Wenn ich diese in dem brittischen Charakter wirklich ausgezeichnete Neigung, die Leiden ihrer Mitbrüder zu mildern, betrachte, so kann ich mich nicht der Verwunderung enthalten, daß das furchtbare Schicksal Griechenlands hier, mit wenigen Ausnahmen, mit so großer Kälte betrachtet wird; — ich rede in diesem Augenblicke nur von dem, was ich hier vor Augen habe, und nicht von England, doch fürchte ich, ist auch dort der Eifer sehr lau — hier habe ich in der That nur selten Spuren davon gesehen — im vorigen Jahre hielt ein Damenverein eine öffentliche Versammlung, um sich über die passendsten Mittel zur Verbesserung der weiblichen Erziehung in Griechenland zu berathschlagen — mehrere Reden wurden gehalten, ein Ausschuß von Damen niedergesetzt, eine Subscription eröffnet, und der Entschluß gefaßt, Schulen anzulegen, und Lehrerinnen nach Griechenland zu senden — ich glaube die ganze Sache ist in Nichts zerfallen — mir schien der Plan im ersten Augenblicke wenigstens ganz unzeitig, wenn gleich unstreitig sehr wohlgemeynt. Nicht Erzieherinnen sind es, welche jenes im Blute schwimmende, und den Todeskampf kämpfende Volk bedarf — und die Beyträge wären ohne Zweifel weit besser angewandt gewesen, wenn man ihnen Pulver und Kanonen dafür gesandt hätte.

Der heldenmüthige Widerstand und der schreckliche, herzzerreißende Fall von Missolonghi hat nur bey wenigen ein leichtes Mitgefühl aufgeregt. — Williams, ein ausgezeichneter hiesiger Künstler, hat seine meisterhaften Darstellungen griechischer Gegenden hier öffentlich ausgestellt, und Jedermann betrachtete sie mit Bewunderung, und suchte die Aehnlichkeiten zwischen der Lage Athens und Edinburgs aufzufinden, wodurch die Edinburger ihr Recht zu dem Namen des neuen Athens zu bekräftigen meynen, ohne daran zu denken, daß bald selbst kein Trümmer mehr die Stätte jenes Heiligthums der Künste bezeichnen wird — wehmüthig ruhen die Blicke auf dem vortrefflichen Gemälde des Schlachtfeldes von Marathon, aber nur wenige Thränen fließen den Enkeln jener Helden, die ihrer Väter würdig, ihr Blut in dem heiligen Kampfe für Freyheit und Vaterland vergießen.

Wie sich dieser Kaltsinn bey der Ausrottung eines ganzen christlichen Volkes durch das Schwert der Ungläubigen mit dem hier so hoch gestiegenen Eifer für die Verbreitung des Christenthums durch Bibelvereine, Missionen ꝛc. verträgt, ist schwer zu erklären. —

Wodstock, der neu erschienene Roman Walter Scotts, scheint im Allgemeinen keinen großen Beyfall zu finden — auch steht er gewiß tief unter seinen frühern Werken, und selbst unter den zuletzt herausgekommenen Tales of the Crusaders. — Ich enthalte mich hier eines weitern Urtheils, da die Uebersetzung nun schon längst in Deutschland erschienen seyn muß.

Mehrere Professoren haben dieses Jahr öffentliche Vorlesungen gegeben — die des Dr. Hope, des Professors der Chemie, dessen große Geschicklichkeit in Experimenten viel Unterhaltung gewährt, ward von mehreren Herrn und Damen besucht. In diesem Augenblicke gibt Dr. Graham, der Professor der Botanik, eine botanische Vorlesung, und Dr. Greville, ein sehr geschickter Botaniker, von dem mehrere interessante Werke, wie ich denke, auch in Deutschland bekannt sind, eine andere und in beyden findet man zahlreiche Freunde und Freundinnen der Kräuterkunde versammelt.

Auflösung der Charade in Nr. 144.
Sprachrohr.

Räthsel.

Ein Thier, das öfters sanft und gut
Und Niemand was zu Leide thut;
Das ganze Länder oft verheert,
Und ganze Städte schon zerstört,
Und Bauern fraß mit Hof und Heerd;
Den Großen über Alles werth,
Und das die kleinen Kinder lieben;
Das Sterne uns so schön beschrieben;
Oft ohne Kopf, und Fuß und St–ß;
Das mancher hat und es nicht weiß;
In tausend Formen, groß und klein; —
Was mag das für ein Thier wohl seyn?

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Juni 1826.

Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
Ist eben auch so bald durch Klugheit zu ersticken.

Goethe.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Der Ertrinkende greift auch nach einem Strohhalm; das französische Sprichwort sagt: „nach einem glühenden Eisen,“ und gibt ein genügenderes Bild. Wir gingen diesen Machthabern des Tages demnach entgegen und suchten sie durch Vertrauen zu gewinnen. Es gelang uns vollkommen; sie versprachen uns, Alles anzuwenden, um den Volkshaufen aus der Schatzkammer zu entfernen, und sie hielten Wort: ihre an die Vordersten des Haufens gerichtete eindringliche Reden wurden von diesen den weiter entfernt Stehenden mitgetheilt, und ehe eine Stunde verflossen war, hatte sich die Menge gänzlich verlaufen. Die Wahrheit zu sagen, kam den Rednern einer der heftigsten Regengüsse, die ich jemals gesehen habe, zu Hülfe. Sobald das Gebäude leer war, ließen wir die äußern Thore schließen und beriethen uns mit unsern beyden Beschützern über die Mittel, unsere beyden Gefangenen, ohne sie neuen Gefahren auszusetzen, zu befreyen. Es war Nacht geworden, sie riethen uns, einen bespannten Wagen und zwey Reitpferde kommen zu lassen, der erste sollte Herr d'Eprémesnil und seine Frau fortbringen, sie wollten sie zu beyden Seiten des Schlags zu Pferde begleiten, die eine der, immer zur Vertheidigung der Schatzkammer geladen auf ihrem vordern Hof stehende Kanonen sollte vor dem Wagen, die andere hinter ihm hergezogen und so die beyden Gäste in ein Gefängniß gebracht werden, wobey man dem auf ihrem Weg befindlichen Volke sagen würde: die Gefangenen würden morgen vor Gericht gestellt werden; statt dessen sollten sie aber Mittel finden, in der nächtlichen Stille in ihre Wohnung zu entkommen.

Der Anschlag gelang und die Unglücklichen wurden gerettet.

Bey diesem Vorgang fielen mir einige Worte, die mir einer der Grenadiere sagte, sehr auf: er drückte seinen Abscheu gegen die Barbarey des Volks aus und setzte hinzu: „Der Mensch da in dem Kabinet flößt mir weiter gar keine Theilnahme ein. Ich habe es ihm nicht vergessen, daß er einer von denen war, die 1788 den Aufstand gegen den König beförderten. Das französische Garderegiment sollte Ordnung herstellen, aber ihm ward verboten, auf das Volk zu schießen, so daß uns die Petarden und Raketen rechts und links ungestraft den Schnauzbart verbrannten. — Das haben wir dem Parlament von Paris nie verziehen!“

Es ist tröstlich, in einem Augenblick gänzlich dem Gesetz entbundner Leidenschaft Beyspiele zu finden, wo das menschliche Gefühl über persönliche Rache so mächtig wird, sogar über Selbsterhaltung siegen zu können — denn diese wackern Grenadiere wagten zu d'Eprémesnil's Vertheidigung ihr Leben.

Herr Gaudin erzählt ein anderes Beyspiel aus jenem traurigen Zeitpunkt, welches als Beweis dient, wie mächtig die Achtung für das Gesetz auf den irre geleiteten Volkshaufen wirkte. Der Konvent hatte ein Gesetz proklamirt,

demzufolge die Weiber der requirirten Vaterlandsvertheidiger, wenn sie ein, von der administrirenden Behörde ihres Korps ausgestelltes Zeugniß beybrächten, daß ihre Männer wirklich bey ihrer Fahne wären, sie vom Nationalschatz eine monatliche Unterstützung erhalten sollten. Kaum war dieses Gesetz bekannt gemacht, so benutzten es Uebelwollende, mit einem Haufen Weiber aus den Vorstädten, von denen wahrscheinlich nur die wenigsten ihre Männer bey dem Heere hatten, mit großem Lärm vor das Gebäude der Schatzkammer zu rücken, um die versprochene Unterstützung zu verlangen. Wie sich Herr Gaudin an diesem Tag wie gewöhnlich in sein ihm in der Schatzkammer angewiesenes Privatkabinet begab, sah er aus dessen Fenstern einige Tausend Weiber, die, von der Straße des petits Champs herbeyströmend, sich um die Schatzkammer drängten. Glücklicherweise hatte man bey der Annäherung des Tumults alle Thore derselben geschlossen, so daß Herr Gaudin, welcher sich der frühen Morgenstunde wegen allein auf seinem Posten befand, Zeit hatte, einen regelmäßigen Weg zu gehen. Ich schickte, erzählt er, einen Bureaudiener ab, welcher aus einem Fenster des Erdgeschosses die Weiber um ihr Begehren fragen mußte; sobald er mir dasselbe berichtet, beauftragte ich einen der Schreiber, diesen Leuten begreiflich zu machen, daß man sie unmöglich alle insgesammt zulassen könnte; wenn sie aber ein halbes Dutzend aus ihrer Mitte absenden wollten, würde man sich sehr bereitwillig mit ihnen erklären. Jene waren es zufrieden und Sechse von ihnen wurden in unsern Sitzungssaal geführt, wohin ich mich unverzüglich begab. Man kann leicht denken, daß die ganze Masse dieser Weiber aus der Hefe des Volks, ja wohl größtentheils aus schlechten Weibspersonen bestand, ich behandelte sie aber deßhalb nicht weniger achtungsvoll, denn es wäre sehr gefährlich gewesen, ihnen zu mißfallen. Sie mußten um den grün behangenen Tisch Platz nehmen, und nachdem ich sie der Reihe nach betrachtet hatte, wendete ich mich an diejenige von ihnen, welche mir die wenigst abschreckenden Züge zu haben schien, und fragte, was sie hergeführt habe? Sobald sie ihre Absicht ausgesprochen, bat ich sie, mir das vom Gesetz verlangte Zeugniß: daß ihr Mann wirklich bey seiner Fahne sey, vorzuzeigen. — Sie hatte kein solches, wie ich es mir gleich vorgestellt hatte, und ich machte ihr nun begreiflich, daß der Schatz nur unter dieser Bedingung Geld auszahlen könne; sobald sie aber mit diesem Zeugniß versehen sich beym Bureau einfänden, würde er sie unverzüglich befriedigen. Darauf bat ich die sechs Abgeordneten, diese Antwort dem Haufen zu überbringen, und sie erfüllten den Auftrag so redlich, daß die Belagerung des Schatzes in kurzer Zeit gänzlich aufgehoben war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ratinet.

Ein Beytrag zur Thierseelenkunde.

Voriges Jahr ward wegen Diebstahls ein junger Mensch, Namens H., für mehrere Monate in das alte, nun verlassene Strafarbeitshaus zu Genf gebracht. Seine Strafe wurde dadurch noch verschärft, daß er, abgeschieden von den andern Sträflingen, allein in seiner Kammer arbeiten mußte. Diese ungewohnte Einsamkeit und Abgeschiedenheit war dem lebhaften jungen Menschen unerträglich. Lange, aber vergeblich, suchte er sich einen Gesellschafter. Endlich war er so glücklich, eine junge Ratte, männlichen Geschlechts zu fangen. Schon nach einigen Tagen war sie durch freundliche Behandlung ganz heimlich und vertraut geworden, und verlangte nicht mehr fort. Nur aus des Freundes Hand nahm sie Nahrung, und wenn er arbeitete, kroch sie ihm zwischen Weste und Hemd, wo sie sich Stunden lang ruhig verhielt. Immer aber suchte sie nur die linke Seite, nie die rechte: sey es nun, daß sie sich in der Nähe des Herzens wärmer fühlte, sey es, daß sie die rechte Seite vermied, weil H. bey der Arbeit mit der rechten Hand mehr Bewegung machte. Bald war Ratinet — so wurde der Zögling geheißen — vom Direktor der Anstalt und von andern Sträflingen wegen seiner guten und bey einer Ratte nicht geahnten Eigenschaften bekannt und beliebt. Nur an Reinlichkeit wollte sich das Thier nicht recht gewöhnen, und wurde deßhalb bisweilen von H. mit einem kleinen Rüthchen gezüchtigt. Ungefähr einen Monat nach diesem stillschweigenden Societätskontrakt war H. in seiner Züchtigung zu hart gewesen, und hatte auch vergessen, dem Thier zu saufen zu geben, kurz Ratinet jeta — wie H. sich ausdrückte — son bonnet au-delà du moulin, und entwischte. Wer beschreibt nun H.'s Traurigkeit? Er wartete ein, zwey, drey Tage, eine Woche — vergebens, Ratinet kehrte nicht wieder. Nun dachte H. darauf, sich eine andere Ratte zu fangen und abzurichten. Er war auch bald so glücklich, eine zu erwischen. Aber sie war älter als die vorige, und obwohl von demselben Geschlecht, fehlten ihr doch alle die guten Eigenschaften Ratinets. Sie ward wohl auch zahm, fraß und soff aus H.'s Hand, aber des kleinen Ratinets Zuthulichkeit, Schmiegsamkeit und Fähigkeit bekam sie nicht. Einen Monat mochte sie wohl mit H. gehaust haben, als er eines Abends im Dunkeln auf seinem Bett saß. Neben ihm lag seine Ratte II. Da hört er zu seinen Füßen ein Geräusch, streckt die Hand darnach aus und — siehe! Ratinet läuft ihm lustig am Arm hinauf und schlüpft gleich an das trauliche Herzfleck, zitternd und bebend vor Freude. H. behauptete, daß einst das Wiedersehen einer Geliebten ihn nicht mehr ergriffen habe. Das will ich dahingestellt seyn lassen, die Geliebte war auch wohl darnach. Ratinet kroch nun, nach alter Gewohnheit, mit H. unter die Decke,

als dieser sich schlafen legte. Die Ratte II., welche diese Gewohnheit nicht hatte, schien es nicht zu bemerken. Am andern Morgen sahen sich zuerst die beyden Thiere. Sie blickten sich wohl lange an, aber keine Eifersucht, kein Streit, kein Krieg entstand zwischen ihnen: sie fraßen und soffen traulich zusammen. Aber nach einigen Tagen fühlte doch Ratte II., daß sie nun überflüssig sey, und daß H. mehr Anhänglichkeit an Ratinet habe, daß Ratinet solche auch verdiene. Sie verschwand daher und ward von dieser Stunde an nicht mehr gesehen. H. lebte nun fortan mit seinem alten wiedergekehrten Freunde auf dem herzlichsten Fuß, bis nach mehreren Monaten seine Strafzeit vorüber war. Er sprach mit Unruhe von dem Zeitpunkt, wo er Ratinet verlassen müsse, da er ihn doch nicht mit sich dans le monde nehmen könne, wie er sich ausdrückte. Er glaubte Alles gethan zu haben, indem er das liebe Thier dem Direktor der Anstalt und allen Andern empfahl, die er kannte. Endlich kam der Tag heran. H. schied mit Thränen von Ratinet, den er tausendmal küßte, und den man mit Gewalt zurückhalten mußte, als H. durch die Thüre ging. Als das Thier seinen Freund nicht mehr sah, war seines Bleibens nimmer. Es fraß und soff nicht von diesem Augenblicke an, so gute Bissen man ihm auch vorsezte, suchte auch nicht zu entkommen, sondern wollte nicht von H.'s Bett weichen. Nach drey Tagen fand man Ratinet todt in ein altes Tuch gekrochen, das H. zurückgelassen hatte.

Alle diese Umstände habe ich aus dem Munde des Herrn C. Aubanel, Direktors der Maison pénitentière zu Genf, welcher deren Wahrheit mit seinem Wort verbürgt.

Dr. Chr. M.

Erotische Tändeleyen
von Wilhelm Müller.

Nachgefühl.

Wie das Meer noch wogt am Morgen, wenn des Nachts ein Sturm geweht,
Wie ihr lange nach dem Regen noch die Blume zittern seht,
Also fühl' ich's in mir fluten lange Tage tief und hoch,
Wenn im Traum mir deine Locke streifend um den Busen flog.

Die Lockenschützen.

Kleine Liebesgötter sitzen
Dir in jedem Lockenringe,
Und aus diesem Hinterhalte
Schießen sie auf mich mit Pfeilen.
Pfeile sind die goldnen Strahlen,
Die aus deinen Haaren glänzen,
Und sie legen sie zum Zielen
Auf die Bogen deiner Augen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Albaneser, auf der andern Seite, Ueberbleibsel der alten Illyrier, ein Geschlecht, welches allezeit den Griechen an Bildung nachgestanden, und unter denen das Christenthum wahrscheinlich nie tiefe Wurzel geschlagen, haben, seit dem Eindringen der Türken, weit weniger Achtung für ihren Glauben bezeigt, obgleich sie für ihren Abfall nicht die Entschuldigung hatten, daß sie, wie die meisten Griechen, völlig unterjocht worden wären. Die Hälfte der albanesischen Nation hat Christum für Mahomed verlassen. Da die Armuth ihres Bodens einen großen Theil derselben bewegt, ihren Unterhalt außerhalb zu suchen, und ihre inneren Kriege bey den meisten eine Lust zum Soldatenleben erzeugt, so hat sich ihr kriegerischer Ruhm in dem Verhältniß vermehrt, als die Osmanen ausgeartet sind, bis sie zulezt die einzige gute Infanterie in der Türkey geworden, und sich im Dienste aller Häuptlinge in den drey Welttheilen befinden. Dieses unternehmende, arme und feile Volk bemerkte bald die Vortheile, welche ihm durch die Annahme der herrschenden Religion erwachsen müßte; daß sie ihm den Weg zu all den Ehrenstellen öffnen würde, welche die Ottoman'sche Regierung zu geben vermag, oder doch zum wenigsten zur Erwerbung eines Vermögens führen würde, womit sie sich in's heimathliche Gebirge zurückziehen könnten. Einige von den Häuptlingen, von ihren Untergebenen unterstüzt, erwarben sich Besitzungen im nördlichen Griechenland, und selbst in der Morea, während andere sich in Albanien auszubreiten suchten, und zwar auf Unkosten ihrer christlichen Nachbarn, von denen viele Familien sich nach Griechenland und anderen Gegenden der Türkey flüchteten, und ihren Unterhalt im Handel oder Ackerbau suchten; während andere, und dieß zuweilen in ganzen Bezirken auf einmal, ihre Kirchen in Moscheen umwandelten, mit ihren moslemischen Nachbarn Frieden schlossen, und sich eben der Vortheile theilhaftig machten, welche dieselben genossen. Der Abfall der Albaneser hat besonders während der lezten fünfzig Jahre, stark zugenommen, und zwar gerade während die oben beschriebenen sittlichen und politischen Veränderungen, die sich unter den Griechen ereigneten, am auffallendsten waren. Wenn man also bedenkt, daß in dieser Zeit die durch eine der Pforte feindselige Macht erinnnerten Aufruhre vorzüglich von den Muselman'schen Albanesern gedämpft worden sind, daß die militärische Stärke der türkischen Regierung in Griechenland ihre Stärke gezogen, so ist es offenbar, daß sie es dem Abfall eines so großen Theils der Albaneser von ihrem Glauben zu verdanken hatte, daß sie noch irgend eine Herrschaft in Griechenland behauptet .... Der größte Theil der Albaneser in türkischen Diensten sind daher auch Mahomedaner, nur einige wenige Stämme, besonders der Römisch Katholischen im nördlichen Albanien, finden sich zuweilen in dieser Lage. Im Allgemeinen aber sind die christlichen albanischen Krieger entweder zur Vertheidigung des eigenen Heerdes zu Hause geblieben, oder in den Dienst der griechischen Befehlshaber in den jenseits der Donau gelegenen Provinzen getreten, oder haben sich mit den Räuberbanden vereinigt, welche verschiedene Gegenden der europäischen Türkey unsicher machen, oder sind zu den Armatoli oder Klephten Griechenlands gestoßen.

Vor Kurzem wurde ein Spielhaus auf eine besondere Art beraubt. Im Laufe des Tages, wo die Diebe wußten, daß Niemand im Hause seyn würde als die Wirthin selbst, erschienen zwey Personen mit Schreibzeug und Meßruthen versehen, an der Thüre desselben, und begehrten als Baubesichtiger für die Gemeinde Einlaß. Die Ruthen u. s. w., und das amtliche Ansehen, das sie sich zu geben wußten, entfernte allen Verdacht; sie wurden eingelassen, untersuchten und maßen, und während der eine die Frau in einem Zimmer zu beschäftigen wußte, machte sich sein Gefährte in einem anderen mit dem Schlosse der eisernen Kiste vertraut, welche die Kasse des Banquiers enthielt; und als dieses berichtigt war, nahmen beyde Abschied. Am folgenden Tag, um dieselbe Stunde erschienen beyde wieder und sagten, sie hätten vergessen nach dem Gebälke im ersten Stock zu

sehen. Die Frau begleitete sie hinauf, und sah ihren Bewegungen zu; indem aber klopfte Jemand an der Hausthüre, die Frau mußte hinuntergehen und öffnen; ein Herr, welcher nach dem Zustande der Kanäle fragte, hielt sie etwas lange auf, und inzwischen kamen die beyden anderen herunter, sprachen von Niederreißen, Ausbessern u. s. w., und alle empfahlen sich zusammen. Als man sich des Abends an's Spiel setzen wollte, war die Kasse, welche aus 400 Pfund bestanden hatte — geleert, und man vermuthet, nicht ohne Grund, daß einige von der honetten Gesellschaft selbst die Plünderung derselben unternommen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß es keine von den vornehmen „Höllen" (wie man die Spielhäuser hier nennt) war. — Ungefähr um dieselbe Zeit belustigte Sir Mark Wood, ein Baronet, Lordlieutenants-Deputirter (d. h. Vicegouverneur einer Grafschaft) und Friedensrichter, das Publikum durch einen ganz eigenen Auftritt. Der ehrbare Herr hatte sich nämlich an einer alten Frau vergriffen, welche ihm einen Brief von ihrem Sohne gebracht, und es wurde deßwegen ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen. Nun würde ein Handwerker, Handelsmann oder sonst ein unbedeutender Mensch im Staate, d. h. irgend einer, der nicht von alter Familie stammte, oder doch zum wenigsten Kutsche und Pferde hielte, ohne weiteres verhaftet und vor die Polizey gebracht worden seyn; aber Sir Mark ist ein Gentleman, und es wurde dem Polizeydiener also anbefohlen, dem Herrn blos anzudeuten, daß ein Verhaftsbefehl gegen ihn da sey, und ihn zu ersuchen, selbst einen Tag zum Verhör zu bestimmen. Der Gentleman bestimmte den nächsten Mittwoch; die arme Klägerin erschien, aber nicht der Beklagte, und sie mußte es sich gefallen lassen, den folgenden Sonnabend wieder zu kommen. Jezt erschien auch der Beklagte; aber statt sich den Gesetzen und der eingeführten Ordnung zu fügen, kam dieser vornehme Mann, mit dem Hute auf dem Kopf, hereingerannt, und seine erste Frage an den Polizeykommissär war: „Was zum Teufel, wollt ihr von mir?" Man bat ihn die Aussage der Klägerin anzuhören; welches er mit verbissener Wuth that; aber als sie geendet, rief er: „es ist all eine verdammte Lüge!" und als der Beamte sagte, er müsse für sein Erscheinen vor Gerichte Bürgschaft leisten, da fing er an wie ein wildes Thier zu toben, und wie ein Dragoner zu fluchen. Der Beamte büßte ihn fünf Schillinge für einen Fluch, und drohete, da er sich zu bezahlen weigerte, ihn auf die Tretmühle zu schicken; aber es half nichts, er wüthete und fluchte nur noch mehr; und als inzwischen noch zwey andere Friedensrichter kamen, und einer derselben ihn zehn Schillinge mehr büßte, und ihm den Hut vom Kopfe nehmen ließ, den er nicht selbst abnehmen wollte, da hob er ein schweres Buch auf, und würde es ihm auf den Kopf geschlagen haben, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte. Die Beamten benahmen sich die ganze Zeit über mit einer Gelassenheit, die ihnen Ehre machen würde, wenn sie sie auch gegen geringere bewiesen, aber sie würden sich vielleicht dennoch genöthigt gesehen haben, den Friedensrichter in's Zuchthaus zu schicken, wenn ein ehrlicher Seiler, der ihn als Freund begleitete, nicht die Buße für ihn bezahlt, und nebst einem Käsekrämer Bürge für ihn geworden wäre. Nach diesem entfernte sich der edle Herr, indem er zu einem der Polizeydiener ausrief: „Der Beamte dort ist ein großer Spitzbube!" Die Begebenheit hat Gelegenheit zu einer Karikatur gegeben.

Da ich von Karikaturen rede, so kann ich nicht umhin, einer vortrefflichen zu erwähnen, welche unter dem Titel: the Progress of Cant (die Fortschritte oder der Marsch der Heucheley), die Birkbeks, Broughams, Mrs Frys, Butterworths und andere Weltverbesserer im lächerlichen Aufzuge darstellt. Ein fetter Pfarrer mit einer Fahne, mit der Inschrift: the chucch in Anger statt Danger, indem das D durch eine andere Fahne mit der Aufschrift: „Bekehrung der Juden" verdeckt ist, Irving, welcher ausruft: „kein Theater!" die Reinheit der Parlamentswahlen, fürchterlich besoffen, ein Judenknabe, welcher ein Taschentuch stiehlt, ein Armenhausknabe und ein Bettelvogt, der große Unbekannte, mit der Mütze über den Augen, und einem Constablerstab in der Tasche, sind vortreffliche Figuren. Auch die Häuser sind dem Ganzen entsprechend, und geben mit ihren verstümmelten Inschriften zu allerley witzigen Wortspielen Anlaß. Das verfallene Komptoir des „peruvischen Bergwerkvereins," erinnert nur zu deutlich an den schlechten Zustand dieser ephemeren Handelsvereine, aber nicht an die Betrügereyen der Stifter und Direktoren der meisten derselben, welche zur Zeit, als jene Karikatur erschien, noch nicht bekannt waren. Leider sind sie es jezt, und man sieht mit Bedauern über die Unredlichkeit der Menschen, Kaufleute, Advokaten, Parlamentsmitglieder, ja sogar einen General und einen Lord, Leute, welche bisher größtentheils einen guten Ruf genossen, die sich in dem dem thörichten und geldsüchtigen Publikum abgelockten Raube getheilt haben, und jezt den Betrogenen entweder in's Gesicht lachen, oder doch nur mit Widerwillen ihre Beute zurück geben. Es finden seit einiger Zeit fast täglich Versammlungen von den Aktieninhabern solcher Ex-Vereine statt, welche fast jedes Mal irgend eine Betrügerey an's Licht bringen. Ein Mann, welcher eine Theegesellschaft gestiftet, ist gerichtlich verfolgt, und als ein Betrüger zur siebenjährigen Verbannung verurtheilt worden; und man sieht noch mehrern Civil- und Kriminalprozessen entgegen, die aus diesen schändlichen Verhandlungen herfließen. Wir haben auch eine sehr gute Karikatur von der Hoeticultural Society, worin ein fetter Mann, der sich die Taschen voll Obst stopft, ganz vortrefflich ist. Bekanntlich kann man in England Niemand zwingen, sein Grundeigenthum oder Haus zu veräußern, wenn man nicht eine Parlamentsakte dazu erhält. Ist dieß aber zu irgend einem öffentlichen Zwecke erlangt worden, und beyde Theile können sich nicht über den Preis vereinigen, so muß der Streit vor eine Jury gebracht werden, die nach Anhörung der Zeugenaussagen und der Bemerkungen beyderseitigen Advokaten, den Preis für beyde festsezt. Auf diese Weise erhielt neulich ein Mann für den wahrscheinlichen Verlust, den er, da sein Haus niedergerissen werden soll, durch die Verlegung seines Geschäftes in einem Jahre leiden könnte, 700 Pfund Sterling, und dieses Geschäft besteht — in dem Kochen und Verkaufen von Schaaf- und Schweinsköpfen! Ich glaube neulich erwähnt zu haben, daß die Menagerie im Strand nach dem Regentspark verlegt werden sollte; ich glaube aber nicht bemerkt zu haben, daß dieß weder die Anstalt eines Einzelnen, noch der Regierung seyn wird, sondern eines zoologischen Vereins, an dessen Spitze Sir Stamford Raffles, der gewesene Statthalter von Bencoolen, und Stifter von Singapore, nebst vielen der Vornehmsten vom Adel stehen. Die Mittel dazu sollen durch Aktien erhoben, und die Aktieninhaber sollen, nebst freyem Zutritt, und einer Erleichterung der Mittel zur Anschaffung von Naturgegenständen, auch der Geldvortheile genießen, welche das Publikum für seine Zulassung wird bezahlen müssen. Es ist übrigens die Absicht, ein oder mehrere Exemplare von allem Lebendigen in dieser Anstalt zu haben, deren man nur möglicher Weise habhaft werden kann, lebend oder todt. Wird dieses ausgeführt, so steht zu erwarten, daß nach einiger Zeit die Nation die Anstalt übernehmen, und sie, wie das brittische Museum, dem Publikum frey öffnen werde; in dergleichen Dingen bedarf es hier nur eines Anfangs. Wie lange dauerte es nicht, ehe eine Nationalgallerie errichtet wurde; und da sie einmal da ist, so wird sie bald eine der ersten in der Welt seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 152.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 27. Juni 1826.

Die große Seele ist . . . . . .
Nicht zu erschüttern durch Gefahr.
Denn wie ein Fels, der unbewegt,
Wann Wogen sich auf Wogen thürmen,
Im Oceane steht, und, ruhig in den Stürmen,
Den ganzen Zorn des Himmels trägt;
So stehest du mit festem Muth,
Und trotzest, dem Grimm der Mächtigen
Und ihrer ungerechten Wuth.

Uz.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

5.

Wehmüthig kehrte die Aebtissin zur Kirche zurück, und unterrichtete noch in derselben Nacht Sybillen und Jufunden von dem Verluste, den sie erlitten, und der ihnen geheim gehalten worden war, damit nicht die Klostergemeinde durch der Mutter gerechte Betrübniß aufmerksam und argwöhnisch werden möge. Kräftig ertrug die Königin die Kunde, und der Gedanke, ihre Tochter einer drohenden Gefahr entgangen zu wissen, gab ihr neues Vertrauen, neuen Muth. Das gefürchtete Unglück zauderte auch nicht. Schon am folgenden Morgen bemerkte man Rosse und Reiter dem Berge sich nähern. Bald erhielt das Stift den ihm zugedachten Besuch. Des Kaisers Kanzler ließ sich bey Herrad melden. Ahnungsvoll bereitete sie sich zu seinem Empfang, warf einen Blick nach Oben, und nahm den lästigen Besucher, der mit förmlicher Kälte vor sie trat, freundlich auf. Sein vornehmes Wesen, der hochmüthige Zug um die Unterlippe, und seine gesuchte Kleidung zeugten von der Wichtigkeit seines Auftrags. Er begann damit, seines Gebieters hohe Milde zu preisen, ließ aber bald und deutlich merken, daß sie auch Gränzen habe, und daß außerordentliche Fälle außerordentliche Maßregeln rechtfertigen müßten.

„Ein solcher Fall ist, fuhr er fort, das schnelle und betrübte Dahinscheiden des jungen Wilhelm von Sicilien, den des Reiches Oberhaupt zu Hohen-Embs in sicherm, aber anständigem Gewahrsam halten ließ. Das eitle und blinde Gerücht nannte zwar diese väterliche Sorge Gewaltthat, Gefangenschaft. Dem ist aber nicht also. Der unehelich gezeugte Sohn Rogers, Tankred, war nur ein Eindringling in das glorreiche Haus unserer erhabenen Kaiserin *). Darum mußte er fallen wie nach Recht und Brauch. Er fiel, aber mit ihm fielen nicht alle seine Anhänger in Neapel und Sicilien. Mit hoffender Seele sahen sie hin auf Tankreds unmündigen Sohn. Ein Bürgerkrieg sollte entbrennen. Kostbares deutsches Blut sollte fließen . . . da gebot des Kaisers Weisheit — durch die höchst gelind bewerkstelligte Maßregel, den Prinzen Wilhelm unter seine Obhut zu nehmen — dem Sturm, der verderblich gewüthet hätte, und die lodernde Fackel . . .“

„Edler Herr!“ — unterbrach hier Herrad, die bey dieser weitschweifigen schlauen Einleitung ihren ganzen Stolz und ihr gutes Gewissen wiedergefunden hatte — den Redner — „Ihr seht mich befremdet. Wie deute ich die Umständlichkeit, mit welcher Ihr vor einer geringen Kloster-

*) Constance, Heinrichs Gemahlin, Rogers II., Königs von Neapel und Sicilien Tochter, war die Erbin dieses Reichs nach dem Tode Wilhelm II., ihres Neffen (1189). Die Neapolitaner gaben ihre Krone aber Tankred, natürlichem Sohne des Prinzen Rogers, eines Sohnes Rogers II. — Heinrich, die Rechte seiner Gattin verfechtend, oft wechselndem Glücke weichend, siegte endlich über Tankreds Familie, als sie ihr tapfres Haupt verloren hatte.

frau, die allen Welthändeln fern ist, eine That zu rechtfertigen sucht, die blos vor des Kaisers Gewissen und einen höhern Richterstuhl gehört?" —

Der Kanzler biß sich auf die Lippen, lächelte und gewann nach einem Augenblicke die nöthige Fassung wieder. „Ihr irrt, begann er dann mit stolzerm Tone: „der Kaiser will nicht durch meinen Mund vor der Demuth einer Klosterfrau wegen einer Handlung gerechtfertigt seyn, die, indem seine Weisheit sie beschloß, von dem höhern Richterstuhle schon gut geheißen worden war. Der Eingang ist nur der Faden, der mich zum Schlusse meines Auftrags leiten soll."

„Ich höre," — sprach die Aebtissin ruhig.

„Tankreds Sohn ist todt. Noch ist aber der Zunder der Gährung nicht erstickt in den verblendeten Bewohnern von Neapolis und Sicilien, noch des Kaisers Erbrecht von dem Pöbel nicht anerkannt. Denn . . . so unwissend der verstockte Wälsche ist, so weiß er dennoch, daß irgendwo im kalten deutschen Lande zwey Töchter seines ehemaligen Abgottes in sicherer Haft leben. Darum kann nicht Ruhe werden, wenn nicht der lezte Hoffnungsschein: eine derselben dürfe einst vielleicht wiederkehren an der Hand eines mächtigen, kriegerischen Gatten, ihr sogenanntes Vatererbe in Anspruch zu nehmen — wenn nicht, sage ich, dieser lezte Hoffnungsschein erstirbt auf ewige Zeiten. Der Kaiser will daher die schwarze Sorge von seinem Kissen jagen, und mit einem heilsamen Machtspruche Alles ausgleichen. Schon gebot er für Sybillen, Constantien und Jukunden des Probejahrs Eröffnung. Ein beträchtlicher Theil desselben ist verflossen. In etlichen Monden wäre es freylich ganz verstrichen, und der Sitte ihr Recht angethan. Da aber Wilhelm todt und Constantia zum jungfräulichen Alter gelangt ist, das sie für des Kaisers Absichten gefährlich macht . . . da ferner die stürmische Zeit und die Macht der Feinde Heinrichs selbst die strengste Wachsamkeit zu Schanden machen dürften . . . da endlich der Augenblick drängt, so ergeht unsers allergnädigsten Herrn Befehl dahin, daß Brauch und Regel der Nothwendigkeit unterliegen, und alsobald die Einkleidung der drey benannten Frauen vor sich gehen möge, heute noch, oder morgen doch auf's späteste, denn ich soll Zeuge seyn bey der erhabnen Handlung. Hier des Kaisers Brief und Siegel."

Herrad wies das Pergament zurück. — „Und die Dispensationsbulle von Rom? fragte sie, wo habt Ihr die?"

„Der Kaiser glaubte sie hier nicht vonnöthen;" äußerte der Kanzler etwas verlegen. „Und dennoch — sprach die Aebtissin weiter — ist sie unerläßlich. Eurem Begehren kann nicht willfahrt werden. Doch wenn Ihr auch das Verlangte beygebracht hättet, wärt Ihr demungeachtet vergebens gekommen. Denn gerade der Gegenstand Eurer Sorge, Constantia, ist nicht mehr in diesen Mauern."— „Wie?" fuhr der Kanzler auf. „Vielleicht, daß sie geahnt — sezte die Aebtissin gleichmüthig hinzu — was sie bedroht, und da es des Himmels Wille nicht seyn muß, sie von der Welt zu scheiden, ist es ihr gelungen, zu entfliehen." — „Zu entfliehen? rief der Kanzler erschrocken. Sie wäre entflohen, und Ihr so ruhig? Wie verstehe ich?" — „Versteht die Sache, wie ich sie Euch gebe – versezte Herrad mit unerschütterlicher Fassung. — Constantia fand ihre Fesseln unerträglich, und entfloh unter dem Schutze der Heiligen." — „Wohin?" schrie rachеglühend der kaiserliche Bote. „Fragt mich nicht — erwiederte die edle Frau. Verliert kein Wort mehr und meldet Euerm Herrn, was Ihr gehört, und was ich selbst ihm berichten wollte." — „Abscheulicher Betrug! — donnerte der Abgesandte. Ihr wollt mich äffen. Diese Mummerey ist Eures Gewandes unwürdig." — „Wer steht wohl hier der Unwürdigste? — fragte Herrad mit unbeschreiblicher Hoheit. — Doch wohl der, der das Gebot niedriger Rache und unmännlicher Furcht mit böser Lust zu vollstrecken kam? Der, der das Haus des Friedens durch Lästerungen und wüthende Schmähungen entheiligt; während er am Hoflager seines Gebieters demselben zum stummen Fußschemel dient? Geht, Herr Kanzler, und dankt es meiner Milde, wenn ich vergesse, wie weit sich Euer Mund vergaß." — „Vergebens sucht Ihr mich durch prahlende Rede einzuschüchtern, entgegnete der Kanzler heftig. Sie beweist mir nur, daß Ihr mit der Verbrecherin einverstanden seyd, die es gewagt, sich gegen den Gebieter zu empören. Doch Ihr täuscht mich nicht. Noch hat sie dieses Kloster nicht verlassen. Ihr bewahrt sie bis zum günstigen Augenblick, sie ihrem Schicksal zu entziehen. Ich werde sie aber zu finden wissen . . . selbst das Stift durchsuchen." — „Wagt es!" — sprach Herrad, und ihr Blick fiel vernichtend auf ihn. „Ich weiß, fuhr der Erzürnte fort, daß sich die Pforten mir nicht öffnen werden, aber dem Befehl des Kaisers sicherlich, den ich zu diesem Zweck einholen werde. Auf solchen Fall war ich wahrlich nicht gefaßt. Eine treue Dienerin des Kaisers hoffte ich in Euch zu finden, keine abtrünnige. Doch ich fordere, daß Ihr mir sogleich Sybillen und Jukunden ausliefert. Sie werden bald gestehen, wo Constantia verborgen, denn ihre Flucht ist Trug. Meine Sendung konnte sie nicht dazu bestimmen. Sie war Geheimniß vor aller Welt, blos dem Herrscher und mir bekannt. Darum sollen Sybillens, Jukundens Aussagen . . ." — „Vergeßt Ihr, daß Beyde Novizen sind, daß keine Macht sie zwingen kann, das Stift zu verlassen, als die des Statthalters zu Rom?" – „Verdammt! schnaubte der Kanzler, und stampfte ergrimmt mit dem Fuße. Jubelt indessen nicht zu frühe. Ich gehe, aber blos um an des Kaisers Thron seine Rache gegen den unerhörten Frevel aufzurufen, den man an seinem Herrscherwillen übt. Ihr werdet Euch gefallen lassen müssen, daß Waffenleute des Reichs Euer Stift im Auge behalten. Constantia soll nicht wirklich entfliehen, und

Euer Vorgeben bestätigen. In kurzer Frist aber denke ich zurückzukehren mit einem Schlüssel, der mir Eure Klause wohl öffnen soll. Dann aber zittert. Meine eiserne Hand soll Euch die Larve der Tugend und Weisheit vom Antlitz reißen, die zu lange schon die abergläubische Menge bethörte." (Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Die Schilderung, die der Verfasser von seiner persönlichen Lage am rettenden achten Thermidor macht, gibt ein lebendiges Bild der Verwirrung jenes entscheidenden Augenblicks, während dem, doch über den Kampf der Kräfte und Leidenschaften, das Schicksal daher schritt und den Ausgang des Streites durch Umstände, die wir kleine Ungefährs zu nennen pflegen, entschied. Die Schatzkommissarien fanden, ohne zu wissen auf wessen Befehl, frühmorgens den achten Thermidor einige Hundert Nationalgarden in den Höfen der Schatzkammer versammelt; da Robespierre, von dem Gefängnißwärter nicht aufgenommen, sich in voller Freyheit auf dem Rathhaus befand, wußten sie nicht, ob sie sich von diesen Leuten für gefangen oder vertheidigt ansehen sollten. Ungeduldig, dieser ängstlichen Ungewißheit ein Ende zu machen, ließ Herr Gaudin in Uebereinstimmung mit Herrn Dutremblay, der sich allein mit ihm zugegen fand, die Nationalgarde durch Trommelschlag versammeln und las ihr das Achtungsdekret gegen Robespierre vor. Kaum hatte sie dasselbe angehört, so tönte ihr Ruf: es lebe die Nation! Tod dem Tyrannen! — selbst die Kanoniere, deren Stimmung man am meisten fürchtete, bedeckten den, der noch gestern ihr Götze war, mit Flüchen. Obgleich die Nachrichten, welche man fortwährend von der Versammlung im Rathhaus erhielt, höchst beunruhigend waren, brachte man doch den ersten Theil der Nacht ohne Störung zu. Um eilf Uhr ward Herr Gaudin durch seine Ungeduld, genauere Nachrichten einzuziehen, bewogen, einen vertrauten Mann abzusenden, mit dem Auftrag, sich dem Rathhaus so viel möglich zu nahen, um den Stand der Dinge zu erfahren. Nach einer Stunde kam er zurück und berichtete, daß es ihm gelungen sey, in das Rathhaus selbst zu gelangen, wo er Robespierre gesehen, der ganz triumphirend die Glückwünsche von zwey Sektionen, die schon Abgeordnete an ihn gesendet, empfangen habe. Zwanzig Kanonen standen auf dem Greveplatz, Henriot an der Spitze der Artilleristen erwartete seine Befehle. Wäre Robespierre ein Mann von Kopf gewesen, und hätte, statt die Zeit mit eiteln Reden zu verlieren, unverzüglich den Konvent angegriffen, so würde er ihn gänzlich zernichtet und sich zum Herrn gemacht haben.

Herr Gaudin überzeugte sich, daß der Heilsausschuß von den Vorgängen schlecht unterrichtet, seine Lage vernachlässige, und wagte sich, zu ihm zu schleichen, um ihm seine Gefahr bekannt zu machen.

Wie ich, erzählt er, bis zum Carousselplatz gekommen war, sah ich einige Tausend Nationalgarden, meist schlafend, auf dem Pflaster liegen, ihre Gewehre in Haufen aufgestellt, in einer Finsterniß, wo nur die in dem Gatterthor der Thuillerien aufgesteckten Laternen mir die Richtung meines Weges zeigten. Ich wanderte so behutsam wie möglich auf sie zu, allein schon die erste Wache vertrat mir den Weg, nun beschloß ich, um das Gebäude herum bis zu dem Eingang bey der Gasse Dauphine zu gehen; zu meinem Erstaunen war hier das Gatter offen, ohne alle Wache, und ich gelangte ohne alles Hinderniß bis an eine kleine Thüre gegen die Terrasse zu, wo eine Schildwache mir auf das Vorzeigen meiner Sicherheitskarte, die damals Jedermann bey sich haben mußte, den Eingang gestattete. Während demnach zur Vertheidigung des Konvents mehrere Tausend Nationalgarden auf dem Carousselplatz versammelt waren, wo Niemand sie anführte, hätten hundert entschlossene Männer auf den von mir genommenen Weg den ganzen Konvent ohne Rettung vernichten können.

Nun eilte ich zu dem Heilsausschuß; wie ich durch einen schwacherleuchteten Vorplatz schritt, begegnete mir Jemand, der mich zum Glück erkannte und mich von dem, was seit den zuletzt mir zugekommenen Nachrichten im Rathhaus vorgefallen war (Robespierres Verhaftung), unterrichtete, und mir so die Ruhe, deren ich sehr bedurfte, wiedergab.

Ich eilte in den Konventssaal und fand ihn auf das Glänzendste erleuchtet und von einer Menge anständiger Weiber, die mit den Repräsentanten, deren Sitzung permanent erklärt war, versammelt schienen, angefüllt. Sogleich theilte ich dem ersten Konventsmitglied, das ich erblickte, die so eben erhaltene Nachricht mit; er machte sie sogleich bekannt, und sie erregte einen Freudentaumel, der von allen Wänden widerschallte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, im Mai.

Wer da glaubte, daß die Regierung unseres kleinen Freystaats — wie das wohl oft größern so geht — sich in kleinlichen Dingen gefiele, der würde irren. Der Staatsrath hat in diesem Monat Sitzungen gehalten, die England und Nordamerika Ehre machen würden. — Denen, die mit Enthusiasmus und Feuereifer auf Abschaffung der Todes- und Halseisenstrafe drangen, wurde erwiedert: der Staatsrath theile ihren Wunsch, es könne aber nicht wohl vor der Diskussion des neuen Kriminalcodex von Abschaffung dieser Strafen die Rede seyn, da sie einen Theil des kriminellen Strafsystems ausmachten. Selbst unsere Frauen interessiren sich lebhaft für die Abschaffung dieser Strafen. Der wackere Selon sezte einen bedeutenden Preis auf die beste Abhandlung über diesen Gegenstand in populärem Ton zur Belehrung des Volks, das in dieser Hinsicht noch manche Vorurtheile hegt. Wohl ist es nirgends leichter, die Todesstrafe abzuschaffen, als in einem kleinen Land, wo so wenig Verbrechen verübt werden, und wo überdieß eine Sicherungs- und Besserungsanstalt besteht, wie sie dermalen kaum ein Land auf dem Kontinent aufzuweisen hat. — Es waren zahlreiche Anträge beym Staatsrath wegen eines Denkmals eingegangen, das J. J. Rousseau vom Staat errichtet werden sollte, und man wünschte, daß dazu eine kleine Insel verwendet würde, die an der Nordseite unseres Hafens liegt, und mit ihren schönen Baumgruppen Genf einen reizenden Punkt mehr gegeben haben würde. Alles war dafür eingenommen.

es erschienen selbst Gedichte, die jedoch des schönen Gegenstands nicht würdig waren. Da antwortete der Staatsrath: „Wir haben den Männern, die sich um die Gründung und Erhaltung unseres kleinen Staats verdient machten, keine andern Monumente errichtet als in unsern Herzen; denn so soll es in Republiken seyn, wo Einfachheit und Bescheidenheit walten müssen, die unsere Altvordern stark und tüchtig gemacht haben. Wir werden uns in gegenwärtigem Fall nicht von diesen Grundsätzen entfernen." Man murrte zuerst über diese Entscheidung des Staatsraths, und billigte sie einige Tage nachher, wie sie es verdient. Nun wird man Rousseau wahrscheinlich das zugedachte Denkmal auf dem Wege der Subscription errichten, wogegen der Staatsrath natürlich nichts einzuwenden hat.

Mit dem 2ten Junius werden die Verbesserungen bey der hiesigen Akademie beginnen, die allerdings die Zahl der Mängel und Lücken etwas vermindern, aber der gesunkenen Anstalt nicht wesentlich aufhelfen. Man liest nun wohl über einige wissenschaftliche Zweige mehr, aber Kultur- und Literärgeschichte, neuere, nicht-französische Literatur, neuere Geschichte, Staatengeschichte, Staatsrecht (selbst schweizerisches) u. s. w. sind Wissenschaften, an die man hier gar nicht denkt, von denen viele Studenten kaum einen Begriff haben. Dagegen werden die sogenannten positiven Wissenschaften: römisches Recht, Theologie, Naturgeschichte, besonders Botanik, Chemie und Mathematik, mit Erfolg gelehrt, durch die wackern Professoren Rossi, Geneviere, de Candolle, de la Rive, Maurice rc. Sismondi, der jezt in England ist, liest leider nichts; der Mann könnte große Lücken ausfüllen. Alte Literatur, Sprache und Geschichte sind mittelmäßig, und selbst auf den höhern Schulanstalten in Zürich und Bern besser und gründlicher. Es ist allerdings auffallend, daß eine Akademie, wie die hiesige, mit so vielen und so fühlbaren Lücken die Keckheit hat, Baccalauren, Doktoren und Professoren zu creiren, ohne ihnen vorher das Studium auf einer ausländischen Universität zur Pflicht zu machen. Kämen diese Doktoren rc. nur auf unsere höhere Schulanstalten, z. B. Grimma, Halle, Schulpforte, Gotha, Weimar, München u. s. w., so würde es ihnen kläglich ergehen, nun vollends auf unsern Universitäten! Was kann aber aus einer höhern Schulanstalt werden, die den Grundsaz hat, nur Eingeborne anzustellen? Würden sich mit demselben unsere deutschen Schulen und Universitäten auf die Höhe erhoben haben, die sie jezt zu den ersten in Europa macht? — Außer den akademischen Vorlesungen des Prof. de Candolle über Zoologie, und des Prof. de la Rive über Chemie war keins im lezten Semester bemerkenswerth. — Auch zwey Fremde hatten ein zahlreiches Auditorium. Zuerst begann der Dr. Christian Müller aus Sachsen seine Vorlesungen über deutsche und ausländische Literatur überhaupt, von denen einige auf Verlangen seiner Zuhörer gedruckt worden sind. Im Anfang war Alles gegen ihn, weil man überhaupt die deutsche Literatur nicht mochte. Seine Vorlesungen aber vereinigten so viel Geist und Geschmack, wußten sich so geschickt der französischen Denkart anzuschmiegen, ohne Eigenes aufzuopfern, und er hielt sie in einer so schönen französischen Sprache, daß er bald Alt und Jung gewann, besonders aber die jüngern Damen, welche dann die Herren nach sich zogen, wie das hier so geht. Seine Vorträge behandelten auch das Mittelalter, und gewannen den Genfern Interesse dafür ab. Am Ende jeder der vier Epochen gab Müller eine Parallele der deutschen Literatur mit der italienischen, spanischen, französischen, englischen und skandinavischen aus derselben Zeit, und Jedermann ward dadurch sehr angezogen. Müller hat von den ausgezeichnetsten Literatoren in Paris über seine gedruckten Fragmente so viel günstige und schmeichelhafte Aeußerungen bekommen, daß er künftigen Herbst dahin gehen wird, um auch dort seine Vorlesungen zu halten. — Nach ihm begann Durand aus Nismes seine Vorträge über Beredsamkeit und Literatur. Schon voriges Jahr war er hier gewesen und hatte in seinen Vorlesungen über Literatur die englische und deutsche, ohne sie zu kennen, lächerlich zu machen gesucht. Dieß war ihm auch ziemlich gelungen. Jezt fand er Müller hier, und — schwieg über alle fremden Literaturen. Seine Vorträge über Beredsamkeit hatten jedoch einen besondern Reiz, eben nicht durch Gründlichkeit, aber durch sein ausgezeichnetes Sprachtalent — ungeachtet seines südfranzösischen Accents — und durch sein prodigiöses Gedächtniß. Er war ehemals Advokat in Paris, und da hatte er Gelegenheit, beydes zu üben. Er hielt seine Vorträge ganz frey, ohne Heft, ohne ein Wort Geschriebenes. Das konnte ihm kein anderer Professor nachmachen. Dafür wiederholte er sich aber sehr oft, und ward seicht. — Zulezt begann ein junger Genfer, Galloix, seine Vorlesungen über die französische Literatur seit 1786. Auch er hatte im Anfang Jedermann gegen sich, aber auch er gewann sich bald seine Zuhörer, und selbst die Widersacher durch geistreiche Behandlung seines Gegenstandes, und durch einen Grad von Gründlichkeit, der selten bey Französisch-Gebildeten zu finden ist. Schade, daß er so linkisch ist, und daß er einen so schlechten Vortrag hat.

(Der Beschluß folgt.)

London, Mai.

(Fortsezung.)

Wir haben in diesem Augenblicke, nebst dieser, drey große Gemäldeausstellungen offen: die der königlichen Akademie, des Malervereins, und der brittischen Gallerie; die beyden ersten enthalten die neuesten Werke unserer lebenden Künstler, im bekannten Geschmack der englischen Schule, aber im Ganzen von weniger Verdiensten wie gewöhnlich, und besonders in Somerset-Haus, mit einer größeren Menge von Porträts. Die lezte besteht aus den Gemälden aller Meister, welche Privatpersonen gehörig, zu Mustern für unsere eigenen Maler, und zur Bildung des allgemeinen Geschmacks von den Eigenthümern hierher geschickt worden sind. Da sie meistentheils bekannt und beschrieben sind, so würde es überflüßig seyn, etwas weiter darüber sagen zu wollen, außer daß ein großer Theil derselben dem Könige gehört.

Auf der Bühne haben wir nichts Neues, das der Erwähnung verdiente, außer einem, aus Scott's leztem Roman zusammengeflickten Drama in Coventgarden, und da dieser Roman auch nicht viel Dramatisches enthält, und der Held Karl eine ziemlich unbedeutende Person ist, so ist das Stück ebenfalls von geringem Werth. Paul Pry ist noch eben so beliebt, als im vorigen Jahre, nicht als ob das Stück selbst einen ungemeinen Werth besäße, sondern einzig und allein um die Rolle des Paul Pry's selbst, eines impertinenten Kerls, der sich unberufen in Alles mischt, mit Allem befaßt, sich überall eindrängt, Unheil stiftet, und in lächerliche Verlegenheiten kömmt, einem Charakter, welchem Liston mit seiner Stumpfnase und seiner eigenen Frage einen unnachahmlichen Reiz zu geben weiß. Auch ist das kleine Heumarkt-Theater, wo das Stück gegeben wird, alle Abend gedrängt voll, hört man Pauls Lieblingsausdrücke I hope I do not intrude — jus dropts in — (Ich hoffe ich komme nicht zur Unzeit — hab' nur eben anrufen wollen) in aller Witzlinge Mund; man schickt Paul auf Reisen, und wo es etwas auszustöbern gibt, da wird auch Pry's Stumpfnase hinein gesteckt, es sey nun auf Karikatur-Kupferstichen oder in witzigen oder witzigseynsollenden Schriften.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Juni 1826.

Sey nur in allem Handel
Ohn' Wandel;
Steh feste!
Was Gott beschleußt,
Das ist und heißt
Das Beste!

Paul Flemming.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Vom Jahr ein-und-neunzig bis zum Juni fünf-und-neunzig hatte Herr Gaudin und seine Kollegen, obwohl vergebens, mehrere Male ihre Entlassung gefordert, und ein besonderer Glücksfall hatte ihnen mehr wie einmal das Leben gerettet. Das war auch der Fall unmittelbar nach dem zehnten August. Damals wurde sogleich eine Spezialkommission ernannt, um eine genaue Verifikation der verschiedenen Kasten der Schatzkammer vorzunehmen. Nun war aber ursprünglich die Einrichtung getroffen, daß die der Civilliste zugestandene Summe den ersten jedes Monats für den ganzen Monat ausgezahlt wurde. Dieser, nie vom Gesetz ausgesprochene Vorschuß war in der Folge von zehn zu zehn Tagen gemacht worden, so daß den eilften August die zwepte Zahlung für diesen Monat stattgefunden haben würde. Auf diese Weise kam es, daß die Kasse am zehnten August mit keinem Heller im Vorschuß stand. Hätte der Sturz des Thrones zwey Tage später stattgehabt, so würde man einen Vorschuß von 700,000 Franken gefunden haben, und Gott weiß, wohin dieses in diesem ersten Augenblick von Gährung, in dem man allenthalben Verrath ahnete, geführt haben würde.

Einen den unglücklichen König angehenden Zug wollen wir nicht übergehen. Die Schatzkommissäre waren durch das Gesetz angewiesen, dem Könige wöchentlich einmal Nachricht über den Bestand der Kassen zu geben. Die Reihe war am 7ten August am Herrn Gaudin, und er nahm schon an diesem Tage, wie er sich Abends sieben Uhr in die Tuillerien begab, Zeichen der herannahenden Katastrophe wahr. Die Höfe waren von Volkshaufen, deren drohendes Geschrey Schrecken erregte, angefüllt; in der vorhergehenden Nacht hatte man mehr wie einmal einen Angriff erwartet und der König hatte sie schlaflos in der Mitte seiner Familie zugebracht. „Da die Volkshaufen keinen Wagen in die Höfe zuließen, ging ich, sagt Herr Gaudin, mit dem Mann, der mein Portefeuille trug, zu Fuß auf das Schloß zu, und erlitt weiter keine Störung, als einige Drohungen und Schimpfworte, die ich mich wohl zu rügen hütete. Als ich in das Kabinet des Königs trat, sah ich diesen ruhig aus seinem Zimmer kommen, er schritt langsam an das Fenster und blickte einige Augenblicke in die Höfe; dann nahm er an dem Tische Platz, und ergriff einen, dort ihn erwartenden versiegelten Brief. Wahrscheinlich aus Zerstreuung suchte er an dem Stempel den Ort, woher er kam, zu erkennen. Da es ihm nicht gelang, reichte er ihn mir und forderte mich dazu auf. Ich sagte, daß die Buchstaben unleserlich seyen, und daß ich den Brief mit seiner Erlaubniß öffnen wolle. Er gebot es mir, las ihn, sobald ich ihm denselben dargereicht hatte, sehr ruhig, da ich doch an einigen Worten, die ihm entschlüpften, vermuthen mußte, daß er Schmähreden und Drohungen enthielt, und konnte nicht mehr daran zweifeln, da er endlich leise und als sey er ohne Zeugen, ausrief: „Ich bin auf das Schlimmste gefaßt!“

Es würde mir schwer seyn, meine Empfindungen in diesem Augenblick auszudrücken. Nur mit Mühe legte ich meinen Bericht ab. Der König hörte so aufmerksam zu, daß er mich um die Ursache der geringen Einnahme befragte. „Sire, antwortete ich, es ist Erntezeit, da ist die Einnahme immer spärlich, weil man sie nicht so streng eintreibt." — „Das ist begreiflich," antwortete der König, und begab sich in sein Zimmer zurück. Ich verließ ihn, von den schwärzesten Ahnungen gedrückt — und drey Tage später gingen sie in Erfüllung!

Während der ersten Tage des Nationalkonvents baten wir, meine Kollegen und ich, noch einmal um unsre Entlassung; sie ward uns abgeschlagen, ja man gab uns nicht einmal neue Vollmachten, so daß wir deren nie andere, als die vom König unterzeichneten, hatten.

Endlich im Jahr drey, nachdem die Konstitution proklamirt war, und Herr Gaudin nicht mehr sorgen konnte, daß man ihm Furcht vor den Gefahren der Revolution Schuld geben könne, erhielt er seinen Abschied und zog sich auf ein kleines Besitzthum in der Gemeinde Vic sur Aine zurück, wo er viertehalb Jahr in der vollkommensten Zurückgezogenheit lebte. Er war erst neun und dreißig Jahr und durch die vielen Erfahrungen, die er gemacht, des öffentlichen Dienstes ziemlich satt; allein seine staatswirthschaftlichen Studien setzte er ohne Unterlaß und mit dem größten Eifer fort, bereitete und übersann die Operationen, die er damals nicht die geringste Aussicht hatte, selbst ausführen zu können. Wie aufrichtig seine Absicht, sich dem Staatsdienste zu entziehen, damals gewesen ist, beweist seine Weigerung auf die ihm gleich nach seiner Entlassung, bey Errichtung des Direktoriums im vierten Jahre, gemachte Aufforderung, Finanzminister zu werden, so wie auf den bald nachher erhaltnen Antrag der Stelle eines Schatzkommissärs. So schmeichelhaft ihm dieses Andenken von Seiten des gesetzgebenden Körpers war, beharrte er doch auf seinem Entschluß. Allein in der Mitte des Jahres sechs brachte ihm ein Eilbote ein Schreiben des Präsidenten vom Direktorium mit dem Rufe nach Paris zu kommen, um sich mit ihm über Gegenstände, die nur mündlich abgehandelt werden könnten, zu besprechen. H. Gaudin folgte unverzüglich dieser Aufforderung und das Direktorium unterrichtete ihn von allen Hindernissen, welche die schlechte Organisation der Geschäfte dem Staatsdienst in den Weg legte. Man theilte ihm verschiedene Plane mit, dem Uebel abzuhelfen; seine Beweise von deren Unzulänglichkeit wurden mit Achtung beherzigt, man kam überein, daß in diesem Augenblick keine Veränderung gewagt werden könnte, um aber H. Gaudin für einen günstigen Augenblick stets bey der Hand zu haben, stellte man zu seinen Gunsten die Stelle eines Generalpostintendanten wieder her, vermöge der er in Paris blieb, allein über achtzehn Monate lang nie von dem Direktorium zu irgend einem Geschäft gebraucht wurde.

In der Mitte des Jahrs sieben trat Sieyes als einer der fünf Direktoren ein, er ward zu diesem Zweck von Berlin, wo er Gesandter war, abgerufen; H. Gaudin hatte ihn nie persönlich gesehen, als er ihn wenige Tage nach seiner Ankunft zu sich bitten ließ. „Ich glaubte," sagt er, „daß er mich über die Posten sprechen wollte, anfangs that er das auch, bald aber ging er auf den, damals wirklich verzweifelnden, Zustand Frankreichs über." Was kann, sagte er, eine, wie die unsre konstituirte, Regierung thun, da das Land der Anarchie preisgegeben und die Finanzen in dem aller beklagenswerthesten Zustande sind! Doch man muß den Muth nicht verlieren; ein Bürger hat die Pflicht auf sich, seinem Vaterlande sich zu widmen, seine Hingabe kann mit irgend einem günstigen Umstand zusammentreffend, für unheilbar geachtete Uebel Rettung finden. Jetzt begebe ich mich ins Direktorium, kommen Sie aber zu mir zum Mittagessen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

Herrad trat dem Kanzler mit kühner Festigkeit entgegen, und sprach mit dem Tone der unwandelbarsten Ruhe: — Wohl ziemt es Euch, einem schwachen Weibe gegenüber allen Trotz und Uebermuth aufzubieten, der Euer Ansehen geltend machen soll. Mein Ohr ist geduldig. Um aber die Rechte und die Sitte des Hauses zu bewahren, dessen Oberin ich bin, bis man Euch seine Schlüssel verleiht, muß ich Euch noch einmal ernstlich ermahnen, zu schweigen und zu gehen, wenn Ihr nicht erfahren wollt, daß unserm Hausrecht auch Gewalt zu Gebote steht. —

Von Scham, Zorn und ohnmächtigem Grimm bedrängt, verließ der Kanzler mit drohender Geberde die Aebtissin. Des Reichs Lehensleute wurden zum Wachdienst aufgestellt. Jeder Ausgang wurde sorgfältig gehütet, und also glich das Kloster einer belagerten Veste. In seinem Innern aber herrschte statt Waffenlärm und Verwüstung Einigkeit, Friede und Stille, und die Aebtissin harrte mit heiliger Ruhe des gedrohten zweyten Besuchs des Kanzlers, der sich rachedürstend an des Kaisers Hof begeben hatte, den grausamen Gebieter zu neuer Wuth aufzureizen.

Indessen gelangte aber doch, trotz der ängstlichen Wachsamkeit der Kaiserlichen, Kunde von der holden Fürstentochter in das Stift. Der Graf von Brienne und seine Braut hatten Etival sonder Gefährde erreicht; der ehrwürdige Abt Werner hatte sie priesterlich verbunden, und das glückliche Paar hauste nun in stiller Verborgenheit

auf dem festen Schlosse Bloc, umringt von treuen Vasallen, die gelobt hatten, ihr Leben daran zu setzen, die schöne Gebieterin zu schirmen.

Dankend umarmte die Königin die edle Aebtissin, als sie mit dieser Kunde vor sie trat, und Beyde schworen sich gegenseitig Liebe, Freundschaft und Ausdauer in allen Gefahren, die sie um der geliebten Constantia willen bedrohen könnten.

Selig in dem Gelingen der, von der Tugend und dem Himmel bedingten, Handlung, und nur leise fürchtend für die Zukunft, war Herrad entschlummert. Sanft war ihr Schlaf, .. der des Gerechten. Da trat auf einmal eine hohe Gestalt an ihr Lager, und sie erkannte mit den Augen ihrer Seele in der hehren Erscheinung die Stifterin Odilia. Eine Sternenkrone umfunkelte ihren Scheitel — ein Palmzweig ruhte in ihrer Linken, und ihre Rechte legte sie freundlich auf das Haupt der Träumenden.

„Herrad! Herrad!" fragten wunderbare Töne. Kennst Du mich?"

— Odilia! stammelte die Schlafende.

„Gedenkst Du meines Wortes?" klang es weiter, wie ferner Glocken ernstes Lied. „Du siehst mich wieder. Muthig vollstreckest Du des Herrn Gebot, ohne Menschenfurcht. Noch ein Kampf steht Dir bevor. Du wirst ihn beherzt bestehen, siegreich daraus hervorgehen. Es nahen die Trabanten der Gewalt. Fürchte Nichts. Leihe im Augenblick des Widerstandes himmlischer Eingebung Dein Ohr. Donnre die Knechte der Willkür mit der Botschaft nieder, die dein Engel Dir zuflüstern wird. Denn Dein Blick soll scharf werden, und in weiter Ferne schauen, was Deine Feinde zu Boden stürzt. — Damit sey Dein Tagewerk beschlossen, und bald mögest Du eingehen in das Himmelreich, an meiner Seite ewige Wonne zu schmecken. Bald siehst Du mich, vom Irdischen entfesselt, wieder!"

Die liebliche Gestalt beugte sich herab auf die Schläferin, und der Palmzweig fächelte kühlend ihre Stirne.

— Nimm mich mit Dir! — flehte Herrads Mund, aber verneinend schüttelte Odilia das Haupt; und entschwebte, von durchsichtigem Mondesschimmer umglänzt, in ihre Heimath.

Der Traum war zu ernst, zu feyerlich gewesen, als daß die gläubige Herrad an seiner Deutung hätte zweifeln können. Himmlischer Friede erfüllte aber ihre Brust. Von der Welt sollte sie scheiden, um einzugehen zu Odilien! Welch ein Glück für sie, der der Tod beneidenswerth erschien. In harmlosem Schweigen ordnete sie Alles, was sie auf Erden zurücklassen sollte, und erwartete mit Sehnsucht die Erfüllung der Verheißung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Mai.

(Fortsetzung.)

Seit 1795 hat sich die Armensteuer in England verdreyfacht, und der Sittenverfall des Bauernstandes hat mit der Vermehrung der Anzahl derer, welche aus der Armenkasse unterhalten werden, gleichen Schritt gehalten. Das Uebel aber entstand nicht aus den Gesetzen selbst, sondern aus dem Mißbrauch derselben. Das Gesetz wollte blos den Alten, Kranken und Krüppelhaften ihren Unterhalt sichern, und sie nicht der freywilligen Milde ihrer Mitbürger überlassen: es gab also Leuten, die sich keinen Unterhalt verschaffen konnten, das Recht, in dem Kirchspiel, worin sie geboren oder ein Jahr gelebt, Unterstützung zu fordern, zu welchem Ende die Gemeindevorsteher beauftragt sind, alle Inhaber von Häusern in ihrer Gemeinde nach Maßgabe des jährlichen Werthes derselben zu besteuern. So lange man sich also am Geiste des Gesetzes hielt, war hierin kein Uebel. Aber die Pächter in vielen Gegenden haben es für gut befunden, statt ihre Taglöhner nach ihrer Arbeit und ihrem Fleiße zu bezahlen, ihnen allen einen gleichen Lohn zu geben, der aber, da er zum Unterhalt nicht hinreicht, durch die Armensteuer ergänzt wird, so daß Leute, welche wirklich das ganze Jahr durch arbeiten, Bettlerunterstützung annehmen müssen, und also ihre Selbstachtung verlieren; und da es keinen Unterschied in ihrem Einkommen macht, ob sie thätig oder faul, höflich oder grob, trunken oder nüchtern sind, und wenn sie verheirathet und Kinder haben, auch für diese Unterstützung erhalten, so kann man sich denken, daß, da aller Grund zum Fleiß, zur Ordnung, zur Sparsamkeit hinweggenommen sind, die Sittlichkeit dieser Menschenklasse sehr leiden müsse. Auch gibt es viele, die sich vorsätzlich sehr schlecht benehmen, damit ihnen Niemand Arbeit gibt, und die also in gänzlicher Unthätigkeit eben so viel erhalten als die Fleißigsten im Dorfe; und wenn dieß nicht hinreicht, so stehlen sie Wild, auch wohl was anderes, und finden im Gefängnisse oft bessere Nahrung und Wohnung, und muntrere Gesellschaft, als sie als ehrliche Leute mit der größten Betriebsamkeit gefunden haben würden. Dieß ist die Ursache, warum in England allein das gemeine Volk auf dem Lande schlechter ist als der Pöbel in der Stadt — auch werden uns ohne Zweifel die bevorstehenden Parlamentswahlen einen unläugbaren Beweis davon geben.

Die Radikalreform-Wuth ist zwar vorüber, aber es scheint eine andere an ihre Stelle treten zu wollen, der man den Namen, Herrschaft des Protestantismus (Protestant Ascendancy) gegeben hat, und welche allen denen Verderben droht, oder doch wenigstens sie aus dem Parlamente zu entfernen droht, die da meynen, die Herrschaft des Protestantismus würde um desto eher gesichert werden, wenn man den Katholiken jeden Beweggrund nähme, der sie als Landesbewohner, welche ihres Glaubens wegen von einem Theil der bürgerlichen Rechte und Genüsse ausgeschlossen sind, geneigt machen könnte, diese Herrschaft zu zerstören. Es ist merkwürdig, daß die protestantischen Sektirer, welche doch selbst von einigen Vorrechten ausgeschlossen sind, und sich deßwegen beschweren, die eifrigsten Gegner der katholischen Ansprüche sind. Die anglikanische Kirche bedient sich zwar jezt des Eifers dieser Sektirer, um die Gegner noch etwas länger darnieder zu halten, aber sie kann auch nicht umhin zu bemerken, welches Schicksal ihr selbst bevorstehen müßte, wenn diese frommen Seelen „mit so vieler Galle" je das Uebergewicht erlangen sollten; welches nur zu wahrscheinlich ist, wenn die Geistlichkeit der herrschenden Kirche fortfährt, mehr auf ihren eigenen zeitlichen Vortheil, als auf das Seelenheil

ihrer Untergebenen zu achten, sich selbst ausschließlich als die Kirche zu betrachten, und ihre Herden einzig als Schafe, die da sind, um von ihnen geschoren zu werden.

Hr. Irving verkündigt in einer seiner neulichen Predigten, daß das tausendjährige Reich im Jahre 1847 beginnen werde!

Man scheint in Amerika auch den im hiesigen Parlamente herrschenden Unsinn nachahmen zu wollen, wornach man einen Mann im parlamentarischen Sinn nennen kann, ohne daß derselbe genöthigt wäre, Genugthuung zu verlangen. Denn die dortigen Blätter erzählen uns, daß, da Hr. Randolph den Hrn. Clay im öffentlichen Senate einen falschen Spieler genannt, dieser gefragt habe, ob er einen politischen Spieler meyne, oder diese schändliche Beschuldigung seinem Privatcharakter anzuhängen gedächte; und dann erst, als Hr. R. sich nicht näher erklären wollte, ihn herausforderte. Der Zweykampf lief harmlos ab, und die beyden Hrn. versöhnten sich. Dieser Randolph scheint überhaupt ein närrischer Kauz zu seyn, oder man genirt sich im amerikanischen Senat noch weniger als im hiesigen Unterhause. Neulich soll er, z. B. mit einem rothen flanellen Jagdhemde auf dem Arme, im Senate erschienen seyn, und einen Vorschlag gemacht haben. Während man sich über denselben berieth, sagte er: „Ich denke, ich werde mein Hemd anziehen.“ Dieß that er auch wirklich, und blieb bis zur Entscheidung der Frage in demselben sitzen. —

Folgendes Beyspiel von dem rohen Zustande der Negersklaven wird von einem Augenzeugen erzählt. „Es hatte seit einiger Zeit eine böse Krankheit in Jamaika geherrscht; und hatte unter andern mehrere von den Enkeln einer alten Afrikanerin hinweggerafft, welche viel zur Vermehrung der Unterthanen ihres Herrn beygetragen. Eines Abends sah ich sie, von ihrer noch gesunden Nachkommenschaft umgeben, am Grabe der Todten. Zwey waren bettlägerig, und um diesen ihre Gesundheit wieder zu verschaffen, betete die alte Beneba zu den Duppies oder Geistern ihrer verstorbenen Kinder, ihres Bruders und Mannes. Sie hatte eine reichliche Mahlzeit bereitet, wovon sie den größten Theil auf die Gräber hinstreute, während sie in ihrem Neger-Englisch die Geister folgendermaßen anrief: Kuba, Quameina! Kubenha! Djuba! Mimba! mich ruf euch bey eurn lebtag Namen, um euch zu gefallen! Seht! mich geb' euch Hühner — mich geb' euch Jams, und Cocos und Plantanen, noch mehr, mich geb' euch Brod, Zucker und Wasser; und was meynt ihr? hier mich geb' euch Rum! (mit lauterer Stimme, indem sie die genannten Dinge hinstreute und goß'), aber mich geb' euch kein Salz, denn die Duppies haben Salz nicht gern: nun seht, mich geb' dieß all, daß ihr macht meine arme Pickeninnies (pequenno, ninnos, Kinderchen) Quaschba und Cudjoe, leben. Mich bitt' euch auf die Kniee. Ja Kubenha, du war mein Mann, wenn du war leben; ja, Quameina, du war mein Bruder; ja, Kuba, du war mein eigen Pickeninnie — und ja, Djuba und Mimba war ihre mein Pickinnie Pickeninnies (Enkel). Wenn ihr mach gesund Quaschba und Cudjoe, mich geb' euch all Jahr, Hühner und Jams, Cocos und Plantan und Zucker, und Wasser und Brod, und mehr noch (mit Nachdruck), und mehr noch, mich geb' euch Grog, (Rum und Wasser) gefällt will euch das? Aber mich geb' euch kein Salz, denn Duppies lieben nicht Salz. Wenn ihr aber nehm mein arm Pickeninnies zu und leben mit euch in diesem kaltes, kalt Koth — so sag euch was! du, Kubenha, du, Quuaina! du, Kuba, du, Djuba! du, Mimba, — aber mich will nicht mit euch zanken, mich hab euch zu gern — mich bitte euch bring mich nit um mein Pickininnies. Wenn ihr hungrig, hier Essen, wenn ihr durstig, hier Trink, hier Zucker, hier Wasser, und mehr, hier Grog! gut, stark Grog! wie gefällt euch das? Ach, nehm doch mein Pickininnies nit! Cubengha, du war mein Mann vor Zeit, du hatt viel Weiber ohne mich, mich hat nimmer Mann als du seit mich kam von Guinea, bis du todt, ußer Creol Kuffy und Coromontie Cudjoe — all mein Pickininnies war für dich — macht mich fray — mich je was dir gestohlen? Cudjoe! du war gut Mann, ach mach mein Pickininnies leben! Und mein gut Bruder, und ihr, mein ander Pickininnies, mach die arme, krank Pickininnies gesund — mach sie nit todt! Hier fing sie auf's Neue an ihr Opfer auszustreuen.“ —

(Der Beschluß fogt.)

Genf, im Mai.

(Beschluß.)

Die Genfer Literatur hat in Bonstettens neuester Schrift; La Scandinavie et les Alpes, einen neuen Beweis erhalten, daß der würdige Greis nicht alt wird. Es ist in dem Büchlein, dem Sie im Literaturblatt gewiß einen eigenen Artikel widmen werden, so viel Geist als Gemüth ausgesprochen. Die Vorrede muß jedes deutsche Herz freudig rühren. Der Nachtrag, welcher die skandinavischen Artikel enthält, ist für Frankreich von großem Interesse, weil dort nur sehr wenige von Island, seiner Geschichte, Literatur ꝛc. etwas wissen. Diese Abschnitte sind aber auch für Deutsche interessant. Bonstetten war vorigen Winter einige Mal recht unpäßlich, und man vermißte ihn ungern in den Soirées, die er durch seine jugendliche Munterkeit, und seinen liebenswürdigen Humor belebt. Es ist wirklich rührend zu sehen, wie unsere jüngsten und schönsten Frauen ihm den Hof machen, den er mit der ihm eigenen, nie alternden Grazie empfängt. —

Ueber unser Journalwesen waltet ein eigener Kakodämon. Lange hatte Genf gar kein Zeitblatt, während in dem unbedeutenden Lausanne zwey politische Blätter herauskamen, wovon das eine, die Gazette de Lausanne, selbst im Auslande gelesen wird. Nun erschien seit dem neuen Jahr, unter Dürands Redaktion ein Journal de Geneve, das gleich im Anfang gewaltige Böcke schoß. Dürand trat nach einigen Monaten von der Redaktion ab, und in der neuern Zeit hatte sich die Zeitschrift sichtlich gehoben, als der Prospektus eines neuen Courier du Leman, ebenfalls unter Dürands Redaktion, mit einer Emphase auftrat, die den das Einfache liebenden Genfern sehr unangenehm auffiel. Männern wie Dumont, Rossi, Bonstetten, de Candolle, Geneviere ꝛc. war es peinlich sich in diesem Prospektus fast namentlich als große Lichter aufgeführt zu sehen, und Jedermann lachte über die Behauptung, daß Genf — die großen Hauptstädte Europa's ausgenommen — allen andern Städten dieses Welttheils, hinsichtlich der Zahl berühmter Namen, zur Seite gesezt zu werden verdiene. Der Franzmann hat wahrscheinlich alle Universitäten, außerhalb Frankreich, vergessen! Ich kann Sie versichern, daß jeder Gebildete in Genf solch' lächerliche Weise sich hinaufzuschrauben höchlich mißbilligt. Jene wahren Literatoren haben sich auch laut gegen die Dürand'sche Anmaßung erklärt. Von diesem Courier wird nächsten Monat das erste Blatt erscheinen. Wahrscheinlich wird nun zwischen beyden Journalen offene Fehde entstehen, die das Journal de Geneve eigentlich schon mit einer beißenden Kritik jenes schwülstigen Courier-Prospektus begonnen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Juni 1826.

Lerne Ruhe mit Kraft, mit Vernunft den Glauben vereinen.
Muth verlasse dich nie, und nie beym Muthe die Demuth.

Lavater.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

6.

Da verbreitete sich das Gerücht: der Kanzler des Kaisers sey zu Straßburg eingetroffen mit vielem Kriegsvolke: Heinrich habe dem Stift Hohenburg unerbittliche Rache wegen der Aebtissin Widersezlichkeit geschworen und seinem Abgesandten geboten, es mit stürmender Hand zu nehmen, sollte man nicht gehorsam die Pforten öffnen. Die edeln Geschlechter, Klöster und Landleute des Gaus boten der Oberin ihren kräftigsten Schuz gegen die Unterdrücker an, und viele bewaffnete Haufen sammelten sich im Angesicht der beobachtenden Waffenleute des Kaisers. — Herrad aber besänftigte durch friedliebende Rede ihren empörten Sinn, bat sie, ruhig zu ihrem Heerde zurückzukehren, und erlaubte ihnen endlich, da sie das Leztere standhaft verweigerten, den Begebenheiten, die sich auf Hohenburg ereignen würden, als ruhige Zeugen beyzuwohnen.

Dem Kanzler ließ sein Durst nach vollwichtiger Genugthuung keine Rast noch Ruhe zu Straßburg. Er spottete der Ermahnungen des Bischofs Konrad von Hünebura, der in schwerer Krankheit darniederlag, und den Ungeduldigen beschwor, Aufschub zu geben, nicht zum Aeußersten zu schreiten. Taub für die Stimme der Milde zog der Kanzler mit seinem Heerhaufen, aus roben wendischen Kriegern bestehend, gegen den Berg an. Wie staunte er aber, als die ausgestellten Wachen ihm berichteten, die Höhe wimmele von freywillig herbeygeeilten Vertheidigern, . . . als er nun selbst an den Schaaren vorüberzog, die die Kaiserlichen ruhig, aber in mißbilligendem Schweigen vorüberließen, und sich wie eine drohende Wetterwolke ihrem Zuge anschlossen? . . . Eine unzählige Menschenmenge erfüllte den Raum, der, von der Heidenmauer eingeschlossen, das Hofgebiet des Stifts bildete, und erwartete in kühner Stellung, was sich begeben würde. Vergebens ermahnte der Kanzler das Volk, sich zu zerstreuen . . . vergebens drohte er mit kaiserlichem Unwillen. Unbeweglich stand die Masse, Schmeichelrede und zwingherrische Drohung verachtend. Der Kanzler ließ endlich ab von seinem fruchtlosen Bemühen. Seine Knechte machten ihm Bahn durch die Menge, und er näherte sich dem Gebäude.

Was aber erblickt er? Kirchenthüre und Klosterpforte fest verschlossen, nicht ein neugieriges Auge lauscht an den Fenstern. In Todesstille ruht das gewaltige Haus wie ein Felsen, unerschüttert in dem wilden Wechselsturme der empörten Wogen.

„Verdammtes Gaukelspiel!“ murrt der Kanzler zwischen den Zähnen, zieht aber mit hoher Fassung des Kaisers Brief hervor, der ihm unbegränzte Gewalt verleiht, liest ihn vernehmlich ab und fordert dann mit lauter Stimme die Oeffnung der Pforte. Keine Antwort. — Die zweyte Aufforderung bleibt eben so fruchtlos. — Auf die dritte und lezte Mahnung antwortet Hohn und Spott des harrenden Volkes.

Nun kennt des Kanzlers Wuth keine Gränzen. Mit fürchterlichen Schmähungen befiehlt er seinen Trabanten, mit ihren Lanzenbeilen die Pforten gewaltsam einzuschlagen. Mit Jubelruf bereiten sich die Wenden zu dem willkommnen Geschäft. Ein Hieb geschiedt gegen die Thüre;... da kann das Volk sich nicht länger halten. Brausend durchbricht es seine Schranken, und obwohl größtentheils unbewaffnet oder schlecht gerüstet, decken hundert Leiber gleich einem Bollwerk den Eingang in das Gotteshaus. Von allen Seiten bedrängt und bedroht, gibt der Kanzler das Zeichen zum Gemetzel.

„Schlagt sie nieder, die Hunde!" ruft er mit donnernder Stimme, und schon drohen blanke Klingen, schon blitzen geschwungene Hellebarten in der Luft, schon starren mörderische Spieße gegen das erbitterte Volk ... das Entsetzliche soll geschehen ... unerbittliches Würgen an geweihter Stätte beginnen, als plötzlich gleichsam mit Donnergekrach die Pfortenflügel aufspringen, und blendende Helle aus der Oeffnung strahlt!

Ueberraschend wirkt der Anblick auf die gereizten Kämpfer. Die Vertheidiger weichen betroffen, geblendet fahren die Angreifer zurück, und vor den Eingangsstufen wird eine weite Fläche leer. Der Kanzler, von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, blickt nach der Pforte hin, und kaum traut er seinen Augen: denn umgeben von der ganzen Jungfrauengemeinde, umstrahlt von zahlloser Kerzen und Fackeln Schein, umflattert von geweihten Panieren, steht Herrad, die heldenmüthige Landspergerin, im Festgewande ihrer Würde, den goldnen Hirtenstab in der Hand, auf des Klosters unentweihter Schwelle. Sie kömmt, den Wüthenden ihre eigene Brust darzubieten, um das Vergießen unschuldigen Blutes zu verhüten. Verklärt leuchten ihre Züge, und ihr edler Blick scheucht die rohen wendischen Banden in die Schranken der tiefsten Ehrfurcht zurück. Die erhabne Größe dieses Schauspiels macht ihre nimmer verjährende Herrschaft auf die Gemüther der Krieger geltend. Scheu fliegen ihre Blicke zu Boden; die mordgewohnte Waffe entsinkt der gelähmten Faust; Haupt und Knie folgen unwillkürlich, und in wenigen Augenblicken liegen vor Herrad, gleich wie vor einem Heiligenbilde, die im Staube, die noch vor Kurzem trotzig aufgerichtet Muth und Rache schnaubten. Versteinert sizt der Kanzler zu Pferde, als er gewahrt, wie mißlich seine Sache steht. Herrad aber beginnt mit fester Stimme die Knieenden anzureden: „Was wollt ihr von mir? Hier bin ich! — spricht sie — mich befremdet jedoch die Stellung, in der ich euch vor mir sehe. Höheren, nicht mir geschehe diese Ehre. Steht auf!"

Es geschieht. Herrad fährt nach kurzer Weile fort: „Ihr seyd gekommen, um Rache auszuüben an dieser Freystätte der Unschuld. Thut es; vollstreckt euer Geschäft, aber fordert nicht, daß ich meinen Muth verläugne. Nimmer dürft ihr hoffen, die Auslieferung der bedauernswerthen Frauen in Güte zu erhalten, denn der Himmel will nicht, daß sie, in schweres Joch gebeugt, der Laune eures übermüthigen Gebieters zum Spiele dienen sollen. Nachgiebigkeit ... Schwäche ... ist meiner Seele fremd. Es bleibt euch also noch der Weg der Gewalt, und ein leichter Sieg wird euch werden. Hier sind nur schwache Weiber zu bekämpfen, aber nur über meine Leiche dringt des ersten Frevlers kecker Fuß in des Heiligthumes Innere, und unsere Schmach wird euch angerechnet werden an jenem Tage!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Diese Eröffnungen von Seiten eines Mannes, den ich gar nicht kannte, und die Worte, die er über den Finanzzustand hatte einfließen lassen, erregte die Furcht in mir, er möchte, meiner, der Schatzkammer geleisteten, Dienste eingedenk, mir das Finanzministerium antragen wollen. Bald blieb mir kein Zweifel darüber, als ich, mich bey dem Direktor zur Tafel einstellend, in dem Speisesaal seinen vertrauten Freund, Herrn Regnier — nach dem achtzehnten Brumaire zum Senator ernannt — ganz allein antraf. Ich war diesem Mann ehedem mehrmals in der Gesellschaft begegnet; er hatte einen gewandten Verstand, und ohne ihn genauer gekannt zu haben, machte mir sein Wiedersehen Vergnügen. Er lud mich zu einem Spaziergang in den Garten ein, lenkte das Gespräch auf eben den Gegenstand, über welchen Sieyes am Morgen gesprochen, und sagte zulezt: der jetzige Minister könne den Verfall der Finanzen nicht abwenden, das Direktorium bedürfe eines Mannes von anerkanntem Ruf und einer so bekannten Redlichkeit, daß sie das gänzlich verlorne öffentliche Zutrauen wiederherstellen könnte. Ich verstand sehr gut, wohin er wolle, that aber nicht desgleichen, und beharrte bey der Aeußerung, daß sich kein vernünftiger Mensch unter den gegenwärtigen Umständen mit einer solchen Verantwortlichkeit beladen könne.

Die Glocke, welche das Diner ankündigte, unterbrach zu meiner Zufriedenheit dieses Gespräch und ich glaubte genug gesagt zu haben, um jeder nähern Erörterung zu entgehen. Darin irrte ich mich aber; nach wenigen Tagen erhielt ich eine neue Einladung; im Luxemburg angekommen, ward ich auf eine geheimnißvolle Art über einen besondern Gang in ein, an den Sitzungssaal des Direktoriums stoßendes, Kabinet geführt. Bald darauf trat Sieyes mit sehr belebtem Gesichte herein; er mochte sich mit seinen Kollegen gestritten haben, denn er rief: „Was das

für Leute sind! — Guten Morgen, fuhr er auf mich zutretend fort, ich habe Sie gebeten, mich zu besuchen, um Ihnen zu sagen, daß Sie das Finanzministerium annehmen müssen." — „Das ist unmöglich," antwortete ich. „Und warum?" — „Weil da, wo es weder Finanzen noch Mittel, welche herbeyzuschaffen, gibt, ein Finanzminister nichts nützen kann." Ich fand den Direktorialpräsidenten viel leichter zu behandeln, als ich mir's vorgestellt hatte; er gestand ein, daß ein solcher Posten bey der Lage, in der sich die Regierung befand, und bey der Art, wie sie ihre Minister behandelte, nicht leicht angenommen werden könnte. „Wenn Sie aber den Auftrag ausschlagen, werden Sie den Kummer haben, die Wahl des Direktoriums auf einen zu diesem Amt durchaus untüchtigen Mann fallen zu sehen." Er bezeichnete Karl Lindet. „Gut, sagte ich, auch diesen noch; vielleicht trägt sich bis dahin irgend etwas zu, was es möglich macht, sich der Sache mit einiger Hoffnung glücklichen Erfolgs zu widmen — denn so, wie sie jezt steht, kann sie nicht dauern." — „Nun wohl! wir wollen warten und geduldig seyn," antwortete Sieyes, und ich verließ ihn, sehr froh über diesen Ausgang unserer Unterredung, den ich nicht so günstig für mich erwartet hatte.

Auf diese Weise gingen noch sieben Monate bis zu dem merkwürdigen achtzehnten Brumaire hin. Nach den Vorgängen, die damals stattfanden, legte ich mir selbst die Frage vor: was ich thun würde, wenn man mir das Finanzministerium nun abermals antrüge? Frankreich, sagte ich mir, liegt in den lezten Zügen; die Anarchie droht uns zu verschlingen, wenn der außerordentliche Mensch, den der Himmel mit unserer Rettung beauftragte, in seinem Unternehmen scheitert, wird sich die Zeit von Robespierre's blutiger Herrschaft erneuen. — Und scheitern muß er, wenn nicht alle Menschen, die ihm beyzustehen fähig sind, sich um ihn versammeln. Er hat sich schon als Krieger, als Gesetzgeber erwiesen; man kann von seinem Muth, von seinem Genie für die allgemeine Verwaltung alles erwarten, allein er muß Mitarbeiter haben, die, ein jeder in seinem Fach, ihm bey den Details behülflich sind, die er nicht kennen kann, und die mit den Mitteln der Ausführung vertraut sind. Ohne Zweifel ist er von Gefahren umgeben und der Erfolg ist ungewiß; allein Alles berechnet, ist es doch besser, ehrenvoll im Kampfe für sein Land zu sterben, als vertheidigungs- und ehrlos unter den Dolchen der Mörder — und diesem Schicksal würden wir, im Fall jene Horde die Oberhand behalten hätte, nicht entgangen seyn."

Mit diesen Gedanken beschäftigt, brachte ich die Nacht zu, und am nächsten Morgen erhielt ich von Sieyes, welcher den vorigen Tag vom gesetzgebenden Rath zu einem der provisorischen Konsuln ernannt worden war, die Einladung, mich zu ihm zu begeben. Ich zweifelte nicht, daß er mir seinen früheren Vorschlag wiederholen würde, und trat mit dem Entschluß, ihn anzunehmen, bey ihm ein.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Wahrscheinlich wissen die meisten Ihrer Leser, daß alle Parlamentsmitglieder, Lords sowohl als Gemeine, das Recht haben, täglich zwanzig Briefe portofrey zu empfangen, und ebenso zehn wegzuschicken, und die Peers allezeit, die Deputirten aber während der Sitzungen des Parlaments, und vierzig Tage nachher von Schuldenhaft frey sind. Sobald aber das Parlament, wie eben jezt, aufgelöst ist, hören die Rechte auf einmal auf, selbst für die Peers, bis die Wahl des ersten Deputirten dem Ministerium angekündigt ist, welches gewöhnlich schon zehn bis vierzehn Tage nach der Auflösung stattfindet. Sie können sich denken, daß während dieses Zwischenraums mancher Gläubiger besonders thätig, und mancher Schuldner in großer Verlegenheit ist. Ja man will behaupten, daß manche nur darum sich zu Parlamentsgliedern erwählen lassen, um sechs bis acht Monat lang im Jahre vor ihren Gläubigern sicher zu seyn. Vor ungefähr dreyßig Jahren noch durfte jedes Parlamentsglied so viele Briefe in einem Tage wegsenden und empfangen als ihm gefiel, er brauchte dann nichts weiter zu beobachten als seinen Namen auf ein Convert zu schreiben; und es gab Leute, die den ganzen Tag nichts anders thaten als Namen schreiben, und wo ein Parlamentsmitglied sich sehen ließ, war das Erste, daß man ihm einen Haufen Briefe zum Aufschreiben seines Namens gab. Auch konnte man damals in jedem Kaffeehause um jede Kleinigkeit frankirte Converts kaufen, und manche Kaufleute und Banquiers wurden blos um dieses Vorrecht's willen Mitglieder, und schickten jeden Abend Schubkarren voll frankirter Briefe auf die Post. Da unter diesem System nun nothwendig das Postamt leiden mußte, so wurde die Anzahl der Briefe, wie oben gemeldet, beschränkt, und das Mitglied muß nicht nur auf einen abzusendenden Brief seinen Namen, sondern auch die ganze Adresse, und das Datum der Absendung eigenhändig schreiben, und wenn es in einem Tage nicht seine volle Anzahl sendet oder empfängt, so darf es sich nicht an einem folgenden dafür entschädigen. Indessen ist auch dieses Vorrecht für ein Handelshaus noch jährlich seine 5 bis 600 Pfund werth, und verdient allein schon, daß ein Kaufmann oder Banquier ein paar Tausend daran wage, um ins Parlament zu kommen, da er hoffen darf, seinen Sitz sechs Jahre lang zu behalten; auch versichert man, daß dieser Umstand bey manchen mit in Anschlag komme.

Es ist eine allgemeine Klage in der alten und neuen Welt, daß die Rechtsgelehrten zu großen Einfluß haben. Der folgende Umstand möge zum Belege dienen, wie schwer diesen Herren beyzukommen ist. Es ereignete sich oft, daß, um Zeit zu gewinnen, oder blos aus Chicane, wenn ein Prozeß entschieden war, der Advokat der verlierenden Parthey, um ein sogenanntes Writ of error bat, das heißt, um einen Befehl, eines Irrthums im Prozesse wegen, die Entscheidung nicht stattfinden zu lassen, bis es bewiesen würde, daß ein neuer Prozeß stattfinden sollte. Nach dem damals bestehenden Gesetze konnte ein solcher Befehl nicht leicht verweigert werden, und der Gegner war genöthigt, oft mit schweren Unkosten, sich zu einem neuen Prozeß

vorzubereiten, obgleich dadurch unter fünf-und-zwanzig Fällen selten einmal die Sache eine andere Wendung erhielt, und der, welcher den Prozeß gewonnen hatte, blos seine Zeit und neue Unkosten verlor. Diesem Uebel abzuhelfen, ward verordnet, daß, wer um einen Writ of error anhielt, gehörige Bürgschaft leisten sollte, daß er die Sache weiter verfolgen wolle, weil er dann, im Fall einer Entscheidung gegen ihn, zum Kostenersaz der andern Parthey verurtheilt werden könnte. Nun aber halten die Advokaten nicht mehr darum an, aber sie erlangen ihren Zweck, indem ein halbes Duzend von ihnen mehrere Tage hinter einander vor dem Richter spricht, und somit nicht nur den Gegner in Verlust von Zeit und Unkosten bringt, sondern noch dazu den Richter seiner noch kostbarern Zeit beraubt.

Es ist so eben eine Uebersezung von deutschen Erzählungen in drey Bänden, mit Holzschnitten, von Cruikshank erschienen, worunter auch die Patrizier und Meister Floh; in welcher leztern der Teleskopkampf zu einem vortrefflichen Holzschnitt Veranlassung gegeben. Eine Erzählung, der blinde Passagier genannt, hat, sonderbar genug, im Englischen denselben Titel; da aber in dieser Sprache diese beyden Wörter nur in ihrer eigenen Bedeutung gebraucht werden, so muß sich der mit dem Deutschen unbekannte Leser freylich wundern, wenn er nirgends etwas von einem wirklich Blinden findet. Ob sie sonst richtig übersezt sind, habe ich keine Zeit gehabt zu untersuchen; ebensowenig als im Lorenz Stark, wovon die Uebersezung so eben herausgekommen ist.

Ein vortreffliches Werk: Memoirs of the Court of Henry VIII., von Mrs Thomson, zwey dicke Octavbände, verdient Erwähnung. Es gibt uns eine klare unpartheyische Ansicht von der Geschichte und den Zeiten dieses Frauenmörders, mit kritischem Hinblick auf alle ältere und neuere Werke, welche sich auf dieselbe beziehen; und der Fleiß, womit die Verfasserin den gegenseitigen Werth und die Glaubwürdigkeit derselben erwogen zu haben scheint, verdient das höchste Lob.

Auch muß ich Ihre geehrten Leser auf ein zweytes Werk des Hrn. Frazer aufmerksam machen, von dessen Reise in Khorasan ich Ihnen Auszüge gab. Es heißt Travels and Adventures etc., d. h. Reisen und Abentheuer in den persischen Provinzen auf dem südlichen Ufer des caspischen Meeres, ein Quartband, welches eigentlich eine Fortsezung der obigen Reise ist.

Ein neues Wörterbuch der englischen Sprache, von Thomson, verdient wegen der großen Menge der etymologischen Quellen, welches es bey der geflissentlichsten Kürze und Gedrängtheit darbietet, die Beachtung des Sprachforschers; besonders beweist die Vorrede, daß die Belesenheit des Verfassers, ehemals Sekretär des Lord Hastings in Indien, nicht von gemeiner Art war.

Reynold's Memoiren kennen Sie vielleicht schon; sie sind voll herrlicher Anekdoten. Die folgende, die er von einem Amerikaner haben will, ist sehr artig: Eine indische Königin, von bedeutender Korpulenz, fand einen großen Gefallen am öffentlichen Baden, und zwar im Angesicht ihrer getreuen Unterthanen, die vom Ufer her ihre schwarzen Reize bewunderten. Einmal, als sie sich, wie gewöhnlich, hatte in's Meer hinausrudern lassen, sprang sie in Gegenwart ihres ganzen Hofes in's Wasser, tummelte sich eine Zeit lang darin herum, und wollte eben zum Boote zurück schwimmen, als sich ein Hay blicken ließ, und sie auf dem Fuße verfolgte. Vergebens strengte sie ihre lezten Kräfte an, um das Boot zu erreichen, der Hay war ihr auf den Fersen, und wollte eben nach ihr schnappen — da faßte der Hofmarschall einen Pagen und warf ihn, wie er stand und ging, zwischen die Königin und den Hay. In einem Augenblick hatte ihn das Unthier im Rachen, aber dieser Augenblick reichte hin, um die Königin an Bord zu heben. Es läßt sich denken, daß der Hofmarschall zu den höchsten Ehrenstellen erhoben ward; und um die Familie des armen Pagen auch einigermaßen zu entschädigen, erhielt sein Bruder seine Stelle, mit der Erlaubniß, die Königin nicht zum Bade begleiten zu dürfen.

Ich habe nur noch eben Raum, Ihnen zu melden, daß gestern (den 5ten) Hr. von Weber mit Tode abgegangen ist. Noch am 26sten vorigen Monats war er bey einem Konzerte zugegen, und begleitete Miß Stephens auf dem Flügel zu einem Lied aus Moores Lallah Rook, wozu er nur erst die Melodie komponirt hatte. Er hatte diese Woche sein Benefiz in Covent-garden haben sollen, wozu er seinen Freyschüz bestimmt hat. Der Tod dieses großen Komponisten wird allgemein bedauert.

Genf, im Mai.

(Beschluß.)

Einen Aufsaz, der neulich in Ihrem Literaturblatt über Professor Genevières Schrift gegen die Momier-Sekte stand, habe ich in's Französische übersezt, und er hat hier allen denen gefallen, die nicht von dem häßlichen Sektengeist ergriffen sind. Leider ist er hier so arg, daß man sich kaum in irgend einem Haus davor bergen kann. Sie begreifen, wie viel der gesellige Verkehr und alles Zutrauen dabey leiden! — Aber nicht nur die Momiers treiben ihr Unwesen, auch die Katholiken fangen es an, so gering an Zahl sie auch sind.

Seit Genfs Restauration und seiner Anschließung an die Schweiz hat sich hier kein so großer und inniger Enthusiasmus gezeigt, als der für die armen verlassenen Griechen. Der Genfer Eynard in Florenz ging darin mit trefflichem Beyspiel voran. Alle Stände folgten, Reiche, Bemittelte und Arme. Die Kinder sogar brachten ihr Spielzeug dar, um es zu verkaufen, so z. B. trug der Knabe des Banquiers Hentsch, nachdem er schon mehrere Louisd'or in der Schule gegeben, eine metallene Kanone, die ihm sehr am Herzen lag, in's Sammelbüreau, und bat mit kaum unterdrückten Thränen, sie nach Griechenland zu schicken. Viele andere Kinder brachten heimlich ihre Sparbüchsen dar. Ein großes Konzert ward gegeben, wo mehrere 50—100 Billets bezahlten, aber nur Eines benuzten, eine Lotterie von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen hiesiger Künstler brachte viel ein, ebenso ein Verein hiesiger Literatoren, Vorstellungen im Theater 2c. Im Ganzen muß man auch dießmal auf Genf 100,000 Franken rechnen, nachdem schon zweymal früher mehr als diese Summe nach Griechenland geschickt worden. In allen Kirchen, Straßen, und in den größern Magazinen sind Sammelbüchsen aufgestellt, wo man auch wenige Sols mit Dank empfängt. — Gleiche Mildthätigkeit zeigt sich zu Lausanne und im Kanton Waadtland überhaupt, wo jede kleine Gemeinde, jede Kirche, jede Pension, jede Gesellschaft beygesteuert hat. Selbst in den rauhen Thälern des Jura, um die Furka, und am Fuß der Gletscher regte die Mildthätigkeit ihre balsamduftenden Hände. Die Schweizer, eingedenk ihrer Geschichte, fühlen den doppelten Beruf, den Griechen zu helfen: und wenn die hohe Pforte und Ibrahim-Pascha dieß rächen wollen: so laden wir sie mit all' ihrer Macht in unsere Berge und Thäler ein. Dieß wäre das sicherste und kürzeste Mittel ihrer loszuwerden. — Der Plan, seiner Zeit eine Schweizerkolonie in Griechenland zu gründen, ging von Genf aus, und wird wahrscheinlich zu Stande kommen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Juni 1826.

Wohl reizend ist es, doch im Licht einher zu wandeln;
Vergöttert da zu stehen vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.

Tiedge.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Beschluß.)

Man führte mich wieder auf den geheimen Weg in dasselbe Kabinet, wo ich Sieyes vor sieben Monaten gesprochen hatte. Gleich nach meinem Eintritt eilte er, aus dem Sitzungssaal kommend, auf mich zu und rief: „Nun, vor einem halben Jahr haben Sie meinen Antrag abgeschlagen.“ — „Und heute nehme ich ihn an,“ erwiederte ich schnell. „Das sieht Ihnen ähnlich, sagte er, mir die Hand reichend; treten Sie dort ein, Sie finden den General.“

Wirklich fand ich dort den Mann, der mir bis dahin nur durch seinen großen Ruf bekannt gewesen war. Er war klein, in einen grauen Ueberrock gekleidet, sehr mager, von gelber Gesichtsfarbe, mit Adlersblicken und sehr lebhaft und schnell in seinen Bewegungen. Er gab bey meinem Eintritt dem Gardekapitän einige Befehle; sobald sich dieser entfernt hatte, kam er äußerst gütig auf mich zu. „Sie haben, sagte er, lange im Finanzfach gearbeitet?“ — „Seit zwanzig Jahren, General.“ — „Wir bedürfen Ihrer Hülfe, ich rechne darauf. Gehen Sie, Ihren Amtseid zu leisten, wir haben Eile.“

Sobald dieses geschehen war, sagte er: „Der bisherige Direktorialminister soll sogleich mit Ihrer Ernennung bekannt gemacht werden, begeben Sie sich nach Verlauf von zwey Stunden in das Ministerium, um Besitz davon zu nehmen, und machen Sie uns sobald möglich einen Bericht von unserer Lage und den Mitteln, den überall stockenden Dienst wieder in Thätigkeit zu bringen. Heute Abend kommen Sie zu mir, in der Straße Delavictoire, so wollen wir über unsere Geschäfte sprechen.“

Ich begab mich hinweg, um die empfangenen Befehle zu vollziehen.

Herr Gaudin, der von Napoleon zum Herzog von Gaëta ernannt ward, behielt das Finanzministerium bis zur Restauration, in den Jahren 1815, 1816, 1817, 1818 saß er in der Deputirtenkammer, 1820 ward er Gouverneur der französischen Bank, bey welcher er nach dem Schluß des kurzen Abrisses seiner Lebensumstände im Februar 1826 noch thätig zu seyn scheint.

Der Herzog von Gaëte fügt noch am Schluß des ersten Theils seiner Berichte und finanzieller Aktenstücke unter dem Titel: Note anecdotique, die Darstellung eines Zeitpunktes seiner Verwaltung hinzu, welche als charakteristischer Zug Napoleons und seines Verhältnisses zu seinen Ministern einiges Interesse hat. Er sagt zum Eingange, daß dieses Verhältniß, so weit es ihn betroffen, unerachtet einiger Beweise von Beyfall, deren er im Laufe seiner Berichtserstattung erwähnt, nicht immer das genügendste gewesen sey. Dennoch, sezt er hinzu, war der Grund seines Charakters von Natur gerecht und gut. Es war, sagt er, bey dem Andrang seiner Geschäfte so schwer, daß er ununterbrochen gegen die Ränke der Hoffreunde auf seiner Hut seyn konnte. Der Werth, den er meiner Finanzverwaltung die ersten beyden Jahre beyzulegen schien,

seine mir verschiedene Male öffentlich bezeigte Zufriedenheit hatte einige Eifersucht erweckt; allein sobald ich die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte und die Geschäfte einen geregelten Gang nahmen, griff man Operationen, welche durchaus nur durch die sie übermächtig fordernden Umstände gerechtfertigt werden konnten, anfangs bescheiden, bald aber ganz bestimmt an. Ich erfuhr auch von sicherer Hand, daß man, immer mit dem Anschein mich zu schonen, bemüht war, mich bey dem ersten Konsul — der bey Männern vor allem Festigkeit liebte, — als einen, von der Natur dieser Eigenschaft beraubten Menschen darzustellen; sie behaupteten, ich gestatte den Einnehmern zu große Vortheile, ihre Verantwortlichkeit sey nicht hinlänglich strenge beleuchtet, ja sogar mein Aeußeres ward beschuldigt, die Schwäche meines Charakters zu verrathen.

Ich nahm bald wahr, daß es gelungen war, den ersten Konsul, wenn auch mir nicht ganz abwendig zu machen, doch sehr gegen mich zu erkälten. Er behandelte mich bey weitem nicht mehr mit seinem ehemaligen Wohlwollen. Dieß betrübte mich, denn ich hatte es nicht verdient, und ich beschloß, ihm schriftlich zu sagen, daß ich, wenn sein Zutrauen in mich, auf welchem allein meine Kraft in der öffentlichen Meynung beruhe, im geringsten abgenommen habe, es meine Pflicht sey, ihm zu melden, daß ich nicht mehr zu meinem Posten geschickt sey.

Dieser Schritt führte eine Erklärung zwischen uns herbey, die mir die Ueberzeugung gewährte, daß es meinen Feinden noch nicht gelungen sey, mich so vollständig, wie sie es hoffen mochten, bey ihm zu verkleinern; dennoch nahm sein Betragen gegen mich nicht wieder seinen ehemaligen Charakter an. Ich ergab mich nun darein aus einer Eigenliebe, die ich gar nicht verhehlen will, auf eine Zeit lang diesen Kaltsinn, der mir sehr weh that, stillschweigend zu ertragen.

Wir befanden uns im Jahr zehn, wo alle Spuren der revolutionären Zerrüttung verschwunden waren, und ich hoffen konnte, daß mein Bericht im Jahr eilf einen sehr günstigen Eindruck machen müsse. Ich hoffte auch, daß dieser Beyfall eine sehr vortheilhafte Wirkung auf den ersten Konsul hervorbringen würde, und schlüge dieses fehl, so blieb mir doch die Sicherheit, eine günstige Spur meiner Thätigkeit zu hinterlassen, da hingegen die Rechnungen, die ich bisher hatte ablegen müssen, die insgemein das Bild der größten Verwirrung darstellten, nur dazu hatten dienen können, meine Zurücksetzung zu rechtfertigen.

Während der Arbeit des Jahres eilf überzeugte ich mich immer mehr von der Ansicht, die ich mir über sie gemacht hatte, und überreichte sie nach ihrer Beendigung, dem Gebrauch nach vor dem Druck, dem ersten Konsul zum Durchsehen. Nach ein Paar Tagen gab er mir das Manuscript sehr kaltsinnig mit den Worten zurück: „Ich habe Ihren Rechnungsbericht gelesen; er scheint mir nicht übel; lassen Sie die für dessen Vorlesen im Staatsrath nöthigen Exemplare davon drucken."

Am Tage, wo dieses Vorlesen stattfand, hörte der erste Konsul die drey Stunden, welche es dauerte, ohne die geringste Zerstreuung zu, wobey er Zeile für Zeile in seinem ihm vorgelegten Exemplare folgte. Keine Bemerkung unterbrach es, aber sobald es beendigt war, hörte ich ein allgemeines Beyfallsmurmeln und empfing die Glückwünsche meiner Freunde. Der erste Konsul sagte nichts, und hob die Sitzung auf. Es war Gebrauch, daß die zwey andern Konsuln nach beendigtem Staatsrath Bonaparte in seine Zimmer begleiteten, und ich schloß mich ihnen an. Er ging immer sehr schnell, und im Winter hatte er die seltsame Gewohnheit, am Kamin stehend die glühenden Brände mit dem Absatz seiner Stiefel zu zerstoßen. Sobald er in das Zimmer getreten war, that er das auch jezt, sich seinen Gedanken überlassend; nach einer Weile sagte er, ohne daran zu denken, daß ich im Zimmer seyn konnte: „Man muß gestehen, des Finanzministers Rechnungsbericht ist eine schöne Arbeit; sie erträgt die genaueste Aufmerksamkeit der Details." Bey diesen Worten wendete er sich um und ich sagte nicht ohne einige Bewegung: „General, das ist mein süßester Lohn und der Ersatz für vielen Kummer." — „Ah! Sie sind hier? — nun es freut mich, daß Sie mich gehört haben. Uebergeben Sie morgen dem Minister des Auswärtigen (Talleyrand) vierzig Exemplare, daß er sie sogleich nach England sende; — die Leute, die unsere Angelegenheiten für so verzweifelt halten, müssen doch erfahren, wie sie stehen, und wie weit wir in drey Jahren, troz des Kriegs und des Zustandes, in dem wir Frankreich fanden, gekommen sind."

Von diesem Tage an behandelte mich Napoleon wieder, wie er es in den ersten beyden Jahren gethan hatte, und bis zum lezten Augenblick zu thun beharrte.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

Beschämt murren die rauhen Waffenmänner; da benuzt der Kanzler die Stille, um auf's Neue ihren Eifer zu entflammen. „Wie! ruft er ihnen zu, Weibergeschwäz kann Euch zu Boden schmettern? Ihr duldet es, daß euch die Gleisnerin verhöhnt? Ihr, des Herrschers Diener, schwankt in eurer Pflicht, von dieser Mummenschanz erschüttert? Ist eine Wahl zwischen dem ohnmächtigen Bannspruch eines frömmelnden Weibes und der Ungnade unsers Herrn und Kaisers? Sie lohnt euch mit glatten Worten, und ihr Zorn krümmt Euch kein Haar. Heinrich VI. zahlt mit blankem Golde, und straft mit heißem Blute! Wählt!"

Die kurze Rede, alle Triebräder des Eigennutzes in Bewegung setzend, ändert plötzlich Alles. Die kaum beschwornen Geister des Hasses und der Rachgier steigen wieder auf in den wilden Augen der Söldner. Eine Bewegung, und die gesenkten Waffen drohen wieder, und die Luft erzittert von dem Rufe: Es lebe der Kaiser! Es lebe Heinrich! Nieder mit Hohenburg. Die rasende Schaar dringt mit zerstörender Wuth gegen die Pforte. Ein Schrey des Entsetzens wird gehört, aber Herrad, in dem entscheidenden Augenblicke von Begeisterung entflammt, streckt majestätisch den Angreifern den Hirtenstab entgegen. — „Zurück!" ruft sie mit überkräftiger Stimme. Ihre Augen blitzen, und ihre Gestalt erhebt sich in der Haltung einer Seherin. — „Zurück! wiederholt sie . . . zurück verblendeter Pöbel!"

Noch einmal gehorchen die Stürmenden, magischer Kraft nachgebend. „Rasendes Volk!" fährt Herrad fort, und heiliger Zorn flügelt ihre Worte — „welchen Götzen rufst du an? . . . Zittre! . . . Dagon stürzt in den Staub vor der Bundeslade . . . auch des Tyrannen Tage sind gezählt . . . auch seine! . . . Er wälzt sich im lezten Kampfe. Purpur und Krone vergeben vor seinem brechenden Auge . . . jezt tritt der Todesengel zu seinem Lager . . . fürchterlich und unerbittlich . . . Umsonst des Frevlers Widerstreben . . . der strenge Bote weicht nicht . . . jezt berührt er mit dem eisigen Finger sein Herz . . . Heinrich VI. ist nicht mehr!" —

Mit einem dumpfen Schrey weichen des Kaisers Knechte zurück, denn der Weissagenden Rede und ein Donnerschlag, der gleich himmlischer Bekräftigung durch die heitern Lüfte brüllt, feyerlich im Waldgebirg verhallend, geben der Prophezeihung eine so schauerliche Kraft, daß jede Brust von unsäglicher Angst sich bewegt fühlt.

„Darum eilt! . . . fährt in großer Bewegung Herrad fort — häuft nicht ein großes Verbrechen auf euch! Flieht! . . . zu den Füßen Philipps von Schwaben ist eure Stelle, denn er ist euer Kaiser! Hinweg! sonst trifft des Himmels Strafgericht auch euch. Jezt regiert hier noch das Leben; in Kurzem droht euch der Tod an dieser Stätte!" —

Der Donner brüllt auf's Neue und grimmige Blitze spalten die Luft. Panischer Schrecken bemeistert sich der Gewaffneten. Vor ihnen die warnende Gestalt Herrads in überirdischer Hoheit, hinter ihnen das wuthentflammte Volk, über ihnen des erzürnten Himmels gewitterschwangere Wolken! . . . Unaufhaltsam reißt sie's dahin zur Flucht.

Lästernd läßt sich der Kanzler, als er sein Spiel verloren sieht, von dem Strome dahinreißen. Hohn und Verwünschung folgt ihnen aus dem Munde der Menge und der Himmel öffnet seine Schleußen und schüttet das furchtbarste Unwetter über sie aus. Athemlos erreichen die Flüchtlinge den Fuß des Berges; da aber auch hier der Donner der Höhen sie verfolgt, so rasten sie nicht eher, bis sie das unheilbringende Hohenburg ganz aus den Blicken verlieren, schiffen mit Lebensgefahr über den angeschwollenen Rheinstrom, und erst am jenseitigen Ufer begrüßt sie die Sonne wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Goldperlen.

Trübe Regentropfen fielen draußen in dein Lockenhaar.
Schüttle sie mir in die Hände, Perlen sind es, goldenklar.

Amor's Scheere.

Amor schleicht mit einer Scheere
Um dein Lockenhaupt verstohlen.
Nimm in Acht dich vor dem Gotte,
Denn er will das Haar dir scheeren,
Weil er sieht, daß alle Herzen
Nur in deinen Locken hängen.
Will er für ein andres Plätzchen
Auch einmal ein Herzchen haben,
Muß er es aus deinen Locken
Erst mit schwerer Mühe lösen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Demoiselle Sonntag, die gefeyerte, ist vor einigen Tagen nach Paris, um Gastrollen zu geben, abgereist, so daß jezt das Königstädter Theater, wenigstens der Kassier, wird feyern müssen. Denn jezt wird nicht mehr die wienerische Fee aus Frankreich, „sondern „die Fee in Frankreich" aufgeführt werden; eine Tragödie für Liebhaber. Diese hatten ihrer Angebeteten einen glänzenden Abzug bereitet. Die Jüngeren kauften beym Galanteriehändler gemachte Verse, die Aelteren und Alten gemachte Blumen, mit beyden, nämlich den Versen und Blumen, ward die beliebte und geliebte Sängerin überschüttet und überworfen, so daß ihr Dank beynahe erstickt wäre. Dann fuhr die neue Armide im Triumph, von der Schaar der Getreuen begleitet, als neupatentirte Kammersängerin nach Potsdam, wo sie dem Publikum ein Konzertfest gab, und ihr ein Abschiedsfest mit Rosenkronen und anderweitigen obligaten Lieblichkeiten gegeben ward. In Treuenbriezen schieden die Treuen, oder vielmehr Ungetreuen, denn kaum war Dem. Sonntag gen Westen fortgeflogen, als Madame Neumann von Westen her vorfuhr, und sich nun plözlich die Abschiedsklage in Wiedersehnsjubel verwandelte. Im Triumph ward sie nach Berlin geführt. Herr Haizinger hatte dadurch ein volles Konzert, die Berliner Vergnügen, Mad. Neumann Ruhm und Freude, und in den „Wienern in Berlin, und Strudelköpfchen," den rauschendsten Beyfall, so daß es des „lezten Mittels" kaum bedurft hätte. Auch Herr Wild feyert Triumphe; als Othello hat sein Spiel wie sein Gesang zur Bewunderung hingerissen, die sich bey der Darstellung des Telasko im Cortez wiederholte. Denn zum ersten Male trat die Gestalt wieder deutlich hervor; Herrn Blume's erstorbene Stimme hatte sie nicht zu verlebendigen vermocht. Telasko ist ein schönes

Mittelglied zwischen der niedergedrückten klagenden Verzagtheit Montezuma's, der still und ohne Widerstand der Gewalt eines mächtigeren Geschickes weicht, und der klaren, entschlossenen Tapferkeit Cortez, der für Montezuma dieß Geschick ist. Im ersten Akt ist Telasko der Held, der alle zum Kampfe anreizt, dessen Recitative den Klang einer widerstandleistenden muthigen Entschlossenheit ertönen lassen, und der nur schmerzlich bewegt wird, als er die liebende Schwester auf der Seite des Feindes stehn sieht. Im zweyten Akt aber hat sich Cortez zum siegenden Helden herausgearbeitet, die mächtigen, klaren Töne seines Muthes haben die Zaghaftigkeit seiner Krieger besiegt, er steht da als das siegende Geschick, das Amerika's Loos bestimmt, und Mexiko sich unterwirft. So zieht sich denn jezt im dritten Akt durch Telasko's Recitativ und Arie der Klang einer tiefen Heldentrauer über die Vergeblichkeit seines Muthes. Montezuma's Weichheit ertönt auch hier, aber ebensosehr erhebt sich der muthige Held des ersten Aktes, und der Zusammenklang jener stillen Klage mit diesem jezt dadurch unterdrückten, aber hiedurch glänzenden Heldenmuth weißt dem Telasko seine Stelle zwischen Cortez und Montezuma an. In diesem Sinne gab Herr Wild die Rolle, so daß wir nichts zu erinnern wüßten, als daß der Künstler sich nicht verleiten lassen möchte, auch während der Arien, der Lebhaftigkeit des Spiels wegen, stets die Stellung zu ändern, und Hände, Arme und Füße zu bewegen. Denn oft geschehen die Bewegungen gegen den Rhythmus des Gesanges, und indem auf diese Weise Ohr und Auge in Widerspruch gerathen, stört der Genuß des Einen den Genuß des Andern. Ueberhaupt tritt es noch zu häufig hervor, daß Herr Wild auch Schauspieler seyn will, wie lobenswürdig sonst auch dieß seltene Bestreben seyn mag. Die Darstellung dieser Oper aber gehörte zu den vorzüglichsten des ganzen Jahres. Herr Haizinger (Alvarez) ließ zum ersten Male die Töne des frischsten, lebendigsten Muthes erklingen, welche der Stimme Herrn Stümers, des früheren Darstellers, versagt sind, und gewährte hiedurch einen neuen Genuß. Herr Bader sang seit lange nicht mit solcher Reinheit und Kraft. Sein Gesang war vollendet. Und Amazily stand ihm nicht nach, zumal in ihren stillen Klagen und ihrer innigsten leidenschaftlichsten Hingebung, deren reine Gluth durch die Töne eines unterdrückten Schmerzes gemildert sind. Im Spiel wollten unsere einheimischen Künstler mit dem Gaste wetteifern. — Die neuen Scenen des dritten Aktes gefallen vielen Freunden des Komponisten nicht, wir müssen aber gestehn, daß sie uns eine wesentliche Verbesserung scheinen, indem erst durch sie sich die Oper zu einem Ganzen rundet. Denn wenn im ersten Akt sich das mexikanische Reich mit seiner strengen, mitleidlosen Priestergewalt als die herrschende Macht bewiesen hat, deren betäubende Töne Cortez Heer entmuthigen, so daß der Held nun die ganze Kraft seiner Tapferkeit aufzubieten hat, um diese Feigheit zu überwinden, und dadurch als das siegende Geschick der Gewalt jenes Priesters gegenüberzutreten vermag, so vollendet sich das Tongemälde erst dadurch, wenn sich nun auch die Macht des Priesters unmittelbar der Tapferkeit und dem Muthe des Helden entgegenstellt. Dieß geschieht in dem Terzett (Scene vier), als Moralez den Bericht bringt, daß Alvarez doch solle geopfert werden. Amazily bietet in den innigsten, und zugleich schmerzlichsten, hingebendsten Tönen dem Geliebten an durch ihren Tod seinen Bruder zu retten. Moralez ruft ihm in's Ohr; die Stunde des Opfers nahe, alles stürmt auf Cortez ein, sein Muth ist geschwächt, und vermag sich nicht wieder zu der glänzenden Klarheit des zweyten Aktes zu erheben. Die ganze Scene ist vortrefflich gearbeitet, und gehört zu den gelungensten der Oper, denn die Ineinanderarbeitung des fröhlichen Kriegerchor's mit dem Unglücklichen des Moralez und dem schmerzlichen Hingeben Amazily's und Cortez betäubtem Muthe ist von höchst dramatischer Wirkung. Dergleichen Effekte gelingen unserem Komponisten ganz besonders, schade nur, daß er immer Effekt auf Effekt häuft und dadurch den Effekt verfehlt. Rembrandt läßt nur einen Lichtblick über seine Gestalten hinblitzen, Terburg hat nur immer ein Atlasgewand, beyde machen immer Effekt; in so weit der Effekt Effekt machen kann.

Von älteren Lustspielen sind die Shakspear'schen „lustigen Weiber von Windsor" zum ersten Mal dem Gelächter des Publikums preisgegeben, aber so durchgehends ist die Prellerey der Charakter dieses Nachmittagslaunenstücks des großen Britten, daß dießmal Bearbeiter, Schauspieler und Publikum geprellt sind. Das Unternehmen ist im Ganzen mißrathen, und mit Recht. Denn für die Gelehrten, die Freunde und nahen Bekannten des Dichters bleibt eine Darstellung, wie wir sie hier sahen, nothwendig leer, kalt, todt und frostig, die vertrautesten Gestalten werden fremd, und das Publikum, dem sie fremd sind, kann damit nicht vertraut werden. Wie ergötzlich auch für sich diese allgemeine Prellerey seyn mag, der keine dieser Gestalten entgeht, so ist doch gerade diese Prellerey so sehr die Hauptsache, daß dadurch die einzelnen Gestalten jede für sich nur schwach bedacht sind, und für uns alle Bestimmtheit und Lebendigkeit verlieren, da eben ihre Bestimmtheit und Lebendigkeit nur in der lokalen Farbe, den Wortspielen, den Zeitanklängen und anderen Partikularitäten bestehn, die uns auf keine Weise zu interessiren vermögen. Wir sind in Windsor nicht zu Hause; wir kennen weder das Feld bey Frogmore, noch die Bleiche bey der Themse, wo der Waschkorb mit seinem ritterlichen Inhalt soll in's Wasser geworfen werden; die Sage des Jägers Herne und seine Eiche sind uns unbekannt; wo sich der Engländer heimisch fühlte, fühlen wir uns fremd und unbehaglich, da eben die Lokalität eine Hauptseite des Stückes ausmacht. Ohne diese Bestimmtheit sind die Gestalten für uns kahl. Der Walisische Priester mit seinen gelehrten Anmerkungen und seiner Käseliebe und all den Lieblingsspeisen und Provinzialismen geht uns ganz verloren, und der französische Doktor interessirt den Engländer auf ganz andere Weise als den Deutschen. Auch der eifersüchtige Ehemann Ford ist leer, und vermag kein Interesse einzuflößen. Wenn solche Gestalten, solche Interessen neu sind, wie zu Zeiten des Dichters, interessiren und ergötzen sie schon für sich auch ohne breitere und tiefere Ausführung, für uns aber ist der Witz mit den Hörnern schon so verbraucht, leer und frostig, daß uns die stete Wiederholung dieser Anspielung statt zum Lachen nur zum Gähnen reitzen kann. Am schlimmsten aber ist es mit den schon aus den beyden Theilen des 4ten her bekannten Gestalten Falstaffs, Bardolphs, Pistols, Nyms, Shallows. Denn einerseits sezt unser Stück die genaue Bekanntschaft mit ihnen voraus, und anderseits ist aber gerade diese genaue Bekanntschaft das Störende, denn in Gesellschaft dieser lustigen Weiber sind jene Herren der Komik nur noch Schatten ihrer früheren Heldengröße. Dieß ist aber auch der Sinn des ganzen Stücks. Denn mit der Thronbesteigung jenes liebenswürdigsten Prinzen, der in die Heldengestalt seines Vaters und in die leichtsinnige Ueppigkeit Richard des zweyten auseinanderfällt, und beyde doch so vortrefflich in sich vereinigt, indem er um seinen Leichtsinn weiß, und diese Thorheit zum Scherz und zum Spiel eines müßigen Heldenherzens herabsezt, — mit der Thronbesteigung dieses Prinzen ist Falstaff von seinem Thron gefallen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

